Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

Schriftleiter:
Dr. Reinhard Wittram

59. Jahrgang 1928

4A
43546

Verlag der Buchhandlung G. Loeffler, Riga

Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga.

Est. A
TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU
31201

(207-

Inhalt

I. Aufsätze

Seite

Berdjajew, N., Die Pseudoreligion des Sozialismus 253
Boehm, Dr. M. H., Baltentum und Außendeutschtum 23
Bokowneff, Mag. phil. P., Das Wesen des Russentums 490, 566
Born, Dr. E. Freiherr von, Der „Neue Kurs" in Finnland und seine Träger 384
Casperson, G., Vom Schultheater und von der Laienbühne in Kurland und Livland. 597, 673
Engelhardt, Dr. R. von, Was lehrt uns die Geschichte? 68
Frisch, Dr. H., Humanistische Bildung und Deutschbaltentum 639
Girgensohn, Pastor Dr. H., Ehe, Haus und Familie 78
Grewingk, Maria von, Eine baltische Chopin-Schülerin 418
Grüner, Oberpastor V., Die Kirche als Kulturfaktor und als Glaubensobjekt 185
— Kant uud der baltische Geist 407
— Die St. Jakobi-Kirche in Riga 711
Hasselblatt, Abgeordneter W., Gedanken über Sicherung des baltischen Raumes 12
— Die Notwendigkeit baltischer Rechtsangleichung 463
Hehn, Viktor, Über den Charakter der Liv-, Est-, Kurländer (1848) 587
Hollander, B., Alter und Jugend 352
Knappe, Syndikus E., Die erste baltische Wirtschaftskonferenz 249
Knorr, E., Die neue deutsche Front 194
Krannhals, P, Der deutsche Charakter unserer Zeitwende 631, 722
Kroeger, Dr. E., Zur Mentalität des baltischen Studenten 95

Seite

Laakmann, H., Dorpat 1919—1929 693
Laenen, Dr. H., Der Kampf zwischen Volk und Staat um den Boden der preußischen Ostmarken 261
Mettig R., Gedanken zu einer morphologischen Auffassung der Natur 284, 341
Oettingen, A. von, August von Oettingen 114
Petersen, Dr. O. von, Merkel und Kotzebue 318
Pirang, Architekt H., Groß-Riga 313, 398
Rimscha, Dr. H. von, Väter und Söhne. Ein Beitrag zum Problem der Generationen bei uns Balten 271
Rosen, Landrat a. D. Dr. H. Baron, Ein Friedensfühler 1918 486
Rosenberger, Dr. W., Neue Wege politischer Schulung und Disziplin. 392
Schilling, Prof. Dr. jur. E. von, Kultur, Recht und Gerechtigkeit 518
Schroeder, Dr. H., Ostlocarno-Gefahr 377
Sivers, Dr. E. von, Volksgruppe und Berufsschichtung 702
Stackelberg, Ed. von, Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik 40, 150
Unverhau, A., Die kulturellen Aufgaben des deutschen Theaters in Riga 473
Vietinghoff-Marienburg, A. Baron, Zum Gedächtnis an die Errettung vor zehn Jahren 223
de Vries, A., Das Ende der Opposition in der kommunistischen Partei 46
— Estland und Lettland 559
Wachtsmuth, W., Adel und Literatentum 101
Weiß, Dr H., Die Domkirche zu Reval im Wandel der Zeiten 510
Wittram, Dr. R., Die Generation von 1919 9
— Kritik der Fiktionen 357
Wrangell, W. Baron, Die Verschleppung nach Sibirien im Jahre 1918 31
— Die Politik der Esten 1917—1918. 65, 202
— Noch einiges zur estnischen Politik 1917—1918 364
— Der Vormarsch auf St. Petersburg im Oktober 1919 649
Wulffius. W., Entstehung und Gefährdung des baltischen Gemeinbewußtseins 3
— Ein Glaubensbekenntnis Edithas von Rahden 230
— Zehn Jahre 625

Kleinere Beiträge

Seite

Guleke, Oberförster A., Hochmoor 441
Katterfeld, Anna, Ein kurländischer Kulturpionier. Kulturhistorische Skizze 293
Kiwull, Dr. E. †, Aus dem gesellschaftlichen Leben einer livländischen Kleinstadt um 1800 432
Seraphim, Dr. E., Aus dem Werdegang einer kurländischen Literatenfamilie. 728
Sivers, Landrat a. D. R. von, Meine Flucht vor den Bolschewisten 732

Übernommene Aufsätze

*** Rußland und wir (Aus dem „Ring") 235
Liebau, H., Was geschah im Baltikum? Nachwort zum Seltin-Goldfeld-Prozeß (Aus dem „Ring") 735
Manteuffel, Dr. G. Baron, Paneuropa? (Aus dem „Ring") 437

II. Umschau

Alt- oder Jungbaltisch? (Wulffius)) 54
Russische Orientierung („) 55
Aus der „guten alten Zeit" („) 169
Wenn einer eine Reise tut („) 453
Sachkenntnis und Kritik („) 688
Protestantischer Kultus und musikalische Erneuerungsbewegung (Boehm) 53
Monaco, Wikingertum und baltisches Allerlei („) 56
„Abendland" und Nationalitätenfrage („) 168
Jargondeutsch als nationales Problem („) 240
Der Umschwung in Elsaß-Lothringen und der Osten („) 369
Deutsche Theaterkritik (Wittram) 58
Versöhnungswille und Rechtsüberzeugung („) 161
Gegenwartsgenügen („) 242
Zum 22. Mai („) 303
Misdroy 1928 („) 370
Aus dem Hotelfenster gesehen („) 453
Ein Museum („) 623
November („) 683
Verschleierungsversuche („) 683
Gedanken über den Luther-Film („) 685
Um den objektiven Standpunkt („) 742
„Friedensmäßig"? („) 744
Gotische Renaissance (Dr. Kurt Plachte) 158
Neue Hebung baltischer Geistesschätze (Dr. B. v. Schrenck) 163
Brückendienst? (H. v. Rosen) 241
Von der baltischen Denkweise (Wilhelm Baron Wrangell, aus den „Baltischen Stimmen") 242
Erwiderung (Hamilcar Baron Foelckersam) 303

Seite

Die Generation der „Älteren Brüder" Eine Erwiderung (Roland Mettig) 372
Zur Frage der baltischen Generationenfolge (Dr. H. Hach und Dr. H. v. Rimscha) 545
Notizblätter (H. Stegman) 300
Wirtschaftselend (H. Stegman). 374
Der Handelsvertrag mit der Sowjetrepublik und die Wirtschaftslage Lettlands (Syndikus E. Knappe) 447
Eindrücke in Lettland (Axel de Vries, aus Reisebriefen des „Revaler Boten") 454
Die Religiosität der Kinder in Rußland (R. EV. P.) 456
Die lettgallische Gefahr und das Bevölkerungsproblem in Lettland (Ernst Kiwull) 552
Lettgallisches („) 748
Leo Tolstois Weltanschauung. Zu seinem 100. Geburtstage am 9. September 1928 (Ernst Keuchel) 554
Die lettische politische Tagespresse 620
Züge im Antlitz heutiger Jugend 687
Zehn Jahre Abstand (Alfred Schönfeldt). 740
Die Wirtschaftspolitik Lettlands 1928 (Syndikus E. Knappe). 745
Herdflammen 59
Der Revaler Domkirchenprozeß in der Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft 162
Die Vorschläge des Vereins lettländischer Landwirte 451
Leitsätze der ersten baltischen Juristenberatung in Dorpat am 22. und 23. September 1928 557
Professor D. K. Graß-Dorpat † (Erich v. Schrenck) 170

III. Bücherbesprechungen

Acta Wrangeliana 1928 Nr. 1 457
Akademisches Jahrbuch der deutsch-baltischen Studentenschaft 1927 62
Aldanoff M. A., Das Rätsel Tolstoi 757
Behling, Winfried, Aus der Vergangenheit des Stadt-Waisenhauses zu Riga 375
Bergengruen, Werner, Das Brauthemd. Das Buch Rodenstein. Das Kaiserreich in Trümmern (Dr. O. v. Petersen) 306
Blüher, Hans, Die deutsche Position. 178
Daniloff, J. N., Dem Zusammenbruch entgegen 179
Eckert, Walter, Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus (Dr. P. v. d. Osten-Sacken). 179
Forßman, Julius, Rationalismus und Intuition in H. von Kleists Seelenhaltung und Dichtung Riga 1928 (Dr. O. v. Petersen) 754
Frobenius, Else, Mit uns zieht die neue Zeit (R. Walter) 244
Hahn, D. Traugott †, Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche, von Anny Hahn (A. Schabert) 756
Hartge, O., Wir zogen in das Feld Reval 1928 689
Hausenberg, Margarethe, Matthias Grünewald im Wandel der deutschen Kunstanschauung (Dr. H. Loeffler) 59

Haushofer, Karl, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung Seite 60
Hollander, Bernhard, Geschichte der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga 1802–1927 60
Hunnius, Carl, Altes und Neues von, (Dr. Burchard v. Schrenck) 459
Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1928 61
" " " " " " " " 1929 758
Linberg, Irmela, Ehe 691
Meyer, Bischof, Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche (Prof. Dr. W. Stieda) 245
Pohrt, Otto, Reformationsgeschichte Livlands (Prof. Dr. L. Arbusow) 749
Rimscha, Hans v., Rußland jenseits der Grenzen, und Karl Anton Prinz Rohan, Moskau (Dr. H. Frisch) 246
Zur Entgegnung (Hans von Rimscha) 311
Erwiderung (Dr. Harald Frisch) 461
Spekke, A., Alt-Riga im Lichte eines humanistischen Lobgedichtes vom Jahre 1595 (Dr. A. Bauer) 307
Stenbock-Fermor, A. Graf, Meine Erlebnisse als Bergarbeiter 375
Studien über Sowjetrußland (Dr. Alexander v. Tobien) 172
Siewert, Elisabeth, Der Sumbuddawald 248
Wegener, Alexander, Herder und das lettische Volkslied (Dr. O. v. Petersen) 457
Winkler, Wilhelm, Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum 183
Wrangell, Baron Wilhelm, Geschichte des Baltenregiments (Alfred Schönfeldt). 740

IV. Aus deutschen Zeitschriften 1928

Auslese von Aufsätzen Januar—März 184
" " " April—Juni 376
" " " Juli—September 558
" " " Oktober—Dezember 759

Zur Einführung

Als nach zwölfjähriger Unterbrechung die „Baltische Monatsschrift" im April v. J. wieder zu erscheinen begann, waren Herausgeber und Verlag sich der Schwierigkeiten des Unternehmens wohl bewußt. Nun hat sich die innere Lebensfähigkeit der „Baltischen Monatsschrift" soweit erwiesen, daß mit dem beginnenden Jahr an eine Erweiterung ihres Fundamentes geschritten werden konnte. Durch einen erweiterten Herausgeberstab soll das lebendige Zusammenwirken der baltischen Kräfte in Lettland, Estland und im Deutschen Reich in Erscheinung treten. Das Arbeitsprogramm, das sich die Herausgeberschaft in eingehenden Beratungen gesteckt hat, soll nach der inhaltlichen Seite hier nicht näher umrissen werden. Inhalt und Anlage des vorliegenden Heftes geben ein Bild davon, daß die „Baltische Monatsschrift" aus Gründen der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes neben größeren Abhandlungen ihren Lesern in jedem Heft eine Anzahl kürzerer Beiträge aus allen Gebieten baltischen Lebens bieten wird. In jedem Heft wird ein Politischer Brief, der alle Ostfragen besonders aufmerksam verfolgen wird, aktuelle Vorgänge beleuchten; eine „Umschau" soll die Möglichkeit bieten, zu Fragen des baltischen Interessenkreises hinweisend oder kritisch Stellung zu nehmen. Im Literaturbericht sollen vorzugsweise Werke über baltische und allgemein östliche Fragen und Arbeiten von baltischen Verfassern behandelt werden. Eine Verbesserung der äußeren Ausstattung wurde im Rahmen des technisch Möglichen angestrebt.

Daß die Notlage der Gegenwart das Durchhalten der „Baltischen Monatsschrift" außerordentlich erschwert, braucht nicht näher begründet zu werden. Von dem opferfreudigen Interesse, das unsere Landsleute in der Heimat und draußen dem Versuch der Ausgestaltung der „Baltischen Monatsschrift" entgegenbringen, wird der Dauererfolg dieses gesamtbaltischen Werkes abhängen.

Entstehung und Gefährdung des baltischen Gemeinbewußtseins

Von Woldemar Wulffius

Als im Jahre 1868 Riga dem von einer schweren Hungersnot betroffenen Estland in umfassender Weise Hilfe angedeihen ließ, bemerkten die „Livländischen Beiträge“: „Dieser Fanatismus, der Schwesterprovinz zu Hilfe zu kommen, hat wohl eine tiefere Bedeutung als nur die, den Hungernden Brot zu schaffen; es wird in diesem Augenblick jede Gelegenheit wahrgenommen, die Zusammengehörigkeit auszudrücken“[1]). Dagegen, meint Bock, wäre es 1845 den Rigensern nicht eingefallen, der hungernden „Livländer“ oder gar „Estländer“ zu gedenken[2]). Diese letzten Worte klingen hart, sie mögen übertrieben sein. Unberechtigt ist das Urteil Bocks nicht.

Als 1561 die politische Einheit Altlivlands zerrissen wurde, schwand bei seinen Bewohnern je länger desto mehr das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, das bis dahin vor allem auch durch den gemeinsamen Namen fürs ganze Gebiet zwischen Memel und Narve immer wieder wach erhalten ward. Wenn auch in den Zeiten der Selbständigkeit dieses Bewußtsein durch inneren Zwist nur zu oft einer schweren Belastungsprobe unterworfen wurde, so schmiedeten doch von außen drohende Gefahren die Livländer um so fester zusammen: vor allem die Russennot. Das wurde anders, als Altlivland zusammenbrach und die drei Teile ihre eigenen Wege gingen, um erst 1795, wie es schien endgültig, wieder zusammengeführt zu werden. Allein die drei „Ostseeprovinzen“ waren zu lange von einander getrennt gewesen, als daß ihre Bewohner sich nun plötzlich als lebendige Einheit hätten fühlen können. Das gilt besonders von Kurland. Aber auch Estland und Livland hatten im Grunde wenig Fühlung miteinander, wenn sie auch seit 1629 Provinzen eines Reiches, erst Schwedens, dann Rußlands waren. Selbst die Statthalterschaftszeit (1783—96), die beide Provinzen mit den gleichen Gefahren bedrohte, brachte ihre Bewohner einander nicht näher.

---

[1]) Livländische Beiträge, herausgegeben von W. v. Bock, Bd. II 1869, S. 39.
[2]) a. a. O. S. 7.

Seit 1819 waren die drei Provinzen unter einem Generalgouverneur vereinigt (bis 1876): eine Tatsache von großer Bedeutung für ihre staatsrechtliche Gesamtstellung innerhalb des russischen Reiches; wer aber die Geschichte der Ostseeprovinzen schreiben wollte, müßte doch vor allem eine gesonderte Darstellung der drei Provinzen geben. Denn die Zugehörigkeit zu verschiedenen, einander völlig wesensfremden Staaten (Polen, Schweden, Rußland) hatte jeder der drei Provinzen einen eigenen Stempel aufgedrückt, in ihnen Eigentümlichkeiten sich entwickeln lassen, wodurch das Verbindende und Gemeinsame gleichsam nur noch ins Unterbewußtsein der Balten zurückgedrängt worden war. Man lebte, bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in seiner Provinz ungestört dahin, kümmerte sich wenig oder gar nicht um das, was außerhalb der engen Grenzen des eigenen Daseins sich abspielte, und war überzeugt von der unbegrenzten Dauerhaftigkeit des Bestehenden. Es ist die Zeit, die von J. Eckardt als „Livländisches Stilleben" bezeichnet und unübertrefflich geschildert worden ist. Es bedurfte tiefeinschneidender Geschehnisse, um die Balten aus ihrer satten Ruhe aufzuschrecken und sie daran zu erinnern, daß ihr Schicksal nicht Idylle, sondern Drama heißt.

Hinter der Mauer beschworener Landesrechte fühlten die Balten sich sicher; was bedeutete ihnen Rußland, wenn sie unter dem Schutz der Zaren und ihrer Eide standen? Doch plötzlich zerriß der Vorhang zwischen Westen und Osten: die russische Gefahr, vergessen und scheinbar überwunden, tatsächlich immer latent, stand in ihrer ganzen Größe vor den überraschten Balten. Gegen die Grundlagen baltischen Lebens richtete sich der Angriff: Kirche, Schule und Universität, städtische Ordnung — alles war in Frage gestellt. Das Kirchengesetz von 1832 erhob die griechisch-orthodoxe Kirche zur Staatskirche auch in den Ostseeprovinzen und erniedrigte die protestantische Landeskirche zur bloß geduldeten Sekte. Skrupellose, verlogene orthodoxe Propaganda verführte Letten und Esten zum Abfall vom Luthertum und schob einen trennenden Keil zwischen sie und die Balten. Planmäßig gingen der Minister der Volksaufklärung Graf Uvarov (1833 – 49) und seine Nachfolger daran, deutsche Sprache und deutsche Kultur in Schule und Universität auszurotten.

Rein individuell, instinktiv hatten die Balten sich auch früher schon Rußland und den Russen gegenüber verschlossen; Uvarov hatte nicht so unrecht, wenn er die baltische Einstellung zum Russentum als hochmütig — herablassend, verletzend bezeichnete. Unter dem Eindruck des russischen Ansturms wurde die bisher mehr instinktiv

gefühlte Abneigung zu einer verstandesmäßig begründeten Abkehr von Rußland: seit den 40-er Jahren des 19. Jahrhunderts ward eine prinzipielle Scheidewand, ein geistiger Grenzwall nach Osten errichtet. Sehr mit Recht ist jene Zeit als die Geburtsstunde des spezifisch baltischen Geistes und Bewußtseins bezeichnet worden, geboren aus Negation, einseitig und schroff sich abschließend gegen alles Nichtbaltische.

So schweißte, wie einst, der russische Druck die Balten zusammen, konsolidierte sie innerlich. Was auch der einen oder der anderen Provinz an Unbill zugefügt wurde: kaum einen Balten gab es, der sich nicht sagte: tua res agitur. Damals erwachte baltisches Stammesgefühl, zuerst in den akademischen Kreisen Dorpats, von dorther das Land durchflutend. So ward Dorpat zur Landesuniversität im besten Sinn des Wortes: hier entzündete sich die Flamme baltischer Heimatliebe, baltischen Gemeinbewußtseins. In den studentischen Korporationen lernte der junge Student Sinn und Wert der Einordnung des Einzelnen — bei aller Wahrung seiner Individualität — in eine Gemeinschaft kennen; die in Dorpat durch regen Verkehr und in gemeinsamer Arbeit geknüpften Beziehungen überdauerten die Burschenzeit und verbanden die ehemaligen Jünger der alma mater Dorpatensis — ob bürgerlich oder adlig, aus welcher der drei Provinzen immer stammend — zu einer großen Arbeitsgemeinschaft im Dienst der gesamten Heimat. Es ist begreiflich, wenn in späterer Zeit russischerseits gerade die baltischen Literaten als gefährlichste Gegner aller russifikatorischen Maßnahmen angesehen wurden; die Verbundenheit im Geist spottete der russischen Willkür. Und wenn es auch bei uns bis in die letzten Jahre russischer Herrschaft an Vertretern einer sogenannten russischen Orientierung nicht gefehlt hat: am seltensten traf man sie unter den akademischen Berufen.

Das Bewußtsein der schicksalhaften Verbundenheit der drei Provinzen ist seit der Mitte des Jahrhunderts nicht mehr verschwunden. Ungefährdet blieb es nicht. Denn wie den äußeren Anstoß zur baltischen inneren Konsolidierung die Gefahr von Osten gegeben hatte, so drohten von dorther auch die Möglichkeiten des Auseinandergehens. Die Beziehungen zu Petersburg waren verschiedene. Kurland schien, dank seiner räumlichen Entfernung und seiner besonders ausgeprägten Eigenart, vielleicht am wenigsten der Russifizierung ausgesetzt und mochte daher die russische Frage weniger brennend empfinden. In Estland machte sich die nahe Nachbarschaft mit Petersburg in mancher Hinsicht bemerkbar; es fehlte nicht an engeren

Beziehungen. Livland, in der Mitte stehend, hat immer wieder Initiative und Führung im Abwehrkampf besessen und es an Versuchen nicht fehlen lassen, das baltische Gemeinbewußtsein auch in der Politik praktisch zu bewähren. Auf dem auch sonst denkwürdigen livländischen Landtag im Februar 1862 erschienen zum ersten Mal Vertreter der Ritterschaften aus den Schwesterprovinzen: das ist zur festen Regel geworden und diente der Vereinheitlichung baltischer Politik. Freilich, nicht immer gelang es, die gemeinsame Linie zu finden. Auf demselben Landtag wurde der Gedanke eines vereinigten Landtages der drei Provinzen erwogen; er mußte, angesichts der Stimmung in Petersburg, als hoffnungslos fallen gelassen werden. Der kurländische Vorschlag, statt dessen eine Baltische Redaktionskonferenz zu begründen, wurde von Estland abgelehnt: die Bezeichnung baltisch sei gefährlich, weil Verdacht erregend. — Die sogenannte „Große Aktion" der livländischen Ritterschaft 1870, die als ein gemeinsamer Protest der drei Provinzen gegen die Maßnahmen der Regierung und als Deklaration ihres gemeinsamen guten Rechtes gedacht war, fand weder bei Estland noch bei Kurland Unterstützung und blieb resultatlos. Schuvalov sagte damals dem Landmarschall Lilienfeld: „Vous n'êtes jamais d'accord; vous avez peut-être les mêmes desirs, mais jamais la même volonté, et c'est pourquoi vous manquez toujours votre effet." Schuvalovs Schlußfolgerung mag angesichts des entschlossenen Vernichtungswillens der Regierung irrig erscheinen. Daß das Fehlen eines einheitlichen baltischen politischen Willens das baltische Gemeinbewußtsein gefährdete und unsere Politik weniger stoßkräftig machte, liegt auf der Hand.

Einen starken Auftrieb erhielt das Bewußtsein baltischer Zusammengehörigkeit durch die baltische Presse und Publizistik seit dem Regierungsantritt Alexanders II., als die drückendsten Zensurvorschriften des nikolaitischen Systems aufgehoben wurden. Es ist das große Verdienst unserer Presse, daß sie trotz vielen unfruchtbaren Gezänkes der verschieden gerichteten Zeitungen den gesamtbaltischen Gedanken immer wieder zum Ausdruck gebracht und an das Gemeinbewußtsein der Balten appelliert hat. Darin war sich unsere Presse einig. Besonders war es die „Baltische Monatsschrift", die seit ihrer Begründung 1859 sich redlich bemühte, das Gemeinsame über dem Trennenden herauszuarbeiten; die einzige Grundlage baltischen Lebens — die deutsch-protestantische Kultur — ward von ihr immer wieder stark betont und ihren Lesern zum Bewußtsein gebracht. Niemand aber hat das baltische Stammesgefühl so stark

angeregt wie Carl Schirren mit seiner „Livländischen Antwort“ Sie rüttelte auch die Stumpfsten auf. „Ein neuer Sinn, ein neuer Mut erfüllt alle Stände, alle Repräsentanten, alle Behörden“ so schrieb ein Zeitgenosse Schirren. Und ein anderer bekannte, daß erst die „Livländische Antwort“ ihn zum Balten gemacht habe. Denn das war Sinn und Inhalt des Buches: Verbundenheit aller Balten durchs Land und im Lande.

Die Regierungszeit Alexanders III. zerstörte äußerlich alle Grundlagen baltischer Existenz: Schule und Universität, Recht, Gericht und Verwaltung waren vernichtet. Geblieben war das baltische Haus, das zum Träger baltischen Lebens wurde und trotz der russifizierten Schule das heranwachsende Geschlecht deutsch und baltisch erhielt, in Estland wie in Livland oder in Kurland. Das Haus pflegte bewußt die Tradition baltischer Einheit.

Als dann unter Nikolaus II. der ärgste Druck aufhörte, als nach der Revolution von 1905/06 zum Wiederaufbau des Zerstörten geschritten wurde, waren es die „Deutschen Vereine“ in den Provinzen, die zu Brennpunkten nationalen Lebens wurden. Und gerade die Tätigkeit dieser Vereine war auf den engen Zusammenschluß aller Balten gerichtet. Über die Provinzialgrenzen hinaus spannten sich die Fäden; Vereinssitzungen unter Hinzuziehung von Vertretern aus den anderen Vereinen trugen das Ihre dazu bei, daß das baltische Leben in den drei Provinzen, von denselben Impulsen erfüllt, gleichen Zielen zustrebte

Der Ausgang des Weltkrieges ist für das Baltentum von weittragender Bedeutung geworden. Die Grenzziehung zwischen den beiden neuen Staaten Lettland und Estland bedeutete die nationale Zerreißung der Balten, deren üble Folgen durch die erschwerten Verkehrsbedingungen der ersten Nachkriegsjahre noch verschärft wurden. Drohte nicht die Gefahr, sich einander zu entfremden, sich auseinanderzuleben? Anzeichen dafür waren vorhanden, besonders unter der heranwachsenden Jugend, die aus eigenem Erleben nur wenig von einander wußte. Es will scheinen, als ob diese Gefahr nicht mehr in vollem Umfang besteht. Denn von beiden Seiten wird bewußt und zäh darauf hingearbeitet, daß die politische Grenze nicht zur nationalen Kluft wird. Baltische national-kulturelle Verbände und Organisationen pflegen nach Kräften den Zusammenhang; Vertreter lettländischer baltischer Organisationen nehmen an den Beratungen der Landsleute in Estland teil und umgekehrt; wissenschaftliche Unternehmungen werden gemeinsam gefördert; die baltischen

Juriſten beider Länder vereinigen ſich in gemeinſamer Sorge ums baltiſche Provinzialrecht; die deutſche Studentenſchaft Rigas pflegt regen Umgang mit der Dorpats; die baltiſchen Lehrerverbände Eſtlands und Lettlands tagen gemeinſam in Reval oder in Riga; Schülerfahrten bringen unſere Jugend einander näher. Und wenn wir auch heute von „livländiſcher“ Geſchichte ſprechen, ſo mag das Übelwollenden oder Überbedenklichen unliebſam in die Ohren klingen: für uns liegt darin eine Erinnerung mehr an die Ganzheit unſeres Baltentums und eine Mahnung, für ſie einzuſtehn.

Wenn es vielleicht verfrüht iſt, von einer endgültigen Beſeitigung der Gefahr nationaler Zerſplitterung — und ſie bedeutete den Tod des Baltentums — zu reden, ſo haben wir doch die Gefahr klar erkannt: und einer Gefahr ins Auge ſehen iſt, wenn Mut und Entſchloſſenheit nicht fehlen, halber Sieg.

Der Ausgang des Weltkrieges brachte uns aber auch ein unerwartetes Glück: die Löſung von Rußland und — ſo wollen wir hoffen — die endgültige Angliederung an Europa. Darum ſtehen die Balten überzeugt auf dem Boden der beiden baltiſchen Staaten: Lettlands und Eſtlands Selbſtändigkeit verbürgt ihnen ihre nationale Exiſtenz, der Gefahr und Vernichtung, heute wie je, nur von Rußland droht. Staatserhaltend ſind die Balten in Lettland wie in Eſtland: auch das bringt ſie einander nah.

Und noch eins. So gut deutſch die Balten zu allen Zeiten waren: an erſter Stelle fühlten ſie ſich doch ſtets als Balten. Das iſt wohl begreiflich, wenn man bedenkt, mit welchem Argwohn man ruſſiſcherſeits auf ein Schielen der Balten nach Deutſchland blickte, — ja, wie gern man ein ſolches feſtgeſtellt hätte. Anderſeits ſollte man nicht vergeſſen, wie verſtändnislos, ja ablehnend man in Deutſchland den Balten gegenüberſtand. Die Schreiben und Ausſprüche deutſcher Staatsmänner und Diplomaten reden eine deutliche Sprache, und für den Durchſchnittsdeutſchen war der Balte doch nur ein Ruſſe. Als wertvollſtes Erbe des Krieges betrachten die Balten die Tatſache, daß der Auslanddeutſche fürs deutſche Reich nicht mehr der Paria von einſt iſt, und daß die Balten heute loyale Bürger ihrer Staaten ſein können und gleichzeitig offen und laut ſich zum großen deutſchen Muttervolk bekennen dürfen — Volk über Staat. Und dieſes Bekenntnis zur deutſchen Nation dient ſeinerſeits als weitere Klammer um die Balten jenſeits und diesſeits ihrer Staatsgrenzen, trägt bei zur Erhaltung und Feſtigung des baltiſchen Gemeinbewußtſeins: aus geiſtigen Grundlagen erwachſen, eine geiſtige Macht und darum unzerſtörbar.

Die Generation von 1919

Von Reinhard Wittram

Einer der bekanntesten baltischen Männer aus der Generation, die im letzten Jahrzehnt die Kraft ihrer besten Mannesjahre für nationale Arbeit dahingegeben hat, vertrat vor einiger Zeit in Riga bei einer ernsten Aussprache über die Zukunft des Hauses die Meinung, daß als eine der Ursachen für die Krisis des baltischen Hauses der Gegenwart die individualistische Grundeinstellung anzusehen ist, die mehr als ein Menschenalter lang alle Lebensverhältnisse fast unumschränkt beherrschte und mit der auch die heute alternde Generation einst aufwuchs. Wenn das richtig ist, so liegt hier einer der tiefsten Gründe für die ebensooft besprochene wie beklagte Spannung zwischen den Generationen: der Generation der Väter, die der Blütezeit des Individualismus, und dem jungen Geschlecht, das einem Gemeinschaftserlebnis sein geistiges Gepräge verdankt. Dieses Erlebnis: Baltenregiment und Landeswehr, ein Erlebnis von unerhört revolutionierender Kraft, ist für Hunderte von Balten so entscheidend gewesen, daß es wohl berechtigt erscheint, eine ganze Generation nach ihm zu nennen, und daß sich demgegenüber als unwesentlich erweist, ob dieser oder jener Altersgenosse davon unberührt blieb.

Die Generation von 1919 ist zersprengt und verstreut; der einzelne ist in alte Lebensbeziehungen zurück- oder in neue eingetreten; dieser hat sich in die ältere Generation einreihen lassen, jener hält scheinbar mit Jüngeren gleichen Schritt. Lebendig geblieben ist aber das Generationsbewußtsein. Alle, die in den baltischen Abteilungen vor dem Feinde gestanden haben, wissen auch heute noch, was eine freiwillige und schicksalsgebundene Gemeinschaft bedeutet. Es brauchen nur die Gedächtnistage zu kommen, so steigen die Fluten der gemeinsamen Erinnerung wieder herauf, und es erkennt sich wieder, was seit 1919 verwandt ist. Wie der Sinn der Gemeinschaft damals von den Waffenfähigen begriffen wurde, so war sie nicht minder stark das Erlebnis der vielen, die Gefängnis oder Verschickung, Leid und Hunger miteinander geteilt haben. Teilhaft sind seiner auch alle, denen der Boden unter den Füßen fortgerissen wurde, die das Schicksal aus

der Heimat verschlug und die in einem bitteren Geschick einen Sinn zu erkennen vermochten. Wie bis in die höchsten Altersklassen hinauf diese Zeit der baltischen Heimsuchung den einzelnen ergriff und einen Ring gemeinsamen Erlebens schmiedete, so wurden in ihn auch viele der Jüngsten einbezogen, die unter den Eindrücken von Krieg und Flucht, Tod und Gefahr frühzeitig wach und sehend geworden waren.

Jene Tage sind fern, aber ihre Spuren sind noch nicht vergangen. Noch gibt es ein Band, das die Leidens- und Waffengefährten verbindet, mag es auch dünn geworden und verschlissen sein. Immer noch ist der Appell an jene Verbundenheit imstande, bei allen, denen die Zeit noch nicht zur gleichgültigen Episode geworden ist, das Verständnis zu wecken, das allein dem Geiste, der die Generation von 1919 schuf, nahezukommen vermag.

Das Fronterlebnis ist Gemeingut der Jugend aller Länder, die jung und eindrucksfähig ins Feld zog und gereift, ja gealtert wieder ins Leben zurückkehrte. Bei aller Gleichartigkeit des Erlebnisses bedeutet es doch aber einen Unterschied, an der deutschen Westfront gestanden oder vor Narva und in Kurland gekämpft zu haben. So viele auch in den baltischen Kämpfen die letzte Etappe eines langen Krieges erlebten, — entscheidend für die Haltung der Mitkämpfer jener Jahre waren doch die Monate, in denen sie zur baltischen Truppe gehörten. Es wurde tief und stark empfunden, wie sinnfällig, wie unzerreißbar das eigene kleine Schicksal mit dem der Heimat verflochten war. Hinzu kam noch folgendes. Man wurde sich dessen bewußt, daß man einmal wieder zu selbständigem Handeln und verantwortlichen Entschlüssen berufen war. Der Höhepunkt dieser baltischen Initiative war die Eroberung Rigas. Zugleich erlebte man Irrationales als Realität, Unerklärliches als sinnvolle Macht — wie die Frontkämpfer alle. Vor allem aber gewöhnte man sich an eine Gemeinschaftlichkeit der Tat und des Dienstes, die einen weiten Kreis unserer Generation fester zusammenschmolz, als es das an korporativem Geiste wahrlich nicht arme Baltentum vor 1919 je gewohnt gewesen ist. Gegenüber diesen psychischen Realitäten ist es bedeutungslos, wenn schwächere Naturen den Versuchungen einer unvermeidlichen Landsknechtstimmung erlagen, den Weg in ein Leben geordneter Arbeit nicht mehr fanden und zugrundegingen.

Ist es nicht verständlich, daß unsere Generation von dieser seelischen Position aus die Welt zu betrachten begann, als alles zu Ende war und ein mühseliger Alltag anbrach? Von diesem Erlebnis her gestaltete sie sich ihr Weltbild. Nicht wenige haben damals,

viele später die Möglichkeit gehabt, an der Entwicklung des deutschen Volkes teilzunehmen, und alle haben sich der unwandelbaren Zugehörigkeit zum Volke von neuem versichert in einer Weise und mit einer Kraft des Erlebnisses, wie es die vorausgegangenen Generationen nicht gekannt haben. Die denkende Jugend des Volkes, die durch ähnliche Schicksale gegangen war, hatte verwandte Einstellungen gewonnen. Hier lag es nahe, die Überzeugung zu teilen, daß die Zerrissenheit der Zeit, des Volkes, der engsten Gemeinschaft nur davon herrühren kann, daß in einer Umwälzung, die sich jahrzehntelang angekündigt hat, alte Bindungen zugrundegegangen sind, ohne daß neue an die Stelle zu treten vermochten. Wenn eine Demokratisierung und Atomisierung der Massen eintreten mußte, so hat das gewiß zunächst in einer Umwandlung der Wirtschaftsformen seinen Grund; nicht zuletzt ist daran aber auch eine Lehre schuld, die für mehrere Generationen zu einer Doktrin erstarrte und alle, auch die politische Betrachtung beherrschte: der den einzelnen zu Bindungs- und Beziehungslosigkeit verurteilende Individualismus. Wer dieser Meinung ist, wird als Gegengewicht gegen die Macht der organisierten Masse, die eine Tatsache ist, nicht den Liberalismus empfehlen können, dessen Wesen in der Betonung der individuellen Freiheit besteht, — da eben dieser Individualismus die Atomisierung der Massen hat herbeiführen helfen. Er wird den einzigen Fortschritt einer aus den Fugen gegangenen und neuer Ordnungen bedürftigen Zeit in der Entstehung neuer Gemeinschaften erblicken, die neue historische Bindungen heraufzuführen geeignet sind. Gemeinschaft ist heute kein romantisches Kinderspiel, sondern ein weithin dominierendes Bedürfnis. Mag man diese Gesinnung immerhin auch konservativ nennen; sie bezweckt die Bewahrung eines aus traditionellen Bindungen stammenden, gerade bei uns vielfach noch lebendigen Sinnes für korporative Einordnung. Ebensowohl ist sie alles andere als konservativ; sie rechnet mit der Tatsache, daß die alten ständischen Zusammenschlüsse in weitem Maße ihre Kraft und als Formen ihre Berechtigung verloren haben. Nach neuen Formen zu trachten, wird als die Aufgabe des nächsten Menschenalters erkannt. Allem politischen Konstruktivismus aber steht man ebenso skeptisch gegenüber, wie der schöpferischen Kraft des immer noch anspruchsvoll und selbstgewiß auftretenden Rationalismus. Die alten Parteibegriffe mußten für die neue Generation ihre Bedeutung gänzlich verlieren; die Illusionslosigkeit auf diesem Gebiet erachtet sie als einen Gewinn.

Wie auf politischem, so ergaben sich auch auf wissenschaftlichem,

künstlerischem und religiösem Gebiet neue Maßstäbe. Die ganze Problematik des deutschen Geistes tat sich auf. Man spürte den Hauch neuen fruchtbaren Lebens auf allen Plätzen und in allen Gassen des Denkens und Schaffens. In der Kunst wurde uns fremd und fremder die literarische Opposition der Naturalisten, das individualistische Drama und das liberale Feuilleton. — Das Absolute trat groß und gebietend hervor. War die ganze Generation empfänglicher und aufgeschlossener für die Stimmen aus einer Welt jenseit der Endlichkeit, so traf einzelne erschütternd und tief das Erlebnis der stärksten Kräfte menschlicher Erfahrung.

Alles in allem genommen ist es eines, das diese Generation zusammengeschlossen und ihr ein inneres Selbstbewußtsein gegeben hat: die Verankerung ihrer Wertbegriffe im Erlebnis eines rationaler Deutung entzogenen Absoluten, die sie zwingt, nichts entschiedener abzulehnen, als die Verleugnung der Sehnsucht nach Maßstab und Norm, Wertung und Glauben.

Kinder unserer Zeit sind wir, wie die Väter Kinder der ihren; andere Sterne sind es, die über unseren Wegen gestanden haben. Man komme nicht mit dem Einwand, daß breiteste Kreise unserer Volksgenossenschaft davon unberührt geblieben sind. Geistige Kräfte sind noch niemals mit Ziffern gemessen worden. Mit dieser Tatsache muß rechnen, wer das heutige Baltentum ganz verstehen will.

Gedanken über Sicherung des baltischen Raumes

Von Werner Hasselblatt

Wir sprechen die Geschichte als eine Entwicklung an, in welcher die Staaten und die Völker als maßgebende Faktoren erscheinen, und zwar vorwiegend die großen Staaten und die großen Völker. Die jüngste Geschichte des baltischen Raumes[1]) wird durch das Ausschalten großstaatlichen und großvölkischen Gestaltungswillens gekennzeichnet. Um die Jahreswende 1917/18 vollzieht sich das Zurückfluten des großrussischen Reiches und seiner demoralisierten Heere in die sarmatische Tiefebene; im Jahre darauf verlassen die deutschen Truppen, die den Bolschewismus aus dem Lande gedrängt hatten,

[1]) Der Begriff wird in engerem Sinne auf das gegenwärtige estländische und lettländische Staatsgebiet angewandt.

das Baltikum. Der schirmende Einfluß Deutschlands und seines Heeres flutet aus dem labil gewordenen Osten zurück, und das deutsche Reich tritt in das Geschichtsbild des Nachkriegseuropa als entwaffneter und vielseitig geknebelter Staat.

Wohl will der rote Osten wieder in das geräumte Gebiet zurückdringen, aber hinter ihm steht zu dem Zeitpunkt kein machtvoller Staat, der Zersetzungsprozeß seiner Truppen dauert in verstärktem Maße an, auch ist Innerrußland vom Bürgerkrieg an vier Fronten aufgerissen. So wurde es möglich, den zahlenmäßig überlegenen Feind durch Selbsthilfe, durch junge, kaum geschulte Truppen des Landes, kurzum durch eigene Kraft abzuwehren.

Auf dem von Rußland losgelösten Gebiet wurden die schon vor Beginn des Kampfes proklamierten Freistaaten Estland und Lettland begründet; der baltische Raum — nunmehr staatlich zweigeteilt — erhielt eine neue Stellung im Bilde und Aufgabenkreise Europas. Die Atempause der Geschichte war genutzt worden, es galt, das erreichte Ziel zu unterbauen, und es gilt heute, den baltischen Raum zu sichern, die Entwicklungsvorgänge, die dazu beitragen, von denen, die eine Sicherung behindern, zu unterscheiden und klar zu erkennen.

* * *

Vom Ausschalten großstaatlicher Kräfte her betrachtet scheint zunächst der Entstehung der baltischen Staaten etwas Ungeschichtliches anzuhaften. Diese nicht zutreffende Empfindung mag zu wohlwollend-sorgenden wie auch zu mißgünstigen Erörterungen über ihren Dauerbestand beigetragen haben. Aus dieser Quelle wird wohl auch heute noch so manche skeptische Einstellung genährt. Es erscheint daher zweckdienlich, nun von der anderen Seite her die durchaus geschichtsgültigen Voraussetzungen und Elemente der Neuregelung des baltischen Raumes — wenigstens kurz und ohne Anspruch auf erschöpfende Beurteilung — aufzuzeigen.

Geschichtsgültig im vollsten Sinne des Wortes sind zunächst die heute gegen den Osten bestehenden Grenzen der baltischen Staaten und der von uns den Esten und Letten überkommene, daher gemeinsame Impuls, diese Abgrenzung gegen Rußland als Schutzwall der Eigenstaatlichkeit, oder auch nur des Eigenlebens, zu verstehen und zu verteidigen. Zur Bewertung dieser Tatsache ist es gleichgültig, ob der vor den Toren des Landes lagernde Osten in immer wiederkehrenden Kämpfen vom deutschen Schwerte an diese Grenzscheide gebannt wurde, oder ob sich die Verteidigung — als Kampf

der Landesverwaltung um das Recht des Eigenlebens der baltischen Provinzen — in einem zähen Ringen mit dem konfessionell und national andrängenden Slaventum und mit den nivellierenden Tendenzen des russischen Staatszentralismus vollzog[1]).

Wenn die psychologischen, nationalen, kulturellen und nicht zuletzt konfessionellen Voraussetzungen der bestehenden Abgrenzung in der baltischen Geschichte zu suchen sind, so liegen die machtpolitisch-strategischen in der Geschichte des Weltkrieges. Als sein Kulminationspunkt im Rahmen dieser Beurteilung ist der Friede von Brest-Litowsk anzusprechen, dessen — fraglos entscheidende — Bedeutung für die Umlagerung der Kräfte und die Grenzziehung in Osteuropa nur zu häufig unterschätzt oder gar unterschlagen wird. Ohne den Frieden von Brest-Litowsk — dessen Bewertung in vollem Umfange einer gesonderten Betrachtung bedarf — wären die Friedensverträge vom 2. Februar 1920 in Dorpat und vom 11. August 1920 in Moskau nicht denkbar. Mit dieser Feststellung sollen hohe, entscheidende Waffentaten der Abwehrkämpfe 1919/20, wo es um Sein oder Nichtsein ging, keineswegs geringer geschätzt werden.

Im Empfinden der kulturellen und eigenrechtlichen Stellung der einstigen baltischen Ostseeprovinzen des russischen Reiches, in den großen Zügen ihrer gleichen Geschichte, des gleichen Rechtes und der gleichgearteten Führung und Struktur der Landesverwaltung lag die begründete Auffassung der drei Provinzen als eines einheitlichen, geschlossenen baltischen Raumes. Das nationalstaatlich-demokratische Denken und die allein von ihm hergeleiteten Zielsetzungen des estnischen und lettischen Volkes gaben diese Einstellung auf und teilten den baltischen Raum in zwei Staaten, zwei Wirtschaftskörper, zwei souveräne Vertragspartner nach Osten hin. Hier setzt das Movens der neuzeitlichen Völkergeschichte ein: der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen, das Basieren der staatlichen Selbständigkeit allein auf dem nationalstaatlichen Prinzip.

In diesem Zusammenhang erscheint es geboten, auf die Entwicklungen der nationalen und sozialen Beziehungen in der Vorkriegszeit zurückzukommen, insoweit sie zu ihrem Teil mit dazu beitrugen, den neubegründeten baltischen Staaten zunächst einen Inhalt zu geben, dessen Radikalismus gleich nach der in gemeinsamem

[1]) Über diese Frage und das Verhältnis des baltischen Deutschtums zu Rußland hat Verfasser seine Ansichten in der „Europäischen Revue" September-Heft Nr. 6, 1927 (Der baltische Deutsche in der Nationalitätenfrage), näher dargelegt.

Kampfe errungenen endgültigen Loslösung von Rußland die wirtschaftlich und politisch stärksten Elemente des Deutschtums zu treffen suchte und auch nahezu tödlich traf. Hierbei kann ich, um im gedrängten Rahmen zu bleiben, vielleicht auf folgende kurze Formel kommen. Die geschichtliche Periode des Mündigwerdens der Esten und Letten fiel zusammen einerseits mit der Steigerung der divide-et-impera-Politik Rußlands, anderseits mit der Periode baltischer Geschichte, in welcher es der Landesverwaltung schwerer denn je, ja nahezu unmöglich gemacht wurde, selbstgewollte Weiterentwicklung, selbstgewollte, der organischen Entwicklung des Landes und seiner Menschen Rechnung tragende Reformen auch nur anzubahnen[1]). Das Land mußte schwierigen inneren Krisen mit völlig unzureichenden Mitteln entwicklungsmäßiger Bewegungsfreiheit gegenüberstehen und ohne jedes Ventil von realisierbaren Ausgleichungs- oder Angleichungsbestrebungen innerhalb der baltischen Lande einem Hintreiben der Dinge entgegensehen, das nichts Gutes verhieß und als dessen Erfüllung sich die breite, nivellierende Walze des russischen Staatszentralismus am nur zu nahen Horizont zeigte.

Das drängte auf den Weg der primär nationalbetonten Selbsthilfe, und diesen Weg gingen die Deutschen, die Esten, die Letten schon vorwiegend getrennt, häufig in Gegensätzen, die sich mehr und mehr steigerten und Entfremdung in ihrer Gefolgschaft hatten[2]). Wir wissen es, wer sich dabei als tertius gaudens empfand.

Es ist nicht schwer, den Grund für diese Entwicklung zu zeigen: die Kampfesmittel für die nationalbetonte Selbsthilfe paßte jeder der sozialen Schichtungsart seines Volkstums an. So kam es bei den Esten und Letten nur zu bald zu einer engen Berührung nationaler und revolutionärer Impulse. Die Verfolgungen des baltischen Deutschtums während des Weltkrieges, die von der Kerenski-Regierung 1917 eingeleitete national-regionale Selbstverwaltung und entsprechende Sektionierung Rußlands, die Vorbereitung radikaler Agrar- und Landzuteilungsreformen brachten die Symbiose dieser Impulse immer stärker zur Steigerung, und wie die estländische und lettländische parlamentarische Gesetzgebung einsetzte, beherrschte zunächst allein der Radika-

[1]) U. a. ist hierbei die gesamtstaatliche gesetzgeberische Befugnis der Reichsduma in Anschlag zu bringen.

[2]) Daran hat leider auch die Tatsache wenig ändern können, daß sich die Ritterschaften stets auch für das estnische und lettische Schulwesen einsetzten, und daß die andersnationalen Kulturbestrebungen sehr wesentlich auch deutscherseits gestützt wurden, wie z. B. bei Vereinsgründungen.

lismus sozialistischer und sozialrevolutionärer Ideologie das Feld[1]). Sequester-, Liquidations- und Enteignungsgesetze auf den Gebieten, wo das Deutschtum an der Wurzel seiner wirtschaftlichen oder körperschaftlichen Gebundenheit getroffen werden konnte, zeigen den Weg, der eingeschlagen wurde.

Der Zweiklang der Heimatgebundenheit und Stammesgebundenheit drohte zu einer schrillen Dissonanz zu werden, das Ausharren zu einem kaum zu tragenden Gebot. Wohl in stärkstem Maße hat das Erleben des Opfertodes im Kampfe um die Befreiung der Heimat und Errichtung der Grenze zwischen dem baltischen Raum und dem roten Osten die Voraussetzungen für eine Pflichtverbundenheit mit der Heimat aufrecht erhalten und Zug um Zug auch Aktivität, Selbsthilfe, neue Zusammenschlußformen und Betätigung auf zum Teil neuen Gebieten folgen lassen.

* * *

Wenn wir baltischen Deutschen auch bei der heutigen Lage der Dinge eine überkommene Stellung deutschen Volkstums und protestantischen Christentums weiter verteidigen wollen, wenn wir auch heute noch das lebendige Daseinsrecht einer Nationalität zu verkörpern wünschen, die in dem baltischen Raum bodenständig ist und bleiben will und die an den baltischen Landen seit jeher tätigen Anteil genommen hat, der niemals zahlenmäßig zu begründen war, so erhellt daraus, daß wir der Auffassung Geltung verschaffen müssen, daß unsere Heimat nicht als randstaatliches Gebiet, gewissermaßen als Fortsetzung der sarmatischen Tiefebene anzusehen ist, sondern daß die baltischen Staaten vielmehr Anliegeländer der Ostsee sind, welche zur nordisch-protestantischen Welt und zum mitteleuropäischen Kulturkreise gehört.

Es mag wohl die Vorstellung des großen, ungeteilten Zarenreiches und die Unkenntnis der Eigenart und des Eigenlebens der baltischen Lande gewesen sein, die die Bezeichnung der Randstaaten geschaffen haben. Deswegen stößt man auch heute noch häufig bei der Beurteilung der Sicherung des baltischen Raumes auf Ansichten, welche lediglich an die Vorstellung der Großmacht anknüpfen, die von Wladiwostok bis Petersburg ein Weltreich darstellt und von der man befürchtet, daß sie sich auf die Dauer nicht den einmal

[1]) Die Sozialisten und die aus der russischen sozialrevolutionären Partei hervorgegangenen Parteien der konstituierenden Versammlungen in Estland und Lettland verfügten über die absolute Mehrheit.

innegehabten Besitz der baltischen Lande wird nehmen lassen. Mit diesem Gedanken muß man sich auseinandersetzen.

Es läßt sich darüber streiten, was für Entwicklungsvorgänge im russischen Raume künftig bestimmend sein werden. Man wird vielleicht nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß das politische und wirtschaftliche Schwergewicht sich immer stärker nach dem Süden verlegen wird, wo sich die russische Kohle findet und die Zukunft der russischen Industrie, wo das Gebiet der Schwarzerde die höchste landwirtschaftliche Kultur ermöglicht, von wo aus der kürzeste Handelsweg nach dem Südwesten des europäischen Festlandes führt, wo in rapid steigenden Selbständigkeitsbestrebungen die Ukrainer ein neues Kräftezentrum, wenn nicht gar einen eigenen Großstaat zu schaffen bereit sind Man wird die schachbrettartige national-regionale Gliederung des russischen Raumes in autonome Gebiete in dem Sinne zu beurteilen haben, daß das Bild des Rußland von ehedem sich vollkommen geändert hat und an zentrifugalen Kräften viel einbüßte, man wird endlich die Zerrüttung von Wirtschaft, Sitte und Recht durch den Bolschewismus in Rechnung setzen müssen und sich schließlich doch darüber klar sein, daß man es zunächst noch mit einer Sphinx zu tun hat. Deswegen gerade sollen die Fragen der Peripherie des mitteleuropäischen Raumes nicht von Rußland aus, sondern nach ihrer Eingliederung in europa-politische Gesichtspunkte betrachtet und beurteilt werden.

Zu dem Zwecke will ich auch einer bisweilen zutage tretenden Anschauung entgegentreten, welche es mit dem Entschleiern der Sphinx im Osten doch etwas zu leicht nimmt. Es ist die Anschauung, daß mit Überwindung des Bolschewismus und mit Zusammenbrechen des kommunistischen Ordens in Osteuropa eine Neugestaltung einsetzen muß, die geschichtlich an den Zeitpunkt anknüpft, der dem Bolschewismus vorausging. Das wäre die Kerenski-Zeit 1917. Es wird dann das Bild eines national-demokratischen, großrussischen Föderativstaates in national-regionaler Zusammenfassung autonomer Gebiete aufgezeigt. Was würde solch ein großrussischer Föderativstaat, an den wir nicht glauben wollen, für den baltischen Raum bedeuten? Zunächst vielleicht die weitgehende Sicherung des national-kulturellen Eigenlebens und die Angliederung an einen von früher her vertrauten wirtschaftlichen Raum, der als Hinterland der baltischen Häfen und so manchen baltischen Industriezweiges notwendig erscheinen mag. Die Geschichte lehrt uns jedoch, daß sich über kurz oder lang in solch einem Föderativstaate zentralistische und nivellie-

rende Tendenzen zeigen werden, und wir müssen uns fragen, wie ein russischer Staatszentralismus, den wir in verschiedener Form aus vielen Geschichtsperioden kennen, sich auf den baltischen Raum auswirken würde. Wir kennen den tiefgehenden Staatssozialismus (Häufung wirtschaftlichen Besitzes und alleinentscheidenden Einflusses), dem sich die baltischen Staaten Estland und Lettland hingegeben haben. Es gibt kaum ein Gebiet, das nicht an die Strippe staatlicher Verwaltung oder stärkster Abhängigkeit von derselben gebracht worden wäre. Das ganze Siedelungswesen, der Bodenkredit, die Forstwirtschaft, die gesamten kulturellen und Wohlfahrtsangelegenheiten, das Verkehrswesen sind nahezu ausschließlich in staatlichen Händen, dazu viele größere Industrien. Der wirtschaftliche Besitz der Staaten ist größer, wie der aller seiner Bürger. Das bedeutet einerseits die Brachlegung und Atrophierung aller frei waltenden Kräfte und Impulse der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Selbsthilfe, und bedeutet anderseits — ich bleibe die ganze Zeit in einem hypothetischen Bilde —, daß dem russischen Staatszentralismus auch *solche* Wege geebnet wurden, um seine Walze über das Land gehen zu lassen, welche ihm in früheren Zeiten *nicht* offen standen. Ich meine, um es darin zusammenzufassen, daß es keine Kräfte geben würde, die als wirtschaftlich, national oder berufsständisch starke und selbständige Faktoren einem russischen Staatszentralismus mit dem Erfolge sich entgegenstemmen könnten, wie wir das aus der Vergangenheit kennen.

Man mag hier vielleicht einschalten, daß die protestantische Kirche einen solchen Faktor darstellen könnte, und auch der durch die staatliche Selbständigkeit inzwischen vielleicht besonders erstarkte Nationalismus des estnischen und lettischen Volkes. Die Kirche hat in Estland seit 1919 nicht eine Entwicklung genommen, welche ihre Autorität und Bindungsfähigkeit erhalten oder gar gesteigert hätte. Im Gegenteil. Der Nationalismus hingegen hat alle seine Kraftquellen dem Staate abgeben müssen und organisierte das Volk lediglich nach dem System der parteipolitischen Gliederung, mit welchem man staatszentralistische Tendenzen nicht abwehren kann.

Das Fehlen also von wirtschaftlich und politisch solidarisierten Faktoren, die den Staatszentralismus abwehren könnten, das Fehlen auch eines wirtschaftlich und kulturell starken Deutschtums, welches die Bindung an die mitteleuropäische Kultur gewährleistet, würde in einer erschreckend kurzen Zeit dazu führen, daß die baltischen Lande nicht etwa bloß russischer Staatsboden, was sie ja bereits

unter Beibehaltung ihres Eigenlebens gewesen sind, sondern unter Verlust des letzteren auch russischer Volksboden werden würden, wenn es Rußland passen sollte, mit Hilfe der inzwischen verstaatlichten wirtschaftspolitischen Machtmittel den Kampf aufzunehmen. Besonders verhängnisvoll könnte sich solch eine Entwicklung gestalten und sogar beschleunigt ins Bereich des Möglichen treten, falls sich in den baltischen Staaten das Empfinden wirtschaftlicher Engräumigkeit, mangelnder Entwicklungsmöglichkeiten und politischer Isolierung stärker zeigen sollte und Staatsmüdigkeit fördern würde, gegen die ein zu diesem Zweck erneut mobilisierter Nationalismus auch nicht mehr genügend starke Abwehrimpulse hergeben würde, nicht zuletzt, weil er häufig und in zu starkem Maße vor falsche Ziele und gegen falsche Fronten eingesetzt worden ist, dazu nicht selten unter Verheißung materieller Vorteile, oder zum Vorspann vor parteipolitische Zwecke. Droht nicht die Stimmung ubi bene ibi patria und ein entsprechendes Abwandern?

Man mag von diesem Pessimismus, der sich, wie schon erwähnt, auf ein hypothetisches und durchaus abzuwehrendes Bild bezieht, beliebig viel abstreichen, es bleiben immer genug Gefahren bestehen, die die Vorstellung einer Wiedervereinigung des Baltikums mit Rußland unannehmbar machen. Ich brauche hierbei wohl nicht zu erwähnen, daß der baltische Raum als vorwiegend russischer Volksboden eine Vorstellung ist, die auch über die Grenzen des Landes hinaus als ein Vordringen Eurasiens gegen Mitteleuropa nicht sorglos beurteilt werden kann. Man möge aus all dem Dargelegten ersehen, wie gefährlich es ist, in die Zukunftsrechnung blindlings Überwindung des Bolschewismus und damit Wiederaufrichtung eines großen russischen Staates einzustellen, besonders aber diese beiden Dinge miteinander zu verquicken und sich davon etwas Anderes zu versprechen, als den Untergang unserer Heimat.

Fatalisten und nur von Gegenwartsmüdigkeit Beherrschte mögen sich rosigeren Gedanken hingeben.

* * *

Die Sicherungen des baltischen Raumes, soweit sie über innerstaatliche Entwicklung herbeizuführen sind, waren wohl zwischen den Zeilen des bereits Dargelegten zu lesen. Die werbende Kraft für seine Selbständigkeit kann, ganz allgemein gesprochen, ein Staat erfolgreich erringen und erhalten, wenn er eine organische, konsolidierte und mit seinem Wert seine Existenzberechtigung begründende

Teileinheit Europas darstellt. Der Nationalstaatsgedanke allein genügt nicht, und wenn wir neben denselben die Begriffe eines Ordnungs- und Kulturstaates, eines Rechtsstaates, eines Raumstaates, eines innerlich und äußerlich befriedeten Heimatstaates, endlich den Begriff des Staates als lebensfähigen, einheitlichen Wirtschaftskörper stellen, so dürfte es nicht schwer fallen, im Einzelfalle zu bestimmen, wo sich Lücken eines Staatsgebildes zeigen und welchem staatlichen Denken sich die nationalstaatliche Betrachtungsweise anzugleichen hat, um die Werthaftigkeit zu erreichen, die seine Existenz dauernd sicherstellt.

Ich kann nicht im einzelnen die von mir gezeigten Wertmaßstäbe an die baltischen Staaten anlegen. Das möge jeder Kenner derselben selber tun, um festzustellen, was hinsichtlich dieser Angleichung schon geschehen ist, und was zu einer Beseitigung von Hemmungen noch ausgebaut werden muß. Insbesondere kann ich kaum in diesem Rahmen die außenpolitischen Notwendigkeiten aufzeigen, die selbstverständlich in der Einstellung auf engstes Zusammenarbeiten, auf sorgfältigste Neutralität und Offenhaltung der Brückendienststellung von Mittel- nach Osteuropa liegen. Weder als Verkehrshindernisse politischer oder wirtschaftspolitischer Art, noch als Barriere zwischen den großen Völkern dürfen die baltischen Staaten aufgefaßt werden. In dieser Richtung sollten auch die Ziele liegen, welche einer politischen Isolierung der Staaten vorbeugen. Ihre Verankerung in dem nordisch-baltischen und Mitteleuropa zugehörigen Kulturkreise ist abgrenzungsmäßig eine Selbstverständlichkeit, die nicht zuletzt durch den vorwiegend protestantischen Charakter der Staaten und die deutschkulturelle Unterbauung des Landes gestützt wird. Umsonst oder nur vorübergehend wird man diese Sicherungen in der romanischen oder slavischen Welt suchen. Weder eine noch so erfolgreich gesteigerte Völkerbundsarbeit, noch ein etwaiges Paneuropa werden innere Zusammenhänge regional und kulturell zueinander gehöriger Räume überflüssig machen. Ich meine hier die Räume der skandinavischen und der Ostsee-Länder.

Trotzdem es keinem Zweifel unterliegt, daß es in Europa nicht wenige auch kleinräumigere selbständige Staaten gibt, deren Abgrenzung gegen nachbarliche Großstaaten weit weniger begründet ist, wie die der baltischen Staaten gegen Rußland, und zwar nicht nur gegen das boschewistische, so wird immerhin dem raumstaatlichen Denken zum mindesten darin nachgegangen werden müssen, daß Estland und Lettland ihren wirtschaftspolitischen Resonanzboden werden verdoppeln

müssen, um — wenn nicht einen Wirtschaftskörper, so zum mindesten ein Wirtschaftsgebiet gleicher Zollpolitik und gleicher Handelsvertragspolitik zu werden, wie denn überhaupt die beiden Staaten auf das engste politische Zusammenarbeiten angewiesen sind und sicherlich nicht das Risiko einer so weitgehenden Auseinanderentwicklung übersehen dürften, wie dieses auf vielen Gebieten selbst ohne zwingende Gründe staatlicher und volklicher Eigenrichtung festgestellt werden kann.

Es sind in den letzten Jahren viele wertvolle Brücken zwischen den einzelnen Teilen des baltischen Raumes niedergerissen und nicht durch neue ersetzt worden. Ich erinnere nur an den in Estland einmütig bedauerten lettländisch-russischen Handelsvertrag. Die sich auf viele Menschenalter erstreckende Gemeinsamkeit des geltenden Rechts nimmt in erschreckendem Maße ab. Das bedeutet z. B. im Hinblick auf verkehrsrechtliche Dinge — ich meine in erster Linie das Handelsrecht — fraglos eine Gefahr, doch es läßt sich auch ganz allgemein die These vertreten, daß innerhalb der kulturellen Güter das Recht ein Kulturgut darstellt, dessen Gemeinsamkeit in stärkstem Maße geeignet ist, eine Brücke von Volk zu Volk und Staat zu Staat darzustellen. Dieser Erkenntnis muß Rechnung getragen werden.

Die wichtigste Angleichung muß jedoch zurzeit die innerpolitisch beherrschende nationalstaatliche Denkweise gegenüber den Forderungen des heimatstaalichen und rechtsstaatlichen Denkens vornehmen. Wir Balten wissen am besten, daß nationale Festigkeit stärkste Kraftquelle ist, die aber nur dann wirksam und wertvoll sein kann, wenn sie sich in den Dienst von Heimat und Staat stellt uud nicht umgekehrt den Staat zum Gegenstand nationaler Vorteilsuche und zur Lebensform nur-nationaler Forderungen ohne hinreichende Berücksichtigung übernationaler Werte macht[1]).

Am gefahrvollsten ist die Überspitzung des Nationalismus, wo sie zu Rechtsbeugungen führt. Die Folge davon ist nicht allein das Erbittern, Ausschalten und Entwerten der dadurch Betroffenen. Der Bazillus des Unrechts schädigt das Ganze, springt auf andere Gebiete über, wird zu einem bedrohlichen Gift im Volkskörper. Auch die Frage des staatlichen Protektionismus, der wirtschaftlichen Vormachtstellung und der wirschaftlichen Bevormundung gehört in diese Gefahrzone, die von der Symbiose eines übersteigerten Nationa-

[1]) Ich verweise in diesem Zusammenhang auf meinen Beitrag in der vorhergehenden Nummer der „Baltischen Monatsschrift" in welchem ich u. a. die Trennung von Staat und Kultur ablehne.

lismus und der Staatsallgewalt geschaffen wird. Als Folge tritt eine ethische und wirtschaftliche Niveausenkung auf all den Gebieten ein, die nur eine übernationale Regelung vertragen.

Nicht unbedenklich ist ferner, daß der Nationalismus einerseits nur das Volk als Ganzes und anderseits nur das Einzelindividuum sieht und zwischen das Einzelindividuum und den Staat keinerlei sonstige Bindungen und Körperschaften einschaltet außer politischen Parlamentsparteien. Als Ausnahme möchte ich hierbei die auf Grund des Autonomiegesetzes ins Leben getretene deutsche Kultur-Selbstverwaltung nennen. Die Handelskammer ist noch in ihrer allerersten Entwicklung begriffen, eine Landwirtschaftskammer fehlt, die Genossenschaften aller Art und die Neusiedler fristen — bei hundertprozentiger Abhängigkeit von staatlichen Krediten — ein nicht leichtes und trotzdem vorzugsweise parasitäres wirtschaftliches Dasein ohne jegliche Anzeichen selbständiger Leistungsbereitschaft; die wenigen wirtschaftlich aufgestiegenen Elemente bemühen sich nicht um öffentliche Pflichten und tendieren mehr zu anonymem Abseitsstehn, wie zum Anstreben irgendwelcher gegenseitiger Bindungen zu Gesamtleistungen; alle — ehemals führenden — national-kulturellen Vereine und Verbände sind in restlose Abhängigkeit vom staatlichen und kommunalen Budget geraten, wie auch die Presse in die Hörigkeit der politischen Parteien. Die Organisationsarbeit des Staates kann niemals das Ausschalten von Kraftquellen metaphysischer Art wettmachen, durch staatliche Organisation lassen sich solche Kräfte nicht schaffen, höchstens fördern und nur zu leicht ausschalten. Ich meine solche Kräfte wie Recht, Sitte, Religion, nationales Pflichtgefühl, Ehrenhaftigkeit, Pietätssinn, Kampf- und Opferbereitschaft. Mit Recht verweist der Dorpater Theologe Prof. Pöld darauf, daß das estnische Volk zu einer grundlegenden Revision seiner Lebensanschauungen, Überzeugungen und Werturteile schreiten müsse. Es sollte wieder eine scharfe Trennungslinie zwischen Gut und Böse gezogen werden. Es helfe kein patriotisches Wortgeklinge, meint Prof. Pöld, wenn diesem Patriotismus der Inhalt in Gestalt von verpflichtenden Werten, die zur Tat zwingen, fehlt. Nationale Gefühle, von deren Vertiefung der Jugend gegenwärtig so viel gesprochen wird, bleiben kraftlos und leere Schale, wenn die Werte nicht anerkannt werden, die auch über der Nationalität stehen. Es tut not an ganzen Persönlichkeiten, starken Charakteren, an der Erneuerung einigender Kräfte im gesellschaftlichen und nationalen Organismus.

Diese beherzigenswerten Gedanken ins Politische übertragen bedeuten, daß das Fordern von Rechten, das Fordern von Einfluß

und Geltung im Staat nur verbunden sein sollte mit der Berufung auf Wert und Leistung, zum mindesten aber auf selbständige Leistungs- und Verantwortungsbereitschaft. So nur können — und zwar vorzugsweise im staatsfreien Raume — Gemeinschaftsbindungen und Kräfte entstehen, die Dauerwerte schaffen und steigern. Wir sehen in den baltischen Staaten die Gelegenheit zu solchen Bindungen heute nicht gegeben — wie viele hat man zerschlagen! —, wir sehen daher diese Kräfte ausschließlich in die politischen Parteien und von diesen in die staatliche Verwaltung fließen, um dort im Staatszentralismus, in der Organisation der Staatsverwaltung zu versickern.

Diese Erscheinungen lassen sich wohl auch in den meisten anderen Staaten der heutigen Zeit mehr oder weniger beobachten, doch gibt es dort vielleicht andere und größere Kraftreserven als in unserem Lande.

So sehen wir denn, daß zur Sicherung des baltischen Raumes mancherlei Entwicklungsvorgänge einer staatlichen und gesellschaftlichen Erneuerung bedürfen, und da erschließt sich uns baltischen Deutschen ein Gebiet des Zusammenarbeitens mit allen Kräften im Lande, die nicht nur den Wunsch einer kraftvollen Entwicklung der baltischen Staaten haben, sondern auch den Glauben daran und die Bereitschaft zur Überwindung bestehender Hemmungen mannigfacher Art.

Baltentum und Außendeutschtum

Von Max Hildebert Boehm

Seit dem Krieg vollzieht sich im deutschen Volk ein Vorgang innerer Bewußtseinswandlung, dessen umwälzende Auswirkungen auf die gängigen politischen Denkformen erst ganz allmählich sichtbar werden. Wir erleben die Wiederauferstehung eines Volksbewußtseins, das von der gefühls- und willensmäßigen Entdeckung der Tatsache ausgeht, daß deutsches Volk und deutsche Reichsbürgerschaft sich nicht miteinander decken, sondern zwei sich überschneidende Größen sind. Mit einem kleinen Bruchteil Sondervölkischer ragt die Reichsbürgerschaft aus dem umfassenderen Bereich des deutschen Volkes heraus, während umgekehrt ein sehr viel größerer Teil des deutschen Volkes, den man auf mehr als ein Drittel des Gesamtdeutschtums schätzen kann, außerhalb des reichszugehörigen Deutschtums fällt. Aus diesen Erscheinungen der Überdeckung oder auch des Auseinanderklaffens von deutscher Staatlichkeit und deutschem

Volkstum ergeben sich Spannungen, die sich in der ideologischen Theorie wie auch in der politischen Tagespraxis als drängende Fragen geltend machen. Und es ist vielleicht für die Problemlage der Gegenwart im Unterschied zu früheren Zeiten kennzeichnend, daß diese Spannung zwischen Staatlichkeit und Volklichkeit einmal in Gestalt von zahlreichen konkreten, regional ausgesonderten Teilfragen vor das verantwortliche Nationalbewußtsein hintritt, daß aber zugleich ein früher unbekannter Trieb wirksam ist, die Probleme, Begriffe und Forderungen soweit zu generalisieren, daß sie über den örtlichen Sonderbezirk, ja vielfach über den Bereich des eigenen Volkstums hinaus allgemeinere Gültigkeit erlangen. Durch diesen gesteigerten inneren und äußeren Beziehungsreichtum gewinnt auch der Komplex deutschbaltischer Lebensfragen eine erhöhte Bedeutung, die uns vor dem Krieg nicht zum Bewußtsein kam. Andererseits hat sich gerade in den letzten Jahren gezeigt, wie stark die aus älteren Traditionen herausgewachsene baltische Führung innerhalb und außerhalb der Heimat durch Erfahrung und Einsicht, durch geistige Anregung und aktiven Einsatz auf die Deutschtumsbewegung und zugleich auf die Nationalitätenpolitik in Mitteleuropa einzuwirken vermochte. Ebenso wirkt sich die europäische Problemlage in West und Ost auf dem Boden unserer Heimat so schicksalhaft aus, daß viele mit den äußeren auch die inneren Grundlagen unserer Tradition schwerstens erschüttert sehen. Wir haben daher heute bereits allen Anlaß, Problemstellungen, Theorien und Postulate, die unserer Überlieferung wesensfern sind und von der Stunde an uns herangebracht werden, auf ihre Dauerbedeutung für das Baltentum hin zu überprüfen, mögen diese Parolen nun von einem abstrakt-rationalistischen, von einem internationalistischen oder auch einem allgemein national-deutschen Standpunkt ausgehen. Das Bild von der baltischen Sendung, das wir uns in diesen Blättern gemeinschaftlich erarbeiten wollen, wird Beziehungen, Abhängigkeiten, Auswirkungen von so vielseitiger Art aufweisen, daß man mit der Überschätzung der einen oder anderen Verbindungslinie recht vorsichtig sein sollte.

Vor dem Krieg unterschied man Auslanddeutschtum und Reichsdeutschtum. Dabei äußerte sich die Neigung, auch den Begriff „Auslanddeutsch" allmählich für das Reichsdeutschtum im Ausland mit Beschlag zu belegen, das bekanntlich mit dem altansässigen Siedlungsdeutschtum nicht mehr überall ohne weiteres zusammenfloß. Diese keineswegs unbedenkliche Begriffsentwicklung erfuhr nach dem

Krieg eine entscheidende Wandlung dadurch, daß die Gefährdung von Grenzgebieten des Reiches und Restösterreichs durch Annexion, Abstimmung, Besetzung und Invasion eine verwandte Problemlage der näheren Randgebiete unseres Volksbodens erzeugte, aus der der Begriff „Grenzdeutsch" hervorwuchs. Gegen eine Verwechslung mit dem romanischen Irredentabegriff sollte er schon dadurch geschützt sein, daß er gefährdetes Deutschtum diesseits und jenseits der deutschen Staatsgrenzen von 1919 umfaßt, wie am deutlichsten im zerrissenen Oberschlesien, aber auch in Schleswig, Tirol, dem Burgenland usw. einleuchtet. Damit waren die Scheidungsmaßstäbe gleichsam in eine andere Ebene verlegt. Der formal staatsrechtliche Gesichtspunkt von früher mit der fatalen Scheidung von In- und Ausland war überwunden. Statt der Hoheitsgebiete bestimmte der Siedlungsboden, an Stelle der statischen die dynamische Grenze das Blickfeld. Und es ergab sich ganz von selbst, daß man das neuentdeckte „Grenzdeutschtum" gegen ein „Binnendeutschtum" freilich nur fließend abzugrenzen vermochte, wobei geopolitische und politisch-psychologische Gesichtspunkte zusammenhingen. Grenzdeutschtum bezog sich nicht nur auf äußere Lagerung, sondern zugleich auf einen politischen Bewußtseinszustand, der sich in wehrhafter Verantwortung für das Volksganze, in erhöhter nationaler Aktivität, in „echtem Grenzergeist" ausprägte. „Binnendeutsch" wurde durch ein zu Recht oder Unrecht vorherrschendes Gefühl des Geborgenseins, des Unberührtseins von Grenzgefahr und Nationalitätenstreit kenntlich, das übrigens auch sehr schlechte Voraussetzungen für das Verständnis außendeutscher Probleme schafft. Und wenn wir sehen, daß Teile des „Inlandes" — vom Reich her gesehen — jetzt grenzdeutsch empfinden lernten, so blieben umgekehrt Teile des „Auslandes" — z. B. in Österreich, aber auch in der Tschechoslowakei — vom Kampferlebnis der Grenze so unberührt, daß man sie bis zu einem gewissen Grade als binnendeutsch bezeichnen kann, was einen Schlüssel für manche sonst schwer zu begreifende Fragen darbietet.

Sehr viel langsamer vollzieht sich die Entwirrung der Begriffsverknotung, die im Vorkriegsterminus „Auslanddeutsch" vorliegt. In seinem hochbedeutenden Werk „Grenzen", das soeben erschienen ist, prägt der Münchener Geograph Karl Haushofer den Begriff des „Ausmärkischen" was uns eine vorzügliche Verdeutschung von Exklave zu sein scheint. Man könnte in diesem Sinn von einem „Ausmarkdeutschtum" sprechen, um damit die Linie Binnendeutsch-Grenzdeutsch bis in die Gebiete zu verlängern, wo das Deutschtum auf Inseln

oder in der Zerstreuung außerhalb des geschlossenen Volksbodens wurzelfest siedelt. Da es sich dabei um einen völlig neuen Vorschlag handelt, wählten wir in der Überschrift den wenigstens gelegentlich bereits verwendeten Begriff „Außendeutschtum", der sich zugleich durch seine Entsprechung zu „Binnendeutsch" empfiehlt.

Der Fortschritt in der Begriffsbildung ist unverkennbar. Er liegt in der Überwindung der formal-politischen durch eine Betrachtungsweise, die historisch-dynamischer Natur ist und das Deutschtum von seiner Einlagerung in den Raum her mit festem mutterländischem Mittelpunkt sieht. Während vielen der heute lebhaft erörterten ungeschichtlichen Abstraktionen der Fehler anhaftet, daß das Wesen des Volkstums zugleich dem Raumbegriff entfremdet, unser Volk entwurzelt und vom Blickpunkt der Juden und Zigeuner her gesehen wird, entsteht hier ein klares räumliches Ordinatensystem für die Ordnung volksgeschichtlicher Gegebenheiten, das nicht nur die Gegenüberstellung von Binnen und Außen, sondern mit der festen Mitte auch den Gesichtspunkt von Fern und Nah gewährleistet und zur Anerkennung z. B. einer Nordost- und Südostachse deutscher Siedlung und Kulturgeltung führt. Diese Betrachtungsweise macht es möglich, dem Grenzdeutschtum im Nordosten und Südosten das Außendeutschtum eines spezifischen Vorfeldes zuzuordnen, das — weit entfernt von einem lächerlichen Irredentaverdacht — doch nicht nur zum deutschen Volk im Ganzen, sondern zu dessen räumlich anlagernden Teilen in besonderen, schicksalhaft gegebenen Beziehungen steht oder zum mindesten stehen kann. Für uns verbirgt sich darin die bedeutsame Frage, ob sich unser verstärktes Hineinwachsen in einen gesamtdeutschen Lebenszusammenhang gewissermaßen drahtlos vollziehen soll oder ob nicht zwischen politisch und sozial so verschiedenartigen nachbarlichen Teilen unseres Volkes, wie dem Deutschtum in den baltischen Staaten, in Litauen, Memel, Ostpreußen und Danzig engere Beziehungen, wie sie in früheren Jahrhunderten teilweise sehr wirksam gewesen sind, heute wieder zum Heile des Ganzen Geltung erlangen können und sollen.

Wie sich die Antwort im einzelnen Fall auch gestalten mag: soviel ist klar, daß wir mit solchen Gedanken einer raumbedingten Kulturpolitik nicht nur in volkskonservativem Sinn an ältere Überlieferungen des deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens anknüpfen, sondern daß davon auch gewisse Einstellungen und Gewöhnungen nicht unberührt bleiben, die sich aus der politischen Problematik der letzten Jahre ergeben haben. Die Herausarbeitung der Kategorien

Fern oder Nah innerhalb des Außendeutschtums, die wir als Forderung anklingen ließen, und aus der sich eine unterschiedliche Einstellung beispielsweise zum Deutschtum in Lodz und zu dem in Brasilien herleitet, ist bis zu einem gewissen Grade auf Umwegen seit dem Krieg durch eine großpolitische Regelung vorbereitet worden, an der sich die „Heterogonie der Zwecke", die „List der Vernunft", die völlige Entfernung der Wirkung von den ursprünglichen Motiven der Urheber in grotesker Weise ausgewirkt hat. Als die Weltgebieter in den Pariser Luftschlössern 1919 das Schema eines Minderheitenschutzes durch den Völkerbund zusammenflickten, der zunächst mehreren ostmitteleuropäischen Staaten aufgedrängt und in der Folge von einigen anderen übernommen wurde, da ahnten sie nicht, wie wirksam sie damit der politischen Annäherung schicksalsmäßig einander völlig entfremdeter deutscher Volksgruppen im mitteleuropäischen Nahbereich und in der Folge überhaupt einer völlig neuen Marschordnung der europäischen Nationalitätenbewegung vorarbeiteten. Innerhalb des umfassenden Komplexes des Auslanddeutschtums überhaupt und völlig unabhängig von der oben entwickelten Dialektik der Begriffsreihe Binnendeutsch-Grenzdeutsch-Außendeutsch entwickelte sich als bedeutsame Nachkriegsrealität der Typus „deutsche Minderheit", der wichtige und folgenschwere Veränderungen in der soziologischen Struktur der außendeutschen Gruppen nach der Seite der Organisation, der Führung und Vertretung zur Folge hatte und von politischen, ja geradezu von Momenten der großen Politik her im gesamtdeutschen Kräftespiel einen völlig neuen Faktor wirksam werden ließ.

Der Minderheitenschutz, zu dessen Kritik Werner Hasselblatt im Dezemberheft das Nötige gesagt hat, dient der Sicherung eines politischen Status quo, an dessen Herbeiführung das Außendeutschtum zumeist völlig unbeteiligt war. Vom abgetrennten Grenzdeutschtum ganz abgesehen, waren alte außendeutsche Einheiten wie das Schwabentum Ungarns oder das Baltentum schmerzhaft zerrissen, und dafür in Polen, in der Tschechoslowakei, in Litauen und anderwärts willkürliche Zusammenfassungen heterogener deutscher Volksbestandteile vollzogen worden. Der Ausgangspunkt der neuen außendeutschen Kräftegruppierung war infolgedessen überall teils in negativem, teils auch in national-positivem Sinn eine schwere Traditionskrise, die sich fast durchgängig in organisatorischem Umbau und zugleich in weitgehendem Führungswechsel auswirkte, wobei die Politisierung und Parlamentarisierung ein entscheidendes Auslesprinzip abgab.

Diese Umwälzung der außendeutschen Existenz vollzog sich nicht organisch, sondern gewaltsam unter dem Druck schwerer Schicksalsschläge, sie erfolgte dabei in einer Öffentlichkeit und mit einer Fernsichtbarkeit, die das umhegte und abgekapselte Leben dieser außendeutschen Siedlungen großenteils früher garnicht gekannt hatte. So erlangten auf dem Trümmerfeld der überkommenen Institutionen die neuen Organisationen und die neue Führung ein ausschließliches Prestige, das gewiß durch Leistung in schwerer Notstunde, zugleich aber durch die allgemeine Kräfte- und Blickverlagerung bedingt war. Ob und wie weit diese Notstandsarbeit Dauererfolge erzielen, welche Rückschläge für unsere Volksposition aus diesen Versuchen und Unternehmungen der Nachkriegszeit erwachsen werden, läßt sich heute noch garnicht absehen. Jedenfalls ist die unmittelbare Gefahrenzone der Nachkriegswehen noch nicht durchschritten, und es konnten weitaus noch nicht alle Mittel und Wege erprobt werden, die den Bestand der Nation auf weitere Sicht gewährleisten. Die Führerschicht aus der Zeit des großen Dammbruches wurde nun namentlich in ihren parlamentarischen Exponenten zu einem Zusammenschluß außendeutscher Kräfte, unabhängig vom Mutterland, gedrängt, über den Rudolf Brandsch-Hermannstadt, der schon in der Vorkriegszeit verdiente Sachsenführer im alten Ungarn, im Oktoberheft der neuen Zeitschrift „Staat und Nation" einen ersten umfassenden Bericht vor der Öffentlichkeit abgelegt hat. Der seit fünf Jahren tätige Ausschuß, der seinem Wesen und seiner Blickrichtung nach also in weitestem Maße ein auslanddeutsches Parlamentarierkomitee ist und über ein Büro mit einem ständigen Rechtsberater verfügt, hat sich erhebliche Verdienste auch im gesamtdeutschen Sinne erworben. Er hat persönliche Beziehungen geknüpft, ein früher unbekanntes gegenseitiges Verständnis der regionalen Probleme in weiten Teilen des Grenz- und Außendeutschtums angebahnt und in der Blickrichtung auf die Kulturautonomie eine wesentliche Angleichung der auslanddeutschen Auffassungen nicht ohne starken baltischen Einfluß durchgesetzt, zugleich freilich naturgemäß eine gewisse Abhängigkeit von den durch das Genfer Schutzverfahren gegebenen Fragestellungen nicht verleugnen können.

Diese Solidarisierung, die sich vom minderheitlichen Ausgangspunkt her in einem Teil des Auslanddeutschtums durchgesetzt hat, ist gegenüber der Kräfteaufsplitterung der Vorkriegszeit zweifellos ein großer Fortschritt. Gerade aus der Anerkennung des Geleisteten ergibt sich aber heute bereits die Frage, in welchem Sinn und unter

welchen Voraussetzungen eine Eingliederung des Baltentums in eine spezifisch außendeutsche Gruppierung von Wert und Dauer sein kann.

Daß die gegenwärtige Konstruktion der auslanddeutschen Gesamtvertretung für das spezifische Baltentum nur bedingte Bedeutung hat, ergibt sich schon daraus, daß es in ihr nicht als geschlossenes Ganzes, sondern gewissermaßen nur vertretungsweise und gesondert durch das lettländische und estländische Deutschtum für sich zur Erscheinung kommt, dessen bloßes Nebeneinander offenbar für die Fortpflanzung baltischen Gemeingeistes nicht genügt. Wir bemerken ausdrücklich, daß eine solche Überlegung die Anerkennung des grenzpolitischen Status quo im Baltikum nicht in Frage stellt. Man könnte trotzdem fragen, ob nicht eine Stufe übersprungen wurde, als das estländische und lettländische Deutschtum ohne Schaffung gemeinsamer Organe in diesen auslanddeutschen Zweckverband hineinging, zumal der verabsäumte erste Schritt bis heute nicht nachgeholt worden ist, und die nach außen wirkenden Kräfte des Baltentums in der Heimat in anderer Richtung abgelenkt wurden. Immerhin könnte man den Umweg gelten lassen, zumal er manche Erfolge gezeitigt hat. Bekanntlich gibt es aber außerdem eine baltische Emigration, die zum größten Teil keineswegs infolge der baltischen Staatenbildung als solcher, wohl aber infolge gewisser konkreter, vom Baltentum in der Heimat gleichermaßen bekämpfter und verurteilter Maßnahmen der bisherigen Regierungen Lettlands und Estlands entwurzelt, ihrer Existenz beraubt und aus dem Lande gedrängt wurde, wobei sich die neuen Staaten künstlich und zu ihrem eigenen Schaden statt einer Stütze ihrer Existenz vielmehr eine Opposition von spürbarem europäischem Einfluß herangezogen haben, die heute eine Übergangserscheinung zwischen Außen- und Binnendeutschtum darstellt, jedenfalls aber mindestens für ein Menschenalter aus dem gesamtbaltischen Kräftespiel nicht weggedacht werden kann.

Gerade diese Emigration nun, die für das Baltentum in der Heimat in mancher Hinsicht eine Belastung darstellt, zugleich aber infolge ihrer Bewegungsfreiheit und Resonanz eine erhebliche Machtreserve bedeuten kann, beleuchtet unsere Frage von einer ganz neuen Seite. Auf die von den Letten und Esten vielfach geleugnete, in Wahrheit aber sehr erhebliche Bedeutung der „Reichsbalten" für das Zustandekommen der baltischen Staaten gedenken wir demnächst in anderem Zusammenhang zurückzukommen. Dieses Baltentum im Reich hat aber in starkem Maße die Aufgabe erfüllt, den westwärts ge-

richteten Blick der Nation wieder dem Osten zuzukehren, die tiefgewurzelte Russophilie namentlich der nationalen Kreise zu bekämpfen und damit eine der schwersten Gefährdungen des Dauerbestandes der baltischen Staaten abzuwehren, den in den letzten Jahrzehnten schwer bedrohten Kontakt zwischen Baltentum und Muttervolk neu zu befestigen und auch die Annäherung zwischen Balten und übrigen Auslanddeutschen wirksam zu unterstützen. Es gibt also nicht nur den Weg gleichsam längs der Peripherie der deutschen Siedlung in Mitteleuropa, sondern auch den scheinbaren Umweg über die baltischen und baltenfreundlichen Kräfte im Mutterland, um das Ziel einer Inbeziehungsetzung des Baltentums mit dem übrigen Außendeutschtum im Rahmen einer gesamtdeutschen Volksgemeinschaft zu erreichen. Und wenn es einleuchten mag, daß weder der eine oder andere Weg für sich allein letzte Erfolge ermöglicht, dann ist damit doch die bedeutsame Richtlinie gewonnen, daß die Wahl der einen Methode nicht auf Kosten der anderen geschehen darf, sondern daß grundsätzlich beide Wege offen gehalten werden müssen, zumal damit ein wesentlich reicheres Kräftespiel wirksam wird, als es bisher nach außen hin sichtbar werden konnte.

Diese Parole ist die baltische Führung in der Heimat ganz besonders der Jugend schuldig. Für diese ist es längst selbstverständlich geworden, daß nicht nur die Wanderfahrt von Außensiedlung zu Außensiedlung, sondern zugleich der wechselseitige Verkehr zwischen Binnen- und Außendeutschtum zu den unerläßlichen Voraussetzungen einer gesamtdeutschen Volkwerdung gehört. Auch die Kulturpolitik der älteren Führerschicht, die durch keine „Minderheits"-Gesichtspunkte betroffen wurde, ist einer natürlichen Logik folgend den gleichen doppelten Weg gegangen. Und wenn sich in der außendeutschen Arbeitsgemeinschaft Balten und Siebenbürgersachsen, zwei historische Einheiten auf der gleichen heute eingestürzten Ebene, mit besonderem Verständnis die Hände gereicht haben, dann bestätigt auch das nur, daß die Kategorisierung des Außendeutschtums nach den heutigen staatlichen Einheiten und die Anklammerung an die minderheitsrechtliche politische Fragestellung die Lebenskräfte des Außendeutschtums selber nicht erschöpft, geschweige denn an die entscheidende gesamtdeutsche Frage heranreicht.

Als Bismarck den Dreibund vorbereitete, betrieb er den Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Eine baltische Heimatpolitik auf der geistig gesamtdeutschen Linie findet ihre Rückversicherung gegen falsche Ausdeutungen dieses Vorgehens im aktiven Einsatz innerhalb

der europäischen Nationalitätenbewegung. In der Tat sind die baltischen Interessen, soweit sie im geltenden Minderheitenrecht und seiner Entwicklung ihren Grund finden, in weitem Maße Belange, die sich nicht auf auslanddeutsche Volksgruppen beschränken, sondern darüber hinaus in den Bezirk des allgemeinen europäischen Nationalitätenproblems hineinreichen. Diese Zusammenhänge frühzeitig theoretisch und praktisch erfaßt zu haben, dürfen wir Balten uns ebenfalls zur Ehre anrechnen. Aber diese Solidarisierung mit anderen unterdrückten Nationalitäten entfremdet uns nicht einer gesamtdeutschen Verantwortung, sondern zeigt diese nur von einer neuen Seite. Wir bringen auch in dieser Beziehung Erfahrungen schon aus der russischen Zeit mit, die wir den schicksalsverwandten Nationalitäten wie dem Mutter- und Gesamtvolk zuführen. Wie wir aus alter europäischer Überlieferung stammen, stoßen wir damit in die modernste europäische Problematik hinein. So wird sich im Deutschen wie im Europäischen entscheiden, ob das Baltentum nur ein verklingender Akkord der Vergangenheit, oder ob es in der Zusammenfassung aller seiner inneren und äußeren Möglichkeiten ein Träger von Zukunft ist. Uns mag unser Glaube Gewähr sein: vor der Geschichte bestehen wir nur durch Leistung.

Die Verschleppung nach Sibirien im Jahre 1918

Von Baron Wilhelm Wrangell

Der seelische Konflikt, in den wir Balten durch den Ausbruch des Weltkrieges versetzt wurden, ist oft geschildert worden: die Pflicht der Krone Rußland gegenüber erforderte das Einsetzen von Leben und Gut für eine Sache, die — wenn sie von Erfolg gekrönt war — unseren eigenen Untergang besiegeln mußte; ein Sieg Rußlands bedeutete zweifellos das Ende des Baltentums. Wie jeder einzelne diesen Konflikt überwunden hat, ist seine Privatsache; über Gewissensfragen dürfen wir nicht urteilen und wollen es auch nicht, obwohl damals im eigenen Lager scharf geurteilt und verurteilt wurde. Die eine Tatsache steht aber fest: das Baltentum als Gesamtheit wählte den schweren Weg der Pflichterfüllung und Entsagung.

Die russische Revolution und der Bolschewistenumsturz haben diesen seelischen Konflikt gelöst. Die alte Rechtsordnung, auf der unsere Verpflichtung beruhte, war gestürzt; eine rechtliche Pflicht den Umstürzlern gegenüber, die selbst das Recht und ihren Eid gebrochen

hatten, bestand nicht mehr, eine moralische den beutegierigen neuen Machthabern gegenüber natürlich erst recht nicht. Und Rußland offenbarte in diesen Monaten sein eigentliches Wesen, das bis dahin durch die harte Zucht des kaiserlichen Regiments notdürftig in die Schranken der ihm nicht gemäßen europäischen Ziviliſation gezwängt worden war. In dieser Zeit mußte es jedem Balten klar werden, welch ein Abgrund uns von Rußland trennt.

Aber die Macht war auf der anderen Seite, und sie wurde grausam ausgeübt. Die Not wuchs aufs höchste, das ganze Land drohte eine Trümmerstätte und ein Leichenfeld zu werden. An eine Rettung aus eigener Kraft war nicht zu denken. Aller Augen wandten sich gen Deutschland, das auf der Höhe seiner Macht zu stehen schien, dessen Heer siegreich in nächster Nähe stand. Und was war naheliegender, als von den Stammesbrüdern Rettung aus tiefster Not zu erwarten? Rettung für das ganze Land. Hier war es Pflicht der ritterschaftlichen Vertretung, als Repräsentantin des Landes, diese Rettung herbeizuführen. Sie wandte sich mit einem Hilfsgesuch an den Deutschen Kaiser. Die Erfüllung der Bitte wurde aber an die Bedingung geknüpft, Beweise zu liefern, daß tatsächlich die ganze Bevölkerung den Einmarsch der deutschen Truppen wünsche, damit auch der Schein von Eroberungsgelüsten vermieden werde. Deshalb mußten Unterschriften für entsprechende Petitionen gesammelt werden, — eine andere Art, die öffentliche Meinung zu befragen, war unter dem bolschewistischen Terror natürlich undenkbar. Daß unter der deutschen Bevölkerung nur eine Meinung herrschte, ist selbstverständlich, wie aber das nichtbolschewistische Estentum zu der Frage stand, darüber berichtet ein Este[1]: „Ich kann hier nur von Dorpat reden, denn was in Reval getan wurde, wußten die Dorpatenser ja nicht. Und ich kann es auch nur mit einer gewissen Zurückhaltung tun, denn ich weiß nicht, ob die Zeit schon reif ist, das ganze Material zu verwenden. Die Befürchtung parteipolitischer Ausbeutung ist mir von mehreren Seiten geäußert worden. Aber es sei mir, als keiner Partei Zugehörigem, erlaubt zu sagen, daß ich aus den damaligen Parteien so manche Personen kenne, die unbeschadet sonstiger abweichender Ansichten den Einmarsch der Deutschen wünschten, wobei in ein und derselben Partei die Mei-

[1]) K. A. Hindray: Okupatsiooni avamäng (Das Vorspiel der Okkupation) im Sammelwerk: Mälestused iseseisvuse võitluspäevilt (Erinnerungen aus den Tagen des Kampfes um die Unabhängigkeit), Bd. 1, Reval 1927. S. 256 ff.

nungen über diesen Einmarsch sehr geteilt sein konnten. So dürfte parteipolitische Agitation deshalb wohl nicht zu sehr zu fürchten sein. — Ich habe heute mitten im politischen Leben stehende und sehr angesehene Männer gesehen und gehört, wie sie vom Lande kommenden Ratfragern antworteten: unterschreibt nur (sc. die Petition). Selbst stand ich auf einem anderen Standpunkt und glaubte, es lohne sich nicht zu unterschreiben: sie werden ja sowieso kommen. Und ich habe andere gesehen, die schon deshalb das Unterschreiben unter keiner Bedingung gestatten wollten, weil sie den Einmarsch der Deutschen in das Land für äußerst schädlich hielten. — Es gab solche, die glaubten, daß die Okkupation nur eine zeitweilige sein könnte und dem Lande für eine Spanne Zeit Ruhe bringen würde, bis Rußlands Schicksal und unser eigenes geklärt sein werde. Es gab andere, die eine Vereinigung mit Deutschland für möglich hielten und sagten, daß man in einem Kulturstaate für seine Rechte immerhin ebenso kämpfen könne, wie es die Polen und Dänen täten. Es gab sogar Monarchisten. Aber eins steht fest: mag der Grund für den Wunsch, der Deutsche möge kommen, gewesen sein, welcher er will, er war aber bei einer sehr, sehr großen Menge vorhanden. Und den übrigen war er einfach eine Unabwendbarkeit."

Ich habe diese Stimmungsschilderung in extenso angeführt, denn sie ist meines Wissens bisher die einzige aus estnischer Feder. Sie zeigt, daß die Bitte der ritterschaftlichen Vertretung mit dem Wunsche eines großen Teiles auch der nichtdeutschen Bevölkerung im Einklang stand, weil eine andere Rettung nicht denkbar war. Sie rückt aber auch die in diesen Zeilen geschilderte Episode in ein anderes Licht: es handelt sich bei der Verschickung nicht um Erlebnisse von einer Reihe von Einzelpersonen oder einer Bevölkerungsgruppe, sondern um einen Akt im politischen Kampfe für die ganze Heimat. Denn, wie wir gleich sehen werden, war die Verschickung eine unmittelbare Folge der erwähnten Aktion.

Die unterschriebenen Petitionen wurden durch verschiedene Boten über das Eis nach Dagden und Ösel und durch die Front nach Riga den deutschen Kommandostellen überbracht. Eine von diesen Expeditionen wurde von den Bolschewisten abgefangen. Die Folge war, daß das Revaler Exekutivkomitee des estnischen Arbeiter- und Soldatenrates durch eine Proklamation alle zum baltischen Adel gehörigen Personen (Männer über 17, Frauen über 20 Jahren) für außerhalb des Gesetzes stehend erklärte und jeden Proletarier verpflichtete, sie zu verhaften, wo er sie auch anträfe. Die Verhafteten

sollten solange als Geiseln in Konzentrationslagern gefangen gehalten bleiben, bis ihre konterrevolutionäre Tätigkeit unschädlich gemacht sei[1]). Dieser Befehl wurde in der Nacht vom 27./28. Januar (9./10. Februar) 1918 in allen Städten Estlands und Nordlivlands zur Ausführung gebracht. In Estland beschränkte sich die Ausführung mit wenigen Ausnahmen auf den Adel, während namentlich in Dorpat ohne erkennbares System etwa 200 deutsche Männer verschiedenen Standes und Berufs verhaftet wurden. Andrerseits blieben in Dorpat die Frauen verschont, während sie in Reval zwar verhaftet, aber nicht verschleppt, in Wenden aber ganz gleich den Männern behandelt, d. h. auch verschleppt wurden. Diese Systemlosigkeit ist natürlich durch die verschiedene Auffassung der örtlichen Machthaber erklärlich, wie denn überhaupt in jener Frühzeit des Bolschewismus von Seiten der örtlichen Sowjets den Zentralorganen durchaus nicht unbedingt Folge geleistet wurde. Die Revolution hatte eben alle Subordination geknickt.

Es ist schwer, den Sinn dieses Gewaltakts zu ergründen. Gewiß, von ihrem Standpunkte aus mußten die Bolschewisten alles tun, um den Einmarsch der Deutschen zu verhindern. Es mußte ihnen klar sein, daß an einen militärischen Widerstand den Deutschen gegenüber nicht zu denken war, das reguläre russische Militär war kampfunfähig und kampfunlustig, zudem waren ja auch die Friedensverhandlungen längst im Gange und es war nicht anzunehmen, daß die Petersburger Machthaber sich viel um die Wünsche der estnischen Bolschewisten kümmern würden, wenn für Rußland viel Wichtigeres auf dem Spiele stand. In Reval dachte man zeitweilig an die Entfachung eines Volkskrieges, vielleicht sollte die Verhaftung der Deutschen die nationale Leidenschaft aufpeitschen. Aber bei der absoluten Ablehnung des Bolschewismus durch das estnische Volk konnte dieser Gedanke nur als unausführbar angesehen werden. In der Proklamation werden die Verhafteten als Geiseln bezeichnet. Aber war es zu erwarten, daß hierdurch der Einmarsch auch nur verzögert werden, daß die absolut überlegene Macht hierdurch auch nur zu Verhandlungen bewogen werden könnte? Die Tatsachen zeigen das Umgekehrte: die Verhaftung gab den unmittelbaren Anstoß

[1]) Diese Proklamation ist abgedruckt bei Dr. Ernst Seraphim: „Nach Sibirien verschleppt" Dorpat 1918. S. 78 ff. Bezüglich der Details sei auf diese zeitgenössische Darstellung hingewiesen. Hier findet sich auch die Liste der Verschickten, die als Übersetzung der russisch-amtlichen Liste allerdings verschiedene Entstellungen aufweist.

zum Befehl für den sofortigen Einmarsch. Nach diesen Erwägungen scheint ein Satz aus der Proklamation den wahren Sinn der Maßnahme wiederzugeben: „Ihre Augen sollen das nicht sehen, wonach sie sich sehnten." Aus diesen Worten klingt der Haß und die Erbitterung des im Innersten seine Niederlage Voraussehenden, der wenigstens an einer größtmöglichen Anzahl von Einzelpersonen seine Rache nehmen will. Den Haß der estnischen Bolschewisten haben die Verhafteten und Verschickten zur Genüge kennengelernt; er äußerte sich in einer unmenschlichen Behandlung und in Roheitsakten, die hier nicht geschildert werden sollen.

Über die Vorgänge, die sich zwischen dem 10. und dem 22. Februar, dem Tage der Verschickung, im bolschewistischen Lager abgespielt haben, wird wohl nie Klarheit zu erlangen sein. Es waren offenbar Gegensätze zwischen den estnischen Bolschewisten und den eine große Rolle spielenden russischen Matrosen vorhanden. Zunächst waren die männlichen Verhafteten in Reval im Hafenelevator untergebracht, wo sie von estnischer roter Garde bewacht wurden. Es müssen Kompetenzstreitigkeiten zwischen Esten und Matrosen ausgebrochen sein, denn nach einigen Tagen wurden die Gefangenen in dunkler Nacht in die Turnhalle der Domschule übergeführt. Dieses geschah in größter Heimlichkeit, in kleinen Gruppen und auf verschiedenen Wegen, und aus dem Gebaren und den Worten der Begleitmannschaft war deutlich Angst vor den Matrosen herauszulesen. Am nächsten Tage verschwand die estnische Wache plötzlich aus der Turnhalle und mit gefälltem Bajonett stürzte eine Matrosenabteilung hinein. Als sie die Gefangenen ruhig auf ihren Plätzen sitzen sahen, stutzten die Vordersten und man hörte den verwunderten Ausruf: „Da nitschewo podobnawo!" (Aber nichts dergleichen!) Es erwies sich, daß die Matrosen bewaffneten Widerstand erwarteten. Aus welchem Grunde die Esten ihnen solches suggeriert hatten, bleibt unaufgeklärt; wollten sie die Entführung aus dem Elevator als Flucht der Gefangenen drapieren, um sich einer unbequemen Auseinandersetzung mit den Matrosen zu entziehen; oder wollten sie ein Gemetzel provozieren, um ihre Feinde loszuwerden, ohne sich selbst zu kompromittieren; wer kann es wissen? Unter starker Bedeckung wurden die Gefangenen in den Elevator zurückgeführt. Die Matrosen stellten die Wache und äußerten ihre Zweifel, daß wirklich alle Verhafteten schuldig seien, und ihre Absicht, durch ein rasches und gerechtes Gericht alles zu klären. Nach einigen weiteren Tagen muß jedoch eine endgültige Auseinandersetzung zwischen dem estnischen Arbeiter- und Soldatenrat

und den Matrosen stattgefunden haben, denn die Gefangenen wurden wieder in die Turnhalle zurückgeführt, wo sie bis zu ihrer Verschickung unter Bewachung der roten Garde blieben. Diese Kompetenzstreitigkeiten zwischen estnischen und russischen Bolschewisten scheinen nur in Reval stattgefunden zu haben.

Über die Stimmung unter den Gefangenen kann man sich ein Bild machen, wenn man einerseits die vollständige Ungewißheit auch über die nächsten Stunden, das bedrückende Gefühl, ihre Frauen von ihnen getrennt in der Hand des rohesten Pöbels zu wissen, andrerseits die immer bestimmter lautenden Nachrichten über den Einmarsch der deutschen Truppen in Betracht zieht. Es war ein Zeichen straffer innerer Zucht und guter Nerven, daß in diesem Zustande zwischen schwerster Sorge und schönster Hoffnung die äußere Ruhe vollkommen gewahrt blieb.

Am 18. Februar begann der deutsche Vormarsch. Am 20. landeten deutsche Truppen in Werder, am 21. waren sie in Hapsal, am 22. schlugen sie die rote Garde bei Riesenberg, nur 50 km von Reval entfernt. Gleichzeitig rückten sie in Eilmärschen von der Rigaschen Front auf Rujen Fellin, Walk-Dorpat und Pleskau. Nennenswerter Widerstand konnte ihnen nirgends entgegengesetzt werden. Das Spiel der Bolschewisten war verloren. Eine eilige Evakuation begann. Unter diesen Umständen war es nicht ersichtlich, welche Bedeutung die „Geiseln" noch haben könnten. Wenn sie trotzdem in Sicherheit gebracht, d. h. außer Landes geführt wurden, so kann das nur als Racheakt aufgefaßt werden. Der Abtransport begann, je nach der Nähe der anrückenden Deutschen, zu verschiedener Zeit. Zuerst in Wenden, wo, wie erwähnt, auch die Frauen mitgeschleppt wurden, dann am 21. Februar in Dorpat, zuletzt am 22. Februar in Reval.

Es begann die lange Fahrt ins Ungewisse. In Gatschina wurden die Transporte aus Reval und Dorpat aneinandergekuppelt. Der Wendensche Transport fuhr seine eigenen Wege; er gelangte nicht bis nach Sibirien, sondern kreuzte längere Zeit zwischen Perm und Jekaterinenburg hin und her und gelangte schließlich einige Tage vor dem sibirischen Transport über die deutsche Demarkationslinie.

Alle Verschickten waren wohl zunächst von Schmerz und Erbitterung erfüllt; die Erlösung schien so nah; noch unterwegs, solange man durch Estland fuhr, hoffte man, diese oder jene Bahnbrücke werde gesprengt sein. Als der Zug über die Narowabrücke rollte, diese eigentliche Grenze Europas, schwand auch diese schwache Hoffnung.

Es blieb der Troſt, daß die Heimat binnen kurzem vom Schrecken befreit ſein werde, gepaart mit einer Reſignation, die menſchlich nur zu verſtändlich iſt, und einem Haß gegen den roten Feind, der durch die während der ganzen Fahrt andauernde ſchimpfliche Behandlung täglich neue Nahrung erhielt.

Bald aber wuchs die Zuverſicht. Vor allem, weil von Petersburg an die Züge von mit Ausweiſen der ſchwediſchen Geſandtſchaft verſehenen Perſonen begleitet wurden. Für den Reval-Dorpater Zug waren es die Herren Georg von Sivers und Erich Hahn und die Schweſter Lia von Stryk, für den Wendenſchen Zug — Herr Erik von Bremen. So konnten die Verſchickten wenigſtens nicht ſpurlos verſchwinden, ſie waren erreichbar und es wurde für ſie geſorgt, ſoweit das möglich war; anfangs war dieſe Möglichkeit allerdings ſehr beſchränkt. Dann trafen allmählich ſichere gute Nachrichten ein: vom Vorrücken der Deutſchen bis zur Narowa, von der Unverſehrtheit der Angehörigen, vom Punkte der deutſchen Friedensbedingungen, der die ſofortige Auslieferung der Verſchickten verlangte.

Inzwiſchen ging die endlos lange Fahrt weiter. Wologda, Wjatka, Perm, Jekaterinenburg wurden durchfahren, bei Tſcheljabinſk die ſibiriſche Grenze überſchritten, endlich über Omſk am 10. März die im Herzen Sibiriens gelegene Stadt Kraſſnojarſk erreicht. Hier, 5000 km von der Heimat entfernt, wurden die Gefangenen im Gouvernementsgefängnis interniert.

Von den Reiſeeindrücken läßt ſich wenig ſagen. Sie beſchränkten ſich in der Hauptſache auf die rein körperlichen Gefühle von Hunger, Kälte und Schmutz. Von der Außenwelt war wenig zu ſehen. Bleibend war der Eindruck von der rieſigen räumlichen Ausdehnung Rußlands, von der unſagbar eintönigen Melancholie der winterlichen ſibiriſchen Steppe, wo man 1000 km durchfährt, ohne daß die Landſchaft die geringſte Abwechslung bietet, von den unzähligen auf eigene Hand nach Hauſe fahrenden ruſſiſchen Soldaten und von einem unbeſchreiblichen Chaos auf allen Gebieten. Beſonders deutlich konnte man das an dem Umſtande bemerken, daß in Nordweſtrußland größte Lebensmittelknappheit herrſchte, während einige 100 km weiter, etwa in Wjatka und Perm, erſt recht aber in Sibirien alles billig zu kaufen war.

Das Regime im Kraſſnojarſker Gefängnis war verhältnismäßig milde. Schon der Umſtand, daß der haßerfüllte Konwoi durch das reguläre Gefängnisperſonal abgelöſt wurde, wirkte befreiend. Dieſe Gefängniswärter empfanden keinen perſönlichen Haß, es imponierte

ihnen vielmehr die Haltung der Verschickten, die natürlich von der der gewöhnlichen Gefängnisinsassen wesentlich abwich. Dazu aber konnte hier in Krassnojarsk die Hilfe von außen wirksam einsetzen. Es wurde kein Mangel mehr empfunden. Der Raum verbietet eine Schilderung des Gefängnislebens, das bei aller Eintönigkeit seines Reizes und einer starken Dosis Humor nicht entbehrte.

Und dann geschah das lang Erwartete und doch Wunderbare. Die Verschickten waren frei. Die deutsche Macht reichte bis weit nach Sibirien hinein und vermochte einige hundert Menschen einige tausend Kilometer weit durch ein in Aufruhr und vollkommene Anarchie befindliches Land zurückzuholen. Nichts kann die damalige Machtfülle Deutschlands eindrucksvoller aufzeigen. Man erspare mir die Schilderung der Gefühle, von denen die Befreiten bewegt waren.

In der Nacht vom 29./30. März begann die Rückreise, die über Omsk, Tjumen, Perm, Wologda, Jaroslaw, Moskau, Smolensk, Orscha ging. Wenn auch gewisse Vorsicht walten mußte, besonders während des Aufenthalts an größeren Zentren, so genoß man auf der Fahrt doch schon Bewegungsfreiheit. Langsam zog die unendlich weite russische Landschaft an einem vorüber, die blauen Gebirgszüge Mittelsibiriens, die Steppe, der Ural mit seinen wunderbaren Wäldern, die Hügellandschaft Ostrußlands, die großen Ströme und die bunten Städte mit ihren zahllosen Kirchenkuppeln. So mancher Balte hat Rußland wohl erst damals wirklich gesehen, wenn auch nur im gemächlich vorüberziehenden Panorama.

Es gab noch mannigfaltigen Aufenthalt, der durch die verschiedenen örtlichen Sowjets verursacht wurde, die sich den Anordnungen der Zentrale in Moskau nicht fügen wollten. Ich weiß nicht, an wieviel Orten Resolutionen über unsere Weiterfahrt gefaßt wurden, bei denen schließlich das deutsche Ultimatum den Ausschlag geben mußte.

Endlich, am 13. April nachmittags, langte der Transport in Orscha an. Der Zug wurde verlassen und nach kurzem Marsch durch ein Nadelwäldchen die deutschen Vorposten und dann der in deutschen Händen befindliche Güterbahnhof Orscha erreicht. Hier hatte endlich alle Not und alle Gefahr ein Ende. Noch am selben Tage ging es weiter der Heimat und dem Frühling entgegen. Über Shlobin, Minsk, Wilna, Koschedary, Riga ging die Fahrt. Am 20. April konnte die Heimkehr in Dorpat, am 21. in Reval gefeiert werden.

Das ist in Kürze der äußere Rahmen der Begebnisse, deren Einzelheiten zu beschreiben nicht Zweck dieser Zeilen war.

Wenn aber die Frage gestellt wird, was diese zwei kurzen Monate für die Beteiligten bedeutet haben, weshalb keiner von ihnen sie aus seiner Erinnerung streichen will, so kann ich darauf eine allerdings nur subjektive Antwort geben, glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß ich mit ihr nicht so ganz vereinzelt dastehe. Das Schwergewicht des Erlebnisses liegt in seiner Gemeinsamkeit. Was uns während des Weltkrieges versagt geblieben war, weil wir Balten, in die Millionenscharen Rußlands verstreut, nur Einzelschicksale erlebten, das ward uns in dieser Zeit gegeben; hier standen wir zusammen in bitterster Not, in Ausharren und Hoffen, hier erlebten wir gemeinsam den Jubel der Befreiung. Gerade durch die Unmöglichkeit, selbst zu handeln, wurde das gemeinsame innere Erlebnis unterstrichen. Nie ist wohl unsere Schicksalsgemeinschaft, unser gleiches Denken und unsere moralische Geschlossenheit lebhafter empfunden worden. Das ist von bleibendem Wert.

Dann darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Schicksale der Verschickten sich das Schicksal der Heimat in aufs äußerste konzentrierter Form wiederholte: die ganze Bedeutung der Befreiung durch Deutschland, der Abgrenzung gegen Rußland. Schicksal der Heimat und persönliches Schicksal waren eins. Und hat das persönliche Leiden die Befreiung der Heimat auch nur um einige Tage beschleunigt, so ist es wert, erduldet worden zu sein. Mit Trauer gedenken wir aber derjenigen unserer Mitbrüder, denen es nicht vergönnt gewesen ist, das Glück der Befreiung zu erleben:

Woldemar von Samson-Himmelstjerna, gest. 11. Februar 1918 im Elevator zu Reval infolge eines Bajonettstichs.

Reinhold von Nasacken-Sallentack, gest. 1. März 1918, beerdigt in Jekaterinenburg.

Trofim von Baranoff, gest. 4. März 1918, beerdigt in Omsk.

Landrat Oskar Baron Hoyningen-Huene-Jerwakant, gest. 15. März 1918 in Krassnojarsk.

Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik

Von Eduard von Stackelberg.

I.

Soweit die Erinnerung der Menschheit zurückreicht, hat es beides gegeben: Verachtung und Verherrlichung des Landmannes.

Höfische und urbane Lebensformen erhoben sich stolz über bäuerisches Wesen, über den Dörfler, über seine Grobheit und Dummheit, oder sahen mitleidig auf seine Plagen und Leiden herab.

In der Sprache der Stadtwelt entwertete sich der Name des Landmannes zum Schimpfwort: paganus, rusticus, Dörper, Bur, Mushik, rustre, vilain, peasant, clown. Der Bauer schämte sich seines Berufs. Es zog ihn zur Stadt.

Und dann erhob sich wieder seine ehrwürdige Gestalt als Symbol des Säemanns, der Vergangenheit und Zukunft verbindet, als Erzvater, Herr der Scholle, Träger der Volksgesundheit, als beneidenswerter, glückgesegneter Bewohner der freien Natur; gepriesen in bukolischer Poesie, nachgeahmt in klösterlichen carmina burana, vorgeführt in höfischen Hirtenspielen, auf Gobelins und goldumrahmten Wandgemälden. In Königsschlössern, in den Palästen der Kaufherren und in kitschüberladenen Mietwohnungen träumt man von Arkadien und vom goldenen Zeitalter der Unschuld und des Glücks.

Spengler hat uns den Werdegang des Menschen in wiederholten Kreisbahnen sehen lassen. Vom vorgeschichtlichen Nomaden zum Bauernvolk bis zur Weltstadtzeit. Und dann gerade, wenn das Land verödet, wenn die Großen des Geistes und des Geldes die anschwellenden Massen aus den Straßen der Stadt auf ihre Latifundien oder auf den ager publicus wieder hinausführen wollen, — dann entringt sich auch unter ihnen selbst der Stoßseufzer: o rus quando te aspiciam! Die Sehnsucht aus der Stickluft hinaus.

In einer Zeit zunehmender Verstädterung — auch des Landvolkes — und völliger Loslösung des Proletariats vom Lebenszuschnitt der noch bodenständigen Volksteile — im Zeichen des Massenwahns und der Massenvergnügungen — in den Jahren der Demobilisation

und Inflation haben auch wir das Erwachen dieser Sehnsucht erlebt — die Stadtflucht! Tausende aus der verarmten Oberschicht entflohen dem Tanz um das vergoldete Kalb, verzichteten auf ihren Platz an der Sonne, auf „standesgemäßes" Leben, oder suchten, verarmt und entrechtet, den Schatten der Verborgenheit und die Stille des Landes, — die ehrliche Arbeit auf eigener Scholle; Landesbeamte, Offiziere, Akademiker, selbstbewußte Kraftnaturen, — aber auch schwache, gefühlsbewegte, unklare Schwärmer. Auch der dieses schreibt, kann von der Ofenbank einer Bauernstube in entlegenem Alpendorfe ein Lied davon singen und auf 8 Jahre mühsamer Arbeit zurückblicken, die Frau, Sohn und Töchter in Frohsinn und tapferem Zugreifen geleistet haben, und auf Freunde am gleichen Werk in der Heimat und in der Fremde. Sehr wenige aber haben das gesuchte Glück im Winkel und den erhofften Arbeitslohn gefunden. Fast alle mußten ihre Kräfte als unzureichend oder verbraucht, die Hoffnung auf genügende Ernte als trügerisch oder zerstört, — den Traum als Wahn erkennen. — Nicht nur die Schwächlichen und Schwärmerischen, die sich in einer Rolle gefallen hatten: Frauen in wallenden Gewändern, Jünglinge mit zarten Händen Immerhin — es gab und es gibt unter den anderen einige doch, die es durchführen konnten und die zufrieden sind, trotz Steuerdruck und schlechten Preisen, die der Stadtstaat von heute dem Landmann auferlegt.

II.

Aber nicht davon und von deutscher Siedelung im Osten und auf deutschem Ödland soll hier die Rede sein, sondern von Meinungen, Stimmungen und Strömungen, die dahin führen, oder von dort weg

Im Vordergrunde steht meist unausgesprochen die plutokratische, oder die marxistische Auffassung vom Existenzminimum, das man auf Mark und Pfennige, Kalorien, Eiweißmengen und Kubikmeter Luftraum berechnen zu können vermeint, und all das, was man an Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege dem Volk bieten zu können — oder zu müssen — glaubt. Kapitalismus und Kommunismus stehen auf einer Ebene in diesem Glauben, der von der Organisation der Güterverteilung alles erhofft. Nur das Maß des für den Menschen Notwendigen ist etwas verschieden. Mit einem gewissen Satz von Kilogramm je Kopf und Tag muß er zufrieden — oder wird er zufrieden sein —, und das läßt sich schaffen. Wenn nicht anders, zeitweilig durch Kapitalverbrauch (Inflation,

Verstaatlichung des Besitzes und Staatsschuldenwirtschaft) und dauernd durch Beschränkung der Kinderzahl.

Diese Lehre erscheint uns haltlos, denn jener Satz steht garnicht fest. Angesichts der unkontrollierbaren Entwickelung des Lebens steigen die Ansprüche und Bedürfnisse. Der kapitalistische Wirtschaftler sieht dann ein, daß er den Satz und die Qualität der Stoffe erhöhen muß, und der marxistische Nationalökonom hat es noch eher eingesehen. Es handelt sich nicht nur um Brot, Fleisch und Bier, Wohnung und Kleidung, sondern auch um menschenwürdige Einrichtung und um unterhaltenden Zeitvertreib, Schmuck und Bequemlichkeit, Gesundheitspflege und höhere Bildung. Das alles verschiebt sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt — es ist in allen Ländern verschieden und es ist garnicht einzusehen, warum der englisch sprechende Arbeiter — wenn er auch Chinese ist sein Ford-Auto haben soll, der deutsche nur ein Fahrrrad und der Russe nur Filzstiefel und Bastschuhe.

Viel eher steht fest, daß es einen Maximalsatz gibt an diesen Verbrauchs- und Gebrauchsgütern je Tag und je Kopf, der erreicht ist, wenn alles, was die Erde trägt und die Fabriken schaffen können, nicht mehr ausreicht, um über diesen Satz noch hinauszugehen.

Und diese obere Grenze ist gewiß hier und da schon überschritten, dank dem Umstande, daß die farbigen Rassen, wie auch die Ost- und Südost-Europäer sich noch mit einem Anteil am Welteinkommen begnügen, der viel geringer ist als das Existenzminimum des Westens.

Das Aufrechterhalten dieser Ungleichheit nennt man Imperialismus, und der ist für jedes Volk, das vorwärtskommen will, eine Selbstverständlichkeit. Die Völker aber, die das auch wollen, deren Kraft aber nicht mehr ausreicht, um sich Raum zu erobern und Frondiener zu unterwerfen, müssen darum zur ultima ratio greifen und die bereits spontan einsetzende Kinderzahlbeschränkung zur Theorie erheben. Sie räumen das Feld und überlassen es den Stärkeren und Anspruchsloseren, sich zu vermehren. Sie wählen für sich den bequemen, langsamen Tod.

III.

Dieser Weg wird uns Deutschen von unseren Großen des Geldes und des Geistes vielfach empfohlen. Wir gehen ihn auch. Es ist der Weg vom Lande zur Stadt, zu höherer Bildung, feineren Lebensformen, zum 8-stündigen Arbeitstage mit Wochenende, Gesel-

ligkeit, Sport und Zeitvertreib — fort vom Bauernelend mit dem Arbeitstage, den die Sonne bestimmt, aus Düngergeruch und Wind und Regen, aus stumpfsinniger Langerweile und mangelhafter Körperpflege, die die Frauen so früh verwelken läßt.

Wir konnten lange diesen Weg in gutem Glauben gehen, seit 100 Jahren in beschleunigten Schritten, stolz auf unsere Volksbildung und Volksgesundheit. Ahnten wir bisweilen, daß es nicht ewig so weiter gehen könne, so half uns der deutsche Optimismus: friedlicher Wettbewerb, überseeische Kolonien, Durchdringung Rußlands und des Orients. Ein verständiger, veredelter Imperialismus, der die Katastrophe aber nur noch einige Jahrzehnte hinhalten konnte. Wir merkten nicht Rußlands Auflehnung in dunklem Drange gegen unsere friedlichen Methoden und nicht die kalte Rechnung der anderen auf die noch wirksamere Methode der Raumgewinnung durch Waffengewalt.

Und wir setzen den Weg zur Stadt auch jetzt noch fort, — unbeirrt und unbelehrt. Damit wir völlig unbesorgt weiterwandeln können in liebgewordenen Bahnen, muß uns der unverwüstliche Optimismus deutscher Wissenschaft und Volkswirtschaft Folgendes sagen: Die Vernunft muß siegen. Durch Arbeit zur Freiheit. Durch Technik zu Reichtum. Wir müssen uns nur bescheiden in unserer Zahl. Mögen die anderen sich mehren. Die Menschheit schreitet fort. Nur darauf kommt es an. Die Rassen sind alle gleich. Die Völker des Ostens erwachen. Sie brauchen uns als Mittler, unser Wissen, unsere Waren. An ihrer Größe werden die Mächte des Westens zerschellen. Der Satz je Kopf und Arbeitsstunde wird sich ausgleichen. Jeder wird sein Auto haben. Armut und Elend ist eine Schande, die niemand zu tragen braucht. Die Zeit heilt alle Wunden

Alles das wird uns gesagt von Philosophen, Volksführern und Staatsmännern. Ist das noch echter deutscher Zukunftsglaube?

Es gibt aber Zweifler, auch im Lager der Optimisten. Deutschland steht vor dem Arbeitslosenproblem und wird der polnischen Wanderarbeiter nicht Herr, noch der Einwanderung aus dem Osten. Wir stehen vor dem Problem der steigenden Einfuhr, der fallenden Ausfuhr, der Tribut- und Zinspflicht ans Ausland, vorzunehmender Verschuldung und Überfremdung und Verirustung. Für wen arbeiten wir? Nicht für uns! Wir stehen immerhin auch vor dem Rassenproblem. Selbst wenn uns alle gleich lieb und wert wären. Warum sollen wir aussterben und die anderen leben? Es mehren

sich die Stimmen, auch unter den deutschen Optimisten: zurück aufs Land, zu normalen Wohnungsverhältnissen, zum alten Kinderreichtum, — nein, zur Deckung wenigstens des eigenen Bedarfs an Nachwuchs, ebenso wie an Nahrungsmitteln. Wir dürfen uns doch nicht vom eigenen Boden verdrängen lassen, um als Auswanderer hinter des Landes Grenze unsere Loyalität mißbrauchen zu lassen — bis zu der von manchen Völkerbundskreisen anerkannten programmäßigen Assimilierung an die fremden Nationen. Ein Absurdum! Die Zeit allein macht es also nicht. Es muß schnell etwas geschehen, das meinen nun auch die Optimisten. Außenpolitisch: „Es muß doch einen wirklichen, gerechten Frieden geben, einen Schutz der Minderheiten, eine Befreiung der unterdrückten Völker, ein garantiertes Selbstbestimmungsrecht." Es muß, — es soll, — also es wird! Innenpolitisch: „Wir können unseren Bedarf uns selbst schaffen; das Volk wird einsehen, daß es so nicht weiter geht. Es wird in vernünftigem Maß zur Scholle zurückkehren. Es muß allenfalls auf die bisherige hochgebrachte Volksschulbildung verzichten (das sagen sogar Demokraten[1]) und vielleicht auf allzuviel Sportvorführungen, es muß aus technisch durchgebildeten Kleinwirtschaften ein Vielfaches der gegenwärtigen Landeserzeugnisse hervorbringen und wieder deutsches Roggenbrot essen, deutsches Obst höher schätzen, als Südfrüchte, eigenen Tabak rauchen — und unabhängig von ausländischen Arbeitskräften, Ackerfrüchten und Textilfabrikaten auf eigenem Boden stehen. Das Weitere findet sich." Es muß, — es soll, — es wird! Aber es denkt nicht daran, so wenig wie die Außenwelt daran denkt, ihm zu gönnen, was ihm zukommt.

IV

Und erst recht, wenn man die Welt in weniger rosigem Lichte betrachtet, wenn man mit dem jährlichen Fehlbetrag im Volkshaushalt als mit einem Hungervorboten rechnet, wenn man an eine Wiedergewinnung der verlorenen Absatzmärkte nicht glaubt und Abscheu vor dem Gedanken empfindet, die germanische Welt müsse das Feld dem asiatischen Untermenschen räumen, — so wird man zugeben, daß der Versuch eines Abbaues der Großstadtentwickelung gemacht werden muß, — ehe es zu spät ist! Und auch wenn man dem Ziel nur in bescheidenem Maße näher kommen zu können glaubt, weil der heimatliche Boden niemals Bananen tragen, oder so bil-

[1]) K. F. Wolff, Rassenlehre. Leipzig 1927.

ligen Weizen hervorbringen wird, wie die schwarze Erde südlicherer Breiten, trockenerer Zonen, oder solcher Länder, die noch über primitivere Arbeitsbevölkerungen verfügen, — ja selbst wenn wir die Grenzen gegen östliche Einwanderung und westliche Wareneinfuhr nicht sperren können, — der neue Weg muß beschritten, der alte, der Weg, den Tausende gehen vom dunklen stillen Land in die helle lärmende Stadt, muß eingedämmt, er muß verlassen werden. Schutzzölle machen es nicht, auch wenn ihr Erlös in höhere Löhne umgesetzt wird. Man vergegenwärtige sich, wie teuer das Brot werden müßte, um dem Kleinbauernsohn oder der Landmagd, die zur Stadt streben, ein Bleiben auf dem Gutshof verlockend erscheinen zu lassen — gegenüber dem, was die Stadt bietet an Lebensgenüssen, Bequemlichkeiten, an Sauberkeit und Bildungsmöglichkeit. Die gegenwärtige Bevorzugung der organisierten Arbeiterschaft gegenüber dem Bauern, Kätner und Landarbeiter muß freilich schwinden, aber das genügt noch lange nicht. Es ist eine innere Umstellung nötig. Ein Verzicht auf dieses scheinbare oder wirkliche Wohlleben, ein Erwachen der Freude am kleinen Landbesitz. Ein neuer Glaube ist nötig, der sich nicht durch Propaganda und Plakate erwecken läßt, sondern nur durch Vorleben. Mag man es nennen, wie man will, — ich nenne es hier Agrarromantik.

Das gab es, wie gesagt, zu allen Zeiten, auch 1919. Das gibt's hier und da noch eben. Es muß nur verstanden werden, damit es nicht unter die Füße getreten wird.

Ich denke nicht an Dichter und Frauen in wallenden Gewändern.

Ich denke an die Romantik der stillen Tat, an die Leute, die an ihrem Schrebergarten Freude haben, — mehr als am Kino, — wenn er auch mehr kostet, als einträgt, an die Auswanderer, die nach Brasilien und Nordamerika gehen, um sich ein eigenes Heim zu schaffen, an die Bauern in entlegenen Teilen Deutschlands, die ihre Scholle nicht verlassen, so kärglich auch ihr Leben ist, und an manche Siedler aus den gebildeten Ständen, die durchgehalten haben — verstreut im Deutschen Reich, — und in den baltischen Landen, auf sog. „Restgütern", die Gutsreste sind.

Will man unter „Romantik" im Leben nur die Wirklichkeitsscheu verstehen, nur die Verzerrung von dem, was ich hier damit meine, — nun, dann liegt mir nichts am Wort, wohl aber daran, daß wir uns dessen erinnern, wie sehr jedes menschliche Schaffen über das bloß verstandesgemäß als richtig Beweisbare hinausgeht.

Auch der nüchternste Realpolitiker, der sich eng an die gegebenen Tatsachen und an den Gedanken des nachweislich Nützlichen und Erreichbaren halten will, läßt sich mehr, als er ahnt, von Glaubenssätzen leiten, z. B. vom Optimismus eines notwendigen Sieges der Vernunft, oder der angeborenen Güte des menschlichen Herzens, oder eines Weltgewissens Höchste Romantik! Zuviel davon

(Fortsetzung folgt.)

Politischer Brief

Das Ende der Opposition in der Kommunistischen Partei

Wohl keine Regierung der Welt, wohl keine Organisation von Menschen der Gegenwart ist bisher in ihren Handlungen und Darlegungen von einer so verblüffenden Offenheit gewesen, wie die Kommunistische Partei. Der Gründer und geniale Führer des Kommunistischen Ordens Lenin ist selbst während der schwersten Prüfungen der Sowjetmacht — so etwa vor dem Brest-Litowsker Frieden und während der Zeit des Kronstädter Aufstandes — in seinen Reden von einer geradezu brutalen Klarheit und Offenheit gewesen. Er fühlte sich stark genug dazu, um ungeschminkt und ohne Beschönigung die Wahrheit zu sagen, auch wenn seine Feinde aus dieser Wahrheit Vorteil ziehen konnten.

So war es bisher. Es ist heute nicht mehr so. Ohne Kommentare in der bolschewistischen Presse, die ja offiziell ist, ohne Begründung nach außen hin, in der die Kommunisten immer Meister gewesen sind, vom Schleier des Geheimnisvollen umwoben, sind die entscheidenden Befehle in Moskau zur Ausweisung der Führer der Opposition gegeben worden. Auch heute noch wird man vergebens in der kommunistischen Presse, die ja die einzige Vermittlerin des Geschehens in der Sowjetunion ist, da die GPU mit ihrem unfaßbaren Netz sämtliche anderen Arten der Nachrichtenübermittlung paralysiert, ein Wort der Erklärung über dieses Ende der Opposition suchen. Und nicht nur die 140 Millionen der Bevölkerung der Sowjetunion werden im Unklaren gelassen: überall aus dem Auslande werden Verschleierungsmanöver gemeldet, werden Versuche wiedergegeben, die von bolschewistischen Vertretungen gemacht wurden, um die Wahrheit darüber nicht durchsickern zu lassen, was um den 10. Januar in Moskau vor sich ging.

Zum ersten Mal erleben wir es, daß die Kommunistische Partei nicht den Mut zur Wahrheit für eine ihrer entscheidendsten Handlungen gefunden hat. Ist das ein Zeichen der Schwäche?

Denn es ist ein entscheidender Vorgang, es ist ein entscheidender Umbruch, den wir heute erleben. Sehen wir die nackten Tatsachen an Die alten Mittel aller bisherigen russischen Regierungen sind wieder in Anwendung gebracht. Kaiser Paul I. schickte ein ganzes Garderegiment nach Sibirien, — Stalin schickt heute die stärksten und repräsentativsten Köpfe der alten Garde der Kommunistischen Partei in die Verbannung.

Denn wer sind es, die heute den weiten Weg nach Sibirien, in den Ural und in den Südosten antreten müssen, den Weg nach Sibirien, der vielen von ihnen nicht fremd ist? Wir beginnen mit der Spitze. Als Lenin nach der Einführung der neuen Wirtschaftspolitik die Führung der Kommunistischen Partei seinen erschlaffenden Händen entgleiten ließ, waren es Stalin, Kamenew und Sinowjew, denen die Leitung der Kommunistischen Partei übertragen wurde. Wie tiefgreifend der heutige Bruch in Moskau ist, wird wohl am besten durch die Tatsache gekennzeichnet, daß zwei der Glieder dieser „Troika", die die Sowjetunion jahrelang regierte, heute verbannt werden. Es sind nicht irgendwelche kleinen Leute, die nun durch Stalin erledigt worden sind, sondern es sind die nächsten Mitkämpfer Lenins, es sind die stärksten revolutionären Temperamente, es sind Männer, die jahrelang nicht nur für Rußland, sondern auch für das Ausland neben Lenin die russische Revolution personifiziert haben. Es sind nach Lenin die Führer der alten Garde, die mit Lenin zusammen die Kommunistische Partei durch Jahre des Exils und der ersten russischen Revolution aufrecht erhalten haben, es sind Männer, die in dem entscheidenden Jahre 1917 mit an verantwortungsreichster Stelle standen: ist es doch Trotzki, der in den Jahren des Bürgerkrieges selbst den Zauber, der von der genialen und doch so einfachen Person Lenins ausging, durch seine Popularität zu überstrahlen begann. Trotzki, der im Jahre 1905 den ersten Soldaten- und Arbeiterrat in Petersburg geschaffen hatte, Trotzki, der im Herbst 1919, als das Schicksal Petersburgs durch den Angriff des Generals Judenitsch besiegelt schien, die Verteidigung Petersburgs in wenigen Tagen organisierte, die Matrosen und schnell herangeworfenen Truppen zu brutalem Draufgehen entflammte und so in letzter Stunde das Schicksal der roten Kapitale entschied. Und hat Trotzki nicht den Umsturz von 1917 organisiert und geleitet, in der Zeit,

wo viele Kommunisten noch nicht an Sieg glaubten? Ist er nicht der Mann, der neben seinem kriegerischen Ruhm der stärkste individuelle Kopf in der Kommunistischen Partei war, dessen Feder Bilder von stärkstem revolutionären Schwung entwarf, dessen Persönlichkeit weit über die Grenzen der Sowjetunion hinaus eine weithinhallende Resonanz fand?

Und Sinowjew? Gewiß, Sinowjew ist nicht ein Held der Revolution. 1917, in der Stunde der Entscheidung, gehörte er zu denen, die nicht den Mut hatten, ihre Person für den Sieg in die Schanze zu schlagen. Aber Sinowjew ist jahrelang der Leiter der 3. Internationale gewesen, der Organisation, die doch den Endzweck und das Endziel der Kommunistischen Partei verwirklichen sollte: die Weltrevolution. Sinowjew ist es gewesen, in dessen Händen jahrelang die Leitung des unheimlichen Netzes gelegen hat, das die ganze Welt umspannt, um überall dort, wo es möglich ist, sozialen Unfrieden zu säen und der kommunistischen Propaganda Einlaß zu verschaffen. Sinowjew ist es gewesen, der 1923 die Revolution in Deutschland vorbereitete und zum Ausbruch zu bringen suchte. Aber nicht nur auf dem Gebiet der internationalen Propaganda lagen die Verdienste Sinowjews um die kommunistische Arbeit. Als Chef der Verwaltung der revolutionären Metropole Petersburg hat er jahrelang diese Stadt als Hochburg des wahren und unverfälschten Kommunismus von allen bourgeoisen Einflüssen „reingehalten"

Es würde zu weit führen, hier alle Verbannten einzeln zu nennen. Ist es nicht bezeichnend genug, daß unter ihnen einer der weniger hervorragenden Führer, Smirnow, fast 30 Jahre Mitglied der Partei gewesen ist? Oder sollen wir auf Radek hinweisen, diesen Commis-Voyageur und Bajazzo der Revolution, diesen gewandten Journalisten und Kauseur, der überall dort, „wo etwas los war", erschien? Denn wenn Radek auch nicht zu denen gehört hat, die die unmittelbare Führung der Massen innehatten, so war er doch immer die gegebene Kraft, um in Zeiten außerordentlicher Spannung, oft in Maske und verkleidet, die Durchführung der entscheidenden Befehle des Komintern oder der Sowjetregierung zu überwachen.

Eine allmähliche Entwicklung täuscht oft durch ihre Dauer über den entscheidenden Charakter von Vorgängen hinweg. Wenn wir uns etwa die Besetzung der Ämter in der Bürokratie des Parteiapparates und der Sowjetregierung, wie auch der Außenvertre-

tungen im Jahre 1923 vorstellen und dann die Liste der heute Verbannten vor uns sehen, so wird es mit einem Schlage klar, welch einen gewaltigen Umbruch es bedeutet, daß diese Männer, die als prägnanteste Vertreter der alten Garde die verantwortungsreichsten Ämter in der Sowjetunion und außerhalb derselben innehatten, heute den Weg gehen müssen, den Tausende vor ihnen in Rußland gegangen sind. In diesem Rußland, das oft genug für seine fähigsten und stärksten Köpfe nur Sibirien oder den Strick am Galgen kannte.

Im Jahre 1925 hat Schreiber dieser Zeilen seine Eindrücke von einer Rußlandreise in Bezug auf die Möglichkeit einer Umstellung der Politik der Kommunistischen Partei in die Worte gefaßt: „ Daß aber erst mit dem Ableben oder dem Verschwinden der heutigen kommunistischen Führerschicht eine Änderung in der Sowjetunion eintreten wird, dürfte sicher sein" Der negative Sinn dieser Behauptung hat sich bewahrheitet. Solange die alte Garde am Ruder war, ist eine Änderung der politischen Zustände in der Sowjetunion nicht eingetreten. Heute geht die alte Garde in die Verbannung oder in den Tod, wie Joffe, der Unterzeichner des Friedens von Dorpat, der als Protest gegen die Ächtung Trotzkis und seiner anderen Freunde zum Revolver griff.

Wird nun die Änderung eintreten, ist der Thermidor der kommunistischen Revolution da, den Trotzki für gekommen ansieht?

Tatsache ist, daß die in der Revolution und den Stürmen und Kämpfen des Bürgerkrieges erprobte Führerschicht der Kommunistischen Partei abtritt, daß die leidenschaftlichsten und energischsten Träger der Idee der Weltrevolution die Macht aus ihren Händen geben müssen.

Wie ist das möglich, wo doch heute noch das Programm der Kommunistischen Partei in der einen Forderung gipfelt, die Lenin vorgezeichnet hat: in der Erkämpfung der Weltrevolution?

In diesem Herbst feierte man in Moskau 10 Jahre des Bestehens der kommunistischen Herrschaft in der Sowjetunion. Ein langer Zeitraum. In diese Zeit fällt nicht nur der Tod Lenins als stärkstes Zeichen dafür, daß die alte Garde physisch und psychisch ihre Kraft verausgabt hatte, in dieser Zeit ging unbemerkt eine völlige Änderung des Bestandes der Kommunistischen Partei vor sich. Als im Jahre 1905 die erste Hochflut der Revolution über Rußland hineinbrach, zählte die Kommunistische Partei 2517 Mann, im Herbst 1917, nach der Propaganda, die damals die so eindrucksvoll und suggestiv wirkenden Begriffe: „Land und Friede"

als ihre Hauptmotive umfaßte, etwa 35,000. Im Jahre 1920, also zum Schluß des Bürgerkrieges, waren es schon etwa 400,000, von denen allerdings fast die Hälfte bei der ersten großen Reinigung der Partei ihre Parteikarte verloren. Heute zählt die Kommunistische Partei über 1 Million Menschen. Das bedeutet, daß weit über $^2/_3$ der Parteimitglieder nicht zur Partei gehörten, als Lenin aus ihr während der schweren Zeit das eiserne Sturmbataillon schuf, welches im Oktober 1917 triumphierte. $^2/_3$ der heutigen Mitglieder der Kommunistischen Partei gehörten nicht zu ihr, während die Schlachten des Bürgerkrieges geschlagen wurden. Niemand kann den einzelnen Menschen ins Herz sehen. Aber die Tatsache, daß die Kommunistische Partei als Ganzes den politischen Tod der stärksten revolutionären Führer aus den schwersten Kampftagen des Kommunistischen Ordens gutheißt, kann als ein Zeichen für die Änderung ihres „Kollektivgeistes", um einen kommunistischen Begriff anzuführen, angesehen werden.

Es handelt sich hier nicht nur um einen Kampf der Führer untereinander, es ist nicht nur ein Kampf der Generationen, dessen Entscheidung wir heute in der Sowjetunion erleben, denn Stalin ist nicht viel älter als viele von denen, die er in die Verbannung schickt, sondern wir können in den letzten Vorgängen ein Zeichen dafür sehen, daß der Geist innerhalb der Kommunistischen Partei sich geändert hat.

Darüber soll uns nicht die Tatsache täuschen, daß Stalin als gewandter Taktiker einen Teil der Forderungen der Opposition zu verwirklichen sucht, um dieser den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wie lange er dies tun wird und tun kann, ist allerdings die Frage. Denn es hat den Anschein, als ob ein neuer Lieferstreik der Bauernschaft die Sowjetregierung zu neuen Konzessionen drängen wird, wie dies 1921 geschah. Die Opposition verlangt Unterdrückung der Bauernschaft und bessere Bezahlung der Industriearbeiter. Um die Industrie wieder aufzubauen, verlangt die Opposition, so merkwürdig es klingt, bessere Beziehungen zum kapitalistischen Ausland, um Anleihen zu erhalten. Stalins Politik ist auf den Ausgleich zwischen Stadt und Land gerichtet. Und wenn man den Streit zwischen Stalin und der Opposition von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so wird man zur Ansicht kommen können, daß die Ausweisung der Opposition den Sieg des Landes über die Stadt bedeutet.

Wie die passiven Massen der Bauern Lenin 1921 zum Fallenlassen des kriegerischen Kommunismus zwangen, so zwingt

heute die passive Resistenz der Bauernschaft Stalin dazu, die populären Führer der russischen Revolution in die Verbannung zu schicken. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die ganze bisherige Aufbaupolitik der Sowjetregierung auf einer direkten und indirekten scharfen Steuerpolitik den Bauern gegenüber aufgebaut war. Der Bauer mußte nicht nur Steuern zahlen, sondern er mußte neben diesen Steuern auch für die Industrieerzeugnisse einen Gegenwert in Korn liefern, der diese Industrieprodukte weit überzahlte, und dadurch zum Unterhalt der proletarischen Industrie beitragen. Es hat den Anschein, als ob der Bauer dies allmählich einzusehen beginnt, und die Sorge, die heute die Sowjetregierung wegen der Versorgung der großen Städte mit Brot ergriffen hat, zeigt deutlich, daß eine neue schwere Krisis im Anzuge ist. Über kurz oder lang wird die Sowjetregierung vor die Notwendigkeit gestellt werden, der Bauernschaft von neuem nachzugeben. Die Opposition hätte sich diesem Nachgeben mit allen Kräften widersetzt. Vielleicht haben diejenigen recht, die den Schritt Stalins gegen die Opposition dadurch zu erklären versuchen, daß Stalin bei den Versuchen, mit dem Auslande, aber auch mit der Bauernschaft zu einem modus vivendi zu kommen, freie Bahn braucht.

Wir wissen nicht, wie weit die Änderung des Geistes in der Kommunistischen Partei fortgeschritten ist. Wir wissen nicht, ob das Ausscheiden der stärksten revolutionären Kräfte aus den Reihen der Kommunistischen Partei dazu führen kann, daß sich aus der Partei der Weltrevolution eine neue herrschende Schicht Rußlands und für Rußland entwickelt. Eins aber können wir wohl wissen: daß die Verbannung der Opposition ein Zeichen der geistigen Schwäche des Kommunistischen Ordens ist und daß in der Kommunistischen Partei grundlegende psychologische Änderungen stattgefunden haben. Solange Lenin die Führung der Partei innehatte, gelang es ihm nicht nur, eine eiserne Disziplin aufrecht zu erhalten, sondern auch die heutigen Führer der Opposition, trotz ihrer ausgesprochenen Individualität und ihres revolutionären Schwungs, geistig an die Partei zu binden. Disziplinär hat Stalin gesiegt. Die gegen die Disziplin verstoßenden Führer der Opposition wurden aus der Partei ausgestoßen. Geistig hat aber die Kommunistische Partei eine Niederlage erlitten, denn es ist ihr nicht gelungen, diese stärksten Individualitäten der revolutionären Bewegung bei der Stange zu halten.

Es hat fast den Anschein, als ob bei der Kommunistischen Partei, schneller als das sonst der Fall ist, der Vergreisungsprozeß

einer jeden menschlichen Organisationsform einzutreten beginnt. Die Disziplin und das Schwergewicht der Form wirkt automatisch und noch auf lange Zeit nach, aber der Geist und die innere Kraft wird schwächer.

Es fragt sich nun, wie sich das Ausland zu den Vorgängen in der Sowjetunion zu stellen hat. Gewarnt soll davor werden, sensationelle Ereignisse in naher Zukunft zu erwarten. Der Apparat der Kommunistischen Partei ist so straff organisiert und zentralisiert, daß sein Zerfall, selbst beim völligen Schwinden des inneren Antriebs, noch lange auf sich warten lassen dürfte. Aber selbst wenn heute die Kommunistische Partei in der Sowjetunion zusammenbrechen sollte, wäre eine Zeit des Chaos wahrscheinlich die unausbleibliche Folge. Die erst allmählich erwachenden nationalen Kräfte in den Grenzgebieten sind eben wohl noch sicher zu schwach, um als ordnendes Element an Stelle des straff zentralisierten Sowjetapparates in Erscheinung treten zu können. Und was nach dem Zerfall der Kommunistischen Partei aus dem großrussischen Gebiet wird, ist eine Frage, die sich derjenige vorlegen müßte, der von dem Sturz der Sowjetregierung das Anheben eines blühenden Zeitalters in Rußland erwartet. Denn es bleibt eine Tatsache, der man wohl leidenschaftlich widersprechen, die man aber nicht widerlegen kann, daß bisher die Herrschaft in Rußland immer von importierten Ideen oder Menschen getragen wurde. Angefangen von den Warägern, über die Tatarenherrschaft bis zum petrinischen System und dem Bolschewismus — immer dasselbe Bild. Und wenn Lenin das Werk des großen Westlers Peters des Großen zerschlagen hat, so gelang dies ihm auch nur, weil er die europäische Idee des Marxismus nach Rußland importierte.

Daß Rußland aus eigener Kraft und mit eigenen Menschen nach dem Sturz der bolschewistischen Herrschaft ein stabiles politisches System aufrichten wird, kann man nicht voraussetzen. Die bisherige Geschichte Rußlands gibt wenig Anlaß zu dieser Annahme. Damit gleitet die Frage der Zukunft des russischen Raumes in die andere hinüber, ob und wo gesammelte europäische Kräfte zur Verfügung stehen, die sendungsbewußt und befähigt für eine Aufgabe sind, deren konkrete Umrisse uns heute kaum von ferne sichtbar sind.

Reval Axel de Vries

Umschau

Protestantischer Kultus und musikalische Erneuerungsbewegung

Es ist ein offenes Geheimnis im protestantischen Lager, daß der Gottesdienst seine Anziehungskraft auf den Gebildeten in erschreckendem Maße eingebüßt hat. Diese Erscheinung war und ist im abklingenden Zeitalter der Verstandesseligkeit und der Stoffvergottung zweifellos in erheblichem Maße durch wirkliche Areligiosität bedingt. Wollte nun ein neuer Schleiermacher zeitgemäße Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern halten, so würde er unter der heutigen Jugend kaum ein Publikum finden. Die intellektualistische Verachtung der Religion schwindet, aber die Kirchlichkeit nimmt nur einen geringen Aufschwung. Die Gründe der Kirchengleichgültigkeit liegen offenbar tiefer.

Wir können diese Frage hier nicht in ihren letzten Tiefen ausschöpfen, sondern wollen den Blick nur auf eine immerhin bedeutsame Teilerscheinung lenken. Die beiden Pfeiler, auf die Luther den erneuerten Gottesdienst stellte, waren Predigt und Gemeindegesang. Es erscheint uns höchst bedeutsam, daß gerade der Einbau der gemeinschaftlichen Musik in den Kultus ihn von den Kalvinisten trennt, deren Rationalismus sich in Bild- und Tonfeindschaft zugleich äußerte: „Man kann annehmen, daß nur Luthers herrlicher Choral den gesunden Geist der Reformation rettete, weil er das Gemüt bestimmte und die Buchstabenkrankheit der Gehirne damit heilte" (Richard Wagner). Schon unter seinen Zeitgenossen ging das Wort um, „Luther hätte der alten Kirche mehr Seelen durch seine Lieder als durch seine Theologie abspenstig gemacht" (H. F. Moser).

Es kann hier nur angedeutet werden, welche Sorgfalt Luther der musikalischen Ausgestaltung des Gottesdienstes widmete. Die polyphone Kultur stand damals auf solcher Höhe, daß die Melodie noch im Tenor geführt werden konnte. Erst später (1586) mußte sie in den Sopran verlegt werden. Die Kirchenchöre, Luthers „Kantoreien", standen nicht neben, sondern in der Gemeinde. Vielfach wechselten mehrstimmiger, einstimmiger und Sologesang mit Orgelbegleitung miteinander ab. Es ist sehr interessant, daß die Vormachtstellung der Orgel und das Zurücksinken auf einstimmigen Gesang auf die Entvölkerung und Barbarisierung des Dreißigjährigen Krieges zurückgeführt wird. Aber noch zu Bachs Zeiten waren bekanntlich Motetten und Kantaten ein organischer Teil des protestantischen Gottesdienstes. Die Fachwissenschaft schätzt die Zahl der in den ersten Jahrhunderten der neuen Kirche entstandenen protestantischen Choräle auf etwa 10,000. Schon ein Vergleich der von Bach meist mehrfach gesetzten Choräle mit dem heutigen Repertoire zeigt allein die quantitative Verarmung unseres Kirchengesanges, die mit dem Verschwinden der Mehrstimmigkeit und mit dem Niedergang der Begleitungskunst Hand in Hand geht. Von den flachen und gefühlsseligen neuen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts wollen wir dabei gänzlich schweigen. Der Übergang zum „Stil" der Heilsarmee ist allzu fließend.

Durch diese Entwicklung hat sich das Schwergewicht des protestantischen Gottesdienstes immer mehr nach der intellektualistischen Seite hin verschoben, das objektive und Gemeinschaft stiftende Moment der Musik ist durch den Individ-

dualismus der Predigt überwuchert, zugleich übrigens auch der Rest an übernationaler kultischer Form stark zusammengeschmolzen. An Stelle der früher wirksamen musikalisch-irrationalen Kulturgrundlage ist ein rationalistischer Boden getreten, der gerade religiös wertvolle Glieder der Gemeinde nicht mehr faßt und hält.

Nun läßt sich garnicht verkennen, daß sich zunächst einmal abseits vom bewußt und betont Religiösen schon seit längerem eine Rückwendung zu jener älteren, bis zu Bach reichenden Musik vollzieht, die man kurz als objektive Musik bezeichnen kann und die als deutsche Erscheinung engstens mit der frühneuzeitlich-protestantischen Kultur des Ostseegebietes von den Niederlanden bis zum Finnischen Meerbusen zusammenhängt. Das höchst lesenswerte neue Werk von Richard Benz „Die Stunde der deutschen Musik" wird dieser Erscheinung vielleicht nicht einmal in vollem Umfang gerecht. Es darf daran erinnert werden, daß selbst die Gipfelwerke der Bachschen Kunst ebenso wie das Grab dieses Titanen deutscher Musik völlig verschollen waren, bis der junge Mendelssohn die Matthäuspassion 100 Jahre nach ihrer Erstaufführung (1729) wiedererweckte. Übrigens hat Bachs „Kunst der Fuge", vielleicht eines seiner Gipfelwerke, erst im vorigen Sommer in Leipzig durch Straube ihre Uraufführung erlebt! Erst um die Jahrhundertmitte erfolgte die Wiederentdeckung des gänzlich vergessenen Großmeisters Heinrich Schütz. Und obwohl in der Folge ein großer Teil der kirchlichen Musik der Schein, Scheidt, Buxtehude, Praetorius und zahlloser allgemein fast unbekannter Meister neu veröffentlicht wurde, setzt ihre Breitenwirkung erst jetzt ein. Die Auferstehung des alten Volksliedes in der Jugendbewegung hat den Boden bereitet. Aber der Boden der neu entdeckten objektiven Musik ist unendlich viel breiter. Neben der mehr artistischen Bewegung um Jöde steht die bewußt volkstumsbedingte Arbeit des Sudetendeutschen Hensel, neben den Singgemeinden des Finkensteiner Bundes der Göttinger Bachkreis, der Schützkreis und zahllose andere Bestrebungen, denen die Rückkehr zur objektiven und strengen Musik des polyphonen Zeitalters gemeinsam ist.

Diese Bestrebungen sind nicht konfessionell bedingt. Es fragt sich aber, ob sie konfessionell ausgewertet werden können und zwar gerade da, wo damit nicht eine Kampfparole, sondern ein Appell zur Verinnerlichung bedrohter Kulturgüter und zur Wiedergewinnung einer gemeinsamen protestantischen Frontstellung gegen halbasiatischen Osten und gegen paneuropäisches Westlertum ausgesprochen ist. „Ohne die protestantische Musik, ohne ihre volkstümliche Überlieferung, die sie durch Organisten und Lehrer bis ins kleinste Dorf hinein erhielt, wäre unsere neuere Geistesentwicklung wurzellos, heimatlos und völlig undeutsch. Das macht: diese Musik rettete das mittelalterliche Erbe und allen Zusammenhang mit dem, was in früheren Zeiten nationaler Ausdruck gewesen war" (Benz). Das scheint uns der Punkt zu sein, an dem die Erneuerung der niedergegangenen musikalischen Volkskultur nicht nur an protestantische, sondern sehr ernst an siedeldeutsche und insbesondere baltische Interessen rührt. Religiös entwurzeltes Volkstum ist ebensowenig lebensfähig, wie eine dem Volkstümlichen und Kulturellen entfremdete abstrakte Staatlichkeit.

— hm

Alt- oder Jungbaltisch?

Wir Balten neigen zu Superlativen. Nur wenn wir für eine Stimmung, eine Gesinnung, ein Gefühl einen recht gesteigerten Ausdruck gefunden, glauben wir, unsere Gedanken richtig wiedergegeben zu haben. An diese oft gemachte Beobachtung

wird man erinnert, wenn man heute immer wieder das „Altbaltiſche“ preiſen oder vom „Jungbaltiſchen“ die Rettung aus der Not unſerer Zeit erwarten hört. Und dann kommen die Verfechter des Neuen und befehden grimmig das „Altbaltentum“ und verſpotten das „Jungbaltentum“ Und wiſſen von jenem nichts und begreifen dieſes noch weniger.

„Altbaltiſch“ iſt nur als Reaktion gegen Gedankengänge und Ideologien zu verſtehen, die aus Unkenntnis unſerer Vergangenheit dieſe herabſetzen oder gar auslöſchen wollen. Wer „altbaltiſch“ denkt, legt mehr Nachdrnck auf die Entwicklung als auf das Ziel. Verläuft die Entwicklung nicht ungeſtört, ſo pflegen rationaliſtiſch ausgeklügelte Konſtruktionen nicht auszubleiben, die nur das natürliche Leben hemmen, das ſich ſchließlich doch Bahn bricht. Denn den natürlichen Gang der geſchichtlichen Entwicklung vermögen ſie nicht zu beeinfluſſen. An ſolche Gedankengänge der Alten knüpfen unſere „Jungbalten“ an. Von jenen unterſcheiden ſie im Grunde nur die Jahre: die Generationen ſind verſchieden, die Ideen die gleichen.

Wäre es da nicht ſinngemäßer, was zuſammengehört und, nach Form und Ausdruck zwar oft verſchieden, im Grunde eine untrennbare Einheit bildet, auch mit demſelben Wort zu bezeichnen: baltiſch? Das Baltentum als Ganzes pflegen iſt mehr wert, als ſich über alt- oder jungbaltiſch den Kopf zerbrechen. W. W.

Ruſſiſche Orientierung

Jeder Kenner unſerer Vergangenheit weiß, daß es bei uns trotz aller Ruſſennot an Anhängern einer ſogenannten ruſſiſchen Orientierung nicht gefehlt hat. Man fand ſie überall verſprengt; unter Kaufleuten und Induſtriellen, in ritterſchaftlichen Kreiſen, am ſeltenſten unter den Literaten. Wirtſchaftliche Momente, das gute ruſſiſche Geſchäft; perſönliche Beziehungen nach Rußland als Folge von Miſchehen; Bindungen dienſtlicher Art durch Militär- und Zivildienſt in Petersburg, — das und manches andere ſpielte da mit. Man lebte nicht ſchlecht unter Rußland, aber der materielle Aufſchwung wurde zur geiſtigen Gefahr: viele fanden ſich mit den Schäden des ruſſiſchen Regimes ab. Die Regierung und die ruſſiſche Geſellſchaft quittierten dieſe „Ruſſophilie“ einzelner Balten mit der Verfolgung aller während des Weltkrieges. Dieſer war ein Glück, weil er den ruſſiſch Orientierten die Augen öffnete. Leider nicht allen. Denn nach dem Zuſammenbruch Deutſchlands meldeten ſich wieder die unverbeſſerlichen Anhänger einer ruſſiſchen Reſtauration. An den Beſtand der neuen Staaten glaubte man nicht. Wie ſollte Rußland ohne Oſtſeehäfen exiſtieren? Und ſo hoffte man aufs „weiße“ Rußland: die einen gefühlsmäßig, andere geſchäftsmäßig, die meiſten gedankenlos. Eine geſchäftsmäßige Einſtellung halte ich für ausgeſchloſſen, weiß aber nicht, zu welcher der beiden anderen Kategorien der ehem. Dumaabgeordnete Hamilkar Baron Foelkerſam zu rechnen iſt, der uns ſoeben in „Deutſchlands Erneuerung“ (1928, Heft 1, S. 25—30: Lettland und die baltiſchen Deutſchen) ein Beiſpiel dafür gegeben hat, wohin von Sachkenntnis unbeſchwerte Betrachtungen führen. „Die meiſten in der Heimat verbliebenen Balten harren dort aus in der Hoffnung, daß der derzeitige politiſche Zuſtand nicht lange andauern werde. Tritt der Umſchwung nicht bald ein, ſo werden wohl auch ſie zum Wanderſtabe greifen müſſen... An dieſem Vernichtungswillen des Lettentums iſt die von einer kleinen Gruppe der in der Heimat verbliebenen Balten geführte Kompromißpolitik kläglich geſcheitert. Auf eine innere Umkehr iſt nicht zu rechnen, und ſo wie die Dinge liegen, kann nur das Ende der Selbſtändigkeit Lettlands, nur die Aufrichtung einer anderen Staatsgewalt

eine Wandlung herbeiführen." So Baron Foelkersam. Es ist nicht schwer zu erraten, wer unter der anderen „Staatsgewalt" die den Balten Heil und Rettung bringen soll, zu verstehen ist. Dagegen meinen wir, daß gerade umgekehrt die Balten an einer Stabilisierung und Konsolidierung Lettlands besonders interessiert sind, um *nicht* zum Wanderstab greifen zu müssen. Aber auch bei der von Baron Foelkersam erhofften Wandlung erscheint es mehr als fraglich, ob wir noch Zeit finden würden, zum Wanderstab zu greifen. Was wir sind, können wir nur in der Heimat bleiben, — ohne den Russen. Die Abkehr der ehemaligen „Ostseeprovinzen" vom Osten soll endgültig sein: dieses Land gehört dem Westen, darin sind wir uns mit der überwältigenden Mehrheit unserer lettischen Heimatgenossen einig. Auf dieser Basis werden wir uns immer verstehen, auf ihr weiterbauen. Das ist keine Kompromißpolitik. Wohl aber wäre es eine solche, wenn wir aus materiellen Gründen freiwillig unter das russische Joch zurückstrebten: denn das bedeutete letzten Endes den Untergang unserer nationalen Kultur und unseres protestantischen Glaubens. Es bleibt doch so: wer vom Russen ißt, stirbt daran. W. W.

Monaco, Wikingertum und baltisches Allerlei

Manche Leute haben einen unüberwindlichen Hang zu Selbstbekenntnissen. Dann schreiben sie folgendermaßen: „Überdies fühlen sehr viele schon instinktiv, daß die Zeit der Bedeutsamkeit des Staates im Vorkriegssinn um ist. 1917, als Rußlands Zusammenbruch drohte, überlegte ich mir, welche Staatsbürgerschaft meinem ferneren Leben am besten entsprechen dürfte; und entschied mich in der Idee zunächst für Monaco, weil es dort die geringsten Steuern gab und Kriegsgefahr ausgeschlossen schien. Leider erfuhr ich bald, daß dieser vorbildliche Staat grundsätzlich keine Fremden naturalisiert." Schade. Aber der Verdrängungsmechanismus arbeitet gut. Denn wenige Seiten weiter kann derselbe Autor schreiben: „Und dann ist unser Typus wesentlich gefahrenfroh Der Bürger ist der Mensch der Sicherung, der Adelige der Mensch der Gefahr, des Risikos .. Deshalb werden wir Balten bestimmt nicht untergehen, solange wir uns nicht verbourgeoisieren." Und so endet der Abschnitt, den wir vor Augen haben, wieder mit einem pathetischen Selbstbekenntnis: „Eben weil ich Balte bin, nicht Reichsdeutscher, zwei Welten innerlich angehörig, ein Grenzbewohner im Sinn des Raumes wie der Zeit, Wiking und Steppenmensch, Träger ältester Tradition und fernster Zukunft zugleich, bin ich zu dem befähigt, was ich leisten kann." Woran sich der freundliche Rat schließt, daß dieses „die junge Baltengeneration meditieren" möchte.

Diese Sätze entstammen dem Abschnitt „Das Baltikum" im „Spektrum Europas"[1]), dem neuesten Erzeugnis des federgewandten und vielgeschäftigen Grafen Hermann Keyserling, auf das wir noch im ganzen zurückkommen werden, weil wir dann — vielleicht! — zu einem günstigeren Endurteil kommen könnten. Wenigstens wollen wir hoffen, daß dieses baltische Selbstbekenntnis zu den schwächsten Partien des Buches gehöre. Denn was erfahren wir daraus? Daß Hermann Keyserling 1920 zum ersten Mal die Heimkehr nach Rayküll „gestattet" wurde, daß er dort jedoch nur als Gespenst, *als Gespenst* verweilte! Ihn schauderte, er verbrachte die furchtbarsten Wochen seines Lebens, konnte vor Herzklopfen nicht schlafen und reiste wieder ab. Ob er die Beschwerden weiterer Besuche in der Heimat auf sich ge-

[1]) Verlag Niels Kampmann, Heidelberg 1928.

nommen hat, erfahren wir nicht, wohl aber, daß Keyserling „ohne Bitternis" entschlossen ist, andern Orts zu sterben und sich nicht auf dem Familienkirchhof in Estland begraben zu lassen, wo „wahrscheinlich schon bemoost" der Grabstein seines Vaters steht. Wobei uns nur zufällig einfällt, daß vor wenigen Tagen ein anders gearteter baltischer Edelmann in Berlin starb und sich verbrennen ließ, um auf dem Familienkirchhof in der Heimat, dem einzigen der Familie erhaltenen Grund und Boden, beigesetzt werden zu können. Er entstammte auch einem berühmten Geschlecht und hieß Erich von Oettingen. Doch dieses nur nebenbei. Keyserling schaut sein Herz, schaut und erlebt, stellt garantiert treffsichere Prognosen und tröstet alle Landsleute, die über Ort und Art des Lebens und Sterbens anders denken, mit dem Schlußsatz: „Auf den Einzelnen kommt mehr denn jemals früher alles an. Der bedeutende Einzelne kann nun dort am ersten entstehen und den Ansporn zum Werk finden, wo die Landschaft den Geist der Weite gebiert und die Enge der örtlichen Verhältnisse ihm doch die Möglichkeit versagt sich auszuleben. Hier lag schon der seelische Ursprung des Wikings."

Tröstliche Analogien gibt es genug. Zum Beispiel belehrt die Arche Noah darüber, daß nur ein Pärchen zu überleben braucht. Also brauchen wir für das Baltentum in Lettland und Litauen nichts zu fürchten, weil die in ein Restgut Gebannten „der Scholle näher kommen" und, da „ein Herrenleben nicht mehr möglich ist", zu einer „Verjüngung der Rasse" gelangen werden: „immer erneut ersprießen Kulturen aus Bauerntum hervor" Kurzum: „wir denken nicht daran, auszusterben"

Übrigens: „die Minoritäten haben eine große Zukunft vor sich" (Dieser Satz kommt gleich hinter Monaco, wo von der Abdankung des Staates die Rede war.) Den Enteigneten und Entrechteten winkt ein neues Privileg: „Böses mit Gutem" (so meint der Freund und Manager des weisen Rabindranath, der der englischen Weltherrschaft so ungeheuer bequem ist) „dadurch zu vergelten, daß sie alle Kraft daran setzen, Ungerechtigkeit für die Zukunft unmöglich zu machen. . . Es darf überhaupt keine Bedrückten und Nichtgeachteten mehr geben. Ja, den verfolgten Minderheiten steht insofern eine unmittelbar messianische Aufgabe bevor."

Und wie verhält es sich mit den Letten und Esten? Zunächst hat Keyserling — und das versöhnt ihn mit der „Tragödie seines Baltentums" — in den bewußten 6 Wochen das zur Zeit seiner Kindheit nicht existierende Volk der Esten entstehen sehen. Übrigens stehen Letten und Esten mit den Deutschbalten in so enger Blutsgemeinschaft, daß darin „die Hauptwurzel des Extremismus der baltischen Agrarrevolution" zu suchen ist. Auch sie sind so antibürgerlich, daß sie unbedingt zu Herrentypen werden müssen. Im übrigen ist das Baltentum überhaupt ein buntes Allerlei. „Reichsdeutsche, Polen, Schweden, Russen und Juden wurden zu Balten. Zwangsläufig werden immer mehr Vermischungen stattfinden Der nördliche Typus (der Balten) berührt sich mit dem nordischen Menschen, der südliche und westliche mit den Polen. . . Wenn nicht die meisten, so doch die besten und repräsentativsten baltischen Emigranten in Deutschland finden mehr und mehr, wie viel von Rußlands Seele in ihnen lebt; und die Esten gar reden gern untereinander Russisch, so wie die Balten noch in meines Großvaters Zeiten Französisch redeten. So muß im Baltikum auf die Dauer ein richtiges Übergangsgebilde zwischen Rußland und Europa entstehen, das aber doch sein Zentrum im Westen

hat Und ein solches Übergangsgebilde braucht Europa." Die eigentliche Analogie stellt Belgien dar!

Wir lassen es mit diesen Kostproben, die noch beliebig vermehrt werden könnten, bewenden und geben damit auch der Tonart den Abschied, zu der der Gegenstand der Auseinandersetzung unwillkürlich verführt. Denn laut Vorwort hat Keyserling die Absicht gehabt, hier „die ironischen und satirischen Seiten seines Wesens auszuleben" und fordert vom Leser ausdrücklich Humor und Überlegenheit. Diese Geste verschafft dem Autor von vornherein ein wundervolles Alibi für jeden Ernstfall und stellt jeden, der Ausführungen wie die oben angeführten für oberflächlich, problemfern, unverantwortlich und geschmacklos ansieht, vor die Wahl, ob er sich als Pharisäer, Philister, Bourgeois, kleinlich oder humor- und witzlos ansehen will. Der Berichterstatter nimmt die letztere Rubrik – faute de pis – für sich in Anspruch und erklärt sich „jeder Begnadung durch die Gottesgabe der Selbstironie" bar, wenigstens in dem Sinne, den Keyserling diesem Begriff zu unterlegen scheint. Wir sehen in dieser Darstellung ein Selbstzeugnis der unerfreulichsten Abart von freischweifender Emigrantenpsychologie, die sich denken läßt. „Todernst" und „des Lachens unfähig", wo es sich wirklich um schwerste Krisen unseres Baltentums, seiner Überlieferung und seiner Sendung, um den Opfermut und das Pflichtgefühl der Landsleute in der Heimat und um die Vermittlungsaufgabe der Balten im Reich und Ausland handelt, nennen wir die Dinge ohne Spielerei beim Namen und erklären den für einen Schädling an der Sache der Heimat, der ihren Daseinskampf bagatellisiert, sich ihrer Sorgen und Nöte entschlägt, durch einen leichtfertigen Optimismus das Bewußtsein der Gefahr namentlich im Ausland abschwächt und damit Hilfeleistung erschwert. Mißtrauen im Deutschen Reich gegen den Balten durch Bestärkung gängiger Vorurteile nährt und letzten Endes das bedrohte Schicksal der Heimat dazu mißbraucht, die eigene Person selbstgefällig darin zu spiegeln, gleichsam moralische Toilette vor der Öffentlichkeit zu machen und eine weltbürgerlich entwurzelte Existenz mit dem Parfum eines gewissen Erdgeruches zu besprengen. An die Freiwilligkeit der Satire, die dabei herausspringt, vermögen wir nicht zu glauben. Wohl aber entsinnen wir uns, daß derselbe Mann das böse Wort von „den Deutschesten unter uns" prägte, die zu dem Bewußtsein gekommen seien, daß die Balten als eine Nation für sich zu gelten haben, worauf wir nur „ohne Bitternis" antworten können, daß wir Hermann Keyserling nach dieser neuesten Verlautbarung weniger als je zu den Baltischsten unter uns zählen, so wenig wir leugnen können, daß gewisse Spiegelkrümmungen ein Bild des baltischen Gesichts zeichnen, wie es Hermann Keyserling in jedem Sinn des Wortes darstellt.

M. H. Boehm.

Deutsche Theaterkritik

Kenntnisse und Bildung, Sinn für den Rhythmus seiner Zeit und künstlerisches Wertgefühl — diese Dinge wird man einem Theaterkritiker zur Bedingung machen müssen, von dem man verlangen will, daß er Neuem aufgeschlossen, Altem verständnisvoll und aller wahren Kunst ehrfürchtig gegenüberstehe. Nicht missen wollen wird man bei ihm außerdem die Fähigkeit, sein Urteil in klarer und schöner Sprache zum Ausdruck zu bringen. Von jedem, der die Aufgabe hat, in Riga Theaterkritiker zu sein, wird man außerdem verlangen dürfen, daß er mit dem Verständnis für die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen ein deutsches Theater in Riga zu kämpfen hat, eine Vorstellung von der Kulturaufgabe deutscher

darstellender Kunst in Riga verbinde.

Ob und in welchem Umfang die berufliche deutsche Theaterkritik in Riga diesen Anforderungen entspricht, steht hier nicht zur Erörterung. Festgestellt sei nur, daß sie für richtig befunden hat, auf sehr ernste Vorwürfe, die ein bekannter baltischer Publizist gegen die Richtung ihrer Betätigung erhoben hat, in oberflächlicher und ironisierender Manier zu antworten.

Wer über Fragen von dieser Bedeutung seicht und geistlos zu witzeln für die angemessene Art der Erwiderung hält, beweist damit, daß er sich zwei Voraussetzungen deutscher Theaterkritik — in Riga vielleicht unerläßlicher als anderswo — nicht zu eigen gemacht hat: Niveau und Geschmack. R. W.

„Herdflammen"

Von welchem Geist geleitet dieses zweimal monatlich in Reval erscheinende baltische Haus- und Jugendblatt ins 5. Jahr seines Bestehens tritt, zeigt der dem Geleitwort vorangestellte Ausspruch Eduard von Stackelbergs: „Getragen hat uns aber im ganzen merkwürdig langen Zeitraum livländischer Selbstbehauptung eben die Tatsache lebendiger Gemeinschaft — eine Kraft des Herzens". Die Zeitschrift bringt auf acht Seiten Belehrendes und Unterhaltendes und beginnt soeben mit der Veröffentlichung von Äußerungen im Auslande lebender hervorragender Balten über das Thema „Was mir die Heimat gab" Eingegangen oder zugesagt sind Beiträge u. a. von Graf Hermann Keyserling, Prof. v. Antropoff, Prof. v. Freytagh, Frau Else Frobenius, Otto v. Kursell, Landesbischof D. Bernewitz. Man kann sich dem Wunsch des Geleitworts von Herzen anschließen: „In keinem deutschbaltischen Hause sollten die Herdflammen fehlen".

Bücherbesprechungen

Margarethe Hausenberg, Matthias Grünewald im Wandel der deutschen Kunstanschauung. Leipzig, J. J. Weber, 1927. 167 Seiten.

„Grünewalds Kunst reckt sich immer mehr wie etwas Heutiges und Lebendes unter uns Lebenden auf" (Franz Rieffel). — In der Tat — es gibt nur wenige Künstler der Vergangenheit und sicher keinen deutschen, der unsere Zeit in so hohem Maße beschäftigt, wie jener große Künstler der Seele der Spätgotik — oder sollen wir sagen des Frühbarock? Die Frage nach dem Meister, der lange Zeit hindurch so vergessen war, daß man sein größtes Werk in seltsamer Verkennung dem Albrecht Dürer zuschreiben konnte, ist brennend geworden. Sie ist heute viel mehr als bloß ein Problem der kunstgeschichtlichen Forschung. Schon ist man geneigt, die Menschen, soweit sie überhaupt ein Verhältnis zu künstlerischen Dingen haben, nach ihrer Stellung zu Grünewald zu beurteilen. Und das hat guten Grund. Seit der Isenheimer Altar für kurze Zeit in der Pinakothek in München vor aller Augen stand, ist die Kunst Grünewalds „eine Angelegenheit des ganzen Deutschland, des deutschen Bewußtseins geworden". Und ist es geblieben, auch als der Friede von Versailles dieses Hauptwerk des Künstlers, eines der stärksten Zeugnisse für deutsche Geistesart und Geisteskraft, in französischen Besitz überlieferte.

Die Literatur über den Meister und das rätselhafte Phänomen seines Schaffens ist groß. Sie ist vor allem in den letzten Jahren mächtig angeschwollen. Das uns vorliegende Buch unserer Landsmännin M. Hausenberg steht abseits von den übrigen Veröffentlichungen. Es ist

eine Monographie, in deren Mittelpunkt nicht der Künstler selbst, sondern das Publikum gestellt ist, dessen Urteil über den Meister im Laufe der Jahrhunderte starken Schwankungen ausgesetzt gewesen ist. In fleißiger Arbeit ist hier eine Menge Material zusammengetragen und vorgelegt, um diesen Urteilswandel zu beleuchten. Man erfährt daraus manches, was zu wissen von Interesse ist. Immerhin hätte die Arbeit nur für einen kleinen Kreis von Fachleuten einen Wert, wenn die Verfasserin es nicht verstanden hätte aus ihrem Material in einleuchtender Weise Schlüsse allgemeinerer Art zu ziehen. Jede Zeit, sagt Oskar Hagen, sieht nicht nur die Dinge anders, sondern sieht auch andere Dinge. „Die Zeiten spiegeln sich in ihrem Urteil, darin, was sie im Künstler und seinem Werk sehen, und darin, wie sie sich zu dem Gesehenen verhalten." Es muß daher möglich sein, „durch Feststellen des Urteilswandels die Äußerungen des fließenden, sich verändernden Lebens aufzudecken, um dieses Leben selbst in einer seiner Erscheinungsformen wenn nicht zu erfassen, so doch zu spüren, um dem, was man den Geist der Zeiten nennt, um einen Schritt näher zu kommen" Warum bejaht die eine Zeit, was die andere verneinen muß — das ist also die Kernfrage dieser Arbeit, die somit als ein Beitrag zur allgemeinen deutschen Geistesgeschichte erscheint, der auch in weiteren Kreisen manchem willkommen sein dürfte.

Heinz Loeffler.

Karl Haushofer, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Vowinckel, Berlin 1927. 351 S.

Der bekannte Münchener Gelehrte, der auf eigentümlicher Laufbahn den Beruf als General mit einer geographischen Professur vertauscht hat und bisher namentlich mit bahnbrechenden Arbeiten über den fernen Osten hervorgetreten ist, unternimmt jetzt einen ebenso kühnen wie geistreichen Versuch, für den wir ihm höchsten Dank schuldig sind. Angesichts des Gewirres von Grenzbegründungen, denen wir in den Friedensverhandlungen der letzten Jahrzehnte begegnet sind, war es eine politische und zugleich wissenschaftliche Notwendigkeit, mit historisch-geographischen Mitteln, denen ein leiser philosophischer Unterton nicht fehlt, die Erscheinung der Grenze als einen Kreuzungspunkt natürlicher und geschichtlicher, schicksalhafter und willkürlicher, militärischer und kultureller Tendenzen aufzuzeigen und die groben Formulierungen der Propaganda auf ihren Sinn- und Wesensgehalt zu prüfen. Vielleicht das wesentlichste Ergebnis ist, daß die gängige lineare Vorstellung der Grenze dabei völlig entwertet und der Grenzraum als Wirkungsfeld der entscheidenden historisch-politischen wie auch natürlichen Abgrenzungskräfte erkannt wird. Die wissenschaftliche Arbeit des verdienten Forschers zeigt sich befruchtet durch das Grenzerlebnis des deutschen Volkes, das sich in derselben Richtung bewegt und das die Voraussetzung für die Entdeckung des „Grenzdeutschtums" abgegeben hat. So stellt sich der Verfasser auch mit vollem Bewußtsein eine nationale Erziehungsaufgabe, die den objektiven Wert seiner materialreichen und wohlbegründeten Untersuchungen nicht herabmindert, sondern ihn vertieft und belebt. Für ein tieferes Verständnis aller Ostfragen ist die Arbeit von entscheidender Bedeutung.

M. H. B.

Geschichte der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga 1802—1927. Im Auftrage der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung verfaßt von Bernhard Hollander. Allgemeiner Teil. Riga 1927. 286 S.

Geistige Strömungen Deutschlands haben immer wieder im Verlauf unserer

Geschichte ihre Wellen bis nach Livland hineingetragen. Philanthropisch-moralische Bestrebungen, wie sie im 18. Jahrhundert in Hamburg und Lübeck gepflegt wurden, lassen sich auch in Riga beobachten; auch hier wurde, wie in den Hansastädten, die Frage erörtert: „Wie kann man den Menschen am nützlichsten sein?" Das Verlangen, moralische Ideen in die Tat umzusetzen, ließ die Freimaurerlogen in Riga entstehen, die 1794 auf kaiserlichen Befehl geschlossen wurden. Aus Kreisen ehemaliger Freimaurer ging Ende 1802 die Literärisch-praktische Bürgerverbindung hervor: ihre Begründer waren Oberpastor v. Bergmann, Pastor Albanus und Generalsuperintendent Sonntag. Zum Stiftungstag ward der 12. Dezember, der Geburtstag Alexanders I., bestimmt. Als Aufgabe der neuen Gesellschaft bezeichneten die Statuten: „gemeinnützige Kenntnisse an dem Ort, an dem sie sich befindet, unter ihre Mitbürger, denen es an Zeit, Kraft, Mitteln und Gelegenheit für Erwerbung derselben fehlt, zu verbreiten; sie will jedes gemeinnützige Resultat des menschlichen Wissens, Denkens und Erfindens auf das praktische und bürgerliche Leben anwenden Ihr Grundsatz und der ganze Geist ihres Vorhabens ist, nicht zu glänzen ., sondern im Mittelstande und unter den niederen Volksklassen ohne Geräusch Nutzen zu stiften"

Wie die Literärisch-praktische Bürgerverbindung während 125 Jahren, ihrem Vorsatz getreu, gewirkt hat, wird von Hollander eingehend geschildert. Ob es sich um Armenpflege oder Dienstbotenfürsorge, um Siechenhäuser oder Taubstummenanstalten, um Kinderbewahranstalten oder Schulen, um Volksküchen oder Nachtasyle handelte, — hier und auf vielen anderen Gebieten hat sie unermüdlich gearbeitet und vielen Segen gebracht, stets eingedenk ihres Wahlspruches: nos aliis. Der Krieg hat vieles von dem, was sie geschaffen, zerstört; allein mit ungebrochener Kraft hat sie seit einigen Jahren ihre Arbeit wieder aufgenommen, wo erforderlich, sich den neuen Verhältnissen anpassend, stets im alten Geist. Ihr reicher Immobilienbesitz gibt ihr die Möglichkeit, kulturell und sozial zu wirken. Auch die „Baltische Monatsschrift" dankt ihr namhafte Unterstützungen.

Als ein Denkmal uneigennützigen baltischen Bürgersinnes steht die Literärisch-praktische Bürgerverbindung auch heute noch da; ihre Geschichte ist ein Stück von Rigas Geschichte. Darin liegt der Wert von Hollanders Buch.

W. W.

Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1928. Verlag Jonck und Poliewsky, Riga. 232 S.

Zum zweiten Mal zeichnen die Zentrale deutsch-baltischer Arbeit in Riga und der Verband deutscher Vereine in Reval gemeinsam als Herausgeber. Wie im vorigen Jahr bringt das Jahrbuch auch in diesem die in zwei selbständigen Abteilungen zusammengefaßten Berichte aus der nationalen Kulturarbeit in Lettland und Estland. Außerdem enthält das Jahrbuch 1928 — neben dem Aufsatz über die Lage des Deutschtums in Litauen — ein Kapitel mit Aufsätzen über Leben und Arbeit der Balten in Deutschland; nach einem einleitenden Aufsatz von Harald von Rautenfeld schildern vier Autoren das Leben der Baltenkolonien in Königsberg, Danzig, Jena und Bayern. Die Abteilung „Aus baltischer Geistesarbeit" enthält eine ganze Reihe von lesenswerten Aufsätzen. Anschließend unternimmt Wilhelm Baron Wrangell in einem ausgezeichneten Aufsatz über das Baltenregiment den Versuch, den Geist des Baltenregiments in seiner Bedeutung für das gegenwärtige Geschlecht lebendig zu machen; es folgt eine kriegsgeschichtliche Darstellung des Vormarsches

der Baltischen Landeswehr durch Kurland aus der Feder von Dr. Otto Eckert, Rittmeister a. D., ein Abschnitt aus seiner noch nicht veröffentlichten Geschichte der Baltischen Landeswehr. Nachdem das Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1924 die Totenliste der Landeswehr gebracht hatte, enthält das Baltische Jahrbuch 1928 das Verzeichnis der Gefallenen und Gestorbenen des Baltenregiments. In einem Anhang zum Inhaltsverzeichnis sind alphabetisch geordnet die Aufsätze der Jahrbücher 1923 bis 1927 angeführt. Der gesamte zeichnerische Schmuck des Jahrbuches stammt von A. von Stromberg, darunter die Bilder von sechs deutschen Burgruinen im Norden und Süden der Heimat. Die historischen Notizen im Kalendarium sind neu bearbeitet und durch Daten aus der neuesten baltischen Geschichte ergänzt worden.

Akademisches Jahrbuch der deutsch-baltischen Studentenschaft. 1. Jahrgang 1927. 143 S.

Das ausgezeichnet zusammengestellte Jahrbuch, herausgegeben vom Außenamt beim Chargiertenkonvent Dorpat und der deutschen Studentenschaft Riga, unter Mitarbeit des Hauptverbandes studierender Balten in Berlin, wendet sich nicht nur an Studenten, sondern an alle, die an der Entwicklung der baltischen Studentenschaft lebendigen Anteil nehmen. Die erste Abteilung enthält Tätigkeitsberichte, unter denen besonders die Artikel über die Akademische Musse in Dorpat, die Akademische Wirtschaftshilfe in Riga und die baltische studentische Arbeit in Deutschland hervorgehoben zu werden verdienen. Es folgt eine Abteilung mit Aufsätzen grundsätzlichen Charakters: „Fachstudium und Allgemeinbildung" von Dr. R. Baron Engelhardt, „Vom Sinn der politischen Schulung der Studentenschaft" von W. Baron Wrangell, „Die deutsche Jugendbewegung und wir" von J. Hippius, „Auslanddeutschtum und baltische Studenten" von E. Kroeger, „Ein Beitrag zur auslanddeutschen Gesamtfrage" von R. Sidelsky. Die letzte Abteilung besteht aus Erörterungen über Berufsaussichten und Ratschlägen zur Berufswahl.

Bei der Schriftleitung eingegangene Bücher

Besprechung vorbehalten

J. N. Daniloff. Dem Zusammenbruch entgegen. Einzige berechtigte Übersetzung von R. Freiherr von Campenhausen. Hahnsche Buchhandlung, Hannover 1928. 189 S. Mit 5 Tafeln Abbildungen.

Else Frobenius: Mit uns zieht die neue Zeit. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung. Mit 16 Tafeln. Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin (1927). 431 S.

Edgar J. Jung: Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung. Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin 1927. XIV+341 S.

Ernst Kieseritzky: Die Schönheit unserer Muttersprache. Teubner, Leipzig 1926. 386 S.

Gustav Peters: Der neue Herr von Böhmen. Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei. Berlin 1927. Verlag der Deutschen Rundschau G. m. b. H. 134 S.

Hans von Rimscha: Rußland jenseits der Grenzen. Frommannsche Buchhandlung, Jena 1927. 238 S.

K. Anton Prinz Rohan: Moskau. Skizzenbuch aus Sowjetrußland. G. Braun, Karlsruhe 1927. 142 S.

Max Worgitzki: Ostpreußen. Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt. Eine Antwort auf die Srokowskische Schrift: „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes". Berlin, Deutsche Rundschau G. m. b. H. 35 S.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Wichtige Neuerscheinung!

ADOLF WARSCHAUER

Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark

Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Die Lebenserinnerungen des jetzt im Ruhestand lebenden früheren Posener Archivrats Prof. Dr. Adolf Warschauer umfassen in ihrem Hauptteil seine dreißigjährige Wirksamkeit in Posen (1882—1912). Sie erstrecken sich aber auch auf seine Breslauer Lehrjahre und seine spätere Tätigkeit: in Danzig als Archivdirektor (1912—1915) und in Warschau als Leiter der Archivverwaltung bei dem deutschen Generalgouvernement (1915—1918).

Die Bedeutung dieses Buches ragt über die Selbstbiographie eines deutschen Gelehrten weit hinaus und stellt eine eindrucksvolle

Geschichte der preußischen Kulturpolitik in der Ostmark

dar, mit der das Leben und Schaffen des weit über sein Tätigkeitsfeld hinaus bekannten Verfassers allzeit eng verbunden war.

332 Seiten mit Bildnis des Verfassers in Leinenband 12 — RM.

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

Der Führer durch die Lebensfragen der deutschen Grenzgebiete

Die deutschen Grenzlande

Von Dr. Max Hildebert Boehm

In fesselnder, von heißer Liebe zum Deutschtum durchglühter, begeisterter Sprache gibt der Verfasser ein **geschlossenes Gesamtbild** des deutschen Grenzkampfes in Ost und West, in Nord und Süd und schildert die Zustände und die historische Entwicklung der einzelnen Grenzgebiete; somit bietet das Buch

das geistige Rüstzeug zum Kampf um deutsches Volkstum, deutsche Sprache, deutsche Sitte

dem gesamten deutschen Volke, sowie den tapferen deutschen Männern und Frauen in den deutschen Grenzlanden!

300 Seiten mit 6 Karten und 48 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Leinenband 12.— RM.

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Baltische Stimmen“

Die baltische Wochenzeitung für Stadt und Land — Mit Bilderbeilage

Schriftleitung: H. von Berg — Dorpat; Vertreter der Schriftleitung in Riga: Dr. E. von Sivers

Inhalt: Auslandrundschau, Rigaer und Revaler Wochenschau, Deutschlandbericht, wirtschaftliche Beiträge, Feuilleton usw.

Annahme von Anzeigen und Abonnements: Geschäftsstelle Dorpat, Wallgraben 4, Postfach 46; in Riga Buchhandlung N. Kadner, gr. Pferdestr. 21, und Buchhandlung G. Löffler, Kaufstr. 1

Bezugspreis (monatlich): in Estland Ekr. —.35, in Lettland Ls —.70, in Deutschland RM. 1.—

„Eiserne Blätter“

herausgegeben von D. Traub

Wochenschrift für deutsche Politik und Kultur

Verlag: Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt Berlin SW. 61

Der Ring

Politische Wochenschrift

Unabhängige Wochenschrift für Politik

Herausgeber: Heinrich von Gleichen
Schriftleiter: Friedrich Vorwerk

„Der Ring“ ist hervorgegangen aus der jungkonservativen Wochenschrift „Gewissen“ und dem informatorisch gehaltenen Pressedienst des Ring-Verlages. In grundsätzlichen Aufsätzen wird Stellung genommen zu den Zeitereignissen und zu den Mächten, die den Zustand Deutschlands und der Welt beeinflussen. Damit sollen die geistigen Kräfte der führenden Oberschicht politisch aktiviert werden auch zu dem verfassungspolitischen Ziel: die Unabhängigkeit der Staatsführung von Massenherrschaft wiederherzustellen

Preis des Einzelheftes RM. 1.—, Monatsbezug RM. 4.—

Zu beziehen durch Post und Buchhandel

Probehefte kostenlos vom

Ring-Verlag, Berlin W 30

Die Politik der Esten 1917—1918

Von Baron Wilhelm Wrangell

Der Estländische Journalistenverband hat es sich zur Aufgabe gemacht, persönliche Erinnerungen von Personen zu sammeln und herauszugeben, die in den Jahren des Kampfes um die Selbständigkeit Estlands eine Rolle gespielt haben. Zu Ende des vorigen Jahres ist der erste Band dieser Sammlung*) erschienen, der die Jahre 1917 und 1918 umfaßt. Er enthält Aufzeichnungen von 42 verschiedenen Personen, einige Dokumente und eine Chronologie der für das Thema wichtigen Ereignisse. Unter den Autoren finden wir so bekannte Personen, wie den jetzigen Staatsältesten Jaan Tõnisson, die Generäle Tõnisson, Larka und Põdder, die jetzigen Gesandten Strandmann, Hellat, Seljamaa und Pusta, dazu eine Reihe von Abgeordneten, Professoren, Offizieren, Journalisten und Beamten. Die Herausgeber haben — und wohl mit Recht — das subjektive Moment in den Aufzeichnungen ungeachtet der dadurch bisweilen entstehenden Widersprüche voll aufrechterhalten: es soll eine Sammlung von persönlichen Erinnerungen, keine historische Schilderung geboten werden.

Das reichhaltige Material dieses Bandes gibt uns die Möglichkeit, einen Einblick in die damalige nationale Politik der Esten zu gewinnen; die verschiedenen Strömungen unter der Führerschaft, die politischen Kämpfe, das Aufeinanderplatzen der Gegensätze, der sich durchsetzende Wille zur Selbständigkeit, die Auswirkung der großen welthistorischen Ereignisse auf die Geschicke unserer fernabliegenden Heimat, das alles tritt plastisch hervor. Eines ist allerdings im Auge zu behalten: die Mehrzahl der Aufsätze ist nachträglich geschrieben, und nach Verlauf von 10 Jahren mag sich in der subjektiven Auffassung doch manches verändert haben. Es ist ja ein ganz natürlicher Vorgang, daß Anschauungen, die sich später durchgesetzt haben,

*) Mälestused iseseisvuse võitluspäevilt; 1. köide: revolutsioon ja okupatsioon 1917 1918. (Erinnerungen aus den Tagen des Kampfes um die Selbständigkeit; 1. Band: Revolution und Okkupation 1917—1918.) Verlag der Verlagsgesellschaft „Rahvaülikool". Reval 1927.

in der Erinnerung länger und deutlicher lebendig bleiben, als ursprünglich vielleicht sehr starke Strömungen, die aber inzwischen von den Ereignissen überholt worden sind. Selbst einige Tagebücher scheinen später einer Überarbeitung unterzogen worden zu sein, z. B. nimmt sich eine Tagebucheintragung vom 26. Februar 1918 (Seite 263): „Es war auch schon zu merken, daß eine Unterdrückung kommt" doch zum mindesten merkwürdig prophetisch aus. Ein gewisses Korrektiv ist jedoch dadurch gegeben, daß dieselben Ereignisse von verschiedenen, mitunter auch im Gegensatze zueinander stehenden Personen geschildert werden.

Nachstehend wird der Versuch gemacht, auf Grund des gebotenen Materials eine Schilderung der estnischen Politik dieser Jahre zu geben.

Die Vorgeschichte der estnischen national-politischen Bewegung, die schließlich zur staatlichen Selbständigkeit geführt hat, wird in den uns vorliegenden Aufzeichnungen, als nicht zum eigentlichen Thema gehörig, nur ganz flüchtig gestreift. Man erhält den Eindruck, daß die 1905 lebendig gewordene und namentlich während der ersten Reichsduma vertretene Idee der Autonomie innerhalb eines russischen Föderativstaates (nach Angabe von J. Tõnisson gehörten von den 510 Abgeordneten der I. Duma etwa 170 zu einer interfraktionellen Autonomisten-Föderalisten-Gruppe) in den Jahren der Reaktion mehr oder weniger eingeschlafen war oder als Utopie betrachtet wurde. Erst der Ausbruch des Weltkrieges rückte diese Bestrebungen wieder in den Bereich realer Möglichkeiten. Das erste Erfordernis war naturgemäß eine Zusammenfassung der nationalen Kräfte. In Dorpat wurde hierzu unter dem Drucke des deutschen Vormarsches in Kurland 1915 eine weitverzweigte Organisation, das „Nord-Baltische Komitee", geschaffen, an dessen Spitze Jaan Tõnisson stand, in Reval gab der schon vor dem Kriege gegründete estnische Intelligenz-Klub den natürlichen Rahmen für politische Aussprachen ab; ein weiterer Sammelpunkt war die Revaler Abteilung des während des Krieges gegründeten allrussischen Städteverbandes. Schon 1915 wurde in Dorpat der Plan, estnische nationale Truppenteile zu gründen, verfolgt, der jedoch in Reval keinen Beifall fand und schließlich am Veto der russischen Zentralgewalt scheiterte. Der Gedanke der Autonomie scheint erstmalig von Jüri Wilms anläßlich der 100-Jahrfeier der Bauernbefreiung wieder an der Öffentlichkeit vertreten worden zu sein, „weiter aber gingen die Führer unseres öffentlichen Lebens in ihren Träumereien wohl nicht"

Bekanntlich wurde während des Krieges von der ritterschaftlichen Vertretung die längst als notwendig erkannte Verfassungsreform mit neuer Energie betrieben. Hierüber finden wir in den Aufzeichnungen nur die kurze Notiz: „Als Konstantin Päts mit den Revaler liberalen Deutschen ein Selbstverwaltungsprojekt ausarbeitete, da empfand man in der estnischen Gesellschaft keine Sympathie hierfür. Die Meinung war, daß es zu wenig sei, was die baltischen Deutschen uns zu geben bereit waren"

Obgleich der Ausbruch der russischen Revolution den estnischen Führern überraschend kam, fand er sie, wie geschildert, doch nicht unvorbereitet. Eine besondere Aktivität bewies in den ersten Märztagen Jaan Tõnisson. Schon am 4. März tritt auf Initiative des Vorstandes des „Nord-Baltischen Komitees" eine Versammlung zusammen, auf der 47 estnische Organisationen vertreten sind. Es wird die Ausarbeitung des Projektes einer weitgehenden Autonomie beschlossen und diese Forderung der Petersburger temporären Regierung telegraphisch mitgeteilt. Schon am nächsten Tage ist Tõnisson beim Ministerpräsidenten Fürst Lwow, den er von der ersten Duma her persönlich kannte. Dieser sichert ihm Unterstützung zu. Zum 11. März beruft Tõnisson eine allgemeine Vertreterversammlung nach Dorpat ein, um das Autonomieprojekt zu beraten. Wenn Reval in diesen ersten Revolutionstagen weniger Initiative zeigte, so ist das wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß hier in der großen Festung die Revolution von vornherein einen ganz anderen Charakter annahm, als in der kleinen Provinzstadt Dorpat. Das Bild wurde durchaus von der Masse der landfremden Soldaten und Matrosen beherrscht, auch die Arbeiterschaft war zu einem großen Teil russisch. Es kam zu bedeutenden Ausschreitungen, und die erste Sorge der gemäßigten Elemente mußte bei aller Ablehnung der alten Ordnung doch die Wiederherstellung irgendeiner Ordnung sein.

Auf dem Dorpater Kongreß, der 3 Tage dauerte, kam es gleich anfangs zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen dem temperamentvollen Tõnisson und den Revaler Vertretern Strandmann und Päts, die u. a. vom Abgeordneten Dr. Raamot, den Vertretern Petersburgs und Narvas unterstützt wurden. Tõnisson empfahl, „die estländische Landesverwaltung so zu gestalten, daß sie nicht dem Innenminister von Rußland untergeordnet sei, sondern direkt der temporären Regierung unterstände. Dazu müßten 2 Gouvernements, Nord- und Süd-Estland, gebildet werden, an deren Spitze Gouvernementskommissare ständen. Diesen beiden müßte ein General-

kommissar übergeordnet sein, der direkt der Zentralregierung unterstände" — „Die Anhänger Revals aber waren der Meinung, daß im Interesse der Zweckmäßigkeit, der Sparsamkeit und der Heranbildung einer zukünftigen nationalen Landesgewalt die Notwendigkeit eines einheitlichen Estland klar sein müsse." Nach zweitägigen Debatten, die zum Teil auch auf persönliches Gebiet hinüberspielten und deren Schärfe auch jetzt nach 11 Jahren nicht vergessen zu sein scheint, wurde ein Kompromißantrag angenommen, laut welchem zunächst deklariert wird, daß Estland aus folgenden Kreisen (alle 9 Kreise werden aufgezählt) besteht, und darauf festgesetzt wird: „Nötigenfalls ist es möglich, einige Kreise zu größeren Administrativeinheiten zusammenzufassen." Gegensätzlich war auch die Auffassung über die rechtliche Basis der zukünftigen Autonomie. Päts und Strandmann „glaubten, daß ein langes Gesetz über die Kompetenz schwer durchzusetzen sei; vielleicht würde ein solches in Petersburg keinen Anklang finden. Deshalb hielten wir es für richtiger, das bestehende ritterschaftliche Selbstverwaltungsgesetz zu akzeptieren, das an und für sich sehr weit gefaßt ist, ist sie doch historisch ein Staat für sich, ein Landesstaat gewesen. Dort wäre nichts zu ändern gewesen, als das Wahlgesetz, wodurch die Gewalt aus der Hand der Ritterschaft in die des Volkes übergegangen wäre" Demgegenüber vertrat Tõnisson den Standpunkt, „daß die estländische Landesverwaltung, wie auch die lokale Selbstverwaltung auf der Basis der neuen Staatsordnung auch zeitweilig auf vollständig neuen Grundlagen aufgebaut sein und zugleich so elastisch gestaltet werden müsse, daß sie die Lebensnotwendigkeit unseres Volkes befriedigen könne"

Deutlich treten hier die Gegensätze von Einheitsgedanke und Dezentralisation, von Vorsicht und Temperament zu tage.

Schließlich wurde eine fünfgliedrige Kommission gewählt, welche mit der Regierung zu verhandeln hatte. In Petersburg stellte es sich sofort heraus, daß nach Ansicht der Regierung die Fragen der Selbstbestimmung der Völker und der Autonomie die Kompetenzen der temporären Regierung übersteigen und nur von der Konstituante entschieden werden könnten, und daß daher nur eine zeitweilige Verwaltungsordnung für das Gouvernement Estland ausgearbeitet werden könne, die den neuen sozialen und politischen Verhältnissen Rechnung trägt. Die Vereinigung Nordlivlands mit Estland wurde für möglich befunden. Der Gedanke, zwei Gouvernements zu schaffen, wurde fallengelassen.

Die temporäre Regierung zögerte anfangs mit der Bestätigung dieser neuen Ordnung. Eine gewaltige Demonstration von etwa 40.000 estnischen Soldaten, die am 28. März in Petersburg veranstaltet wurde, verfehlte jedoch ihre Wirkung nicht: am 30. März wurde das Gesetz bestätigt, am 31. verkündigt.

Laut diesem Gesetz steht die Landesverwaltung dem Gouvernementskommissar zugleich mit dem Landesrate (Maanõukogu) zu, deren Kompetenzen jedoch nicht gegeneinander abgegrenzt sind. „Die russische Zentralregierung erhoffte eine führende Rolle der Gewalt des Kommissars. Die estnischen Vertreter meinten, daß die Macht des Landesrats stark werden müßte, während der Generalkommissar nur über die Gesetzmäßigkeit wachen kann, im allgemeinen aber die Repräsentation ausüben muß Denn obwohl die russische temporäre Regierung von Anfang an deklariert hatte, daß sie Estland die Autonomie nicht geben könne, weil diese Frage zur Kompetenz der Konstituante gehöre, und obwohl unsere Vertreter erklärten, daß das estländische Projekt keine Autonomie darstelle, sondern nur eine breite Selbstverwaltung auf demokratischer Basis, — trug die geschaffene „Selbstverwaltung" doch in hohem Maße den Charakter einer Autonomie besonders weil dem Landesrate ohne Mitwirkung des Kommissars die Funktionen einer lokalen Konstituante übertragen worden waren, nämlich die Ausarbeitung der endgültigen Verwaltungs- und Selbstverwaltungsordnung, mit anderen Worten die Ausarbeitung der Verfassung für das vereinigte Estland. Diese Arbeit sollte unabhängig vom Kommissar erfolgen und ihr Ergebnis konnte die temporäre Regierung nur ablehnen oder bestätigen, augenscheinlich nicht einmal abändern. Den Vertretern Estlands war es klar, was sie erreichen wollten; und wenn sie neben den kollegialen Exekutivorganen persönliche Exekutivorgane hineinnahmen, so geschah das in der Absicht, daß das Selbstverwaltungsgesetz den Boden für die Entwickelung Estlands zu einer staatlichen Organisation vorbereite durch Ausbildung von besonderen Ministern und eines Kabinetts. Man wünschte, daß die revolutionäre Entwicklung Rußlands zur Föderation führe."

Die Sprachenfrage war im Gesetz sehr vorsichtig angefaßt worden, indem der Gebrauch der estnischen Sprache als Geschäftssprache nicht direkt erwähnt wird; es wird bloß festgesetzt, daß der Landesrat die Geschäftssprache selbst zu bestimmen hat, während der Verkehr zwischen der Zentralregierung und der lokalen Verwaltung unbedingt in russischer Sprache zu erfolgen hat. Die Wahlen sollten in drei

Stufen stattfinden, „da im Getriebe der Revolution die Durchführung direkter Wahlen über das ganze Land merklich erschwert war." Später, im Einführungsgesetz, wurde ein Wahlgang gestrichen, wobei als Grund ein Lapsus angeführt wird. Im allgemeinen schien den Vertretern Estlands „das Gesetz vom 30. März 1917 ungeachtet seiner gesetztechnischen Primitivität genügend vollständig und jedenfalls liberal gedacht und inhaltsreich An und für sich bedeutete aber das Gesetz vom 30. März keine tatsächliche Veränderung im Leben Estlands, da Ausführungsbestimmungen fehlten." Diese sollte der Innenminister ausarbeiten. Die bürokratische Maschine arbeitete jedoch zu langsam für das Temperament der estnischen Vertreter, auch mögen bei letzteren gewisse Besorgnisse aufgetreten sein im Hinblick auf Schwierigkeiten in Estland selbst, von denen unten die Rede sein wird. Kurz entschlossen reichten sie am 10. April ein eigenes Projekt dem Innenministerium ein, dessen Beamten jedoch eine Reihe von sehr begründeten Fragen hierbei aufwarfen. Um aber das Zustandekommen der neuen Selbstverwaltung nicht zu verzögern, gestattete Fürst Lwow, schon vor Bestätigung der Ausführungsbestimmungen den tatsächlichen Anschluß Nordlivlands an Estland durchzuführen und die Vorbereitungen zu den Wahlen zu treffen. Der erste Wahlgang wurde darauf auf den 23. Mai ausgeschrieben.

(Schluß folgt)

Was lehrt uns die Geschichte?

Von Roderich von Engelhardt

Wir wissen es — insbesondere seit den tiefgründigen geschichtsphilosophischen Vorträgen der Professoren Th. Litt und v. Srbik in den Dorpater Hochschulkursen — daß der Kampf um den „Sinn der Geschichte" noch keineswegs zum Stillstand gekommen ist, ja — daß durch die Deutungsversuche O. Spenglers der geschichtliche Prozeß mehr in die Nähe des naturhaften Werdens gerückt worden ist, daß man von Geschichtsmorphologie spricht, einer Lehre des historischen Gestaltenwandels, die diesen biologisch betrachten lehrt.

Mag nun der Skeptiker daraus den Schluß ziehen, daß die Geschichte als Tatsachenreihe von unerbittlicher, eigenwilliger, schicksalhafter Konsequenz sich herzlich wenig darum kümmern dürfte, ob der Geschichtsforscher sie nun nachträglich vom ökonomischen, positivistischen oder morphologischen Gesichtspunkte aus betrachtet, so steht doch das

eine fest, daß der handelnde Mensch als Geschichte schaffender sich irgendeines Maßstabes, irgendeiner Direktive bewußt sein muß, um sein Recht an der Mitregierung dieser Welt mit vollster Verantwortung geltend zu machen.

Allerdings wird heute dieses Recht von den Vielzuvielen in Anspruch genommen, die, selten mit schwererem Gepäck als dem einer billigen Parteidoktrin belastet, das verantwortungsvolle Amt des Mitregierens leichten Herzens übernehmen; forscht man aber nicht nur bei den berufenen Führern, sondern auch unter diesen Exponenten einer zweifelhaften Massenpsychologie nach den Motiven ihres Handelns, so werden es eben doch auch wieder gewisse Axiome, Doktrinen, sogenannte „Wahrheiten" sein, an die auch die Masse oder ihr Wortführer glaubt.

Das sind letzten Endes auch „Werturteile", mögen sie im Stufenreich der Werte auch einen noch so bescheidenen Platz einnehmen.

Wer aber glaubt, nach diesen Normen und Maximen den historischen Verlauf beeinflussen zu können, muß doch wohl annehmen, daß es im Grunde die gleichen oder ähnliche Normen gewesen seien — oder die gleichen Gesetze, die bisher für den Geschichtsablauf maßgebend waren.

Es wäre sonst schlechterdings nicht recht verständlich, daß man glaubt, mit Gesichtspunkten, leitenden Ideen den Geschichtsverlauf beeinflussen zu können, wenn man in ihnen nicht das eigentlich treibende Element der Geschichte erkannt zu haben glaubte!

Diese Annahme führt nun dazu, auch im historischen Geschehen Gesetzmäßigkeiten aufzusuchen, die uns wenigstens eine gewisse Garantie dafür bieten könnten, daß unter ähnlichen Bedingungen auch ähnliche Folgen im Geschichtsverlauf zu erwarten wären.

Ließen sich solche mit einiger Sicherheit feststellen, so würde sich die Geschichtswissenschaft konsequenter Weise den naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden nähern, da es diesen ja in allererster Linie darauf ankommt, das Individuelle, Einzelne, Einmalige unter das Gesetz des Typus, der Art, des sich Wiederholenden, kurz, unter ein allgemeingültiges Gesetz zu stellen.

Damit verlöre aber — so meinen wohl noch heute die meisten Historiker und Geschichtsphilosophen — die Geschichte gerade ihren besonderen Charakter, da alles für sie Bedeutungsvolle den Stempel des Einzigartigen, schlechthin Einmaligen an sich trüge und jede Möglichkeit ausgeschlossen sei, Gesetze des historischen Ablaufs —

etwa wie es Spengler mit seiner Kulturmorphologie, mit seiner Kulturkreislehre getan habe — ableiten zu können.

Wie entscheidend und zugleich noch keineswegs eindeutig beantwortet diese Fragen für die Geschichtsphilosophie nicht nur, sondern auch für die Darstellung des Geschichtsverlaufes sind, wird aus dem Obengesagten ersichtlich. Denn je nach dem Standpunkt, den der Historiker einnimmt, wird er die Akzente im Bild des geschichtlichen Geschehens anders verteilen. Es ist so, als ob wir zwei Bildnisse ein und derselben Person von der Hand zweier Künstler vor uns hielten, die beide den Anspruch erheben, die Wesenszüge des Dargestellten wiederzugeben, ja sie aus dem Zufälligen herauszuheben. Dabei dürfte sich dann zeigen, daß beide Künstler die Wesenszüge völlig verschieden sehen können. Die Bismarckbildnisse von der Hand Lenbachs zeigen einen anderen Bismarck, als es der ist, den uns der dürftige, bourgeoise Stift des Zeichners Allers hinterließ. Aber nicht nur der rückwärts gewandte Blick des Historikers wird Schatten und Licht nach seinem Auge verteilen, auch der vorwärtseilende des Politikers wird versuchen, die Zukunft nach Maßgabe der aus der Vergangenheit geschöpften Erfahrung zu gestalten. Und da wird sich der diametrale Unterschied sofort in dem verschiedenen Blickpunkt zeigen, den er der Vergangenheit gegenüber einnimmt — ob er nur Wirklichkeiten, nur Tatsachen gelten läßt, oder ob er hinter diesen die eigentlichen wirkenden Faktoren der Geschichte zu erkennen glaubt, und wenn letzteres, ob er diese gewissermaßen naturnotwendig aus dem lebendigen Geschichtsprozeß, aus der geschichtlichen Entwickelung hervorwachsen läßt, oder ob er sie für freie Entscheidungen, Taten, nicht nur Tatsachen — verantwortlicher Personen hält.

Darüber dürfte doch wohl kein Zweifel herrschen, daß von der Stellungnahme zu diesen Fragen auch ganz wesentlich die Zielrichtung abhängen wird, die wir nicht nur unserem politischen Leben, sondern vielleicht noch mehr unserer kulturellen Arbeit geben, der Gestaltung unseres eigenen geistigen Daseins, wie des der engeren und weiteren Gemeinschaft, mit der wir durch das Schicksal verbunden oder in die wir gestellt sind.

In einem geistvollen Aufsatz hat ein Berufener zu diesen Fragen Stellung genommen, Friedrich Meinecke*), Professor für neuere Geschichte in Berlin.

---

*) Friedrich Meinecke, Kausalitäten und Werte in der Geschichte.

„Was sind Kausalitäten? Was sind Werte?“ so lautet seine erste an den Historiker gerichtete Frage. „Wir stellen uns schlecht und recht auf den Standpunkt unmittelbarer historischer Beobachtung und unterscheiden danach drei verschiedene Arten von Kausalität, die mechanische, die biologische und die geistig-sittliche. Die mechanische beruht auf völliger Gleichartigkeit von Ursache und Wirkung (causa aequat effectum); die biologische läßt anscheinend die Wirkung über die Ursache hinauswachsen durch die volle Entfaltung von Lebenskeimen zu Lebewesen von eigener Struktur, Zweckmäßigkeit und Gesetzlichkeit; die geistig-sittliche durchbricht erst recht den rein mechanischen Kausalzusammenhang, indem spontane, auf Zwecke gerichtete Impulse der Persönlichkeiten, die weder mechanisch noch biologisch zu erklären sind, das menschliche Handeln beeinflussen und damit auch in den mechanischen Kausalzusammenhang eingreifen, der doch andererseits wieder unserem Denken sich als schlechthin allbeherrschend und kontinuierlich, jede Unterbrechung ausschließend darstellt. Wunder über Wunder. Denn rätselhaft in ihren letzten Tiefen bleibt auch jede der drei Kausalitäten“

Und nun steht der Historiker vor der Aufgabe, in der Einzeltatsache ebenso, wie im Verlauf der Geschichte dieses verworrene und bunte Durch- und Ineinander der drei Kausalitätsreihen zu entwirren.

Am ehesten dürfte ihm das noch im Bereich der mechanisch wirkenden und zu verstehenden Ursachen gelingen, aber schon dort, wo es sich allem Anschein nach um organische Vorgänge, morphologische Prozesse handelt — wie bei bestimmten Formen und Gestaltungen des Gemeinschaftslebens z. B. — wird die Entscheidung kaum zu treffen sein, wie weit hier „spontane Handlungen der Menschen“ das „morphologische Geschehen“ „unterbrechen, ablenken, steigern oder schwächen“ So sind wir darauf angewiesen, die „künstlerische Intuition“ und die „künstlerisch-anschauliche Gestaltung des Geschehenen“ zu Hilfe zu nehmen, welche Meinecke für „ein wesentliches und unentbehrliches Arbeitsmittel des Historikers hält.“ „Die Wissenschaft greift hier also zum Mittel der Kunst“ — und wird in formalem Sinn „unwissenschaftlich“ doch nur weil sie mit „rein wissenschaftlichen“ Mitteln diese durcheinanderlaufenden Fäden der Kausalitätsreihen weder entwirren, noch zu einem sinnvollen Gewebe verknüpfen kann.

Das Recht zur Anwendung „überwissenschaftlicher“ Mittel gewinnt die Geschichtswissenschaft ferner aus dem Umstande, daß sie

immer gezwungen ist, aus der Fülle des Geschehenen diejenigen kausalen Ketten herauszuheben, die ihr wesentlich erscheinen. Mit vollstem Recht fragt Meinecke: „Aber was heißt wesentlich?"

Sind es die groben physischen Lebensbedingungen und Lebensbedürfnisse, Boden und Sonne, Hunger und Liebe — oder ist es der „ganze Bereich der Institutionen von Staat und Gesellschaft", oder die spontane Tat eines Einzelnen?

Was ist hier wesentlich, was unwesentlich, was im eigentlichen Sinne das „Wirksame"?

Diese Frage ist letzten Endes keine wissenschaftliche, sondern sie verlangt ein Werturteil als Antwort! „Es sind Werte, Lebenswerte, die wir aus der Geschichte holen wollen" und so wird auch die reine Kausalitätsforschung in der Geschichte bedingt und getragen von unserem Werturteil, sie wird „Mittel zum Zwecke der vollen Herstellung eines geistigen Wertes"

Und nun gehen wir mit dem Verfasser einen Schritt weiter und sehen in diesem Suchen nach dem Wertvollen in der Geschichte „das Suchen nach dem, was man Kultur im höchsten Sinne nennt, d. h. Durchbrüche, Offenbarungen des Geistigen innerhalb des kausalen Naturzusammenhangs"

Alle Geschichte wird in diesem Sinne Kulturgeschichte, oder wie Troeltsch sich ausdrückt: „Geschichte ist Wertverwirklichung" — und wenn sie das ist, so gehört zu ihrer Erkenntnis unbedingt jenes Stufenreich der Werte, das der Historiker ebenso wie jeder Mensch nach der Forderung Sprangers in sich tragen muß, um „andere emporzuführen", d. h. „andere aus der Geschichte lernen zu lassen"

Die radikale Forderung Max Webers („Der Beruf der Wissenschaft"), die Wissenschaft habe sich jedes Werturteils zu enthalten, ist nach Meineckes Ansicht „unerfüllbar"

Sicherlich können kausale Verknüpfungen einfacher Art ohne Werturteile vorgenommen werden, „solche von komplexerer Art — z. B. bei der Feststellung der Ursachen der Reformation, der französischen Revolution und nun gar erst des Zusammenbruchs von 1918 — werden immer durch Werturteile mitbestimmt werden"

Soweit können wir Meinecke völlig zustimmen. Und vollends dort, wo der Verfasser in edler Begeisterung von der Geschichtsforschung als vom „Dienst am Göttlichen" redet, oder anders ausgedrückt: „Man will das, was man für sich als geistiges Lebensziel empfindet, durch seine Offenbarung in der Welt bestätigt sehen. Man will sich der Stärke und Kontinuität des geistigen Lebens-

stromes, der für den einzelnen immer in ihm selbst ausmündet, bewußt werden, den Weg finden, auf dem der Mensch gekommen ist, um den Weg zu ahnen, den er gehen wird. Man will die Mächte verehren, die unser Dasein aus der Naturgebundenheit zur Freiheit des Geistigen emporzuführen vermögen."

Aber dort, wo Meinecke die scharfe Grenze zwischen den Methoden des Naturforschers und Kulturforschers zieht, vermögen wir ihm nicht mehr zu folgen. Wenn es dort heißt: „Wohl wird auch der Naturforscher durch den Wert der Wahrheit getrieben und vermag er trotzdem von allen anderen Werten frei zu arbeiten", so glauben wir, daß auch dieses Gebot, wenn auch nicht in dem Maße, wie in der Geschichte, unerfüllbar ist.

Es ist ein immer wieder von Seiten der Geisteswissenschaften wiederholter Irrtum, daß die Naturwissenschaft sich auf die völlig wertfreie Erkenntnis von Kausalzusammenhängen beschränken könne. Das kann sie nicht, sofern sie es vor allem mit dem Leben, dem Organischen zu tun hat.

Wir können schlechterdings ohne den Begriff der Finalität bei der Deutung des Lebensprozesses nicht auskommen, und mag man als Urphänomen des Lebendigen eine Entelechie, einen Ganzheitstrieb oder Formtrieb annehmen, ein „äquipotenzielles Harmoniesystem" (Driesch) in der Struktur des Organismus erblicken, so sind wir innerhalb dieses Sinnganzen darauf angewiesen, auch wieder das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, wie auch höhere und niedere Strukturen innerhalb der Entwickelung der Lebewesen — kurzum zu werten.

Wenn Meinecke verlangt, daß der Naturforscher von „den drei Funktionen des ‚Unterscheidens, Wählens und Richtens', die die spezifische Menschlichkeit konstituieren, innerhalb seines Arbeitsgebietes nur die des Unterscheidens zu üben habe" so ist das in der Biologie sicher nicht möglich. wenn man sich nicht auf die kümmerliche Beschreibung von Lebensformen und -vorgängen beschränken will, ihr Werden aber und ihren Zusammenhang mit ihrer Umwelt, den Sinn ihrer Eigenstruktur, den Sinn der Vorgänge außer acht läßt. Sobald wir uns aber diesen Fragenkomplexen nähern, leuchtet uns aus dem Dunkel des Nur-Naturhaften mit Flammenzeichen jenes Wort des großen Biologen K. E. v. Baer entgegen: „Die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte fortschreitender Siege des Geistes über den Stoff." Wer heute auch nur flüchtig das große Gebiet der Naturwissenschaften überfliegt, wird sich doch dem Eindruck nicht

entziehen können, daß auch sie sich immer mehr und mehr von der Umklammerung durch die mechanischen Kausalitäten befreit hat, daß auch sie mit Hilfe des „Unterscheidungs"vermögens des analysierenden Verstandes allein nicht an das „Werdende" des Lebendigen heranreicht, eher schon mit jener „künstlerischen Intuition und künstlerisch-anschaulichen Gestaltung", die Meinecke für die Geschichtsforschung in Anspruch nimmt.

Den schöpferischen Drang des Lebendigen, seinen Ganzheitstrieb, wie die moderne Psychologie sich ausdrückt, können wir durch keine verstandesmäßige Kausalforschung „evident" machen, dazu bedarf es jenes sechsten Sinnes, unseres nach innen gerichteten Selbstbewußtseins, den der Physiologe G. v. Bunge bereits 1883 als unentbehrlich für die Biologie ansah, wenn sie an die Erforschung des Lebensproblems ging. Daß aber dieser nach innen gerichtete Blick nicht nur „unterscheidet", sondern auch innerhalb des eigenen Erlebnisses „wählt und richtet", d. h. wertet, braucht wohl kaum bewiesen zu werden. Ja, wir dürfen noch weiter gehen und sogar der einzelnen Zelle im lebenden Organismus ein Wahlvermögen innerhalb eines allerdings sehr engbegrenzten Bezirkes zusprechen, denn — wenn die Zelle dieses Vermögen nicht besäße, könnte sie nie irren und mithin müßte jede Störung der Lebensfunktion, wie Krankheit, ja selbst der Tod unmöglich sein. Oder wenn wir auf den Ganzheitstrieb zurückkommen, das principium individuationis, der allem Organischen innewohnt, so werden wir beständig vor die Entscheidung gestellt, ob dieser oder jener Vorgang, diese oder jene Lebensfunktion noch Ausdruck dieses Triebes, d. h. wesentlich für den Organismus ist oder nicht?

Wie würde sich, um dieses Problem an einem anschaulichen Beispiel zu erläutern, der Historiker zu der Frage stellen, welche Kausalitätenreihen für die Reichsgründung durch Bismarck in Frage kämen? Nach Ranke und voraussichtlich auch nach Meinecke käme dafür in erster Linie die geistig-sittliche Reihe in Betracht, d. h. der Durchbruch ethischer oder national-politischer Normen, die Bismarck zu diesem Schritt veranlaßten. Wäre es aber nicht in diesem Fall richtiger, von dem dämonischen, gewissermaßen unterbewußten Gestaltungs- oder Ganzheitstriebe Bismarcks zu sprechen, der in der Umgrenzung und Sicherung des deutschen Lebens- und Schicksalsraumes die Aufgabe seines persönlichen Gestaltungswillens sah, der vielleicht — der Zusammenbruch von 1918 macht es fast wahrscheinlich — noch nicht dem Ganzheitstriebe und der innerlich erreichten

organischen Entwicklungsstufe der deutschen Volksgemeinschaft entsprach? Wer wollte diese Frage heute mit Sicherheit entscheiden?

Wenn man die beiden Mächte im Menschen als naturhaften unterbewußten Trieb (etwa Machtwillen, Ganzheitstrieb usw.) und als Gebot des Dämon oder des Eros bezeichnen will, so entspringt aus der völligen Übereinstimmung beider Momente das Werk des Künstlers, des Staatsmannes, das den Stempel der „Eu-dämonie", des „genialen Glückswurfes" an der Stirn trägt. In sich noch so vollkommen, mag es seiner Zeit vorauseilen, eine verwirklichte, aber antizipierte Idee sein — für die als Kunstwerk einst ihre Zeit kommen wird, die als Staatsgründung aber allen Gefahren einer vorzeitigen Geburt ausgesetzt sein wird.

Oder ein anderes Beispiel: Für den Ausbruch des Weltkrieges war der Gegensatz England-Deutschland entscheidend, ein Gegensatz, der sich langsam aber sicher aus der Konkurrenz Deutschlands auf handelspolitischem und wirtschaftlichem Gebiet entwickelt hatte.

Man könnte nun als Grund für den rapiden wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands vor dem Weltkriege die Art und das Tempo seiner Arbeit ansehen, aber auch hierbei dürften wir nicht stehen bleiben, sondern müßten weiter fragen, ob nicht dieser Unterschied in der Arbeitsintensität in Deutschland und England im letzten Grunde auf der verschiedenen Mentalität beider Länder beruhe — etwa so, daß in England der durch die Arbeit geschaffene Sachwert, in Deutschland der Persönlichkeitswert die ausschlaggebende Rolle spiele, oder mit anderen Worten, daß das Verhältnis der beiden Völker zum Wahrheitswert ihrer Arbeitsaufgabe ein grundverschiedenes sei?

Nun könnte der Historiker hier vielleicht von einem spontanen Durchbruch geistiger Werte, Ideen, metaphysischer Faktoren in die mechanischen oder biologischen Kausalreihen sprechen und sie für den Ausbruch des Weltkrieges verantwortlich machen, wenn die Arbeitstendenz, gewissermaßen der schöpferische Trieb eines ganzen Volkes nicht doch mehr in die Kategorie der biologischen Faktoren gehörte.

Und für diese Erklärung spräche noch ein anderer Umstand, der durchaus auf der Linie biologischer Faktoren zu liegen scheint, nämlich der, daß wir in der Führerschaft innerhalb des europäischen Kulturkreises durchaus zwei Tendenzen oder zwei Stadien unterscheiden können, die man kurz und schematisch als den Typus des rationalisierten und mechanisierten Alters und den der lebensnahen, noch künstlerisch-intuitiven Jugend, oder auf der einen Seite des Intellektes, auf der anderen der Intuition bezeichnen könnte.

So verstanden, mußte es rein schicksalsmäßig zur katastrophalen Auseinandersetzung zwischen dem überfeinerten angloamerikanischen Intellekt und der noch schöpferisch-jugendlichen Seele des Deutschen kommen.

Mag nun auch zugestanden werden, daß eine Reihe von Umständen in der geistig-sittlichen Sphäre (fehlerhafte Diplomatie usw.) den Ausbruch beschleunigt haben, so dürfte heute doch wohl feststehen, daß Intellektualisierung und Mechanisierung, kurzum die drohende Amerikanisierung der europäischen Seele rein biologisch bereits vor dem Kriege zu einer solchen Katastrophe hindrängte — wobei von Schuld in dem Sinne der freien Entscheidung des einzelnen kaum mehr die Rede sein kann!

Wenn aber die geistige Gesamtlage eines Volkes oder dessen geistige Entwickelungstendenz in allererster Linie dessen Kultur bestimmt, so werden wir auch auf diesem spezifisch geistig-sittlichen Gebiet gewisse unabänderliche Grundlagen entdecken, eine Art geistiger Landschaft, die fast zwangsläufig diesen oder jenen Typus von Menschen hervorbringt, d. h. einen Prozeß, den wir als einen unter den allgemeinsten Lebensgesetzen, also biologischen, stehenden ansehen müssen*).

Ganz ebenso werden wir annehmen müssen, daß auch die entscheidenden Maßstäbe und Normen, die für gewisse Volksgruppen charakteristisch sind, ihre Wertstufenreiche ihr völlig individuelles Gepräge tragen, so daß dieser Umstand allein die Idee eines Völkerbundes zu einem mehr als problematischen Unternehmen macht.

Gewiß können Schicksalsschläge und Katastrophen auch diese für jedes Volk geprägten Normen verändern, umbiegen, hemmen oder fördern — aber gerade hier haben wir es mit eigentümlich konservativen, wenn auch keineswegs jedem Träger bewußten Prägungen zu tun, die einen fast naturhaften Charakter tragen (das Beispiel Rußlands zeigt das heute noch deutlich: trotz des radikalen Umsturzes ist die slavische Psyche die gleiche geblieben in ihrer schicksalsmäßig bestimmten Knechtsgestalt — oder war der Umsturz der Ausdruck dieser Seele?).

Wenn es volkspsychologisch gelänge, die Dominante in dem Wertsystem eines jeden Volkes einwandfrei und objektiv zu bestimmen, so würden voraussichtlich im zwischenstaatlichen Verkehr weniger

*) Näheres siehe: R. v. Engelhardt, „Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie“ Lehmann, München 1924.

Fehler gemacht werden, aber gerade auf diesem Gebiet liegt die allergrößte Schwierigkeit.

Sie könnte nur behoben werden, wenn wir in der Lage wären, den zwingenden Wahrheitsbeweis für die Gültigkeit unseres Wertstufenreiches anzutreten, um ein für die Kulturwelt bindendes Wertsystem zu statuieren. Das ist nicht möglich und wird trotz aller Völkerbünde und Kirchenkonferenzen nicht möglich sein.

Man sollte doch meinen, daß es über den höchsten Wert, den wir zu denken, an den wir zu glauben vermögen, das Heilige, keine Meinungsverschiedenheit geben könne? Und doch liegt auch in ihm etwas Widerspruchsvolles, eine Polarität, die sich etwa durch die beiden von R. Otto geprägten Begriffe des Numinosum und Tremendum darstellen ließe, oder, mehr in Menschennähe gerückt, das Umfassende, Erbauende, Liebende und das Unnahbare, Strafende, Ehrfurchtgebietende! Sehen wir nicht in der theologischen Krisis der heutigen Zeit, wie sich die Geister danach scheiden, ob sie mehr die eine oder andere Seite dieser zum Wesen des Heiligen gehörenden Attribute betonen (Barth z. B. ausgesprochen die Unnahbarkeit!)?

Es scheint in dieser inneren Spannung, die für uns auch sogar im Begriff des Heiligen liegt, jenes tiefste Gesetz — nur auf die höchste Stufe gehoben — alles Lebens zu liegen, das wir uns garnicht anders denken können, als eine durch polare Spannungen beständig geforderte Steigerung, ein Werden aus Gegensätzen, und die stete, aber nie vollendete Überwindung dieser Gegensätze von Materie und Geist, Leib und Seele, Naturgebundenheit und Freiheit, Böse und Gut zur Gestalt, zum nie fertigen Ganzen! Einer, der wohl mit am tiefsten in die Problematik der Geschichte und der Geschichtswissenschaft eingedrungen war, der verstorbene E. Troeltsch, erkannte, obgleich er von der Religionswissenschaft herkam, dieses tiefe Hineinragen des Naturhaften in das Kulturhafte, in die Geschichte, und er sah in dieser weit mehr, als es die Rankeschule zugeben wollte, Natur- oder Lebensgesetze wirksam.

Und Troeltsch war es, der in einem seiner letzten Vorträge über „neuere Strömungen in der historischen Kritik" (etwa 1921) die Rückkehr zur klassischen Epoche Deutschlands, zur organologischen Schule eines Herder, Goethe, W. v. Humboldt, Fichte als eine Selbstbesinnung des deutschen Geistes aus dem Dunkel der Gegenwart forderte und — erhoffte.

In seiner wohl von Max Weber übernommenen „Verantwortungsethik", die dem handelnden, Geschichte schaffenden Menschen

die verantwortungsvolle Syntheſe der polaren Gegenſätze ſeiner Natur überließ, lag die geiſtig-ſittliche Grundlage für jene „Kultur der Mitte“ wie ſie Berdjajew im Gegenſatz zum Slaven mit ſeinem verhängnisvollen Entweder-Oder für Deutſchlands hiſtoriſche Aufgabe hält.

Mag man den Blick zu den ganz Großen unſerer deutſchen Geſchichte erheben, bei jedem von ihnen, einem Luther, einem Friedrich dem Großen, Kant, Goethe, Bismarck oder Nietzſche, tritt einem das Bild dieſer inneren tragiſchen Spannung und der gewaltigen ſchöpferiſchen Syntheſe zum Ganzen entgegen — ſie waren, wie Goethe von Napoleon ſagte, alleſamt „Naturen“, oder mit anderen Worten „weſenhaft“

Denn was heißt es anderes zwiſchen dem „Müſſen“ unſerer Naturgebundenheit und dem „Sollen“ unſerer Freiheit den rechten Weg wählen, als ſeinem „Weſen“, der „beſtändigen Geſinnung“ treu bleiben, um „dauerhaft“ zu werden? Nur ſo wird das „Vergängliche“ der Geſchichte zum Gleichnis des Ewigen, und dem hiſtoriſchen Augenblick wird Bedeutung, d. h. Wert und Dauer verliehen.

Ehe, Haus und Familie
und ihre Kriſis im heutigen Leben

Vortrag von Herbert Girgenſohn

Haus und Familie ſtellen in ihrer Eigenart nicht irgendeine ausgeklügelte Inſtitution dar, ſondern bieten die natürliche, gottgewollte Grundlage der geſamten Menſchheitsentwicklung. Sie ſind die Keimzelle alles perſönlichen und ſozialen Lebens. Es iſt diejenige Gemeinſchaftsform, in die das Kind vom erſten Tage ſeines Lebens hineingeſtellt iſt, und in der es die für ſein ſpäteres Leben grundlegende Geſtaltung ſeines geiſtigen und ſittlichen Daſeins empfängt, und zwar in einer Form, die ſeinem kindlichen Entwicklungsſtadium allein angemeſſen iſt, bis die Gemeinſchaft des Hauſes es Schritt für Schritt entläßt und den umfaſſenderen Gemeinſchaftsformen: der Schule, der Gemeinde, dem Beruf, der Nation, dem öffentlichen Leben übergibt. Alles ſoziale und nationale Leben wächſt immer irgendwie aus dem Leben des Hauſes, der Familie hervor, in dem die Urform menſchlichen Zuſammenlebens unmittelbar gegeben iſt. Im Hauſe liegen deshalb grundlegende Werte ſozialer und nationaler Art, aber darüber hinaus ſittlicher und religiöſer

Art verborgen. Es ist deshalb verständlich, wenn es in unserem Gesamtleben eine zentrale Stellung beansprucht. Es hat eine Zeit gegeben, wo es eine solche auch faktisch besessen hat, und zwar bei uns in einem Maße, wie es vielleicht nicht überall in ähnlicher Weise der Fall gewesen ist. Heute besitzt es diese Stellung nicht mehr; ja ein Bild unseres ehemaligen häuslichen und Familienlebens mit seiner Bedeutung für das persönliche und öffentliche Leben des Landes mutet uns fast wie ein Idyll an. Mit dem Zerfall unserer Häuser aber sind auch alle die Werte, die in ihnen beschlossen lagen, mit in Frage gestellt worden.

Die Gefährdung des Hauses hat eingesetzt mit der Entwicklung der Großstadt und der damit zusammenhängenden Proletarisierung der Bevölkerung. Zuerst war es das Proletarierhaus im engeren Sinne, das entseelt und unterhöhlt wurde. Mit der fortschreitenden Proletarisierung dehnte sich die Not auch auf die Bevölkerungsschichten aus, die bisher davon verschont waren. Heute sind die Häuser fast aller Kreise bedroht. Man kann sagen: das Haus ist bei uns gefährdet. Es sind die verschiedenartigsten Faktoren, die dazu mitgewirkt haben. Einmal die Wohnungsnot, die vielfach bei uns ungeheuerliche Formen angenommen hat und die ein normales, gesundes Familienleben fast unmöglich macht. Die Enge der Wohnung, das Zusammenleben verschiedenartigster Personen auf beschränktestem Raum bilden ein Hauptmoment zur Gefährdung der Sittlichkeit und zur Verlegung des Lebens aus dem Hause hinaus. Das Heim hört auf ein Heim zu sein. Wir haben die Frauenfrage, deren Lösung sich wohl überall durchgesetzt hat und darin besteht, daß die Frau allenthalben in das öffentliche Berufsleben hineingezogen wird. Sie wird aber dadurch den Aufgaben des Familienlebens entzogen. Das Kind findet sein Heim nicht mehr in der Familie, sondern vom frühesten Lebensalter an in der Krippe, im Kinder- und Jugendhort. Charakteristisch scheint mir für unsere Zeit zu sein, daß wir diese Erscheinungen nicht mehr als schwere Krankheitssymptome empfinden und werten. Die pekuniäre Enge fordert die Berufsarbeit der Frau, wie aber andererseits das größere Angebot von Arbeitskräften die Löhne drückt und immer weiteren Kreisen die Gründung eines Hausstandes unmöglich macht. Wir befinden uns in einem circulus vitiosus, aus dem es keinen Ausweg gibt. Es ist eine Fülle von Problemen, die sich da auftut, die alle darin gipfeln, daß das Haus selbst zum Problem wird. Und doch nicht nur bei uns allein: die Loslösung vom Hause vollzieht sich, soweit ich sehen kann, überall in der abendländischen Kultur.

Wenn ich nun in diesem Zusammenhange das Problem des Hauses vor Ihnen erörtere, so sei es mir gestattet, das Problem zu beschränken. Es hat, wie wir sahen, eine kulturgeschichtliche und eine wirtschaftliche Seite, die bei einer Klärung der Frage unbedingt mitberücksichtigt werden müssen. Und doch will ich von diesen beiden Seiten der Frage bewußtermaßen völlig absehen; einmal deshalb, weil ich mich zur Erörterung dieser Fragen nicht kompetent fühle. Auch würde ihre erschöpfende Behandlung eine so tiefgreifende Erörterung nationalökonomischer und kulturgeschichtlicher Probleme mit sich bringen, daß es nicht möglich erscheint, sie in einem Vortrage vorzunehmen. Außerdem stehen wir mitten in einer Entwicklung drin, deren Ende sich noch garnicht absehen läßt, nämlich, ob wir wirklich in einem Übergang zu neuen Gemeinschaftsformen stehen, oder ob unsere Entwicklung in dieser Beziehung den Anfang der Auflösung und des endgültigen Zerfalles bedeutet. M. E. läßt sich solch eine Frage rein historisch überhaupt erst nach Abschluß einer Entwicklungsperiode beantworten.

Nun aber hat die ganze Frage noch eine andere Seite, die meiner Meinung nach doch zu wenig beachtet wird und die vielfach in ihrer Eigenart nicht rein und unvermischt von kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu Gehör kommt. Und das ist ihre ethische Seite. Sie ist uns als handelnden und mitten in der Entwicklung unser Leben gestaltenden Menschen aufgegeben und wir werden sie nie umgehen können. Ein Werturteil über die Symptome unserer Zeit wird sich auch nur von der Klärung dieses Gesichtspunktes aus finden lassen. Ich beabsichtige daher die Frage nach Ehe, Haus und Familie ganz bewußt völlig einseitig unter Absehung von allen übrigen Faktoren rein vom sittlichen Standpunkt aus zu beleuchten.

Als ethisches hat nun das Problem zwei Seiten: eine individualethische und eine sozial-ethische Seite. Ich trenne dabei, was in Wirklichkeit nicht getrennt ist, weil eins im andern wurzelt. Und doch sind es verschiedene Ausgangspunkte. Ehe, Haus und Familie, ihr Aufbau und ihre Krisis hängen ab von der Gestaltung des Gesamtlebens, d. h. die Inangriffnahme einer Lösung hat auszugehen von einer Umgestaltung des gesamten Lebens, ist eine Frage der Sozialpolitik und letztlich des sozialen Gewissens. Solange die soziale Struktur unserer Gesellschaft Eheschließung, Kindererziehung, Schaffung einer gesunden Heimstätte unendlich erschwert oder nur in einer ungesunden Weise ermöglicht oder gar ganz unmöglich macht, hängt die Lösung des Problems in der Luft, selbst dort, wo die not-

wendigen sittlichen Voraussetzungen in der Einzelpersönlichkeit gegeben sind. Auf der andern Seite aber ist das ganze Problem auch eine Frage der persönlichen Lebensgestaltung und hat als solche seine Voraussetzungen in der sittlichen Stellung der Einzelpersönlichkeit. Um der Einfachheit willen sei das Problem von dieser letzteren Seite aus aufgegriffen.

Wenn die Frage als ethische behandelt werden soll, so sei von vornherein eine Abgrenzung vorgenommen. Es bedeutet, daß der Ausgangspunkt der Betrachtung nicht von nationalen Gesichtspunkten aus genommen werden darf. Es soll das hier ausdrücklich betont werden. Es ist dies ein Gesichtspunkt, der bei uns, die wir im Zeichen nationaler Selbstbehauptung stehen, in vielen ethischen und religiösen Fragen ungebührlich im Vordergrunde steht, ja geradezu als der allen anderen schlechthin übergeordnete ethische Gesichtspunkt betrachtet wird. Wir empfinden eine Reihe von kirchlichen, religiösen und sittlichen Problemen in erster Linie als nationale Probleme und suchen sie von da aus dem Gewissen als eine Pflicht, eine sittliche Aufgabe verständlich zu machen. Das gilt auch vom Problem der Ehe, des Hauses und der Familie. Der Maßstab der Beurteilung ist dann, ob und wieweit der heutige Stand unserem Volkstum schadet oder nützt. Eine solche Beurteilung verkennt m. E. den sittlichen Ernst der Frage, bedeutet eine Relativierung, einen Eudämonismus, der als höchsten Wert und Unwert Nutzen oder Schaden zwar nicht eines Einzelindividuums, wohl aber eines Gesamtindividuums setzt. Vom christlichen Verständnis aus würde das heißen, einen nationalen Götzen aufrichten, dem unter Umständen alles andere zum Opfer gebracht werden kann, und würde gerade darum in der zentralsten sittlichen Frage eine Trübung und Verwirrung des sittlichen Urteils bewirken, das nur an absoluten Bindungen, bedingungslosen Verpflichtungen Gott gegenüber zustande kommt. Gewiß haben alle sittlichen Probleme im Zusammenhange der Volksgemeinschaft ihre nationale Seite und Bedeutung, aber diese machen nie ihr eigentliches Wesen aus. Um es populär auszudrücken: dem Volke ist nur gedient — das wäre nationale Gesinnung im christlichen Sinne — indem ihm Gottes Wille gezeigt wird und es diesen Willen tut, aber nicht damit, daß der letzte unbedingte Wille über unserm Leben sich rechtfertigen muß vor dem Forum eines irgendwie von wo anders her genommenen Begriffs des Volkswohls.

Das sittliche Problem wird dadurch auf eine ganz andere Basis gestellt. Es ist seinem Wesen nach ein allgemein menschliches, das

in jedem Volk zur Erscheinung kommt, von dessen Lösung Wohl und Wehe eines jeden Volkes abhängt. An den großen unbedingten sittlichen Forderungen entscheidet sich nicht nur Leben und Sterben des Einzelindividuums, sondern an diesen Entscheidungen gedeiht und zerbricht auch ein Volk.

Damit ist überhaupt erst der Punkt gewonnen, von dem aus wir an die Betrachtung der Frage herantreten können. Ich kann das Resultat gleich hier vorwegnehmen. Es dreht sich darum, ob solche absolute, schlechthin bedingungslose Bindungen auf den verschiedenen Lebensgebieten, d. h. hier auf dem Gebiete des ehelichen, des häuslichen und Familienlebens, vorhanden sind oder nicht, ob der Wille Gottes als absolut verbindlicher anerkannt und respektiert wird oder nicht, und zwar nicht in abstracto, sondern im konkreten Einzelfall des Lebens. Ich sehe die eigentliche Krisis der Ehe und des Hauses darin, daß diese Gewissensbindung verschwunden ist, beziehungsweise im Schwinden begriffen ist, eine Erscheinung, die sich auf unzähligen andern Gebieten beobachten läßt. Es handelt sich hier um die Geltung oder Nicht-Geltung, die Anerkennung oder Nicht-Anerkennung einer letzten sittlichen Norm; aber darüber hinaus um die Anerkennung einer christlichen Norm, des Willens Gottes, wie er uns im Neuen Testament in Jesus entgegentritt: mit einem Wort, nicht nur um irgendwelche sittlichen Maßstäbe wird es sich bei meinen Ausführungen handeln, sondern um christlich-sittliche Maßstäbe, und die Krisis des Hauses und der Ehe entsteht daraus, daß diese im konkreten Fall nicht mehr in Geltung sind.

Dieser Ausgangspunkt ist nicht etwa willkürlich, gewählt vom subjektiven Glaubensstandpunkt eines Einzelnen. Dieser soll keineswegs verleugnet werden, und die ganze Bedeutung christlicher Sittlichkeit in unserem Gemeinschaftsleben wird dem Einzelnen in ihrer Tiefe nur aufgehen von diesen Voraussetzungen aus. Aber mag man auch zum Christentum stehen, wie man will, so wird doch in der christlichen Sittlichkeit, in dem Liebesgebot Jesu mit allen seinen Konsequenzen eine Art der menschlichen Gemeinschaft gefordert, über die hinaus wir schlechterdings nichts besitzen und die sich in allen Gemeinschaftsformen, die wir haben, geltend macht. Es ist ein Streit um leere Worte, wenn wir bloß die Alternative christlich oder nichtchristlich stellen. Sobald es sich um die wirkliche Gestaltung unserer Gemeinschaft handelt, kennen wir alle nichts Höheres als die vollkommene Gemeinschaft, die Inhalt und Ziel aller christlichen Sittlichkeit ist.

So allein gelangen wir auch von einer bloß formalethischen Betrachtung zu einer inhaltlichen, wie sie eben das Neue Testament für die großen Lebensgebiete bietet. Denn es geht hier darum, daß nicht nur irgendwelche beliebigen Inhalte als ethische empfunden werden, sondern daß vom christlichen Standpunkte aus ganz bestimmte Formen der Gemeinschaft als den christlich-sittlichen Forderungen des Zusammenlebens entsprechende auftreten, daß sie gottgesetzt und gottgewollt sind.

Um das darzulegen, greife ich zunächst eines der Probleme heraus, das mit dem Problem des Hauses aufs engste verbunden ist. Es ist die Frage der sexuellen Moral überhaupt. Die Haltung weitester Kreise auf diesem Gebiete, und zwar nicht nur des Mannes, sondern auch der Frau, führt von der Ehe ab, statt zu ihr hin. Es ist dies eine der Wurzeln, aus denen auch die Krisis des Hauses erwächst. Die Verfehlungen und Zügellosigkeiten, die in letzter Zeit unsere Öffentlichkeit bewegt haben, dokumentieren die weite Verbreitung dieser Haltung. Eine ungehemmte Befriedigung des Geschlechtstriebes ohne alle sittlich bindende Verpflichtung dem andern gegenüber, als höchstens dem eigenen Triebe gegenüber, gilt als selbstverständlich und berechtigt. Dieses Recht wurde auch früher beansprucht, wenn nicht von der Frau, so doch vom Manne, und war an gewisse Vorbehalte, Altersstufen, Verhältnisse in der öffentlichen Meinung geknüpft. Was wir heute erleben, ist, daß der Kreis derer, die sich selbst dieses Recht zusprechen, sich ständig erweitert und auf solche Gruppen und Altersstufen übergreift, bei denen auch sonst gleichgültigeren Beurteilern schwere Bedenken entstehen. Es ist auch nicht recht abzusehen, wo, wenn einmal das Recht prinzipiell zugestanden wird, da eine Grenze gezogen werden soll. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Nimmt sich der Vater das Recht, warum soll es sich nicht auch die Tochter nehmen. Die Gefahr scheint mir weniger darin zu liegen, daß überhaupt Zügellosigkeiten vorkommen, als vielmehr darin, daß für weite Kreise des Volkes der außereheliche Geschlechtsverkehr kaum mehr mit sittlichen Hemmungen im christlichen Sinne behaftet ist. Was den einzelnen noch hält, ist der äußere Zwang der Sitte, der von hier aus aber als lästiger Zwang empfunden und ständig unterhöhlt wird.

Wird das geschlechtliche Leben dem Willen Gottes im biblisch neutestamentlichen Sinne unterstellt, so muß es zur Ehe führen, d. h. nicht nur zur geschlechtlichen Verbindung, sondern zur völligen sittlichen Gemeinschaft miteinander, wo der einzelne die volle Ver-

antwortung für den andern mitübernimmt und trägt. Und diese ist die einzig berechtigte Form des geschlechtlichen Verkehrs, wo der andere Mensch im vollen Sinn des Wortes als Mensch, als Kind Gottes behandelt wird und ihm seine Würde dabei gewahrt wird, während eine jede Benutzung des andern als Gegenstand der bloßen Lust ohne wirkliche Lebensgemeinschaft eine Entwürdigung des Menschen Gottes bedeutet. Diese Würdigung des andern Menschen, vor allen Dingen der Frau, kommt zum vollen Bewußtsein und findet ihre tiefste religiöse Begründung auf dem Boden des Christentums. Die Ehe wird deshalb hier für den normalen Menschen zur Pflicht. Sie ist die Lösung der geschlechtlichen Frage und zwar die eine Lösung. Gewiß kennt das Neue Testament auch den Verzicht auf die Ehe um Christi willen, um der Arbeit willen, auch um äußerer Verhältnisse willen, und solche Fälle sind ja auch heute möglich, aber dieser Verzicht ist damit auch ein Verzicht auf die Betätigung des geschlechtlichen Triebes überhaupt. Und das ist die andere Lösung der geschlechtlichen Frage. Dem, der das nicht will oder kann, gilt das Wort des Paulus: um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigenes Weib und eine jegliche habe ihren eigenen Mann (1. Kor. 7, 2.). Erfahrungsgemäß muß dieses Wort unter der genannten Voraussetzung mit fast verschwindenden Ausnahmen für alle gelten. Eingehen oder Nichteingehen einer Ehe steht unter der Voraussetzung des Willens zum geschlechtlichen Leben nicht im Belieben des einzelnen; wird es dennoch in das Belieben des einzelnen gestellt, so wird das Gebiet des geschlechtlichen Verkehrs der unbedingten Normierung durch die christliche Forderung entnommen. Selbstgewählte Ehelosigkeit bedeutet bei dem Durchschnittsmenschen, der keineswegs Herr seiner Triebe ist und sein will, Unsittlichkeit.

Aber nicht nur die Ehe überhaupt als einzige Form des geschlechtlichen Verkehrs, sondern die Einehe auf Lebenszeit ist nicht nur implicite in den sittlichen Forderungen Jesu enthalten, sondern im Verbot der Ehescheidung und der Wiederverheiratung Geschiedener ausdrücklich ausgesprochen. Die Hingabe aneinander soll zur völligen natürlichen, sittlichen und religiösen Gemeinschaft und damit zum völligen Vertrauen, als dem Exponenten einer solchen Gemeinschaft, führen, und sie ist nur denkbar unter der Voraussetzung eines sittlichen Oberwillens, der den Schwankungen des Trieblebens gegenübertritt und sich ihnen gegenüber durchsetzt. Ehescheidung und Ehebruch sind immer ein Verzicht auf die Aufrechterhaltung dieses sitt-

lichen Oberwillens und seiner Bindung an den Willen Gottes. Es ist ohne weiteres verständlich, daß eine solche Einstellung zu den Grundvoraussetzungen für das Familienleben und die Erziehung der Kinder gehört. Man könnte fast sagen, daß bei uns die Einehe fast aufgehört hat im sittlichen Urteil die Norm zu bilden. An ihre Stelle tritt gewöhnlich nicht die Polygamie im landläufigen Sinne, wohl aber das, was man eine sukzessive Polygamie und Polyandrie genannt hat, ein Zustand, der in seiner Willkürlichkeit eigentlich unter dem sittlichen Niveau polygamischer Völker zu stehen kommt. Die Beurteilung dieser Tatsache, die Beurteilung der Ehescheidung und des Ehebruches zeigt auch hier vielleicht noch mehr als die Tatsache der Ehescheidungen und des Ehebruches selbst, daß auch dieses Gebiet der christlichen Gewissenbindung entnommen und völlig in das Belieben des einzelnen gestellt wird.

Als dritten Punkt möchte ich den Willen zum Kinde nennen. Die sittliche Verwirrung des Urteils, das auch die Erzeugung der Kinder in das Belieben der Ehegatten stellt, liegt, abgesehen von den Vergehungen gegen das keimende Leben, darin, daß die Betätigung des geschlechtlichen Lebens von der Übernahme der Verantwortung für die daraus natürlicher Weise sich ergebenden Konsequenzen losgelöst wird. Verantwortungsgefühl ist ja allemal der Ausdruck sittlichen Bewußtseins. Das ist es, was auch in den beiden vorhergenannten Erscheinungen zutage tritt und im tiefsten Grunde die Entsittlichung des Urteils dokumentiert. Man will das geschlechtliche Leben, weist aber die daraus resultierende Verantwortung, die in der Bindung durch die Ehe gefordert wird, ab. Man bejaht die Ehe, sofern sie sich aus den natürlichen Neigungen ergibt, und weist die damit verbundene sittliche Verantwortung ab. die auch bestehen bleibt, wo die natürliche Neigung mit ihr in Widerspruch tritt. Man bejaht die Einehe und entzieht sich doch der Verantwortung, die man damit für die Kinder übernimmt, indem man sie einfach nicht mehr in die Welt setzt. Die sonstigen Schädigungen, die sich für das Verhältnis der Ehegatten untereinander und der Kinder untereinander und mit den Eltern aus dem Zwei-, Ein- oder Kein-Kindersystem ergeben, kann ich dabei übergehen. Sie sind genügend gewürdigt worden. Das vom sittlichen Standpunkt sich ergebende Hauptmoment liegt m. E. in dem Versuch, eine Verantwortungslosigkeit herzustellen, ohne auf die Sache selbst und deren Genuß zu verzichten. Verantwortungsscheu scheint mir ein Symptom unserer Zeit überhaupt zu sein. Sie ist ein Symptom

letztlich dafür, daß eine sittliche Erfassung weiter Lebensgebiete einfach abgelehnt wird. Verfehlungen gibt es selbstverständlich auch da, wo das sittliche Urteil in Geltung steht, aber sie werden dann als das gewertet, was sie vom sittlich-christlichen Standpunkt aus sind, nämlich als Sünde und nicht als ethisch-indifferente Taten, die der einzelne nach seinem persönlichen Belieben tun oder lassen kann.

Der erschütternde Ernst des Urteils Jesu über die Sünden wider das 6. Gebot, sein Gericht über das ehebrecherische Geschlecht sind unserem Geschlecht kaum mehr verständlich.

Es ist mir voll bewußt, welche eine ungeheure Belastung die Aufrechterhaltung dieser sittlichen Forderung für den einzelnen bedeutet, und zwar eine Belastung, die nicht etwa bloß dadurch entsteht, daß die Gesellschaft sie aufrechterhält, sondern auch gerade dadurch, daß sie im Gewissen des einzelnen lebendig wird. Denn aus dem Widerspruch des wirklichen Lebens mit diesen Forderungen, aus der, man könnte fast sagen, physischen Unmöglichkeit, sie ins Leben umzusetzen, entsteht das, was man die sexuelle Not und die eheliche Not nennen könnte. Und es ist vielleicht als eine Art Barmherzigkeit empfunden worden, wenn man Kompromisse empfohlen und gerechtfertigt hat. Und doch habe ich geglaubt, unter Absehung von diesem Tatbestande keinerlei Zwischenlösungen bieten zu sollen, weil es notwendig erscheint, daß die uns entschwindende sittliche Seite der Frage ganz rein und eindeutig zu Gehör kommt. Denn wie die Dinge jetzt bei uns liegen, wird die ethische Seite einfach gestrichen und die sexuelle Not und die eheliche Not scheinbar dadurch behoben, daß die Konflikte einseitig auf rein naturalistischer Basis gelöst werden, d. h. daß dem Triebleben in seiner Naturhaftigkeit, so wie es da ist, der freie Lauf gestattet wird und es abgelehnt wird, auf diesem Gebiete überhaupt Forderungen, die mit ihm in Konflikt treten könnten, zu stellen. Und doch ist das keine Lösung, denn das Problem tritt nun mit ganzer Schärfe an einer andern Stelle hervor: als Problem, als Krisis des Hauses. Denn in all den besprochenen Fällen liegt das Problem des Hauses beschlossen: Eheverzicht, Ehescheidung, Beschränkung der Kinderzahl bzw. Kinderlosigkeit bedeuten alle einen Angriff auf das Familienleben, ja in ihrer Konsequenz den Verzicht auf das Familienleben. Ihm wird die Zentralstellung im Volksleben genommen, die es nur dort behalten kann, wo es die Form des Gemeinschaftslebens ist, zu der die geschlechtliche Veranlagung unter der Norm der christlichen Forderung führt. Daneben gibt es jetzt eine mehr

oder weniger als gleichberechtigt empfundene Form des Lebens, die ebenfalls aus der geschlechtlichen Veranlagung entspringt, des Hauses und der Familie aber nicht, oder doch zum Teil nicht bedarf, dieselbe umgeht; eine Form, die mit dem Familienleben erfolgreich in Wettbewerb tritt, in das Familienleben selbst, sofern es noch besteht, eindringt, es unterhöhlt und ständig zerbricht. Beide Formen bestehen nebeneinander, aber nicht in dem Sinne nebeneinander, als ob sie zwei äußerlich zu trennende Gruppen der Bevölkerung umfassen, sondern sie können am besten unter dem Bilde zweier sich schneidender Kreise dargestellt werden. Wir haben Ehen und werden Ehen haben, und doch sind es vielfach Ehen, in denen die sittliche Verantwortung für die Ehe mit allen ihren Konsequenzen nicht mehr lebendig ist, in denen der sittliche Wille nicht mehr Voraussetzung und Grundlage der ehelichen und Familiengemeinschaft bildet. Die Trübung des sittlichen Urteils besteht doch nicht nur außerhalb unserer Häuser, sondern ist innerhalb der Familien und Häuser selbst längst Tatsache, die sich dadurch ihrer eigentlichen Lebensgrundlage berauben bzw. längst beraubt haben; eine Trübung, die sich nicht nur in der Sphäre des Gedankens vollzieht, wie etwa der Pflege einer dementsprechenden Lebensanschauung, sondern auch in der Führung des vorehelichen, ehelichen und nebenehelichen Lebens reale Formen annimmt.

Mit einem Wort, unsere Häuser und Familien, sofern sie noch bestehen, haben längst einen Geist, der ihre sittlichen Grundlagen einfach nicht mehr versteht und sie negiert. Ihr Bestehen ist vom sittlichen Standpunkte aus sozusagen Sache des Zufalles: eine gute Ehe und ein gutes Familienleben ist Glücksache, aber nicht sittliche Forderung und Aufgabe. Der Bestand unserer Ehen und Familien ist vielfach nicht mehr von innen heraus gesichert, sondern Ergebnis einer vis inertiae aus vergangenen Tagen. Sie erhalten sich durch ein gewisses Gesetz der Trägheit, auf Grund einer Tradition, aber nicht aus der ihnen innewohnenden Lebenskraft. Die entschlossene Abkehr von den als Rest verbliebenen Lebensformen hat der Kommunismus in Rußland vollzogen; er ist ja auf diesem Gebiete auch nichts anderes, als die Durchführung einer naturalistischen, lediglich kausal-mechanischen Gesetzen unterliegenden Lebensform auf dem Gebiete des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wir bolschewisieren uns zaghafter und halten, wenngleich nicht die sittlichen Forderungen, so doch die daraus sich ergebenden Lebensformen teilweise noch aufrecht, pflegen aber auf der andern Seite einen Geist in Literatur,

Presse, Weltanschauung, der sie ständig zersetzt. Darin liegt eine ungeheure Zwiespältigkeit unserer Gesellschaft, das, was man mit Recht ihre Verlogenheit nennen könnte und wohl auch so genannt hat.

Die Generation, die in solchen Häusern heranwächst, kann alles andere, nur nicht den Geist der Verantwortlichkeit aus ihren Elternhäusern mitnehmen. Sie kehrt dem Familienleben noch viel entschlossener den Rücken, als es die alte Generation getan hat. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß wir hier in einer progressiv sich steigernden Entwicklung stehen. Nun gibt es allerdings auch eine neue Generation, die umgekehrt ein tieferes sittliches Empfinden für die großen Nöte unserer Zeit und damit auch unserer Häuser und Familien hat. Ich denke hierbei an die sogenannte jugendbewegte Jugend, in der, wenn auch in vielfach verworrener und unklarer Weise, doch eine Sehnsucht nach gesunderem und reinerem Leben gerade auch auf geschlechtlichem Gebiet vorhanden ist. Aber diese Sehnsucht führt bei ihr, die manchmal ein überraschend feines Empfinden für verborgene Mißstände und Verlogenheiten unseres Lebens besitzt, nicht zum Hause zurück, oder zu einer gesunden Erneuerung des Hauses, sondern in jugendlichem Radikalismus geradezu zur Verachtung des Hauses überhaupt, und das Unheil wird gerade aus einem Gefühl für die Notwendigkeit der Erneuerung des Lebens vollendet.

In beiden Fällen aber zeigt sich eins. Wo die Verantwortung fehlt, da fehlt auch das Korrelat derselben — das Vertrauen. Es ist unserer Zeit weithin entschwunden, daß Vertrauen sich nicht etwa künstlich herstellen läßt, sondern daß es auf der einen Seite immer nur da entstehen und gefordert werden kann, wo auf der andern Seite Verantwortung getragen wird und der sittliche Wille herausgefühlt wird, die Schwankungen der Laune und des natürlichen Triebes zu überwinden. Das geht so in der Ehe, aber auch im Verhältnis von Eltern und Kindern. Geht aber das Vertrauen in die Brüche, so wird damit der erzieherische Wert unserer heutigen Familien und Häuser problematisch. Das wird auch tatsächlich empfunden, und die Erziehung wird in die Hand genommen von Schule, Kirche, freien Vereinigungen, die alle nicht entfernt den Verlust wettmachen können, der durch das Versagen der Häuser entsteht, ja, die den Schaden meist nur unheilbar machen, indem sie die Kinder dem Hause mehr und mehr entziehen und das Haus völlig entleeren. Wir bemühen uns, zur Verantwortlichkeit zu erziehen in Schule und Verein, schaffen willkürliche Stellen, wo Verantwortlich-

keit gelernt werden soll; dort aber, wo die Verantwortung auf dem elementaren Gebiet des geschlechtlichen und Ehelebens in Erscheinung treten soll und wo ganz ohne besondere Machenschaften, gleichsam von selbst, im Hause durch den Geist des Hauses der Jugend Verantwortungsbewußtsein eingepflanzt werden kann, wird sie beiseite geschoben. Es ist ferner eine der größten Wohltaten jeder kinderreichen Familie, daß in ihr die Selbsterziehung in der Kinderschar als die eigentliche und ursprüngliche soziale Erziehung zum Gemeinschaftsleben von selbst gegeben ist. Das kommt immer mehr in Fortfall. Der Mangel wird empfunden und an die Stelle eine Reihe von Surrogaten gesetzt, willkürlich konstruierte Gemeinschaftsformen, Organisationen, in denen soziale Gesinnung gelernt und gepflegt werden soll, während die Gemeinschaftsformen, die von der Natur und von Gott dazu bestimmt sind, fallengelassen werden.

Ein anderes Korrelat der Verantwortlichkeit ist die Achtung. Es wird über empörende Fälle von Nichtachtung gegenüber unsern Häusern seitens der jungen Generation geklagt. Im Gesamtzusammenhang unseres sittlichen Lebens sind aber diese Symptome doch nur selbstverständlich. Wo sittliche Verpflichtungen in der Ehe und Familie negiert werden, verliert auch die Forderung sittlicher Verpflichtung gegenüber der Ehe und der Familie an sittlicher Kraft und innerem Recht. Die Wahrung der Ehre des Hauses wird leicht zur persönlichen Willkür dort, wo die Verantwortlichkeit von den Vertretern des Hauses selbst nicht mehr voll getragen wird. Vielleicht dürfte dies der Grund für eine vielfach beobachtete Schlaffheit der verantwortlichen Vertreter des Hauses gegenüber der eigenen und fremden Jugend sein. Man wagt einfach nicht mehr Anforderungen zu stellen, weil man in sich selbst das innere Recht dazu nicht mehr verspürt. Diese Nichtachtung dem Hause gegenüber erscheint aber nicht nur in einzelnen exzessiven Vorfällen, sondern vor allem in der Gesamthaltung gegenüber dem Hause und der Familie. Es repräsentiert in dem Empfinden keinen eigentlichen sittlichen Wert. Es ist eine quantité négligeable, man versteht vielfach nicht mehr, daß ihm gegenüber überhaupt sittliche Verpflichtungen bestehen. Wir erleben eine Flucht der jungen Generation aus dem Hause, die garnicht nur dort stattfindet, wo die Häuser in sittlicher Beziehung versagen, sondern ganz allgemein, und die neben andern Gründen ihren Hauptgrund wohl darin hat, daß eine sittliche Wertung des Hauses dem allgemeinen Bewußtsein überhaupt abhanden gekommen ist.

Und endlich noch ein Letztes. Ich habe zu zeigen versucht, daß

die Übernahme der Verantwortung im geschlechtlichen Leben zur Ehe, zur Familie führt. Je mehr das geschieht, um so mehr aber absorbiert das Familienleben die ganze zur Verfügung stehende Zeit und die ganze Kraft, abgesehen vom Berufsleben. Das ist von einschneidender Bedeutung für das ganze Gebiet der sogenannten Vergnügungen. Bei uns werden mehr und mehr die Mußestunden und, was sie ausfüllt, aus dem Hause hinaus verlegt. Einer der Hauptgründe dafür ist fraglos die pekuniäre Enge, mit allen in ihrem Verfolge sich einstellenden Erscheinungen: Wohnungsenge, Zusammendrängen der Familienglieder, kurz all den Widerwärtigkeiten und Unerfreulichkeiten, die ein ständiger materieller Druck auf das Leben des Hauses ausübt. Es wird zu einer höchst unerfreulichen Stätte, der der einzelne entflieht, um sich zu erholen, und sinkt schließlich zur bloßen Schlafstätte herab. Nicht nur als Ausspannung von der Arbeit, sondern auch als Ausspannung von der Misère des häuslichen Lebens wird der Nervenreiz der öffentlichen Vergnügungen gesucht. Aber ich glaube, daß auch hier die pekuniäre Lage nicht das einzige entscheidende Moment ist. Es sind nicht nur die armen Familien, die keine häusliche Gemeinschaft in den Mußestunden kennen und nicht nur die Reichen, die sich dieses Besitzes erfreuen, sondern auch für diese Erscheinung liegt der Grund darin, daß das Haus seine zentrale Stellung und seinen Wert für das Bewußtsein der meisten verloren hat. So steht heute das ganze Gebiet der Vergnügungen mehr oder weniger isoliert da. Es wird nicht mehr organisch mit dem Leben des Hauses verbunden, von seiner sittlichen Grundlage aus gehalten und beeinflußt. Es fehlt ihm das, was es im eigentlichen Sinne des Wortes rein macht. Schmutz und Schund können niemals anders bekämpft werden, als von der Grundlage einer vorhandenen sittlichen Gemeinschaft aus, und in erster Linie von der umfassendsten, dem Hause. Zerbrechen unsere Häuser, so wird uns eigentlich jedes Mittel entwunden, um erfolgreich gegen die vielen Gifte, die unsern Volkskörper an Leib und Seele schädigen, anzukämpfen. Mit Ideen allein, die nicht von einer Gemeinschaft getragen werden, überwindet man nicht reale Nöte.

Es ist das Verhängnis unserer Zeit, daß, wie man hier zusammenfassend sagen kann, das ganze geschlechtliche Leben mit dem Verfall des Hauses seinen organischen Zusammenhang mit dem übrigen Gesamtleben verliert und in eine Isolierung hineingerät; es wird zum Privatvergnügen, wo der einzelne nur für sich steht, für sich genießt und sich einbildet, für sich allein die Verantwortung tragen zu können. Hier vollzieht sich eine Atomisierung unserer Ge-

fellschaft auf einem der elementarsten Lebensgebiete. Erst eine lebendige sittliche Verantwortlichkeit, die zur Ehe und Familie führt, gliedert das geschlechtliche Leben dem Ganzen des Lebens ein, raubt ihm damit seine zu Unrecht dominierende Stellung und macht doch seine lebenerzeugende Kraft in weitestem Sinne dem ganzen Leben dienstbar. Wir leiden an einer Überschätzung der sexuellen Frage, weil wir das sexuelle Gebiet nicht mehr dem ganzen übrigen Leben ein- und unterzuordnen verstehen.

Läßt sich von dem geschilderten Tatbestande aus überhaupt die Möglichkeit einer Lösung dieser so überaus schwierigen und doch lebenswichtigen Fragen gewinnen? Ich will auch hier von der wirtschaftlichen Seite ganz absehen. Aber wenn wir auch hier bloß auf dem Gebiete des Sittlichen bleiben, so ist doch von vornherein verständlich, daß die Not so tief liegt, daß mit einem Bekämpfen und Herausgreifen einzelner Symptome garnichts gewonnen ist. Der aus der Grundstellung des einzelnen und der Gesamtheit sich ergebende Schaden wird immer wieder hervorbrechen und, wenn nicht dort, wo ihm ein äußerer Riegel vorgeschoben wird, so doch an einer anderen Stelle. Das, was von uns auf diesem Gebiete gefordert wird, könnte man in ein Wort zusammenfassen: es wäre Verantwortungsfreudigkeit, und sie setzt dort, wo sie verloren gegangen ist, doch eine radikale Umwandlung des ganzen Lebens von innen heraus voraus. Es gibt gewisse Entwicklungsperioden, wo eine solche sich gleichsam unreflektiert, ja fast unbewußt und aus unkomplizierten günstigen Lebensverhältnissen der Gesamtheit und der Einzelpersönlichkeit gleichsam von selbst ergibt. Wir haben solche Lebensverhältnisse nicht, vielmehr solche, die eine tatsächliche Übernahme der Verantwortung fast zu einer Unmöglichkeit machen. Die Forderung droht zu einer leeren Forderung, zu einem bloßen Wort, einem Ideal herabzusinken, dem man nachtrauert, das man ersehnt, dessen Verwirklichung aber für den, der ihm folgt, zur tragischen Katastrophe wird. Von der nüchternen Lebenswirklichkeit aus gesehen, möchte man fast sagen: kein Mensch kann die Last der Verantwortung unter unseren Umständen übernehmen. Der einzelne möchte von hier aus den Zweifel hegen, ob er auch das Recht besitze, die Verantwortung in Ehe, Familie und häuslichem Leben auf sich zu nehmen. Das dürfte der Standpunkt sehr vieler sein. Er bedeutet in Wirklichkeit den endgültigen Verzicht auf eine Lösung überhaupt, das Todesurteil, das wir unsern Häusern und damit unserer Gesittung und unserem Volke aussprechen und ausführen. Und doch, wenn man die dem ganzen

Problem zugrunde liegende sittliche Forderung überhaupt als solche verstanden hat und ernst nimmt, scheint mir ein solcher Verzicht garnicht möglich. Wenn aber je, so tritt heute, wo aus dem Zusammenbruch Neues gebaut werden soll, zutage, daß diese Forderung und ihre Lösung ihre religiöse Wurzel hat. Eine Lösung ist überhaupt nur denkbar unter der Voraussetzung des Glaubens.

Ehe, Familiengründung, Erzeugung und Erziehung der Kinder und die Übernahme der vollen Verantwortlichkeit in allen diesen Dingen sind ein Wagnis, aber ein Wagnis, das überhaupt nur möglich ist im Glauben. Und im Glauben allein liegt auch das Recht zu diesem Wagnis. Als Menschen des Gottvertrauens, die als Erlöste und Begnadete der Vaterliebe Gottes gewiß sind, wird der Gehorsam dem Willen dieses Vaters gegenüber nicht nur Pflicht, sondern auch sittliches Recht und tatsächliche Möglichkeit. Ein einfaches Sichentziehen dieser ganzen Problematik, ein Verzicht auf die Lösung und damit eine Negierung des Ernstes der Forderung ist nicht nur Unsittlichkeit, sondern Gottlosigkeit. Ohne diese religiöse Voraussetzung wäre jeder Versuch zu einer Lösung allerdings Leichtsinn. Unter dieser Voraussetzung aber ist er es nicht. Denn die Unterstellung unter den Willen Gottes im christlichen Glauben fordert immer die sittliche Tat und die Anspannung der ganzen Kraft, um der Verantwortung zu genügen. Wichtig aber ist, daß das im christlichen Sinne nie bloß dem einzelnen, sondern auch der Gesamtheit gilt, und hier ergibt sich der Ausblick auf die sozial-ethische Seite der Frage. Es war von vornherein eine künstliche einseitige Begrenzung der Frage, wenn bloß die individual-ethische Seite der Frage besprochen wurde. Es ist von vornherein verständlich, daß weder der einzelne den Geist der Verantwortlichkeit in seinem Leben und dem seines Hauses haben kann in einer Gesellschaft, die ihn auf Schritt und Tritt negiert. Aber ebenso verständlich ist es, daß der einzelne selbst, wenn er die persönlichen und sittlichen Voraussetzungen besitzt, sein Haus nicht bauen kann, wenn die Gesamtheit ihn nicht nur nicht trägt und unterstützt, sondern vielmehr durch die materielle Lage, in die sie ihn hineinzwingt, und durch die ganze Struktur ihres Aufbaues ihm dieses Bauen einfach unmöglich macht oder doch auf Schritt und Tritt behindert. Darum ist die sittliche Verfehlung nie bloß Schuld des einzelnen, sondern immer zugleich auch Schuld der Gesamtheit und tritt beim einzelnen in Erscheinung als sittliche Not. Das, was hier für Ehe, Haus und Familie von der Gesamtheit gefordert wird, wird nie und nimmer

geleistet von der Gemeinschaftsform, die wir heute als Gesellschaft zu bezeichnen pflegen, einer sich im Kampf ums Dasein rücksichtslos befehdenden Schar von Menschen; aber auch nicht von einer in diesem Kampfe durch bloße Interessengemeinschaft sich zusammenfindenden Gruppe. Ihr mangelt das, was sie zu dieser Aufgabe befähigen könnte und was sie zu einem wirklich geschlossenen Ganzen, einem einheitlichen Organismus zusammenschließen könnte — der Geist. Und dieser Geist ist kein anderer als der Geist Christi. Und die Gesellschaft, die von Ihm zusammengeschlossen wird, wird mehr als das, was unsere heutige Gesellschaft ist, und wird etwas anderes: sie wird Gemeinde. Sie wäre da, wo das Bewußtsein der Verantwortung nicht nur für das eigene Haus und für die eigene Familie vorhanden ist, sondern auch für das Haus und die Familie des anderen, und wo dem Kampf ums Dasein und seinem Gesetze das Gesetz Christi entgegengesetzt wird und das erste durchbricht. Sie wäre da, wo die Gesamtheit die ihr eingegliederten Familien und Häuser nicht nur mit ihrem Geiste erfüllt, sondern sie auch trägt, ihnen die Möglichkeit einer sittlichen und materiellen Existenz schafft. Und das alles nicht nur für die Häuser gewisser gesellschaftlicher Interessengruppen, sondern gerade unter Überwindung der zwischen diesen bestehenden Klüfte. Solange im geschäftlichen und Erwerbsleben diese Verantwortung für die sittliche Existenz und damit auch die materielle Existenz des Abhängigen oder Untergebenen, des Arbeitnehmers, nicht lebendig ist und die ganze Frage nur auf dem Wege des Kampfes weiter gelöst wird, werden wir unsere Häuser und unser Volk weiter zerstören. Es ist mir voll bewußt, welch eine Fülle von Schwierigkeiten sich gerade auf wirtschaftlichem Gebiet hier ergeben. Ein sozialpolitisches Programm aufzustellen, liegt nicht in meiner Absicht. Auch glaube ich kaum, daß ein solches in wirklich brauchbarer Form aufgestellt werden kann. Aber an dem allein wird es auch nie liegen. Sondern die Wurzel, aus der heraus Schritt für Schritt einzelnes erreicht wird, liegt auch hier auf sittlichem Gebiete, daß der Geist dieser Verantwortlichkeit Gemeingut werde, d. h. nichts mehr und nichts weniger, daß wir christliche Gemeinde werden, die das ihr gegebene Gut an Kraft, Zeit und Geld darbringt, in der Hingabe, dem Opfer nicht nur für den Aufbau des eigenen Lebens, sondern im konkreten Fall für das des andern. Es ist nicht genug, daß in der Gesellschaft das sittliche Urteil gestärkt und zur Geltung gebracht wird, denn eine Gesellschaft, die nur fordern und verdammen kann, aber Opfer zur Schaffung neuer Lebensbedingungen nicht tragen

kann und will, ja diese Verpflichtung nicht einmal fühlt, leidet ebenfalls an innerer Verlogenheit.

Es ist doch wohl die Frage der Wiedergeburt von innen heraus, des einzelnen und des Ganzen, die hier gestellt wird. Es gibt gewiß auf diesem ganzen Gebiete auch ein instinktmäßiges Handeln, kraft dessen sich Völker in ihrem Familienleben trotz aller Schwierigkeiten gesund erhalten haben und aus dem Zusammenbruch zu neuem Leben gelangt sind. Das widerspricht der christlich-sittlichen Grundlage keineswegs, denn die christliche Stellung ist nicht eine Negierung des Natürlichen, sondern führt auf diesem Gebiete das Natürliche erst seiner eigentlichen Bestimmung zu. Wir sind heute in diesen grundlegenden Fragen unseres Lebens instinktunsicher geworden, — ein Zeichen der Dekadenz. Vom Standpunkt des Evolutionismus aus muß es immer als fraglich erscheinen, ob eine solche Entwicklung umkehrbar ist. Man ist geneigt, das zu verneinen. Aber wenn dem auch so wäre, so würde das an dem oben Gesagten nichts ändern: die Pflicht zur Verantwortlichkeit für den einzelnen und das Ganze bleibt Pflicht, ob wir nun in ihrer Erfüllung zum Leben gelangen oder an ihrer Nichterfüllung sterben. Und doch wäre es falsch, von einer naturalistischen Basis aus den letzten Ausblick zu gewinnen. Denn die Frage neuen Lebens, die Frage einer Wiedergeburt ist letztlich immer eine Frage des Geistes, des Geistes Gottes, der das Leben schafft. Er weht gewiß, wo er will; sein Merkmal aber ist der Appell an das Gewissen, der zur Entscheidung und damit zum Leben aufruft. Auch bei uns wird das Wort seine Wahrheit behalten: Der Geist ist's, der lebendig macht.

Zur Mentalität des baltischen Studenten

Von Erhard Kroeger

I.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß von der Entwickelung, die die heutige baltische Studentengeneration einschlägt, das Schicksal unseres Volkstumes in hohem Maße abhängig sein wird. Einmal kann das dank der Eigenart unserer soziologischen Struktur von jeder baltischen Studentengeneration gesagt werden; auf der anderen Seite kann man es mit besonderem Nachdruck von dem jetzigen Studenten behaupten. Denn bei dem gegenwärtigen Studenten muß sich bereits zeigen, ob und in welcher Weise ein Verhältnis von bestem baltischem Erbgut zu den Problemstellungen der Gegenwart und der veränderten Lage in der Heimat möglich ist.

Die folgenden Zeilen sollen die Aufgabe haben, die Notwendigkeit und die Richtung dieses Verschmelzungs- und Neubildungsprozesses zu beleuchten. Zweierlei ist dabei zu bedenken.

Einmal muß der logische Grundsatz ins Gedächtnis gerufen werden, demzufolge ein Begriff höherer Ordnung von dem Bilde der unter ihn gebrachten Einzelgegenstände erheblich abweichen muß. Das Bild des baltischen Studenten, das wir im folgenden zu zeichnen versuchen wollen, wird nicht an jeden einzelnen Studenten gehalten werden können, ohne deshalb falscher zu sein als jeder andere Querschnitt. Das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Zum andern bitten wir festzuhalten: sollten in dem entstehenden Bilde die Schatten vorherrschen, so möge die Frage nach einem Verschulden des baltischen Studenten nicht erhoben werden. Denn geistesgeschichtliche Entwickelungen vollziehen sich immer in zwangsläufigen Bahnen.

II.

Als nach den großen Erschütterungen der Kriegs- und Inflationszeit das Leben in Deutschland wieder in ruhigeren Bahnen zu fließen begann und man eine Bilanz der verflossenen Jahre ziehen konnte, sah man sich zunächst einem großen Trümmerfelde gegenüber, über dem die Wellen der verschiedensten Revolutionen hochschlugen. Die Bedeutung des 9. November 1918 tritt zurück hinter derjenigen der Revolutionen, die auf geistigem, künstlerischem, gesellschaftlichem und vielen anderen Gebieten aufloderten. Und es

gab vielleicht noch einen mächtigeren Toten als die zerschlagene Staatsform: es war der Rationalismus, der alte, längst totgeglaubte Rationalismus, von dem man erst jetzt zu ahnen beginnt, wie stark und ungebrochen er in das XX. Jahrhundert hineinragte. Man kann vielleicht die Vermutung wagen, daß viele der geistigen und gesellschaftlichen Unbegreiflichkeiten der letzten Jahre auf den Zustand zu buchen sind, der immer einzutreten pflegt, wenn der Raum um einen großen Toten plötzlich frei wird.

Doch wozu bekannte Dinge aufzählen? Es bleibt die Tatsache, daß allenthalben Verwirrung herrscht, die als Resultat ungezählter Revolutionen anzusehen ist. Verwirrung? Nicht nur! An vielen Stellen des deutschen Volkskörpers regen sich Kräfte, die am Werke sind, aus dem Chaos neues Land zu gewinnen, das Gewonnene zu kräftigen und zu gestalten. Wir stehen heute erst am Anfange dieses Neubildungsprozesses und können noch nicht sehen, wohin er führt. Aber wir sehen, daß Kräfte am Werke sind, Neues zu schaffen. Und wir können sicher sein: je ungebärdiger sie sich geben, je mehr Ungestümes und Übertriebenes wir bemerken — desto mehr werden wir glauben, daß etwas Starkes entsteht, geboren aus revolutionierendem Überschwange und unreifer Begeisterung, und gerade darum fähig, reif und fest zu werden. In diesem Sinne können wir sagen: wohin die Entwickelung uns auch führen möge, welches Weltbild, welchen Staat sie sich auch schaffe, es wird uns gleich willkommen sein, wenn nur eins gewiß ist: daß wir die vorwärtsdrängende Entwickelung eines kräftigen Volkskörpers vor uns haben. Historischen Zwangsläufigkeiten gegenüber gibt es kein Werturteil. Wir wissen, daß in der Geschichte des Geistes mehr noch wie in der Politik Fortschritt nur durch immer sich wiederholende Revolutionen möglich ist. Wir meinen dabei die Revolutionen der Kraft, die einem neuen Gedanken zum Siege verhelfen, nicht jene der Schwäche, bei denen das Siegende schwächer ist als das Besiegte.

Die deutsche Jugend erlebte eine Revolution der Stärke: die deutsche Jugendbewegung. Es ist heute nicht mehr zu leugnen, daß sich heute in ihr so etwas wie ein echter neuer Stil zu gestalten beginnt. Wir sehen ihn weniger in den vielen Äußerlichkeiten und Anachronismen, mit denen einzelne Zweige der großen Bewegung sich umgeben haben, als in der Herausarbeitung eines neuen Weltbildes, einer neuerlebten Geistigkeit, deren Wesen zu beschreiben ebenso schwierig wie zeitraubend ist. Die Gegenwartsbejahung und die Wendung in die Wirklichkeit sind u. E. die Kennzeichen dafür,

daß hier etwas entsteht, was lebendig aus den Nöten der Gegenwart geboren wurde und darum imstande sein wird, allen Schwierigkeiten zum Trotze sich zu behaupten.

Der reichsdeutsche Korporationsstudent hat es nicht so leicht gehabt, einen festen Boden unter den Füßen zu finden, weil er durch die Umwälzung äußerlich kaum etwas verloren hatte und es zunächst so aussehen konnte, als würde das Leben in alter Weise weitergehen. Es bestand und besteht die Gefahr, daß die Umwandlung der Verhältnisse nicht bemerkt, und versäumt wird, rechtzeitig einen Anschluß an die vorausstürmende Gegenwart zu finden. Teilweise begegnen wir hier auch jener Rückwärtswendung, die mit Konservativismus verwechselt wird, und von der später gezeigt werden soll, daß sie für den baltischen Studenten in verhängnisvoller Weise charakteristisch ist. Die erfolgte Auflösung der Deutschen Studentenschaft ist neben taktischen Fehlern hierauf zurückzuführen. Dabei muß aber hervorgehoben werden, daß innerhalb der reichsdeutschen Korporationsverbände in weitem Maße Reformbestrebungen im bezeichneten Sinne vorhanden sind. Daß es so langsam damit vorwärtsgeht, liegt ohne Zweifel daran, daß starke Widerstände vonseiten der Philisterschaften zu überwinden sind.

Fazit: die Kette von Revolutionen, die der politischen gefolgt ist, wird von der deutschen Jugend in größerem oder geringerem Maße mitgemacht. Mitgemacht in dem Sinne, daß eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart stattfindet, sie möge zu Ablehnung oder Zustimmung führen. Der Blick ist in die Zukunft gerichtet.

III.

Der baltische Student hat durch die Verschiebung der Verhältnisse mehr verloren als der reichsdeutsche. Zu der geistigen Verwirrung trat der Verlust der sozialen Vormachtstellung und der wirtschaftlichen Unabhängigkeit.

Ein lebendiger Körper antwortet auf einschneidende Eingriffe mit Reaktionserscheinungen. Die Medizin sagt uns, daß Fieber und Entzündung die großen Heilmittel der Natur sind, mit denen Widerstände überwunden werden. Wir verstehen, warum Fieber und Entzündung der deutschen Nachkriegsjugend ihr Gepräge gegeben haben, und wir müßten Fieber und Entzündung in besonders hohem Maße bei der baltischen Nachkriegsjugend erwarten — als Reaktionserscheinung auf die tiefgreifenden Veränderungen, als Symptom

einer lebendigen Auseinandersetzung mit einer zunächst unverstandenen und feindlichen Gegenwart.

Wir können schwer eine Erklärung dafür finden, daß nichts dergleichen geschah. Aber die Tatsache ist nicht wegzuleugnen, daß bis heute eine innere Auseinandersetzung des baltischen Studenten mit der Gegenwart nicht stattgefunden hat. Und das in einem doppelten Sinne: die Schwankungen des europäischen Geisteslebens sind ebenso wie die veränderte Lage in der Heimat ohne fruchtbare Folgen geblieben. Man hat sich damit geholfen, beides nicht für wahr haben zu wollen, beides als „uneigentliche" Zufallserscheinungen abzulehnen. Wo aber liegt das Zuhause, das „eigentliche" Leben? In der guten Zeit vor 1914. Die Wendung nach rückwärts, die Gegenwartsflucht beherrschen das Feld. Man hat oft sagen hören, daß der baltische Student „traditionsbegabt" sei und man einen Gegensatz zwischen „Vätern und Söhnen" kaum bei uns antreffe. Ich glaube, wir hätten nur Grund uns dessen zu freuen, wenn es bedeutete, daß die Väter mit den Söhnen jung bleiben; wie aber, wenn die Söhne von früh auf Merkmale des Alterns aufweisen? In der Tat: wir bemerken am baltischen Studenten Züge, die mit den biologischen Merkmalen des Alterns übereinstimmen: mangelnde Elastizität, das Fehlen gesunder Reaktionserscheinungen, und eine ausgesprochene Gegenwartsfeindlichkeit.

Die Psychoanalyse stellt fest, daß gewisse unlusterweckende seelische Erlebnisse von vielen Menschen nicht „verarbeitet", nicht „untergebracht" werden, sondern, in die Hintergründe des Seelenlebens „verdrängt", ein eigenes Dasein führen; als unverarbeitete Fremdkörper, als „Komplexe" schwimmen sie im Strome des Seelenablaufes mit und stören die normale Abwickelung des Innenlebens. Bis zu einem gewissen Grade ist die Gegenwart für viele baltische Studenten ein „Komplex" geworden — nicht aufgenommen und verarbeitet, sondern ein verdrängter und störender Fremdkörper, dessen Nichtvorhandensein man sich vorzutäuschen sucht.

Auf fast allen Gebieten studentischen Lebens läßt sich das geschilderte Verhalten nachweisen; einige wichtige seien hier herausgegriffen.

Um das Gebiet der Politik zu berühren, muß gesagt werden, daß der baltische Student über das bloß Organisatorisch-Taktische nicht hinausgekommen ist. Wir haben zwar eine Deutsche Studentenschaft, die sich auch mit Hilfeleistung bei Sammlungen, Wahlen u. ä. beschäftigt; ich habe leidenschaftliche Debatten darüber gehört, ob

wir von einem Kabinett Skujeneek oder Juraschewski mehr zu erwarten hätten. Aber zu einer eigenen Konzeption über unser Verhältnis zum Lande ist es nicht gekommen. Es scheint, als ob der baltische Student sich die Stellung des Deutschen in den Ostseeprovinzen nur unter den alten Verhältnissen denken kann. In diesem Sinne fehlt es ihm an lebendig empfundenen Aufgaben. Dieses gilt namentlich vom Verhältnis zu den lettischen Mitbürgern; wir haben auf der einen Seite Ablehnung und Verständnislosigkeit, auf der anderen bisweilen Nachgeben und Kompromisse aus opportunistischen Gründen zu bemerken geglaubt. So kann gesagt werden, daß in der Politik der deutschen Verbindungen im allgemeinen Präsidienkonvent*) eine einheitliche Linie zu vermissen ist.

Der baltische Student sei konservativ, sagt man; gut — aber wir glauben zu wissen, daß er nicht etwa bewußt konservativ ist, weil Neigung oder Erkenntnis ihn dazu geführt haben, sondern weil es ihm überhaupt an einem Verhältnis zur Gegenwart fehlt. Konservativismus kann Stärke, er kann aber auch Schwäche bedeuten.

Besonders klar wird der allgemeine Mangel revolutionierender Strömungen, wenn wir einen Blick auf die baltische Jugendbewegung werfen und sie mit der reichsdeutschen in Vergleich setzen. In Deutschland ist sie eine Bewegung im wahren Sinne des Wortes, die nach schweren, stürmischen Fiebererscheinungen, unter Kämpfen nach außen und innen einen neuen Stil, eine neue Geistigkeit hervorzubringen vermochte. Bei uns ein stilles und sanftes Bächlein, das wohlbehütet seines Weges zieht; wir unterschätzen nicht den Wert sportlicher Betätigung und natursuchender Ausflüge; aber wir können nicht glauben, daß eine neue Weltanschauung so schmerzlos geboren werden kann.

Schließlich die geistigen Strömungen der Gegenwart. Der baltische Student steht ihnen im allgemeinen ablehnend gegenüber — aber es ist eine Ablehnung, die zum einen Teil auf Unkenntnis beruht und zum anderen Teil in Gegenwartsfeindlichkeit ihren Grund hat.

Es ließen sich noch weitere Einzelheiten zu diesen allgemeinen Ausführungen nennen, doch würde das den Rahmen vielleicht überspannen. Es ergibt sich als Gesamteindruck: eine vorzeitige Überalterung des baltischen Studenten scheint vorzuliegen; die Vergangenheit ist seine geistige Heimat; ein inneres Verhältnis, empfundene Aufgaben bestehen nicht.

*) Vertreterschaft sämtlicher Verbindungen in Riga.

Die Gründe? Es ist nicht leicht sie zu nennen. Zu einem Teil liegt es wohl daran, daß der baltische Student heute sehr früh auf die Hochschule kommt. Fragt man nach dem Durchschnittsalter der Füchse in den Korporationen, so hört man die Zahlen 17 und 18. Der wichtigste Grund aber liegt ohne Zweifel in der grundlegenden Veränderung der wirtschaftlichen Lage. Die Schwierigkeiten des Alltages wären noch zu überwinden, wenn die sichere Aussicht bestünde, nach Schluß des Studiums in eine feste Position zu gelangen. Wer mit Stipendien- und Unterstützungswesen zu tun hat, der weiß, wie lähmend dauernde wirtschaftliche Abhängigkeit wirkt. Schließlich mag wohl die plötzliche Erschütterung, verursacht durch den Umschwung, der uns aus Herren des Landes zur schutzbedürftigen Minderheit machte, zu heftig gewesen sein, um schnell überwunden zu werden.

IV

Die vorstehenden Ausführungen sind in erster Linie an die akademische Jugend gerichtet. Denn sie sollen nur den Sinn haben, auf etwas hinzuweisen, was bisher versäumt worden ist. Wir können nicht glauben, daß die bezeichneten Erscheinungen auf einer endgültigen Erschlaffung beruhen, sondern sind überzeugt, daß die äußere Ungunst der Zeit eine vorübergehende Lähmung hervorgerufen hat, die im Laufe der Zeit einer gesunden und aktiven Haltung weichen wird. Das ist allerdings die Bedingung, von der für das Gedeihen unserer Heimat viel, wenn nicht alles abhängen wird.

Es könnte nach den vorangegangenen Ausführungen so scheinen, als würde hier die Vergangenheit zugunsten der Gegenwart schlecht gemacht, oder als werde vor einer lebendigen Verbindung mit unserer baltischen Vergangenheit gewarnt. Wir sind weit davon entfernt, solches zu wollen. Wohl aber müssen wir die Forderung aufstellen, daß zu allererst ein Verhältnis zur Gegenwart gewonnen werde. Gewiß, es ist schlimm, wenn die Vergangenheit der Jugend fremd geworden ist, — aber es ist schlimmer, wenn die Gegenwart ihr unbegreiflich wird. Man soll die Vergangenheit achten, aber in der Gegenwart zuhause sein. Ist es nicht das härteste Urteil, das einer jungen Generation gegenüber, wenn auch nur in übertragenem Sinne, möglich ist: sie haben nichts vergessen und nichts zugelernt?

Eine baltische Zukunft kann nur von einer Jugend erhofft werden, die sich aus eigener Kraft und eigenen Fähigkeiten eine Gegenwart schafft, in der sie zuhause ist. Dieser Forderung gegenüber muß alles andere verstummen. Es muß aus diesem Grunde

als fraglich bezeichnet werden, ob es ein glücklicher Gedanke war, daß man in letzter Zeit den Begriff des „Altbaltischen" in den Vordergrund zu schieben versuchte. Mir scheint, wir sollten unsere Hoffnung eher auf das Jungbaltische setzen, das jungbaltische Weltbild, das aus einer Auseinandersetzung der baltischen Jugend mit der Umwelt geboren werden muß. Alles wird darauf ankommen, ob die Aktivität in den Vordergrund rückt, und ein Umbildungsprozeß beginnt. Denn hier, wie überall wird es heißen: „Ducunt volentem fata, nolentem trahunt."

Adel und Literatentum,

ihre Struktur und ihre gegenseitigen Beziehungen

Ein Beitrag zur baltischen Ständegeschichte*)

von Wolfgang Wachtsmuth

Es war im Spätherbst 1915. Stellen- und mittellos nach Berlin gekommen, suchte ich Fäden anzuknüpfen, um mir durch Schriftstellerei meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Unter anderem fragte ich auch bei einem genealogischen Blatt, an dem ich vor dem Kriege mitgearbeitet hatte, an, ob Beiträge von mir erwünscht seien. Ich erhielt zur Antwort (Kurland war soeben von den deutschen Truppen besetzt worden), daß baltische Fragen durchaus auf Interesse stoßen dürften, und wurde gebeten, einen Aufsatz über das baltische „gehobene Bürgertum" zu schreiben. Irgendwelche Archivalien standen mir nicht zur Verfügung. Es hieß also aus dem Gedächtnis schöpfen und prinzipielle Probleme behandeln. Als erstes schrieb ich mir Namen alter kurischer „Literatenfamilien"**) (die mir — dem Kurländer — am vertrautesten waren) auf, um auf diese Weise einen Überblick über die Geschlechter zu gewinnen, deren ständische Stellung und Schicksale mir die Unterlage für meine Arbeit geben sollten: die Adolphi, Bernewitz, Conradi, Grüner, Kühn, Kupffer, Stender u. s. w., u. s. w. Im ganzen waren es 33 Familien, die mir im Augenblick einfielen und die ich mir notierte. Dann legte ich eine entsprechende Liste livländisch-estländischer

*) Nach einem Vortrag, gehalten in der „Livländischen Genealogischen Gesellschaft" zu Riga am 5. Februar 1928.

**) Unter „Literat" versteht man im Baltikum den Angehörigen eines Berufes, der akademische Bildung voraussetzt.

Familien an und verzeichnete z. B. die Bergmann, Hasselblatt, Lenz, Marnitz, Mickwitz, Paucker ꝛc. ꝛc. Da ich 33 kurländische Geschlechter vermerkt hatte, brach ich, nachdem dieselbe Zahl bei den Liv-Estländern erreicht war, ab. Als diese Listen vor mir lagen und ich die Namen überflog, stutzte ich. Über bürgerliche Literatenfamilien wollte ich schreiben. Doch, — was mir in der Theorie freilich schon bekannt war, — hier wurde es augenfällig: sehr viele der genannten Geschlechter führten in allen oder einzelnen Zweigen die Adelspartikel „von", Geschlechter, von denen einige auch Aufnahme in die örtliche Adelsmatrikel gefunden hatten. Ich schrieb das „von" vor deren Namen, und da ergab es sich, daß es von den 33 von mir notierten liv-estländischen Familien nicht weniger als 30 waren, die sich „von" nannten! Als ich dann aber dasselbe bei den kurischen Literatenfamilien tat, erhielt ich das verblüffende Ergebnis, daß das Verhältnis bei diesen gerade umgekehrt war: 3 führten das „von" und 30 nicht! Ich betone ausdrücklich: die Verzeichnisse waren mit keinerlei Tendenz und frei aus dem Gedächtnis, sozusagen „auf einen Wurf", nur nach dem einen Gesichtspunkt niedergeschrieben worden, eine Übersicht über einige alte baltische Literatenfamilien zu erhalten. Natürlich wäre es möglich, bei entsprechender „Auswahl" auch Verzeichnisse zusammenzustellen, die den Unterschied zwischen dem kurländischen und dem liv-estländischen Literatentum nicht so kraß in Erscheinung treten lassen. „Zufall" aber konnte mein so überraschendes Resultat doch nicht sein. Für das verschiedene Verhalten gegenüber dem Gebrauch der Adelspartikel mußten — wie mir gleich einleuchtete — tiefere Gründe vorliegen, zumal mir bekannt war, daß auch eine ganze Reihe der kurländischen Literatengeschlechter im Besitz z. B. des russischen Dienstadels war, ohne jedoch das „von" vor den Namen zu setzen. So haben spätere Forschungen über meine eigene Familie z. B. ergeben, daß die livländische Familie Wasmundt, die sich seit 1785 — sofort nach Erlangung des Dienstadels — „von Wasmundt" nannte, eines Stammes mit der meinigen, kurländischen (Wachtsmuth), ist, die um ein weniges später sich gleichfalls das Anrecht auf den russischen Dienstadel erworben hatte, jedoch ohne, daß sie je sich in ein Adelsgeschlechtsbuch hätte eintragen lassen oder die Adelspartikel geführt hätte. Für dieses strikt von einander abweichende Verhalten der liv estländischen und der kurländischen Literatenfamilien einfach die „liebe Eitelkeit" der ersteren verantwortlich zu machen und die Kurländer als „über jede Eitelkeit erhaben"

hinzustellen, war natürlich nicht angängig. Die Gründe mußten tiefer liegen. Später bin ich dann diesem Problem nachgegangen, und ich will in Folgendem versuchen, die Resultate meiner Überlegung in großen Zügen zu Papier zu bringen.

Zunächst sei festgestellt: nie geht die ständische Entwicklung einer bestimmten Bevölkerungsschicht in voller Unabhängigkeit von der Entwicklung anderer Schichten vor sich. Die Entwicklung der einzelnen Stände steht in einem Wechselverhältnis; meist ist es ein Abhängigkeitsverhältnis der sozial tieferen von den sozial höheren Schichten. Will man daher die verschiedene Entwicklung des Literatentums in Kurland einerseits und in Liv-Estland andererseits verstehen, so muß vor allem auch die Struktur des Adels in diesen Ländern in Betracht gezogen werden. Wir werden im gegebenen Fall sehen, wie stark dieses Abhängigkeitsverhältnis ist.

In der Einleitung zu der von W. Räder und O. Stavenhagen veröffentlichten „Bürgerliste und Ratslinie der Stadt Goldingen bis zum Jahre 1889" heißt es*): „Wir wollen nur auf einen wesentlichen Unterschied der Ordenszeit von der herzoglichen hinweisen: die sozialen und ständischen Gegensätze spielen unter den Deutschen in Kurland nur eine geringe Rolle. Sie sind erst im Herzogtum und besonders nach der Verfassungsänderung und der Organisation des kurländischen Adels scharf ausgebildet worden. Die strengere Scheidung des Adels von der übrigen deutschen Bevölkerung hatte zur Folge, daß sich auch die Gegensätze zwischen Handwerkern, Kaufleuten und Literaten immer mehr verschärften. Vor 1600 fehlt jenes Material an ständischem Streit und Zank, das die kurländischen Akten des 17. und 18. Jahrhunderts in so reichem Maße bieten."

Und in der Tat: nicht nur die im 16. Jahrhundert zu beobachtenden verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den führenden Bürgergeschlechtern Goldingens — die aber wohl kaum als „patrizisch" angesprochen werden können — und dem Landadel der Umgegend deuten auf einen solchen sozialen Zusammenhang. Auch in anderen bürgerlichen Kreisen, z. B. unter den kurländischen evangelischen Pastoren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, scheint ein Konnubium**) mit dem Landadel in nicht unbeträchtlichem Maße bestanden zu haben. Trotz der nur lückenhaft überlieferten Namen von Pastoren

*) Seite 166 im „Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" herausgegeben von der Genealogischen Gesellschaft der Ostseeprovinzen zu Mitau, Jahrgang 1909/10, Mitau, Seite 158—245.

**) Zulässigkeit und auch tatsächliches Vorkommen der Ehe.

(und nun gar von deren Frauen!) aus jener Zeit finden wir eine Reihe von Pastorengattinnen aus kurländischen Adelsgeschlechtern verzeichnet, z. B. aus den Familien Buchholtz, Grotthuß, Kettler, Keyserling, Piel, Rahden, Rummel; und auch unter den Pastoren selbst gibt es Vertreter des Adels*).

Das wird später anders.

Wo sind die Gründe für diese Erscheinung zu suchen?

Ich glaube diese Tatsache damit erklären zu dürfen, daß die wirtschaftliche und soziale Lage des kurländischen Adels im 16. Jahrhundert eine andere, weniger gehobene, als im 17. und im 18. Jahrhundert war. Ich betone: „ich glaube" darin den Grund sehen zu dürfen. Ich bin nicht Kenner der Gütergeschichte, und nur deren eingehende Kenntnis würde ein abschließendes Urteil erlauben. Wie ich höre, wird von berufener Seite diese Frage z. Zt. bearbeitet. Dann erst wird sich zeigen, ob meine Ansicht — durch genügendes Quellenmaterial gestützt — zur Gewißheit werden kann. Um die Richtigkeit meiner Vermutung aber in gewissem, wenn auch beschränktem Umfange nachzuprüfen, habe ich die von Freiherr Ed. von Fircks mit Kommentaren in vorbildlicher Bearbeitung herausgegebenen Ritterbankprotokolle**) daraufhin durchstudiert, wann die Familien, die während der drei Ritterbanksessionen von 1620, 1631 und 1632/34 (mit den Nachträgen bis 1648) das Indigenat erhielten, nach Kurland gekommen sind. Hierbei ergab sich Folgendes: die überwältigende Mehrzahl der 128 damals rezipierten Geschlechter (rund 85%) gehört dem Uradel an; die Einwanderungszeit der kurländischen Adelsfamilien ist aber auffallend spät: nicht weniger als rund 70% wird erst im 16. Jahrhundert in Kurland ansässig, 26% im 15. Jahrhundert, nur etwa 4% schon vor 1400.***)

*) Vergl. die Pastorenbiographien in: „Die evang. Kirchen und Prediger Kurlands" von Th. Hallmeyer und G. Otto, herausgegeben von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, Mitau; 2. Auflage 1910.

**) „Die Ritterbanken in Kurland nach dem Originalprotokolle von 1618—48; ergänzt und kommentiert von Eduard Freiherr v. Fircks" in „Jahrbuch für Genealogie ꝛc." 1895, Seite 1—109.

***) Obige Daten erheben keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit. Sie stützen sich vor allem auf die Kommentare E. v. Fircks' zu den Ritterbankprotokollen und auf diese selbst. Für einzelne Familien fehlen die Angaben über die Zeit ihrer Einwanderung in Kurland (nur von der Seßhaftwerdung in Kurland, nicht aber in anderen Gebieten Alt-Livlands, die manchmal vorausging, ist hier die Rede), oder die Daten waren ungenau. Nur Spezialforschungen über die einzelnen Familien würden absolute Zahlen ergeben. Aber einen Überblick über die Lage der Dinge vermögen auch schon diese Daten zu bieten.

Man gewinnt den Eindruck, als ob erst im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert systematische Verlehnungen in größerem Maßstabe in Kurland stattgefunden hätten und das Land bis dahin noch sehr spärlich an Deutsche vergeben worden war.

In der Januar-Sitzung 1928 der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga" verlas Prof. Dr. L. Arbusow einen Brief Astaf von Transehe's vom 15. April 1926, worin dieser schreibt, daß der Deutsche Orden, nach dem Siege der Westfalen über die Rheinländer in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts, das kurländische Ordensgebiet im 15. und 16. Jahrhundert systematisch an westfälische Geschlechter, seine Sippengenossen, verlehnt hätte. Diese von einem so hervorragenden Kenner festgestellte Tatsache wäre eine weitere Bestätigung der Daten der Ritterbankprotokolle, und es wäre nun noch die Frage zu entscheiden, ob der Orden bei diesen Verlehnungen die Politik verfolgt habe, nur kleine Lehen auszuteilen, um ein Anwachsen der Macht seiner Vasallen zu verhindern. Nicht unerwähnt möge in diesem Zusammenhang bleiben, daß die mächtigen, alten Vasallengeschlechter Alt-Livlands in Livland und Estland saßen und daß z. B. von den vier großen Familien der Tiesenhausen, Rosen, Ungern und Uexküll nur die Tiesenhausen in Kurland ansässig waren und dabei auch nur in einer Linie (zu Endenhof und Elley) und erst seit 1583.

Unwillkürlich drängt sich einem daher die Frage auf, ob das Konnubium des kurländischen Adels mit dem gehobenen, jedoch nicht „patrizischen" Bürgertum im 16. Jahrhundert sich vielleicht daraus erklären ließe, daß die Adelsfamilien Kurlands noch nicht allzu lange im Lande, noch ärmer, noch nicht genug konsolidiert sind, und daß sie daher dem gehobenen Bürgertum sozial noch näher stehen, als das später der Fall ist.

Dieses „später" tritt zu herzoglicher Zeit ein und vor allem mit Eröffnung der kurländischen Ritterbank im Jahre 1620, d. h. mit der Schaffung einer kurländischen Adelsmatrikel.

Polen hatte kein Interesse daran, die Macht seines Lehnsmanns, des kurländischen Herzogs, zu stärken. Die Gefahr einer Emanzipation des Herzogs lag zu nahe. Ein starker Adel, als Gegenpart des Herzogs, konnte Polen nur genehm sein. Weniger, um die Macht des Adels gegenüber dem Bürgertum zu festigen, als vielmehr, um ihn als Machtfaktor gegen den Herzog ausspielen zu können, dürfte die kurländische Ritterbank mit ihrer Adelsmatrikel von Polen be-

stätigt worden sein*). In ihren Auswirkungen ist die frühe Schaffung der Adelsmatrikel aber von größtem Einfluß nicht nur auf die Struktur des Adels, sondern auch auf seine Beziehungen zum Bürgertum und auf die Entwicklung des Literatenstandes geworden.

„Da das Ziel, welches Kurlands alteingesessener Adel bei Abhaltung der Ritterbanken verfolgte, kein anderes war, als eine möglichst zuverlässige, d. h. schroff ihre Sonderinteressen (NB. vor allem gegenüber dem Herzog) verfolgende und vertretende Adelskorporation zu schaffen, so verstand es sich von selbst, daß er dieses Ziel auch mit allen Kräften zu erreichen bestrebt sein mußte", schreibt Frhr. Ed. v. Fircks in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Ritterbankprotokollen. Noch schärfer bringt E. von Fircks diese Tendenz der Ritterbank in seinem sehr instruktiven, oben erwähnten Aufsatz über die „Bühren in Curland" („Jahrbuch für Genealogie ꝛc." 1893, Seite 73 und 74) zum Ausdruck, indem er schreibt: „Das, worauf es vor allen Dingen ankam, war also, eine genaue Scheidung zwischen zuverlässigen und unzuverlässigen Elementen**) vorzunehmen, die Prüfung des Adelsstandes und der geforderte Adelsbeweis erscheinen daher nur als Mittel zum Zweck." Und weiter: „Man dachte weniger daran, die Rezipierten durch einen neugeschaffenen adligen Titel zu ehren, als die Zurückgewiesenen durch Entziehung desselben zu brandmarken: es handelte sich, um es kurz zu sagen, bei den Ritterbanken nicht um die Neuschaffung eines bisher in der Landesregierung fehlenden, sondern bloß um die Purifizierung eines, wenn auch noch nicht rechtlich, so doch tatsächlich schon bestehenden Faktors."

Und so sehen wir denn nach der Schaffung der kurländischen „Adelsmatrikel" (Verzeichnis der zur kurländischen Ritterschaft gehörenden Geschlechter) im Jahre 1620 ein Anwachsen der Exklusivität des kurländischen Adels, die Hand in Hand mit seiner sozialen Erstarkung geht. Fest grenzt sich der kurländische immatrikulierte Adel gegen das aufstrebende Bürgertum ab und behält diese ablehnende Tendenz auch alle Jahrhunderte hindurch bei. Die Erteilung des „Indigenats" (d. h. die Aufnahme in die kurländische Adelsmatrikel) an geadelte Bürgergeschlechter erfolgt äußerst spärlich, —

*) Vergl. hierüber: „Die Bühren in Curland" von Ed. Frhr. v. Fircks in „Jahrbuch für Genealogie ꝛc.", 1893, Seite 48—96.

**) Wobei unter „unzuverlässig" die Anhänger des Herzogs zu verstehen sind, die im Streit zwischen Herzog und Adel in der Minorität geblieben und unterlegen waren.

mit dem Ergebnis, daß zur kurländischen Matrikel um 1900, rund gerechnet, 75% Uradel und nur 25% Briefadel gehörte, mithin der Briefadel in 300 Jahren nur einen Zuwachs von 10% erfahren hat!

Und noch ein zweiter Umstand erschwerte einen Übergang des gehobenen Bürgertums in den Landadel: die ungünstige wirtschaftliche Lage des kurländischen Literatentums. Die Städte Kurlands, in starker Abhängigkeit vom Landesherren und wirtschaftlich unbedeutend, haben nie vermocht, ein reiches, selbständiges, bodenständiges, traditionsbegabtes Patriziat (man vergleiche demgegenüber Reval!) hervorzubringen. Dieses Fehlen eines Konnubiums des Literatentums mit einer reichen Kaufmannschaft hatte zur Folge, daß der Literat (der übrigens nur ausnahmsweise mit seinen Mitteln hauszuhalten verstand und äußerst selten ein Sparer war) arm blieb. Und da die soziale Stellung eines Geschlechts sich immer auch in Abhängigkeit von seiner wirtschaftlichen Lage befindet, so konnte das Literatentum sich sozial, d. h. im Lebensniveau, dem Adel nicht genügend annähern, um dadurch einem Aufgehen in den immatrikulierten Adel die Wege zu ebnen.

Der Zusammenschluß des kurländischen Adels zu einer exklusiven Adelskorporation schon im Jahre 1620 und die wirtschaftliche Schwäche des Literatentums, die dessen Lebensniveau herabdrückte, sind m. E. die vornehmsten Gründe für die starke Scheidung von Adel und Literatentum, die wir in Kurland seit dem 17. Jahrhundert beobachten.

Und diese Abgrenzung des Adels hatte zur Folge, daß sich das Literatentum nun seinerseits zusammenschloß, einen „Stand" mit allen Merkmalen eines solchen (ständisches Konnubium, besondere „Standesrechte", die die Literaten später erlangten, ꝛc.) bildete und für aufsteigende Bürgerfamilien keine Brücke zum Adel wurde. Das Literatentum in Kurland gestaltete sich gewissermaßen zu einer „bürgerlichen Aristokratie" die sich zwischen das übrige Bürgertum und den Adel schob, ja häufig in scharfen Gegensatz zum Adel trat*) und gegebenenfalls dem „Adelshochmut" den „geistigen Hochmut des Literaten" entgegenstellte. Es ist kein Zufall, daß die Studenten-Korporation Curonia (nicht aber die Livonia) in Dorpat einen zweimaligen Exodus des Adels (1888 und 1912) zu verzeichnen hat, und daß die Zugehörigkeit zur Curonia auf die Stellung des kurländischen Edelmanns innerhalb seiner Standesgenossen kaum von Einfluß ist, während die Zugehörigkeit zur Livonia den livländischen Edelmann auch in den Augen seiner

*) Vergl. z. B. die Kämpfe der „Bürger-Union" am Ende des 18. Jahrhunderts.

Standesgenossen hebt. Unausgesprochen und vielfach unbewußt spielt hier diese Jahrhunderte alte Fremdheit zwischen kurländischem Edelmann und Literat sicherlich mit hinein, die im Einzelfalle, auf Grund persönlicher Freundschaft, natürlich überwunden wird, von „Stand zu Stand" aber bestehen bleibt und ein festes Solidaritätsgefühl nicht aufkommen ließ.

In diesem ständischen Selbstgefühl des kurländischen Literaten ist m. E. der wichtigste Grund für den Nichtgebrauch der Adelspartikel seitens der kurländischen Literatenfamilien zu suchen, — Familien, die das „von" mit demselben „Rechte" hätten führen können, wie die livländischen, oder die den Adel nicht weniger leicht hätten erwerben können, als diese. Es war nicht „Stil", sich „von" zu nennen oder eine Nobilitierung anzustreben. Der kurländische Literat fühlte sich in „seinem" Stande verankert, war stolz auf seine Zugehörigkeit zu diesem und strebte nicht darüber hinaus, — wie es ja auch Pantenius in seinem Roman „Wilhelm Wolffschildt" in äußerst prägnanter Form zum Ausdruck gebracht hat. Ich besitze Aufzeichnungen meines Urgroßvaters, eines alten kurischen Pastors, aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Da hatte sich sein Neffe mit einem Edelfräulein verlobt, — und der alte Herr notiert empört: „Der Kerl, der Kerl! Wie kann er unserer Familie die Schmach antun, sich mit einer Adligen zu verbinden!" Eine Untreue gegenüber seinem Stande, einen Verrat am Literatentum sieht er in diesem Schritt, und sein Zorn ist wohl auch deshalb besonders groß, weil Adel und Literatentum Kurlands gerade damals (es ist die Zeit der von Professoren der Academia Petrina geführten und sich aus Literaten rekrutierenden „Bürger-Union" in Mitau) in heißem Kampfe liegen.

Ganz anders in Livland und Estland.

Wir sahen, daß die frühe Entstehung einer Adels-„Matrikel", d. h. der exklusive Zusammenschluß des Adels zu einer nach Geschlechtern fest umrissenen Korporation, von einschneidender Bedeutung für die Struktur des Literatentums in Kurland geworden ist. Die Tatsache, daß eine Adels-Matrikel in Livland erst im Jahre 1747 und in Estland erst 1761 (d. h. 127 resp. 141 Jahre später als in Kurland) zur endgültigen Annahme gelangte, ist nicht weniger bedeutungsvoll für das Literatentum Livlands und Estlands geworden.

Die Zusammenschlüsse zu Vasallenverbänden und Ritterschaften sind ja bereits frühzeitig in Alt-Livland erfolgt, und es hat nicht an

Versuchen gefehlt, diese Verbände durch Schaffung von „Matrikeln" streng zu umgrenzen, d. h. ein regelmäßiges und regelrechtes Ballotement vor der Aufnahme, eine strenge Prüfung und Wertung der Adelsqualifikation und eine Führung von Geschlechtsbüchern obligatorisch zu machen. Aber noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts konnten in Livland besitzliche Edelleute, die nicht zu den „Mitbrüdern" gehörten, die „Mitbrüderschaft" (d. h. das „Indigenat") durch Zahlung von 100 Reichstalern an die Ritterkasse erhalten*), und nur ausnahmsweise scheint — vor Schaffung der Matrikel — eine feierliche Aufnahme mit vorausgegangener strenger Prüfung durch ausdrücklich hierzu befugte ritterschaftliche Stellen erfolgt zu sein.

Die Schaffung einer „Matrikel" in Liv- und Estland geschah spät, zu russischer Zeit, und so kam es, daß es aufstrebenden Familien bis dahin viel leichter als in Kurland möglich war, in den Landesadel hineinzuwachsen.

Dieser Prozeß wurde durch mehrere Umstände wesentlich gefördert.

Wir sahen, daß es im Sinne der polnischen Politik lag, in Kurland einen starken, geschlossenen Adel als Gegenpart gegen Emanzipationsgelüste des Herzogs entstehen und bestehen zu lassen. Die Interessen der Krone Schweden in Estland und Livland waren gerade entgegengesetzt. Hier gab es keinen Herzog, der zu schwächen war; wohl aber galt es, in die Macht des alteingesessenen, mächtigen Adels eine Bresche zu schlagen, um die Einflußsphäre Schwedens zu steigern. Da konnte es kein besseres Mittel geben, als die Reihen dieses alten Adels zu brechen und neuen, aufstrebenden, der Krone Schweden womöglich zu Dank verpflichteten Familien das Hineinwachsen in den landsässigen Adel zu erleichtern. Auch die schwedische Güterreduktion in Livland hat nicht nur fiskalische Ziele verfolgt, sondern gleichzeitig die Macht des Adels schwächen wollen. Ja, selbst die scheinbare Förderung des livländischen Adels, die man in der Gewährung einer „Ritterbank" durch die Königin Christine vermuten könnte, verfolgt in Wahrheit wohl Ziele, die *gegen* den alteingesessenen Adel gerichtet sind. Denn im königlichen Dekret vom 14. November 1650**) heißt es, daß die Ritterbank darauf zu sehen

*) Vergl. Dr. A. v. *Tobien*: „Die Livländer im ersten russischen Parlament", Seite 433, in „Mitteilungen aus der livländischen Geschichte" herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, 23. Band, Riga 1924/26, Seite 424–484.

**) Siehe das Vorwort (Seite 21) zum „Baltischen Wappenbuch" von C. A. v. *Klingspor*, Stockholm, 1882.

hätte, daß nur der aufgenommen werde, „von dessen adliger Herkunft sie guten Grund und Wissenschaft haben, oder welchem aus Gnade der hohen Obrigkeit, zum Teil auch seiner Meriten wegen, diese Ehre und Dignität konferiert worden" Das bedeutet aber nichts anderes, als den vielen von der „hohen Obrigkeit", d. h. von Schweden nobilitierten, in Livland besitzlichen Geschlechtern definitiven Eingang in die Ritterschaft und erhöhten Einfluß zu sichern! Ein von schwedischer Seite inszenierter „Pairschub" hätte das Kräfteverhältnis mit einem Schlage auf Kosten des alteingesessenen Adels verschieben können. Das hat der livländische Adel wohl durchschaut und wohl auch deshalb von diesem ihm gewährten „Privileg" keinen Gebrauch gemacht und die Ritterbank nicht ins Leben gerufen. In Kurland bedeutete die Ritterbank eine Stärkung des alteingesessenen Adels; in Livland hätte dieselbe Institution seine Schwächung zur Folge gehabt! So kann dasselbe Instrument sehr verschiedene Wirkung erzielen, je nachdem, wer es handhabt. Polen und Schweden verfolgten nicht die gleiche Politik dem baltischen Adel gegenüber.

Das Resultat der schwedischen Politik sehen wir in der Zusammensetzung der livländischen und estländischen Ritterschaft. Während die Adelsmatrikel Kurlands um 1900 rund 75% Uradel und 25% Briefadel enthielt, ist das Verhältnis in Livland: 35% Uradel und 65% Briefadel; in Estland: 40% Uradel und 60% Briefadel*). D. h., die Verhältnisse liegen in Kurland fast entgegengesetzt denen in Liv- und Estland. Und das hat seinen guten Grund. Schweden ist mit Nobilitierungen — wie gesagt — nicht sparsam gewesen, sei es, daß es sich um verdiente Offiziere und Beamte, sei es, daß es sich um führende Geschlechter der baltischen Städte handelte. Man prüfe doch einmal nach, wieviel Familien z. B. des estländischen Adels aus Revaler Ratsgeschlechtern hervorgegangen sind! Und diese Nobilitierten (es handelt sich bei den briefadligen Geschlechtern in der Matrikel um 1900 freilich nicht nur um schwedischen Briefadel, sondern auch um den des Hl. Römischen Reichs Deutscher Nation und um russischen Dienstadel) erwarben Landbesitz, verschwägerten sich mit dem alten Adel und wuchsen in diesen hinein. Der Stand war, vor Schaffung einer festen Matrikel, trotz Bestehens der ritterschaftlichen Korporationen doch noch in gewissem Sinne „offen"

*) Russische Geschlechter, die in der Person hoher Würdenträger das Indigenat erhielten, aber nie im Lande bodenständig waren, sind bei dieser Statistik nicht berücksichtigt worden. Auch läßt sich der Begriff des „deutschen Uradels" kaum auf russische Geschlechter anwenden.

War mithin der Übergang des gehobenen Bürgertums in den Landesadel Livlands und Estlands (gefördert von der Krone Schweden und nicht behindert von den Russen) vor Festlegung der Adelsmatrikel (1747 resp. 1761) verhältnismäßig leicht, so behielten auch nach Aufstellung der Matrikel die livländische und estländische Ritterschaft (ich möchte fast sagen „traditionsgemäß") die liberale Tendenz (man vergleiche demgegenüber Kurland!) bei Erteilung des Indigenats bei, — zumal in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Matrikel. In seinem Werk „Das Geschlecht von Bruiningk in Livland"*) behandelt der Verfasser, Dr. Hermann von Bruiningk, auch die Nobilitierung seines Ahnen Axel Heinrich von Bruiningk (Diplom vom 14. August 1737, Wien). Dort schreibt er: „Ein derartiges Diplom galt damals in Livland als vollgültiger Adelsbeweis, einer Anerkennung der so erworbenen Adelsrechte seitens der russischen Regierung bedurfte es nicht." Und weiter heißt es vom Adelserwerber: „Ein solches (Diplom) war, wenn man eine geachtete Lebensstellung einnahm und gute Empfehlungen besaß, in Wien leicht zu haben. Für die einzigen um das Heilige Römische Reich nachzuweisenden Verdienste, die Zahlung einiger Hundert Taler, sorgte in diesem Falle der Schwiegervater. Daran nahm damals niemand Anstoß, auch nicht die Ritterschaft. Sie hatte mit dem ihr zustehenden Recht der Führung einer Adelsmatrikel und der Aufnahme in diese nach eigenem Ermessen die Möglichkeit gewonnen zur Siebung der um das Indigenat sich Bewerbenden." Und in einer Anmerkung (Seite 131) heißt es dann: „Unter der großen Menge der in gleicher Lage befindlich gewesenen, in die livländische Adelsmatrikel aufgenommenen Familien mit Wiener Diplomen gab es nur einige wenige, die sich um das Heilige Römische Reich durch irgend etwas anderes als durch die Zahlung verdient gemacht hatten. Das war allbekannt. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, als man in Wien hinsichtlich der Respektabilität der zu Nobilitierenden die bis dahin beobachtete Vorsicht nicht selten außer Augen ließ und sich in Riga gar ein gewerbsmäßiger Diplomvermittler unangenehm bemerkbar machte, gerieten die Wiener Diplome in Mißkredit."

Im Jahre 1797 erfolgte die Aufnahme von nicht weniger als 65 „Landsassen", die bisher nicht das Indigenat besaßen, in die livländische Matrikel. Da lagen besondere Gründe*) vor und Rezeptionen

*) Riga 1913, Kommissionsverlag R. Kymmel; Seite 18, 19, 131, 132.

**) Über den „Landsassen"-Streit vergleiche: Dr. Al. von Tobien a. a. O. (vor allem Seite 433, 434, 480 und 481) und Julius Eckardt, „Livland im 18. Jahrhundert".

in so großer Zahl sind nachher auch nicht wieder vorgekommen. Doch behält die livländische und auch die estländische Ritterschaft durch alle Jahrzehnte die Tendenz bei, im Lande grundbesitzlichen Familien, die einen vom russischen Reich anerkannten Adel nachweisen konnten, Entgegenkommen bei Verleihung des Indigenats zu zeigen, — wenn es sich um Personen handelte, deren soziales Lebensniveau dem des Adels entsprach und deren Zugehörigkeit zur Ritterschaft dieser einen Gewinn nach der ideellen Seite bedeutete. Das zu Zeiten von einander abweichende Güterbesitzrecht in Kurland und Livland hat bei diesem Prozeß des Übergangs von Stadtgeschlechtern in den Landadel gewiß eine ganz eminent wichtige Rolle gespielt — doch sei die eingehende Behandlung dieser Frage einer kompetenteren fachmännischen Feder vorbehalten. Die Möglichkeit, Landbesitz zu erwerben und sich dadurch im Lebensstil dem Landadel anzupassen, hat zweifellos viele Bürgergeschlechter dem livländischen Adel zugeführt. Und diese soziale Anpassung des gehobenen Bürgertums an den Adel wurde möglich, weil es reicher war, als das in Kurland. In Reval z. B. hatte sich ein echtes Patriziat herausgebildet*), — ein Patriziat, das in seinem Lebensniveau weiten Kreisen des Landadels zum mindesten nicht nachstand, Landgüter besaß und deswegen alle Vorbedingungen für ein Hineinwachsen in den Landadel erfüllte. Und dieses städtische Patriziat stand von je im Konnubium mit dem Literatentum, dessen wirtschaftliche Lage sich dadurch viel günstiger als in Kurland entwickelte und auch dem Literaten den Übergang in den Adel erleichterte. Das Literatentum in Liv- und Estland hat sich nie so sehr als geschlossener, exklusiver „Stand" empfunden, wie das kurländische. Es wurde Brücke zum Adel und schloß sich nicht, wie das ständisch umgrenzte kurländische, fest gegen den Adel ab. Die ablehnenden Tendenzen, die wir zwischen Adel und Literatentum in Kurland beobachten können, sind in Livland und Estland kaum vorhanden.

Und damit sind wir an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückgekehrt. Während der kurländische Literat sich in „seinem Stand" verankert fühlt und deshalb den Gebrauch der Adelspartikel ablehnt, befand sich der livländische Literat nicht selten in einer Übergangslage; in einer Übergangslage, die ihn bei entsprechender gesellschaftlicher Stellung, bei Landbesitz und womöglich verwandtschaftlichen Beziehungen nicht allzuschwer dem Adel zuführte. Deswegen der häufige Gebrauch der

*) Vergl.: Georg Adelheim, „Die Genealogie der alten Familien Revals von Heinrich Laurenty"; Kommissionsverlag F. Wassermann, Reval 1925.

sich auf russischen Dienstadel stützenden Adelspartikel beim livländischen und estländischen gehobenen Bürgertum und das nicht seltene Streben nach einer Nobilitierung, die ihm den Weg zum Indigenatsadel öffnete.

Wie eingangs gesagt: die ständische Struktur der einen Gesellschaftsschicht ist abhängig von der der anderen. Die stark von einander abweichende Entwickelung des kurländischen Adels einerseits und des liv- und estländischen andrerseits hat auch das Literatentum hüben und drüben aufs stärkste beeinflußt und ihm eine von einander abweichende Physiognomie gegeben. Das ist, wie wir sahen, nicht der einzige Grund für ihre Verschiedenheit, und es wird sicher noch weitere, von mir hier nicht erwähnte, geben. Ich wollte in dieser kurzen Skizze nur ein Streiflicht auf dieses ständegeschichtliche Problem werfen und zu weiterer Forschung anregen. Zu erforschen gibt es da noch genug. Dr. Hermann von Bruiningk, dem ich die Stammliste meiner Familie*) im Oktober 1926 zugeschickt hatte, äußert sich zu dem in der Einleitung zu meiner Stammliste kurz von mir charakterisierten, hier jetzt näher ausgeführten Unterschied zwischen dem kurländischen und dem livländischen Literatentum in einem Schreiben an mich vom 11. Oktober 1926 wie folgt: „Der meines Wissens neue Gesichtspunkt in der Kennzeichnung des Unterschiedes zwischen dem kurischen und livländischen Literatentum verdient weiter verfolgt zu werden. Gerade dafür wird das in vieler Beziehung so sehr dankenswerte Seuberlichsche Sammelwerk viel bieten. Für Livland habe ich ein reiches Belegmaterial, das Ihre Auffassung bestätigt. Anläßlich einer Arbeit, die ich unter der Hand habe, einer Geschichte des Livländischen Hofgerichts in schwedischer Regierungszeit, wird die Frage des livländischen Literatentums zur Sprache kommen müssen. Sie steht, wie mir scheint, in engem Zusammenhange mit der durch die Justizreform Gustav Adolfs eingeführten Ordnung, derzufolge von den Hofgerichtsassessoren die Hälfte nobiles, die Hälfte literati sein müssen, wobei die „studierten" nobiles nicht als literati gelten und gelten wollten. Die schwedische Rangordnung mit allerhand Reglementierungen der Prädikate „wohledelgeboren" 2c. und der Nobilitierungsunfug tat ein übriges, um einen wunderlichen Wettlauf im Rangstreit und in den sozialen Umschichtungen zuwege zu bringen, von dem jede einzelne

*) Erschienen in: Erich Seuberlich, „Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter" Beiheft 2 des Sammelwerkes „Deutsche Stammtafeln in Listenform", herausgegeben von der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig 1926.

Familiengeschichte zu erzählen weiß, aber nach der früher üblichen Behandlungsweise der Genealogie ungern zu erzählen pflegte. Das ist nun anders geworden."

Dr. Hermann von Bruiningk ist es nicht vergönnt gewesen, seine Arbeit über das Livländische Hofgericht der Öffentlichkeit zu übergeben, und meine kleine, auf seine Anregung verfaßte Skizze kommt zu spät und kann ihm nicht mehr vorgelegt werden. Vielleicht aber veranlaßt sie den einen oder anderen Forscher zu weiteren Untersuchungen, womit dann ihr Zweck erreicht wäre und der Wunsch Hermann von Bruiningks — die Frage weiter verfolgt zu wissen — in Erfüllung ginge.

Auguſt von Oettingen

geb. zu Wissust in Livland, den 5./17. Juli 1823; gest. den 7./20. April 1908 zu Dorpat

Von Arved von Oettingen

Motto: „Kopf über Wasser!"

Auguſt von Oettingen hat wohl von allen seinen Brüdern in Livland die bedeutendste Rolle gespielt. Seine äußere Erscheinung schon war imponierend: eine kurze, gedrungene Gestalt, ein trotzdem leichter, schwebender Gang, ein mächtiger Kopf auf den breiten Schultern, aus dem einen die großen offenen blauen Augen, überschattet von buschigen Brauen, überlegen anschauten. Früh schon hatte er sein blondes Haupthaar eingebüßt und trug eine eigentümliche Haartracht, die den prachtvollen Kahlkopf zierlich umrahmte. Die schöngebogene starke Nase mit den fast kreisrunden Naslöchern und das starke Kinn gaben dem bärtigen Gesicht einen energischen Ausdruck. Wer einmal diesen wundervollen Kopf gesehen, konnte ihn nimmer vergessen.

Aber nicht nur das Äußere, auch das Wesen dieses Mannes verfehlte auf niemanden seines Eindrucks. Nichts an diesem Manne war schlicht, alles ungewöhnlich: sein Auftreten, seine Unterhaltung, sein Gebaren, sein Urteil. Sein Witz war scharf, seine Ironie beißend, sein Hohn verletzend. Mit seiner scharfen Zunge hat er manches Unheil angerichtet und sich Feinde gemacht. Er beurteilte die Menschen vorwiegend nach ihrem Verstande und konnte seinen Spott über Minderbegabte schwer zurückhalten. „Dummheit ist heilig", pflegte er mit einer Miene der Ehrfurcht zu sagen.

In religiöser Beziehung hat er eine ausgesprochene Stellung zum Christentum kaum eingenommen. Doch ging aus seinen Anschauungen und aus seinem Leben unzweifelhaft hervor, daß er das Bestehen einer sittlichen Weltordnung nicht nur anerkannte, sondern sie auch maßgebend sein ließ für sein Denken und Handeln.

Er war durch und durch Arbeitsmensch und sah offenbar den eigentlichen Zweck des Lebens in der Arbeit.

Zu bildender Lektüre hat er sich niemals die Zeit genommen und blieb vielleicht unter seinen Brüdern derjenige, der sich am wenigsten Allgemeinbildung angeeignet hatte, ein Mangel, der verdeckt wurde durch seinen scharfen Verstand und seine schnelle Fassungsgabe. Er schrieb einen bemerkenswert guten Stil, gedrängt und klar, dem man geistige Schulung und Disziplin anmerkte.

Neben den geschilderten Härten seines Charakters fehlten die weichen Seiten nicht. Wie hätte sich sonst eine ganze Schar von Bewunderern, Verehrern und aufrichtigen Freunden um ihn bilden können! Mit hingebender Wärme konnte er sich seiner Freunde und aller derjenigen annehmen, die seiner Hilfe und Unterstützung bedurften. Als Inhaber der Herrschaft Kalkuhnen in Kurland wurde er geradezu ein Wohltäter aller Armen und Bedürftigen seines Gebiets, da er sich der Witwen und Waisen annahm und viele Knaben auf seine Kosten hat erziehen und schulen lassen. Seinen Beamten und Untergebenen war er zwar ein vielfordernder, gestrenger Herr und Chef, ließ ihnen aber auch selbstverständlich alle Fürsorge angedeihen und trat stets für sie ein, wenn ihnen Unrecht geschah. Beamte, deren Wert er erkannt hatte, behandelte er wahrhaft human, ja fast mit Auszeichnung, und hob sie dadurch in ihrer Stellung; eine Behandlung, die viele seiner Beamten ihm mit unwandelbarer Treue und lebenslänglicher Anhänglichkeit vergolten haben. Sein Gemüt war so weich, daß er gelegentlich in einer Rede stecken blieb, wenn die Rührung ihn übermannte.

Oettingen war ein frühreifer Jüngling. Mit 18 Jahren bezog er die Universität Dorpat, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, und war bald mitten drin im studentischen Getriebe der Livonia als Oldermann, Senior und Ehrenrichter. Sein Studium in Dorpat währte indes nur zwei Jahre. Er unterbrach es, um es in Heidelberg zu beenden. Es hat sich in der Familie die Legende erhalten, als sei er in Dorpat für einen Studentenstreich, den er, selbst unschuldig, für einen Freund auf sich genommen habe, von der Universitätsobrigkeit relegiert worden. Dieser hatte in seinem stu-

deutschen Übermut ein Schilderhaus mitsamt seinem Wachtposten umgeworfen, so daß sein Insasse unter das Schilderhaus zu liegen kam. Der Übeltäter hätte durch seine Relegierung sein Studium aufgeben müssen, während August sowieso schon die Absicht hatte, die Universität Dorpat zu verlassen.

Aus seiner Heidelberger Studienzeit liegt uns ein Brief vor, der nach Form und Inhalt für die geistige Entwicklung des 21-jährigen Jünglings bezeichnend ist. Er schreibt am 4./16. Nov. 1844 in die Heimat:

„Bei Vangerow (einem berühmten Rechtslehrer) höre ich täglich dreieinhalb Stunden Pandekten. Von seiner Persönlichkeit und Lehrtalent habe ich Euch schon im Sommer geschrieben. Jetzt nun hat er in sein Haupthorn gestoßen, dessen Klang mächtig die großen Räume erfüllt und Hunderte von Wißbegierigen herbeizieht. Täglich höre ich die Theorie des gemeinen Zivilprozesses bei Prof. Morstadt. Es ist schwer, seinem Vortrag zu folgen, weil er sich in der Lebhaftigkeit seines Geistes und Temperaments allzusehr gehen läßt. Dennoch ist sein Vortrag angenehm und zeichnet sich noch besonders durch seine pikant-sarkastische Seite aus. Morstadt wird allgemein für verrückt und einen der tüchtigsten Köpfe Heidelbergs gehalten. Daß diese Qualitäten sich oft in der Welt vereint finden, ist leider konstatiert genug; ebenso wie umgekehrt Schwachköpfigkeit und Verrücktheit inkompatibel erscheinen! Der Hauptgegenstand meines Privatstudiums ist gegenwärtig das deutsche Privatrecht und neben diesem das Privatrecht unserer Provinzen nach dem Bungeschen Kompendium. Dies ist ein unübersehbares Feld, dessen Durcharbeitung Jahre erfordert! Wie werde ich mich freuen, wenn ich daheim einst als Jurist wirken könnte; hier will ich zunächst keine Mühe scheuen, um die notwendigste Grundlage zu legen! "

Nachdem Oettingen Italien bereist und Paris gesehen, kehrte er als frischgebackener Dr. jur. utr. im Frühjahr 1846 in die Heimat zurück.

Schon im September desselben Jahres verliert er seinen Vater; vom Landwaisengericht wird der 23-jährige junge Mann zum Kurator seiner verwitweten Mutter und Vormund seiner unmündigen Geschwister bestellt. Auch war er, wie in Livland üblich, da seine Ausbildung beendet war, gleich als Kirchspielsrichter in den Landesdienst eingespannt worden. Als solcher und als Verwalter des

väterlichen Nachlasses lebte er drei Jahre in Ludenhof und zog dann nach Riga, wo er in den ihm nacheinander übertragenen Ämtern, insbesondere als Sekretär der Bauereinführungskommission, eine umfassende Tätigkeit entfaltete. Diese Kommission war eine zur Durchführung der Bauerverordnung von 1849 ins Leben gerufene wichtige Behörde.

1853 kaufte er im Verein mit Hamilkar von Fölkersahm, mit dem er schon seit Jahren in freundschaftlicher Beziehung stand, den großen Kalkuhnenschen Güterkomplex „Kalkuhnen" in Kurland, den er nach dem 3 Jahre darauf erfolgten Tode Fölkersahms von dessen Erben ganz als Eigenbesitz übernahm.

Bald begann er sich als Politiker hervorzutun. Schon 1854 vereinigte der kaum 31-jährige Mann bei der Landmarschallswahl im Skrutinium die zweitmeisten Stimmen auf sich, und auf dem nächsten Landtag 1857 wurde er dann, 34-jährig, zum livländischen Landmarschall gewählt. Als solcher war er immerfort in Petersburg tätig, galt es doch, die letzte Phase der livländischen Agrargesetzgebung, die die Emanzipation des Bauernstandes vollendete, zum Abschluß zu bringen. Das Ergebnis der Arbeiten dieser Jahre war die livländische Bauerverordnung von 1860.

Durch den Grafen Alexander Keyserling, den damaligen Ritterschaftshauptmann von Estland, wurde er auch mit Bismarck bekannt, dem derzeitigen preußischen Gesandten am Hofe Alexanders II., eine Beziehung, die sich auch später mit dem Minister Bismarck fortsetzte. Aus jener Zeit stammt auch die Freundschaft der Söhne beider Männer.

Oettingen hatte das Glück, als Landmarschall mit einem Generalgouverneur zu tun zu haben, der vermöge seiner Bildung, seiner noblen Gesinnung und seiner Würdigung der deutschen Kultur und aristokratischen Landesverfassung der seiner Verwaltung unterstellten Provinzen stets ein warmer Freund und unerschrockener Fürsprecher der baltischen Interessen in Petersburg gewesen ist. Der General Fürst Suworow, ein Enkel des aus dem zweiten Koalitionskriege bekannten Feldmarschalls, geb. 1804, zum Teil deutsch erzogen, gestorben in Petersburg 1882, war im Jahre 1848 auf Fürsprache des Thronfolgers, des nachmaligen Kaisers Alexander II., zum Generalgouverneur ernannt worden. Der junge Alexander hatte mit Abscheu das unlautere Treiben der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit in den Konversionsjahren 1844/45 beurteilt und die Entfernung des

diese Treibereien insgeheim unterstützenden Generalgouverneurs Golowin bewirkt.

Am 16. März 1858 schreibt der Landmarschall August von Oettingen aus Petersburg:

„Suworow kämpft einen schweren Kampf mit wahrhaft ritterlichem Mut und bewunderungswürdiger Zähigkeit wegen unserer konfessionellen Interessen."

Zu diesem Ausspruch sei eine Schilderung der allgemeinen Lage der konfessionellen Frage gegeben, die ich dem Buch: „Bischof Ferdinand Walter, weiland Generalsuperintendent von Livland" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1891) entnehme: Im Januar 1857 hatten die Ritterschaften Liv- Est- und Kurlands Beschlüsse gefaßt, bei Sr. Majestät um Wiederherstellung der Glaubensfreiheit in den Ostseeprovinzen zu petitionieren, die durch das Kirchengesetz von 1832 tatsächlich aufgehoben war, indem, entgegen dem den Ostseeprovinzen privilegienmäßig verbürgten Recht, die Kinder gemischter Ehen zwischen Lutheranern und Griechisch-Orthodoxen zwangsläufig der griechisch-orthodoxen Kirche zugewiesen wurden. Die livländische Ritterschaft hatte eine Delegation von drei ritterschaftlichen Repräsentanten beauftragt, S. M. die Supplik zu unterbreiten. Der Generalgouverneur Fürst Suworow hielt diesen Schritt für völlig aussichtslos, weil der Kaiser Alexander II. es unter keinen Umständen wagen werde, die Bitte zu erfüllen. Er selbst wolle, da er innerlich mit der Bitte der Ritterschaft einverstanden sei, die Sache bei S. M. vertreten.

In seinem Alleruntertänigsten Rechenschaftsbericht für das Jahr 1857 befürwortete er denn auch:

Erstens, die von der griechischen Kirche reklamierten, ihr angeblich zugehörigen, aber diese Tatsache leugnenden Letten durch weltliche Gerichte unter seinem Vorsitz dieser oder jener Konfession zu überweisen.

Ferner stellte er sich ganz auf den geschichtlichen Boden und erkannte das Recht Livlands an, die Kinder aus gemischten Ehen durch ihre Eltern frei für ihre Konfession zu bestimmen, und betont die Rechtsverletzung des Kirchengesetzes von 1832.

Endlich betont er, daß er während seiner zehnjährigen Verwaltung Livlands die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß in politischer Hinsicht durchaus keine Notwendigkeit bestehe, in Glaubenssachen hier drückende Maßregeln zu ergreifen.

Eine Gegenschrift, im Auftrage des Innenministers Lanskoy verfaßt, widerlegte nun die vom Kaiser dem Ministerkomitee überwiesene Denkschrift Suworows. Diese erstaunlich oberflächliche, sich nur in Scheingründen bewegende Arbeit hatte aber doch den Erfolg, daß die vom Kaiser persönlich günstig aufgenommene Eingabe Suworows im Ministerkomitee abgelehnt und nun auch vom Kaiser abschlägig beschieden worden war.

In einer Audienz, die nun Suworow beim Kaiser hatte, entspinnt sich folgendes charakteristische Zwiegespräch:

Suworow: Wie kann der Minister wagen, E. M. eine so Arbeit zu überreichen!

S. M.: Schwatze nicht! Wie wagst Du es, die Arbeit so zu bezeichnen, nachdem ich gesagt habe, daß sie mich überzeugt und vermocht hat, Deinen Antrag zu verwerfen?

S.: Ich muß E. M. bitten, die Arbeit des Ministers widerlegen zu dürfen, denn sie ist nichts wert, sie arbeitet mit Scheingründen.

S. M.: Das magst Du tun.

S.: Ich bin überzeugt, Majestät werden einst alles zugestehen, um was ich bat, aber dann wird es zu spät sein.

S. M.: Jamais!

S.: Das Wort kommt E. M. nicht zu, denn Sie haben über die Zukunft nicht zu verfügen.

S. M.: Pour moi jamais.

S.: Auf für sich dürfen Sie für die Zukunft nichts abschneiden, auch Ihre Zukunft gehört nicht Ihnen!

„Die Entgegnung Suworows war durchaus schlagend und der Form nach meisterhaft, im Auftrage des Fürsten vom Landmarschall von Oettingen und dem Staatsrat Gerngroß in einer Nacht ausgearbeitet und vom Fürsten in allen Stücken gebilligt worden. Sie mußte auch den Kaiser von der sachlichen Richtigkeit der ministeriellen Einwände überzeugen.

Der Kaiser hatte die Schrift Suworows gelesen und der Kaiserin gesagt:

„Ich stimme persönlich mit Suworow ganz überein, kann nur jetzt nicht."

„Warum jetzt nicht?" hatte Suworow geantwortet. „Der Kaiser darf nichts fürchten, kennt auch keine Furcht. Aber seine miserable Umgebung, die Recht haben mag, sich zu fürchten, ist es, die ihm ins Ohr raunt: „Es geht jetzt nicht!"

Der Kaiser lud bald darauf den Fürsten Suworow ein, mit ihm gemeinsam das heilige Abendmahl zu feiern — ein besonderer Beweis Kaiserlicher Gnade. Suworow erbaute sich dabei sehr, prüfte sich während der heiligen Handlung über seine Schritte für die Protestanten und gelobte sich, lebenslang das Begonnene nicht liegen zu lassen.*)

Ein anderes Mal schreibt Oettingen aus Petersburg: „Unsere Feinde sind überaus mächtig: Dummheit und böser Wille und Ignoranz! Suworow wieder der einflußreiche Helfer."

Das Verhältnis zu Suworow war ein wahrhaft freundschaftliches. Aus dem Briefwechsel der beiden Männer geht hervor, welche Verehrung Oettingen zu Suworow und welche Liebe dieser zu dem jungen Landmarschall hegte, der dem Alter nach fast sein Sohn sein konnte, da er 20 Jahre jünger war als jener.

Als Landmarschall hatte Oettingen gelegentlich zwischen dem Generalgouverneur und den ritterschaftlichen Beamten der Justiz und Verwaltung zu vermitteln und entledigte sich solcher delikaten Aufgaben in so geschickter Weise, daß sein Verhältnis zu Suworow dadurch nur zu gewinnen schien.

Die Vertretung der Landesinteressen in der Residenz machte dem Landmarschall viel Arbeit und Sorgen. In einem Briefe aus dieser Zeit heißt es:

> „Im übrigen kann ich von mir nur sagen, daß ich mich noch immer in argem Arbeitsstühm mit intermittierendem Hagel von Ärger über die wilde Ehe von Blödsinn mit Gemeinheit und deren Bastarden befinde und nicht weiß, wann ich aus Petersburg werde zurückkehren können."

Im Jahre 1860 wurde Oettingen von der livländischen Ritterschaft einstimmig für das nächste Triennium zum Landmarschall wiedergewählt. Über den Hergang der Wahl schreibt sein Bruder Nikolai in einem Brief:

> „Gestern hatten wir den spannenden Augenblick der Landmarschallswahl. Zu Beginn der Wahl bittet der Kreisdeputierte George Transehe, politischer Gegner Augusts und sein Gegen-

*) Vielleicht hat es sich damals zugetragen, daß Suworow sich im Wartezimmer vor dem Kabinett des Kaisers vor einem Heiligenbilde in die Knie warf, lange betend vor ihm verharrte und dann in das Kabinett des Kaisers schritt. Dieses Benehmen erregte Aufsehen bei den im Wartezimmer anwesenden Personen.

kandidat bei dieser Wahl, ums Wort und erklärt, daß er Zeuge davon gewesen sei, wie unermüdlich und mit wie glänzendem Erfolge der Landmarschall in Petersburg für unsere Interessen gearbeitet habe, und daß seiner Meinung nach Livland bisher noch keinen tüchtigeren Vertreter gehabt habe, als den derzeitigen Landmarschall, weswegen er vorschlage, denselben Landmarschall einstimmig wiederzuwählen. Unter anderem bemerkte er auch, wie August ihm vor drei Jahren, als er Landmarschall geworden sei, gesagt habe, er werde ihn zwingen, ihn zu achten, und zu August wendend: „Sie haben Ihr Wort erfüllt!" Transehe schloß seine Rede mit der Erklärung, daß er das Amt eines Landmarschalls nicht annehmen würde, und sollte er auch einstimmig gewählt werden. Allgemeines Bravo erscholl im ganzen Saale; August dankte mit wenigen warmen Worten für die ihm gezollte Anerkennung und darauf wurde zur Wahl geschritten, deren unerwartet brillantes Resultat war: 139 Stimmen für ihn und 1 dagegen.

Die zur Eröffnung des Landtags von August gehaltene Rede hat bei allen vernünftigeren Leuten ungemein gefallen. Es gab allerdings auch solche, die sie tadelten, insbesondere: sie sei zu klug gewesen und er gebe immer zu verstehen, daß er allein ein kluger Kerl sei! Nach der Rede hatten wir uns Alle zu Suworow begeben, um ihm für seine vielfältigen Bemühungen fürs Land zu danken. Der Alte war ganz gerührt und schob die Anerkennung auf August zurück, als plötzlich der Uhlasche Staël ausrief: „Es lebe unser geliebter Fürst Suworow!" und wir Alle ihm ein dreimaliges Hurra brachten, das den Alten zu Tränen rührte."

Die Leitung seines großen Kalkuhnenschen Wirtschaftskomplexes, dem er durch sein zeitraubendes Landmarschallamt ganz entzogen wurde, sowie die völlig ungenügende Besoldung dieses mit vielen Repräsentationspflichten verbundenen Ehrenamts nötigten Oettingen indessen, ernstlich daran zu denken, sich von ihm zurückzuziehen. Noch vor Beendigung seines Triennums benutzte er daher den zum Februar 1862 einberufenen außerordentlichen Landtag, um sein Abschiedsgesuch einzureichen.

Kurz vorher war ein für das Land wichtiges und folgenschweres Ereignis eingetreten, nämlich die Abberufung des Fürsten Suworow, den der Kaiser zum Kriegs- und Generalgouverneuren von Petersburg ernannt hatte. Wie schwer dieser Abschied von beiden Seiten emp-

funden wurde, geht aus der Korrespondenz zwischen dem Fürsten und dem Landmarschall hervor, in der der Landmarschall u. a. schreibt:

„. Es wäre ja nicht zu glauben, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe und eigenen Ohren hörte, in welcher Weise Sie, durchlauchtigster Fürst, in allen Schichten der Bevölkerung des Landes vermißt werden. Wo nur immer Ihr Name genannt wird, sieht man Tränen in den Augen!
Was mich anlangt, so hat das Ereignis, daß Sie nach Petersburg berufen sind, für mich — incredibile dictu — ein erleichterndes Moment mit sich gebracht. Ich bin nämlich materiell so ruiniert, daß ich den mir noch bevorstehenden letzten Stoß, die neue Branntweinsakzise, nicht mehr ertragen kann. Ich muß daher nächster Tage meinen Abschied nehmen. Mein Amt war mir aber — und das habe ich vorzugsweise Ihnen zu verdanken — lieb geworden und es fiel mir schwer, mich davon zu trennen. Durch Ihren Rücktritt ist es mir leicht geworden."

Mit folgenden Worten gedachte der Landmarschall in seiner Eröffnungsrede zum Landtag 1862 des Verlustes, den das Land durch die Abberufung des Fürsten erlitten:

„. Gleichmäßig erreichbar für jeden, der seines Rats und seiner Hilfe bedurfte, war der Fürst Suworow nicht allein stets der gütige Tröster, sondern auch der tätige Helfer. Mit freundlichstem Wohlwollen begegnete er jedem Manne und jeder Situation bis in die geringste Sphäre und konnte das ohne Gefährdung seiner Würde, die in einem edlen Selbstbewußtsein verbürgt war. Die Interessen der seiner Verwaltung anvertrauten Lande standen ihm unvergleichlich höher, als die eigenen; bei Vertretung der ersteren kannte er keine Ängstlichkeit kein Zögern, kein Hindernis, das ihn von dem geraden Wege der gewissenhaftesten und strengsten Pflichterfüllung hätte ablenken können. Und, meine Herren, was seiner politischen Wirksamkeit in den Ostseelanden die Krone aufsetzt, war seine Vertretung seiner heiligsten Interessen, unserer Kirche. Er war selbst vom wahrhaften Geist des Christentums so lebendig durchdrungen, daß er konfessionelle Treue in allen Bekenntnissen am höchsten zu achten verstand; ihm verdanken wir die wiederholten Versuche zur Beseitigung der verfassungswidrigen Bedrückungen unserer Kirche, er war es, der zuletzt, während keiner der hochgestellten Staatsmänner den Mut hatte, diese Frage zu berühren, von neuem in diesem Sinne auftretend, die Allerhöchste Ernennung jener Kommission exportierte,

von deren Wirksamkeit ich mich berechtigt erachte, einen so heißersehnten, heilsamen Ausgang zu erwarten. Mit Stolz, meine Herren, blicken wir auf den Fürsten Suworow als unseren Mitbruder (Suworow war in die livländische Adelsmatrikel aufgenommen worden), er ist ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes, er sympathisiert von Herzen mit dem konservativen Element, das die traditionelle Basis unserer Körperschaft bildet "

Als Suworow auf privatem Wege von diesen Vorgängen auf dem Landtag erfuhr, war er tief gerührt und schrieb folgende Zeilen an den Landmarschall:

„Empfangen Sie, mein teurer Freund, mein alter Dienstgenosse, meinen tiefgefühltesten, wärmsten Dank für Ihre schönen Worte an den Landtag. Vielleicht haben Sie aus Freundschaft etwas übertrieben! Wohlan! Meine 14 Jahre sind leider auf immer um und ich werde bis zu meiner letzten Stunde mich der teuren Freundschaft freuen und rühmen. Sie haben Tränen aus meinen Augen fallen lassen. Sie haben zwei gute Seiten in meinem Leben und Wesen herausgesehen, die mich gar zu sehr schmeicheln und von denen man öffentlich noch nicht gesprochen und geschrieben hat."

Darauf anwortet ihm Oettingen:

„Nehmen Sie mir's nicht übel, durchlauchtigster Fürst, wenn ich diesen Vorwurf oder Verdacht aufs entschiedenste zurückweise. Was ich hinsichtlich Ihrer Person hinter Ihrem Rücken auf dem Landtage gesagt habe, verantworte ich vor dem jüngsten Gericht! Wenn Sie in meiner Kritik finden, daß ich Seiten aufgefaßt, die man früher öffentlich nicht berührt hatte, so bitte ich Sie, meiner Eigenliebe zu Gefallen es zuzugeben, daß ich doch immer eine glückliche Gabe in der Menschenkenntnis und -beurteilung bewiesen habe. Es ist, möchte ich sagen, die einzige Fähigkeit, mit der der Schöpfer mich besonders bedacht hat. Ich bitte Sie also, durchlauchtigster Fürst, in Ihrem gütigen Wohlwollen zu mir so weit zu gehen, Alles zu ertragen, was ich hinsichtlich Ihrer Person hinter Ihrem Rücken sage! "

Dem Landtag 1862 hatte Oettingen sein Abschiedsgesuch eingereicht. Ausgehend von dem Motiv, daß es seine ökonomischen Verhältnisse seien, die ihn zu diesem Schritt zwängen, benutzte er zugleich die Gelegenheit, eingehend darzulegen, mit welchen formellen und materiellen Schwierigkeiten die derzeitige Stellung eines Landmarschalls im Vergleich zu früher verbunden sei, und schlug vor, das

Gehalt desselben von 1800 auf 6000 Rbl. jährlich festzusetzen und die Tagegelder für den Aufenthalt in Petersburg von 14 Rbl. 29 Kop. auf 30 Rbl. zu erhöhen, „und" — wie er in einem Privatgespräch hinzusetzte — „solchergestalt hege ich die Hoffnung, daß der künftige Landmarschall weniger als der gegenwärtige dem Hungertode ausgesetzt sein wird!"

Der Landtag gab dem Bedauern über den Rücktritt des Landmarschalls lebhaften Ausdruck. Der Kreisdeputierte G. von Transehe trat an den Stab und sagte: „Er glaube gewiß den Empfindungen des ganzen Saales Ausdruck zu verleihen, wenn er dieses Bedauern hier ausspräche und es beklage, daß die Ritterschaft ihren bisherigen Vertreter verliere" Die Versammlung beantwortete diese Worte mit einmütiger Akklamation und allgemeinem Erheben von den Sitzen.

Der objektive Bruder Eduard gibt seinem Bruder August in einem Brief an seine Frau das Zeugnis, daß „unter allen Kräften des Landes kein Einziger zu finden sei, der sein Fell nur annähernd so zu Markte trage und so eingehende Kenntnis der in- und auswärtigen Verhältnisse des Landes habe, wie er."

Die Muße und Ausspannung, die sich Oettingen nach Niederlegung seines aufreibenden Amtes gönnen wollte, sollte nicht lange dauern. Am Kaiserlichen Hofe persona grata — im März 1862 war er zum Kammerherrn ernannt worden —, durch seine Tätigkeit in den maßgebenden Kreisen der Residenz als tüchtige Arbeitskraft bekannt geworden, erhielt er im Sommer 1862 das verantwortungsvolle Amt eines Zivilgouverneurs von Livland, das er im Interesse des Landes natürlich nicht ablehnen konnte. So trat er denn am 1. Juli des Jahres sein neues Amt in Riga an, gerade zu der Zeit, als der Besuch des Kaisers Alexander II. und der Kaiserin Maria in Riga erwartet wurde, und hatte gleich alle Hände voll zu tun, um gemeinsam mit der Repräsentation der Ritterschaft den Empfang des hohen Besuchs würdig vorzubereiten.

Aus der Zwischenzeit sind einige originelle Briefe des Fürsten Suworow erhalten, denen ich folgende Stellen entnehme:

„Unsere Herrin und Gebieterin ist sehr, sehr mit Ihrem Briefe zufrieden (offenbar der Dank für das Geschenk eines Bildes der Kaiserin). Sie hat mir befohlen, Ihnen in Ihrem Namen sehr zu danken. Ein Passus Ihres Briefes hat J. M. besonders gefreut und gefallen, das ist der vorletzte; wenn Sie eine Kopie haben, werden Sie finden, was die Herrin gesagt haben mag, nämlich: Elle compte sur vous et sur vos services

futures —, das muß ich Ihnen besonders sagen. Ich umarme Sie und Ihre hübschen Kinder und lege mich Ihrer Gemahlin zu Füßen."

Und ein anderes Mal:

„Unsere Herrin hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, sie will Sie sehen. Kommen Sie also nach Zarskoje recht bald!"

Und endlich:

„Ich sehe Ihre unausstehliche Exzellenz nie! Die Kaiserin will Sie auf dem Ball sehen, will Sie bei sich bewirten, und Sie sind so ungeschickt, daß Sie nicht vorgestellt sind! Ich habe das versprochen Ihrer Majestät. Man will Sie sehen, man will Sie näher kennen lernen!

Garnicht der Ihrige, weil ich Sie nicht sehe!

Suworow."

Durch seinen Abgang als Landmarschall und seine Ernennung zum Zivilgouverneur von Livland war Oettingen aus dem kommunalen Landesdienst in den Staatsdienst getreten und nahm sich nun dieses Amts mit dem ihm eigentümlichen ungestümen Arbeitseifer an. In einem Briefe schreibt er nach einer angreifenden Revisionsreise der Behörden des Landes:

„Das ist ein schreckliches Geschäft, dessen gewissenhafte Wahrnehmung mich um den letzten Rest von Verstand bringt. Es ist ein Hundeposten, dieses livländische Gouvernementsamt, nachdem es während Dezennien in den Dreck getreten worden. Ich bin bisweilen so müde, daß ich an der Möglichkeit der Fortsetzung des Amtes zu zweifeln beginne; hat man sich dann wieder etwas erholt, so wirft man sich allerdings auch wieder mit frischerem Mut ins Geschirr."

Ganz besonders interessant ist seine private Korrespondenz mit seinem direkten Vorgesetzten, dem gebildeten, klugen und den Ostseeprovinzen wohlgesinnten Minister des Innern Walujew, aus der einige Proben hier folgen mögen — Zeichen der persönlichen Vertrauensstellung der beiden Männer zueinander neben der offiziellen Stellung des untergebenen Beamten zu seinem Chef. Gleich im ersten Brief lesen wir:

„Zum ersten Mal ist's, hochverehrter Herr Minister, daß Ew. Exzellenz von mir aus meiner gegenwärtigen Stellung mit einem Privatbrief behelligt werden. Daß ich mir überhaupt herausnehme, Ihnen privatim zu schreiben und es nicht lieber vorziehe, zu schweigen, das bitte ich durch mein Bestreben

zu rechtfertigen, in meinem Beruf mehr als ein toter Buchstabe zu sein, aus dem leidigen „Tschinowniktum" hinauszutreten und der gütigen und humanen Meinung, mit welcher Sie mich bisher beehrten, auch in dem Falle durch die Tat zu entsprechen, wo letztere mir unbequem ist oder schwer fällt "

In der nun folgenden, sehr ausführlichen, freimütigen Darlegung verschiedener Notstände der Provinz und ihrer Interessen wird insbesondere der konfessionellen Frage gedacht, die darin bestand, daß die in den 40-er Jahren zu Tausenden zum Übertritt aus der lutherischen in die griechisch-orthodoxe Kirche verlockten Esten und Letten nun mit Macht in ihre alte Kirche zurückströmten und bei der gesetzlichen Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Dranges sich eine wachsende Gärung unter dem Landvolk bemerkbar machte.

„Es bildet diese Sachlage den wunden Punkt, an welchem die Stimmung der Provinz die härteste Prüfung erleidet; und hart ist es unleugbar, von einer Regierung den Gewissenszwang aufrechterhalten zu sehen, die sich im Übrigen durch Befolgung der freisinnigsten Tendenzen auszeichnet, ja die bei Reorganisation des Strafverfahrens sogar an das freie Gewissen der Staatsbürger zu appellieren gesonnen ist! Ich bitte Sie, hochverehrter Herr Minister, dringend, sich dieser Situation ernstlich anzunehmen. Wenn ich hierin zudringlich erscheine, so bitte ich Sie, sich dessen zu erinnern, daß ich gewißlich kein politischer — und noch weniger konfessioneller — Schwärmer bin, daß es mithin mir völlig objektiv als eine unaufschiebbare Notwendigkeit erscheint, der in dieser Beziehung so unverkennbaren Forderung der Zeit tatsächlich und ausdrücklich Rechnung zu tragen. Daß ich Ihnen darüber schreibe, weiß Niemand."

Mit welchem Freimut er auch in persönlichen Dingen an den Minister schreibt, beweist folgende Stelle desselben Berichts:

„Ich befinde mich bereits im 2. Semester meiner neuen amtlichen Funktion, aber immer noch bei der äußersten Fastenration meines Unterhalts. 3400 Rbl. jährlich macht jegliches, wenn auch noch so bescheidenes Budget unmöglich. Ich bitte daher nicht allein um die übliche Zulage, sondern auch womöglich um Nachzahlung derselben, vom Tage meiner Ernennung ab gerechnet. Zur Einrichtung bekam ich nichts. Das Gesetz spricht mir 900 Rbl. zu, also gerade soviel, als eine Reiseequipage kostet. Mein Vorgänger, der als Garçon lebte und

ein reicher Mann war, erhielt zur Einrichtung 5900 Rbl. und zwar vor 15 Jahren, wo alles wohlfeiler war als jetzt. Ich glaube, ohne den Schein der Unbescheidenheit auf mich zu ziehen, die Bitte wagen zu dürfen, daß die Staatsregierung mich wenigstens nicht geringer einschätze, als meinen Vorgänger Essen. Also, hochverehrter Herr Minister, lassen Sie mich nicht hungern, schon um der Empfehlung willen, die der Apostel Paulus im ersten Briefe des Timotheus gibt, Kap. 5. V. 18, — und Paulus war ein großer Staatsmann!"[1])

In der liebenswürdigen Antwort des Ministers heißt es:

„Ich kann mich kaum erinnern, einen so langen Brief mit soviel Vergnügen durchgelesen zu haben Betreffend Gehaltszulage habe ich die nötigen Weisungen erteilt. Ew. Exzellenz müssen sie vom Tage Ihrer Ernennung ab erhalten; die übliche Einrichtungssumme wird gleichfalls ausgezahlt werden. Über die konfessionelle Frage hoffe ich mich mündlich mit Ihnen auszusprechen."

Die konfessionelle Frage kehrt in allen Privatberichten des Gouverneurs an den Minister wieder. Ich entnehme aus ihnen zur Beleuchtung der Sache noch folgende Stellen:

26. 2. 63: „Was früher nicht vorkam, erscheint jetzt wiederholentlich und zwar in allen Schichten der Bevölkerung: die ungesetzliche lutherische Taufe der aus gemischten Ehen hervorgegangenen Progenituren. Dieser Erscheinung gegenüber verhält sich die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit im Ganzen passiv; nur ein einziger Fall ist vom Erzbischof gerichtlich anhängig gemacht worden, obgleich es eine Menge von Fällen gibt, wo Kinder aus gemischten Ehen entweder noch garnicht getauft sind oder von protestantischer Laienhand die sogenannte Nottaufe empfangen haben. Die desfallsige gerichtliche Prozedur war kurz und einfach: die Angeklagten stellen sich willig, leugnen nichts und deponieren vor Gericht, daß sie, wohl wissend, damit dem strafenden Arm der Gerechtigkeit verfallen zu sein, dennoch es haben vorziehen müssen, der Stimme ihres Gewissens Folge zu leisten und ihre Kinder nicht einem Bekenntnis zu weihen, dem sie nicht aus Überzeugung angehören. Bei Überreichung hierbei folgender Bittschriften baten die Leute flehentlich, ihren Notstand und ihre sich daran knüpfende Bitte Sr. Majestät zu unterbreiten.

[1]) Das angezogene Zitat aus der Bibel lautet: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden" und: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert."

Ich habe den Leuten erklären müssen, daß ich zur Entgegennahme solcher Suppliken nicht berechtigt sei."

Die wiederholten Beschwerden der livländischen Ritterschaft hatten den Kaiser bewogen, eine besondere Kommission in Petersburg niederzusetzen, zu der auch August Oettingen, nicht als Landmarschall, sondern als Vertrauensmann Seiner Majestät gehörte. Diese Kommission sollte die religiös-kirchlichen Verhältnisse des Landes untersuchen. Den Tagebüchern des Fürsten Paul Lieven, seines Nachfolgers im Amt des Landmarschalls (1862—1866), entnehme ich über die Tätigkeit Oettingens in Petersburg in rebus graecis i. J. 1863:

14. 4.: „Am heutigen Tage vereinigten sich die Vertreter der baltischen Provinzen definitiv zur Übergabe einer gemeinsamen Adresse. Mit Oettingen fand ferner eine Einigung darüber statt, im Falle bei der bevorstehenden Vorstellung eine Gelegenheit sich bieten sollte, einige Worte an Seine Majestät zu richten, diese Gelegenheit zu benutzen, um dem Drängen der Bevölkerung in den Provinzen nach Gewissensfreiheit Ausdruck zu geben und gleichzeitig hervorzuheben, wie die Vorgänge in Litauen[1]) auf den Verkauf des Bauerlandes in den Ostseeprovinzen einen störenden Einfluß ausübten."

„Es knüpfte sich hieran ein ausführliches Gespräch über die konfessionelle Frage, in dem Oettingen die gegenwärtige Sachlage auseinandersetzte und über die vom Komitee in religiösen Angelegenheiten getanen Schritte ausführlich berichtete."

17. 4.: „Zu Mittag versammelte sich der größte Teil der baltischen Vertreter im Hotel zu einem Diner. Als nur noch ein kleiner Teil der Gäste zurückgeblieben war, referierte Oettingen über seine Audienz beim Kaiser am 15. Nachdem er die nachteilige Wirkung geschildert, welche die litauische Maßregel auf den Verkauf des Bauerlandes in Livland ausgeübt habe, ging er auf die religiöse Frage über, wobei dem Kaiser anzusehen war, daß er auf ein ernstes Gespräch nicht gefaßt gewesen und diese Wendung der Unterhaltung ihn unvorbereitet traf. Oettingen hob hervor, wie, nachdem die Sitzungen des konfessionellen Komitees geschlossen worden und er mit dem Grafen Keyserling zum letzten Mal die Ehre gehabt, über diesen Gegenstand mit dem Kaiser zu sprechen, bereits über ein Jahr verflossen sei. Seine Majestät habe damals versprochen, die Gleichstellung der Konfessionen in Polen zu restituieren und, da die Ostsee-

[1]) In Litauen fand eine zwangsweise Enteignung des Großgrundbesitzes zu Gunsten anzusiedelnder griechisch-orthodoxer Bauern statt.

provinzen in dieser Beziehung immer mit Polen gleichen Schritt gehalten, diesen Moment abzuwarten, um den deutschen Ostseeprovinzen ihre heiligsten Wünsche zu gewähren. Es seien keine offiziellen Nachrichten über die in Polen gemachten Zustände bekannt geworden; indes verbreite sich das Gerücht, daß die Gleichstellung der Konfessionen in Polen faktisch eingetreten sei. Wenn nun angenommen werde, daß den aufrührerischen Polen das gewährt worden, worum die getreuen Ostseeprovinzen so oft und so dringend gebeten, so spanne dieser Zustand die Erwartung in Livland auf das höchste, und das um so mehr, als man den Zusammenhang kenne, in welchem die konfessionelle Frage, zum Nachteil der Ostseeprovinzen, mit Polen gestanden. Der Kaiser schien über diese Wendung des Gesprächs zu überrascht, um eine bestimmte Antwort zu geben, und sagte dann, was er später den Vertretern der Ritterschaften wiederholt hat. Hierauf seufzte er tief auf und befahl, die drei Vertreter der Ostseeprovinzen zu rufen. Oettingen verließ den Kaiser mit dem Gefühl, von einer schweren Last befreit zu sein, indem er alles gesagt, was zu sagen er für seine Schuldigkeit gehalten hatte."

Die fortdauernden Unruhen in Livland und das intrigante Spiel der griechischen Geistlichkeit veranlaßten den Kaiser, seinen Flügeladjutanten, den Grafen Bobrinsky, nach Livland zu entsenden, der über die konfessionellen Verhältnisse des Landes wahrheitsgetreuen Immediatbericht erstatten sollte.

Die Reise dieses Abgesandten fand etwa im April 1864 statt. Über den Befund seiner Untersuchungen erfuhr man zunächst noch nichts. Die griechische Geistlichkeit ließ sich indes durch diese kaiserliche Maßnahme zunächst nicht stören, wie aus folgendem Bericht des Gouverneurs vom 1. 6. 1864 an den Minister des Innern hervorgeht:

„Eine auffällige Erscheinung habe ich zu melden, daß in mehreren Kreisen gleichzeitig die griechisch-orthodoxen Geistlichen Versammlungen von Bauern bei sich abhalten (vorgeblich auf höheren Befehl), in welchen die Leute darüber befragt werden, ob sie es nicht vorzögen, statt „Privatbauern" zu sein, „Kronsbauern" zu werden und die Agrargesetzgebung für Litauen zu erhalten. Wenn solche Fragen, wie sehr natürlich, von den Bauern bejaht werden, machen die Geistlichen darauf aufmerksam, daß der Kaiser sehr geneigt sei, der hiesigen Bevölkerung die litauische Bauerverordnung zu geben, sich aber nur dadurch behindert sehe, daß die Bevölkerung nicht rein zur griechisch-orthodoxen Kirche gehöre. Ferner wird von den

Geistlichen verbreitet, daß der vor einigen Wochen hier erschienene Graf Bobrinsky kein Kaiserlicher Bote, sondern ein Mietling der Gutsbesitzer gewesen sei. Alle diese Maneuvres können nicht verfehlen, die Voraussetzung zu bekräftigen, daß diesen Erscheinungen ein mot d'ordre der höheren Geistlichkeit zu Grunde liege."

Um diese Zeit war nämlich der litauische Erzbischof Platon nach brutaler Niederwerfung der „unierten" Kirche in Polen und Litauen (eines Bekenntnisses, das mit griechisch-orthodoxen und römisch-katholischen Elementen durchsetzt war) nach Riga versetzt worden, um hier mit einem Stabe geschulter geistlicher Helfer das Zerstörungswerk an der livländischen evangelisch-lutherischen Landeskirche zu betreiben.

Der Alleruntertänigste Bericht des Grafen Bobrinsky aber hatte folgenden Wortlaut:

„Ew. Majestät! Es ist mir sowohl als Rechtgläubigem, wie auch als Russen peinlich gewesen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses offiziellen Betruges zu sehen. Nicht die freimütigen Worte dieser unglücklichen Familien, die sich an Ew. Majestät wenden mit der zwar demütigen, doch heißen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren die Religion nach dem Zuge ihres Gewissens zu bekennen, nicht diese offenherzigen und rührenden Äußerungen ihrer Gefühle sind es, welche auf mich einen so peinlichen Eindruck gemacht haben, sondern dies namentlich, daß dieser Gewissenszwang und dieser allen bekannte offizielle Betrug unzertrennlich verknüpft sind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit. Um aus dieser Lage herauszukommen, bietet sich nur ein Ausweg dar: im Schoße der rechtgläubigen Kirche nur diejenigen Einwohner zu behalten, die sich wirklich zur Rechtgläubigkeit bekennen, unter Freistellung an alle Übrigen, in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einzig dem Zuge ihres Gewissens zu folgen."

Dieser Bericht hatte einer ad hoc ernannten Kommission in Petersburg, welcher der Kaiser persönlich präsidierte, einen günstigen Eindruck gemacht, und man wäre auch zu einem Resultat gelangt, wenn der Erzbischof Platon nicht dringend gebeten hätte, ihm zu gestatten, vorher eine Reise durch Livland zu machen, um sich persönlich im Lande über die Sache zu informieren. Der Kaiser hatte dieser Bitte nachgegeben, und die Entscheidung der Kommission sollte bis zum Eingang seines Berichts verschoben werden. Die Reise fand im Juni/Juli 1864 statt, worüber der Gouverneur dem Minister Walujew wie folgt berichtet:

10. 7. 64: „Soll die gegenwärtige Wirksamkeit des Erzbischofs nebst niederer Geistlichkeit in Livland kurz charakterisiert werden, so kann sie nur als eine bis zum äußersten perniziöse agrarpolitische Wühlerei bezeichnet werden. Ich kann nicht umhin, zu versichern, daß das Maß der Perfidie und Intrigue der pseudo-griechischen Kirche und ihrer Diener in Livland übervoll ist; wenn diese Wirtschaft ungestört fortgeht, so wird Ärgernis und Erbitterung in allen Schichten der Bevölkerung die beklagenswerte Folge sein. Auf seiner Rundreise hat der Erzbischof Leute, die es wagten, ihre Bitten um Gewissensfreiheit zu äußern, en canaille traktiert, ja sie „Schweine" öffentlich geheißen und namentlich erklärt, er sei nicht gekommen, diese zu hören, sondern ausschließlich die treuen Glieder der Kirche. Er brauche sie nicht, sie könnten fortlaufen, wohin sie wollten! Wenn es möglich wäre, fernere Reisen Platons zu hindern, so wäre das ein wahres Glück. Mir scheint überhaupt seine Abberufung unerläßlich, um ferneres Übel zu vermeiden, denn mit der gegenwärtigen Hohen Eminenz wird es bei uns nicht gut enden, wenn er länger bleibt!"

10. 12. 64: „In große Verlegenheit brachten mich mehrere Gruppen von Bittstellern, die da verlangten, daß den protestantischen Pastoren befohlen werde, sie in die lutherische Kirche aufzunehmen, weil der Erzbischof, wenngleich er sie „Schweine" geschimpft habe, doch die Güte gehabt habe, sie aus dem Verbande der orthodoxen Kirche zu entlassen. Was die Annahme der Bitten anlangt, so ist mit den Bittenden nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren worden, ein Verfahren, das sich freilich vor dem sittlichen Richter schwer würde rechtfertigen lassen!"

Kaiser Alexander II. war über diese kirchlichen Wirren sehr beunruhigt, wagte es aber der russischen öffentlichen Meinung und dem Einfluß der griechischen Geistlichkeit gegenüber nicht, den kirchlichen Rechtszustand in den Ostseeprovinzen wiederherzustellen. Seinem persönlichen Empfinden nach hätte er allen seinen Untertanen die Gewissensfreiheit gewährt. So wurde denn nach jahrelangem Schwanken ein Ausweg dadurch gefunden, daß der Kaiser durch eine geheime Kabinettsorder vom März 1865 die Aufhebung des Reversalzwanges anordnete, alle „illegalen" Übertritte zur lutherischen Kirche duldete, die Prozesse der durch Aufnahme der Rekonvertiten in die evangelische Kirche dem Kriminalgesetz verfallenen lutherischen Pastoren niederschlagen ließ und damit tatsächlich die Außerkraftsetzung des Hauptpunktes des Kirchengesetzes von 1832 aussprach — freilich nicht durch ein Gesetz, sondern durch kaiserliche Verfügung.

Diese Maßregel, die dem Lande einen wohltuenden religiösen Waffenstillstand gewährte, war durch unabläßige Bemühungen der Ritterschaft dem Kaiser abgerungen worden. Alexander III. blieb es vorbehalten, ihn zu brechen und damit einer neuen Glaubensverfolgung die Bahn zu öffnen.

Der Erzbischof Platon aber wurde bald nach Erlaß der Kaiserlichen Kabinettsorder wegen fortgesetzter Renitenz gegen kaiserliche Befehle vom Ostseestrande nach Nowotscherkask an das Asowsche Meer versetzt.

Als Beispiele dafür, wie Oettingen es sich angelegen sein ließ, für die Beamten seines Ressorts einzutreten, seien einige Stellen aus einem Privatbericht an den Minister hergesetzt:

5. 12. 66: „Ich benutze die Gelegenheit, um Ew. Hohen Exzellenz statt mündlichen Vortrags mittelst einiger Zeilen nachstehend einige Bitten ergebenst zu unterbreiten: Mein General (der Generalgouverneur, General Albedinsky) teilt mir mit, daß der Herr Minister des Innern ihm gesagt habe, nicht allein für meinen Kollegen, den Vizegouverneur von Cube zu Neujahr eine Rangbeförderung herbeizuführen, sondern „que le ministre croyait de toute justice, d'accorder d'abord à quelqu'un d'autre, ce qu'on sollicitait pour le Vice-Gouverneur“ Diese ministerielle Andeutung schließt nicht die Möglichkeit aus, daß Sie dabei meiner gedacht hätten. Irre ich mich hierin, so bitte ich meine an diese Mutmaßung sich knüpfende Bitte als nicht verlautbart zu betrachten. Habe ich aber richtig geraten, so ersuche ich Sie dringend, von mir in casu ganz absehen zu wollen, weil einerseits ich sehr jung in meinem Rang bin und daher keine Beförderung verdiene und weil andererseits mir die Freude, meinem Kollegen Cube die Rangbeförderung erbeten zu haben, getrübt wäre, wenn meine Bemühungen zugleich den Schein zuließen, als hätte ich dabei eigennützig verfahren können.“

In demselben Bericht findet sich folgender originelle Passus in einer anderen delikaten Angelegenheit:

„Die uns vom künftigen Jahr ab oktroyierte Ökonomie von 3000 Rbl. im Etat der Gouvernementsverwaltung bin ich nur dadurch zu machen im Stande, daß ich diesen Betrag von meiner Gage in Abzug bringe, was ich auch offiziell Ihnen zu unterlegen die Ehre haben werde. Mir ist diese Kürzung meiner Mittel viel erträglicher, als etwaige, den schlecht dotierten Beamten zu machende Abzüge; und die Zahl unserer Beamten zu kürzen, ist schier unmöglich, wenn man berücksichtigt, daß wir es hier ex officio mit

mindestens 4 Sprachen zu tun haben. Ich teile Ihnen dies im Voraus mit, um Sie zu ersuchen, mich nicht etwa noch besondere Vorschläge machen zu lassen, sondern mein Anerbieten zu akzeptieren, mit dem ich durchaus kein unerträgliches Opfer bringe, da es mich berechtigen wird, alle repräsentativen Lebensäußerungen zessieren zu lassen, wodurch die 3000 Rbl. erspart werden können."

Auf den ablehnenden Bescheid des Ministers, das Anerbieten des Gouverneurs anzunehmen, antwortet dieser noch dringender, aber vergeblich. Das Budget wurde um 3000 Rbl. gekürzt und der generöse Gouverneur verrechnete von sich aus die Ersparnisse des Fiskus auf seine Gage.

Die Korrespondenz wurde nur erwähnt, weil die Sache einer gewissen Pikanterie nicht entbehrt, sowie, um den livländischen Gouverneur in seinem charakteristischen Lichte zu zeigen. Es dürfte schwerlich einen russischen Gouverneur gegeben haben, der eine so großzügige und noble Gesinnung gehegt und mit so unabhängigem Freimut mit seinem Chef, dem Minister des Innern, verkehrt hätte.

Dieser Freimut war es auch, der Oettingen zu einer persona grata bei den Allerhöchsten Herrschaften machte. Von der Zuneigung der Kaiserin (einer hessischen Prinzessin) zu ihm haben wir schon gesprochen. Aber auch der Kaiser Alexander II. bezeigte ihm wiederholt sein Wohlwollen, zog ihn zur Kaiserlichen Tafel und schätzte seinen Rat und seine Talente. Dem Generalgouverneur Albedinsky hatte sich der Kaiser gelegentlich sehr anerkennend über sein organisatorisches Talent geäußert, so daß man von befreundeter Seite in Livland zu fürchten begann, diese Anerkennung könne seine Abberufung zu einer einflußreichen Stellung in Petersburg zur Folge haben.

Gelegentlich eines Empfanges der Adelsmarschälle des Reichs hatte der Kaiser in der Reihe der vorzustellenden Herren ihn mit den Worten: „Ah! Oettingen ist da" herzlich begrüßt und ihn sofort in sein Kabinett gezogen, wo er eine Stunde lang im tête-à-tête mit ihm blieb, während alle übrigen Herren warten mußten. Ihr begreiflicher Unmut wurde — wie ein russischer Augenzeuge später erzählte — dadurch gemildert, „daß man es wußte, daß der Kaiser Oettingen wegen Erziehung seiner Söhne zu Rate zu ziehen pflegte" Von einem solchen Einfluß ist freilich der Familie nichts bekannt geworden.

In den vorschriftmäßigen Jahresberichten des Gouverneurs an den Kaiser hat Oettingen eine Unabhängigkeit und einen Freimut geübt, den sich ein anderer Gouverneur nicht würde gestattet haben. Freilich

war Alexander II. auch ein Mann, der das Verdienst anderer zu schätzen wußte und gelten ließ; und wenn die nervöse Reizbarkeit dieses edlen, wohlmeinenden, aber schwachen und schwankenden Herrschers im letzten Jahrzehnt seines Lebens seine Stimmung nicht mehr und mehr verdüstert und ihn unnahbar gemacht hätte, so wären so manche Übergriffe der übelwollenden russischen Bürokratie den Ostseeprovinzen erspart geblieben.

Eine hübsche Anekdote über das Verhältnis des Kaisers zu August von Oettingen will ich noch wiedergeben:

Als im Salon des Kaisers einmal Zigaretten gereicht wurden, lehnte Oettingen ab mit den Worten: „Danke, ich rauche nur Zigarren." Nichtachtend der Bewegung, die ob dieser freimütigen Äußerung in der Hofgesellschaft entstand, ließ der Kaiser seinem Gast Zigarren reichen und erkundigte sich bei anderen Fällen gelegentlich danach, ob Oettingen auch seine Zigarren erhalten habe.

Am 15. Juni 1867 passierte der Kaiser, von einer Reise zurückkehrend, Riga und wurde von der Ritterschaft im Ritterhause feierlich empfangen. Bei dieser Gelegenheit hielt er an den versammelten Adel eine Ansprache, in der er u. a. sagte: „Ich wünsche, meine Herren, Sie möchten nicht vergessen, daß auch Sie zu der einen russischen Familie gehören und einen Teil Rußlands bilden, für welches Ihre Väter und Brüder und viele von Ihnen selbst ihr Blut verspritzt haben." Hatten schon diese Worte bei einem Teil der Anwesenden eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen, als läge in ihnen ein Hinweis auf eine bevorstehende Russifizierung, der man sich nicht zu widersetzen hätte, so schienen die bald folgenden Ereignisse diesem Verdacht Recht zu geben.

„In Anlaß eines deutsch abgefaßten Berichts eines der lutherischen Provinzialkonsistorien im Jahre 1847 an das Ministerium des Innern war am 3. Januar 1850 ein Allerhöchster Ukas ergangen, der die russische Geschäftsverhandlung für alle „Kronsbehörden" der Provinzen zum Prinzip erhob, die Ausführung indes einer späteren Zeit vorbehielt. Darüber waren Jahre verstrichen, ohne daß man an die Erfüllung gegangen wäre. Da bricht der polnische Aufstand aus (1862—1864), wird niedergeschlagen und in den westlichen Provinzen werden die bekannten Maßregeln zur Ausrottung der polnischen Sprache in Aktion gebracht. Nun scheint es nicht mehr möglich, länger zu säumen" (Schirren).

Nach vielfachen Beratungen in den betreffenden Ministerien erscheint am 1. Juli 1867 ein Allerhöchster Ukas, der die Erfüllung

des Kaiserlichen Willens von 1850 fordert, zugleich mit der Gründung eines russischen „Kronsgymnasiums" in Riga und verstärktem russischen Unterricht in den Schulen des Landes.

Nach livländischem Recht gab es keinen Unterschied zwischen Krons- und anderen Behörden, alle, auch die vom Staate besetzten und verwalteteten Behörden galten als „Landesbehörden" schlechthin mit dem verbrieften Recht deutscher Geschäftsführung.

Man kann sich denken, welche Bestürzung dieser Befehl im Lande hervorrief. Oettingen, als Chef der livländischen Gouvernementsverwaltung, wurde in allererster Linie von ihm betroffen. Denn ihr vor allem war die Russifizierung oktroyiert worden. Er war entschlossen, wenn der Befehl in aller Strenge würde durchgeführt werden, als Gouverneur seinen Abschied zu nehmen.

Überdies hatte er über die Stimmung in Petersburg so peinliche Eindrücke empfangen, daß er überhaupt den Rücktritt von seinem Amt als Frage der nächsten Zukunft glaubte ansehen zu müssen.

Einem Freunde gegenüber hatte er den Ausspruch getan: „Die Wellen gehen uns über den Kopf und der in Deutschland eingetretene Umschwung ist ein Motiv mehr geworden, uns den Hals umzudrehen."

Der livländische Landtag vom November 1867 hatte Veranlassung, sich mit dem Allerhöchsten Ukas vom 1. Juli 1867 zu beschäftigen, wobei Oettingens Bruder Nikolai eine führende Rolle spielte. In Ansehung des Ernstes und symptomatischen Charakters der Sache wurde beschlossen, sich mit einer motivierten Supplik an Kaiserl. Majestät zu wenden, die um Abänderung der verfassungswidrigen Verordnung bat. Dem Einfluß des Generalgouverneurs Albedinsky war es gelungen, den Kaiser zu veranlassen, den Empfang der Supplik durch den Landmarschall von Lilienfeld abzulehnen, ein Vorgang, der in der Geschichte des Landes ohne Beispiel war und ein wesentliches, privilegienmäßig feststehendes Recht der Ritterschaft in Frage stellte.

Auf seine guten Beziehungen zur Person des Kaisers vertrauend, übernahm es der livländische Gouverneur, mit dem Kaiser zu sprechen.

„In Petersburg", schreibt er am 26. 12. 1867 an einen seiner Brüder, „richtete sich mein Wirken hauptsächlich darauf, einsehen zu machen, daß der Kaiser durch Ablehnung der nicht gelesenen Adresse den Schein einer wohl nicht beabsichtigten Härte gegen die livländische Ritterschaft auf sich zöge und daß, wenn auch der Kaiser die Überreichung derselben durch den Landmarschall verboten — was

nämlich in optima forma durch den Generalgouverneur geschehen war — er doch gestatten könne, daß Lilienfeld die Schriftstücke einsiegele und sie dem Kaiser durch die Post zusende. Ich mußte also dran, den Kaiser dringend zu bitten, was zur Folge hatte, daß der Kaiser mir — auch aus Konsequenz — die Bitte abschlug, aber gleichsam zu meinem Troste hinzufügte: „Mais je lirai l'adresse, en me la faisant parvenir confidentiellement." Ich dankte dem Kaiser dafür, blieb aber dabei, daß das heimliche Lesen den üblen Schein nicht beseitigen würde. Inzwischen schrieb mir Lilienfeld und wünschte Nachrichten von mir zu haben. Ich referierte ihm den Stand der Angelegenheit und gab ihm auf seine Frage die Ermächtigung, meine Relation auch Albedinsky mitzuteilen, da ich keinen Grund fand, sie diesem vorzuenthalten. Gegen alles Erwarten setzte die Mitteilung Albedinsky in Rage: er forderte mich auf, sofort nach Riga zurückzukehren, welcher Aufforderung ich nachkam, nicht ahnend, daß Lilienfelds Mitteilungen dieses Drängen veranlaßten. Ich fand Albedinsky in verzweifelter Aufregung! Sein — wie ich annehme — nicht freies Gewissen ließ ihn in dem kaiserlichen Ausspruch, daß er konfidentiell von der Adresse Kenntnis nehmen werde, ein Dementi seines Verfahrens erblicken und er erwartete mich mit Ungeduld, um zu erfahren, ob der Kaiser das wirklich gesagt habe. Alle meine Vorstellungen, die ihm dartun sollten, daß der Kaiser nicht daran denke, ihn zu desavouieren, und die bezüglichen Worte garnicht den Sinn haben, den er, Albedinsky, ihnen unterschöbe, halfen nichts; er war in fieberhafter Unruhe, brach auf und reiste nach Petersburg.

Nach 4 Tagen zurückkehrend, teilte er mir mit, daß der Kaiser mit mir sehr unzufrieden sei und mir meine „Indiskretion verweise, indem ich garkein Recht gehabt hätte, dem „Adel" Eröffnungen zu machen" Zugleich erklärte mir Albedinsky indirekt, daß er nach solchen Erfahrungen sich in seinem Vertrauen zu mir erschüttert fühlte. Die ganze Szene war übrigens nicht leidenschaftlich gespielt, sondern zeichnete sich nur durch eine gewisse Erregtheit aus, die Albedinsky nicht ganz bemeistern konnte. Ich war absolut ruhig und sehr aufmerksam auf jedes Wort und Gebärde und erklärte ihm schließlich, daß ich nach diesen seinen Schritten und Erklärungen es nicht mehr für möglich erachtete, mit ihm zu dienen, und sofort um meinen Abschied bitten werde — was ich auch 20 Minuten später in optima forma ausführte.

Somit ist die Epoche des Gouvernierens beschlossen und ich

wende mich, was meine Person betrifft, mit leichtem Herzen von dannen; nicht so leichten Herzens bei dem Gedanken, was aus der Verwaltung des Landes wird!"

Es ist nicht recht verständlich, wie der Kaiser in der Mitteilung seiner Entscheidung an den Landmarschall eine „Indiskretion" sehen konnte, da die Übermittelung der ritterschaftlichen Adresse an ihn ohne Beteiligung, bzw. Wissen der Ritterschaft, zum wenigsten ihres Landmarschalls garnicht ausführbar war. So erscheint der Verweis des Kaisers an den Gouverneur mehr wie ein Verlegenheitsausweg, den man wählte, um den Generalgouverneur und die von ihm unternommene Aktion nicht zu desavouieren und die eigene Schwäche zu verdecken.

Oettingen zog sich nun nach Abgabe seines Amts auf seine Güter in Kurland zurück. Seine Ruhe wurde nur unterbrochen durch die Ereignisse des Landtags 1869, bei welchen wiederum sein Verhältnis zum Generalgouverneur Albedinsky eine entscheidende Rolle spielte.

Dieser Landtag stand wieder vor einer Landmarschallswahl, da das Amtstriennium des Herrn von Lilienfeld-Könhof abgelaufen war. Als ausgesprochene Gegner standen sich die beiden Parteiführer Gustav Baron Nolcken von der konservativen und August von Oettingen von der liberalen Seite gegenüber.

Oettingen hatte anfänglich nicht die Absicht gehabt, sich wählen zu lassen, und im Dezember 1868 dem Kanzleichef des Generalgouverneurs, Schilinzky, auf seine Frage erklärt, er werde sich nicht als Kandidat aufstellen lassen, da seine Verhältnisse es ihm nicht erlaubten, das Amt anzunehmen. Als Schilinzki darauf geäußert hatte, Albedinsky werde, wenn Oettingen gewählt werden sollte, seinen Abschied einreichen, hatte Oettingen erwidert, er könne sich deswegen beruhigen. Als nun die liberale Partei sah, daß die Aussichten des konservativen Kandidaten nicht zu unterschätzen seien und August von Oettingen als einziger erfolgreicher Gegenkandidat in Betracht käme, hielt sich dieser für verpflichtet, seine persönlichen Interessen zurückzustellen und dem Ruf seiner Partei Folge zu leisten.

Von diesem seinem Entschluß hatte er aber den Generalgouverneur nicht verständigt, so daß dieser davon von anderer Seite erfahren hatte. Der General Albedinsky hatte diese Unterlassung sehr übel genommen und erklärt: mit derselben Feder, mit der er Oettingens Wahl bestätige, werde er sein Abschiedsgesuch schreiben.

„Nun war helles Feuer im Dach", heißt es in einem Brief eines seiner Brüder aus Riga, vom beginnenden Landtag 1869. „Zudem

kam Schilinzky mit heftigen Vorwürfen gegen August, der ihm doch sein Wort gegeben, nicht auf sich wählen zu lassen, da es ihm bekannt gewesen, daß Albedinsky dann seinen Abschied nehmen werde. August seinerseits bestritt es, jemals sich zur Nichtannahme des Landmarschallamts verpflichtet zu haben, sondern gab nur zu, vor wenigen Wochen noch fest entschlossen gewesen zu sein, eine Wahl abzulehnen, und solches unumwunden und offen überall ausgesprochen zu haben. Die Verhältnisse hätten sich indes in letzter Zeit derart gestaltet, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, alle Rücksichten auf sich und Andere bei Seite zu setzen und dem Wunsch des Landes nachzukommen. Da er sich niemandem gegenüber verpflichtet habe, sei er auch nicht zu verpflichten, irgend jemand um Erlaubnis zu fragen, ob er seinem Lande dienen dürfe oder nicht. Nur der Kaiser, in dessen Diensten er stehe — er war kürzlich Hofmeister des Kaiserlichen Hofes geworden — werde von ihm befragt werden; das könne aber erst geschehen, wenn er gewählt sei. Schilinzky wollte diese Argumentation nicht anerkennen, obgleich er zugeben mußte, daß August sich ihm gegenüber nicht verpflichtet habe."

Um allen Vorwürfen zu entgehen, entschloß sich Oettingen, zu Albedinsky zu gehen. Nach seiner Rückkehr erzählte er von seinem Zwiegespräch:

Er hatte Albedinsky klarzumachen gesucht, daß sein Ausspruch, die Wahl nicht annehmen zu wollen, ihm keinesfalls die Verpflichtung auferlegt habe, seine Anschauung nie und nimmer ändern zu dürfen. Er sei aber davon überzeugt worden, daß die Verhältnisse sich derart gestaltet hätten, daß er als Patriot handeln und die Wahl annehmen müsse.

Nach Beteuerung seiner aufrichtigen Freundschaft für Oettingen habe Albedinsky darauf erklärt, man könne es ihm doch nicht verdenken, wenn er als Generalgouverneur abgehen wolle, nachdem er Oettingen bestätigt hätte.

Oettingen: „Warum wollen Sie durchaus abgehen, wenn ich Landmarschall werde?"

Generalgouverneur: „Weil ich ein bestimmtes Programm habe und Sie mir bei Durchführung desselben Opposition machen werden."

Oettingen: „Glauben Sie denn, daß ein anderer Landmarschall Ihnen keine Opposition machen wird?"

Generalgouverneur: „Bewahre, ein jeder wird mir Opposition machen, aber Ihre Opposition wäre ich nicht im Stande zu ertragen, weil ich Sie zu sehr lieb habe!"

Hierauf folgten die heiligsten Schwüre der allerheiligsten Freundschaft.

Oettingen: „Bedenken Sie aber auch, Exzellenz, daß Sie nicht allein Ihrem Freunde, sondern auch dem ganzen Lande ein sehr schweres Unrecht tun? Sie begehen ein schweres Unrecht mir gegenüber, indem Sie mich eines Teiles meiner bürgerlichen Standesrechte berauben, ohne daß ich ein Verbrechen begangen hätte, indem Sie die Ausübung meines passiven Wahlrechts verhindern wollen, und dem Lande gegenüber, indem Sie auf die Ausübung des aktiven, freien Wahlrechts der ganzen Ritterschaft eine ganz unerlaubte, bisher unerhörte Pression ausüben!"

Generalgouverneur: „Es wird mir wohl noch gestattet sein, die Absicht auszusprechen, meinen Abschied zu nehmen, ohne den Vorwurf zu verdienen, Pression auf die Ausübung Ihrer Rechte ausgeübt zu haben."

Oettingen: „Mit nichten, Exzellenz, denn Ihre Verdienste um und für das Land sind zu bekannt, als daß Ihr Scheiden nicht gerechte Besorgnisse erregen und die Befürchtung wachrufen müßte, daß wir einen weniger wohlwollenden Vertreter bekommen könnten oder daß das Generalgouvernement ganz aufgehoben werden könnte. Die Besorgnis beeinflußt jetzt die Wähler dermaßen, daß sie nicht mehr im Stande sein möchten, unbeirrt nach ihrer besten Überzeugung den Mann ihres Vertrauens zu wählen. Denn, wenn Sie das tun, so muß die Ausführung Ihrer Drohung befürchtet werden; und das nenne ich eine unerlaubte Pression und ein schweres Unrecht"

Da der General weder das eine noch das andere zugab, wurde das Gespräch abgebrochen und die „Freunde" verabschiedeten sich, jeder bei seiner Meinung verharrend. Dieses Gespräch hatte zur Folge, daß die liberale Partei sich um so fester zur Wahl August von Oettingens zusammenschloß und daß andrerseits auch die konservative Partei ihre Hilfstruppen zusammenzog. Die Gefahren, auf die Oettingen selbst in seinem Gespräch mit Albedinsky hingewiesen hatte, machten doch viele schwankende Naturen, die sonst für ihn gestimmt hätten, bedenklich und so kam es, das Nolcken auf dem Landtag mit der knappen Majorität von 96 gegen 92 Stimmen zum Landmarschall gewählt wurde.

„Die Aufregung im Saal war grenzenlos", schrieb sein Bruder Eduard in einem Brief nach Hause, „nicht allein wegen dieser beiden, sich so schroff gegenüberstehenden Kandidaten, sondern weil die meisten

die Pression Albedinskys empfanden, aber ihre Wirkung auf das Wahlresultat nicht eingestehen wollten." Auf demselben Landtag wurde Oettingen zum Landrat der livländischen Ritterschaft gewählt, trat aber schon nach einem Jahr von diesem Amte zurück. Nach einem ernsten Konflikt zwischen dem gesamten Adelskonvent einerseits und dem Landmarschall Baron Nolcken andrerseits sah dieser sich nämlich auf dem Landtag 1870 veranlaßt, sein Amt niederzulegen. Als Kandidat der liberalen Partei wurde Nikolai von Oettingen aufgestellt, und da Brüder nach dem Ständerecht Livlands nicht gleichzeitig die Ämter eines Landrats und Landmarschalls bekleiden durften, verzichtete August auf sein Landratsamt, um die Wahl seines Bruders Nikolai zum Landmarschall zu ermöglichen.

Mit diesem Rücktritt hatte die politische Tätigkeit Oettingens innerhalb der Ritterschaft ihr Ende erreicht. Seine früher so vorzügliche Stellung in Petersburg war durch alle die geschilderten Vorgänge, auch wohl durch die mehr und mehr anwachsende feindliche Stimmung der russischen Gesellschaft gegen Deutschland und alles Deutsche so erschüttert, daß man seine im Jahre 1875 mit großer Majorität des Saales zum Präsidenten des Livländischen Hofgerichts erfolgte Wahl bei den Ministern in Petersburg nicht durchsetzen konnte.

Bis 1878 lebte Oettingen nunmehr in Kurland auf seinem schönen Gute Meddum, sich ganz der Bewirtschaftung seines großen Kalkuhnenschen Güterkomplexes widmend. Dann siedelte er nach Riga über, wo ihm die Stadt als ihrem Stadtrat die Administration ihrer umfangreichen Stadtgüter und Wälder übertrug[1]).

Oettingen war der erste Präses der Stadtgüterverwaltung, denn die Stadtgüter waren seit alters vom Stadtkassakollegium nebenher verwaltet worden. Während in der Verwaltung der Stadtforsten dank einem tüchtigen Fachmann zweckdienliche Neuerungen eingeführt worden waren, hatte man die Stadtgüter vernachlässigt: große Gutsgebiete zu Schleuderpreisen verpachtet, die Wirtschaft auf den Gütern nicht gründlich kontrolliert, die weiter gelegenen Güter nur selten besichtigt. Oettingen arbeitete einen weitblickenden Plan für die Verwaltung der Güter und Forsten aus und zeichnete in kurzen und klaren Worten den Weg, der in Zukunft einzuschlagen wäre, um sie ertragsfähiger zu machen. Es war eine unermüdliche Tätigkeit, die Oettingen entwickelte; er selbst war viel unterwegs, um überall mit

[1]) Die nachfolgende Schilderung verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Arend Buchholtz, ehem. Beamten der Rigaschen Stadtverwaltung.

eigenen Augen zu sehen und danach seine Entscheidungen zu geben.

In dem Forstingenieur, späteren Forstmeister Ostwald, einem Bruder des Leipziger Chemikers und Physikers, fand Oettingen eine junge tätige Kraft, dem er die Aufstellung und Durchführung der umfassenden Wirtschaftspläne für die Stadtforsten übertrug. Er wußte alle, die auf den Gütern der Stadt in Dienst standen, zu erhöhter Tätigkeit anzufeuern. Sein Auge fühlten sie auf ihrer Arbeit ruhen, auch wenn er weit vom Wurf saß. Es war für die Stadt Riga ein besonderes Glück, daß ein Mann der Praxis sich bereit erklärt hatte, den städtischen Güterbesitz zu verwalten.

Die wohltätigen Folgen der von Oettingen durchgeführten neuen, von Grund aus umgestalteten Verwaltung der Stadtgüter und Forsten zeigten sich in den stetig steigenden Einnahmen. Ein halbamtlicher Bericht der Stadt gibt an, daß die Einnahmen von Rbl. 72.400 im Jahre 1879 auf Rbl. 201.700 im Jahre 1901 stiegen, also beinahe auf das Dreifache. Dieses Ergebnis ist das größte Verdienst, das sich Oettingen um die Stadt erworben hat.

Von 1886—1889 war Oettingen Stadthaupt von Riga. Er war gleichzeitig Stadtverordneter und Stadtrat und behielt auch als Stadthaupt sein Stadtverordnetenmandat bei. Als Redner ist er in den Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung nur selten aufgetreten, und wenn er eine Vorlage seines Ressorts (der Stadtgüterverwaltung) zu vertreten hatte, so geschah das immer nur mit wenigen Worten. Das Ansehen, das er persönlich genoß, und seine Sachverständigkeit waren so groß, daß man seine Vorschläge auf Treu und Glauben annahm, ohne sich viel um die Sache zu sorgen; dabei handelte es sich oft um sehr beträchliche Summen und um Entscheidungen, die eine weite Zukunft binden sollten.

Mit seinen witzigen, sarkastischen und ironischen Bemerkungen und seiner herzerfrischenden Unumwundenheit war er ein überall belebendes Element. Verstimmungen oder gar Zerwürfnisse zwischen ihm und den Gemeindebehörden sind niemals vorgekommen. Er war aber auch gegen jedermann, keinen ausgenommen, höflich und verbindlich.

Als Repräsentant war er in Sicherheit, Würde und Anmut unvergleichlich. Es war keine leichte Aufgabe, die Stadt zu vertreten, als der Großfürst Wladimir im Sommer 1886 nach Riga kam, um auf Befehl seines Kaiserlichen Bruders auf die nun verfügte durchgreifende Russifizierung vorzubereiten. Die Stadt gab dem von seiner Gemahlin begleiteten Großfürsten im Schützengarten ein Ban-

kett, auf dem das Stadthaupt gezwungenermaßen einen russischen Trinkspruch auf die hohen Gäste ausbrachte; von übelwollender Seite wurde als Demonstration aufgefaßt, daß er nicht frei sprach, sondern ein Blatt aus der Tasche zog, sich die Brille aufsetzte und die wenigen Sätze ablas; die ihn aber kannten, wußten, daß er seines Gedächtnisses nicht mehr so sicher war, um ohne Konzept sprechen zu können, und gerade bei diesem Anlaß wäre ein improvisiertes Wort leicht vom Übel gewesen. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf und alle Teilnehmer waren von dem Takt, der Feinheit und dem Zauber der ganzen Erscheinung des Festgebers entzückt, zumal der Großfürst und die Großfürstin, die ihn zum Tischnachbar hatte. Dieser Tag war der Höhepunkt von Oettingens Tätigkeit als Stadthaupt.

Inzwischen hatten die Konflikte mit der übergeordneten Staatsinstanz immer schärfere Formen angenommen. Ein Unglück für die Stadt war es, daß die neue Städteordnung dem Gouverneur der Stadt gegenüber ein stärkeres Einmischungsrecht gegeben hatte und er davon auf Schritt und Tritt Gebrauch machte, insbesondere, als General Sinowjew Gouverneur von Livland geworden war, von Kaiser Alexander III. gesandt, um die Russifizierung im Lande durchzuführen und die livländische ständische Selbstverwaltung in Stadt und Land endgültig zu zerschlagen. Diesem Auftrage kam er mit der ihm eigenen Energie und Rücksichtslosigkeit nach. Ritterschaft und städtische Kommunen mußten dran glauben und Schritt vor Schritt der Gewalt weichen. Sinowjew erhob den Rechtsbruch zum System! Er war, vom Ministergehilfen Plehwe unterstützt, die hochmütig und unruhig treibende Kraft, die der Stadt ihr selbständiges Leben nehmen und aus ihr nur einen Verwaltungsbezirk machen wollte.

Das Schwergewicht der Amtstätigkeit des Stadthaupts lag neben seiner Teilnahme an den Sitzungen der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten in seinem häufigen Aufenthalt in der Residenz, den der sich immer mehr zuspitzende Konflikt mit dem Gouverneur Sinowjew oft viele Wochen erforderte. Gern hielt er sich in der Residenz auf in Erinnerung an alte, bessere Zeiten, da er als Landmarschall und Zivilgouverneur am Kaiserhof und am Hof der Großfürstin Helene Pawlowna viel verkehrt hatte und immer gern gesehen war. Dem Hofwürdenträger und einstigen Gouverneur begegneten auch die Minister einigermaßen höflich, ohne freilich der Stadt Riga auch nur einen kleinen Schritt entgegenzukommen. Übrigens war Oettingen für derartige Missionen geschaffen wie kein

anderer. An ihm lag es nicht, wenn die Stadt im Kampf mit dem Gouvernementschef unterlag. Er gab so leicht keine Sache auf und war immer, trotz aller Abweisungen, bei bester Stimmung. Ihm hatte es auch nur ein Lächeln abgenötigt, als ihm die Kaiserin, die ihn noch als Gouverneur gekannt hatte und nun bei einer Vorstellung als Stadthaupt vor sich sah, von einer „dégringolade“ sprach. Schlagfertig, wie immer, fand er die Antwort: „Majestät, Gouverneur wird man durch das Vertrauen einer Person, Stadthaupt durch das Vertrauen einer ganzen Bevölkerung!“

Oettingen besaß es in allen Kreisen und bei allen Nationalitäten der Stadt. Wenn er im Saal der Gilde den Stadtverordnetenwahlen präsidierte — und er tat es mit unnachahmlicher Würde — so stießen sich die Leute an: „Seht, der frühere Gouverneur!“ und traten, respektvoll grüßend, an die Wahlurne.

Da Sinowjews ganze Politik auf Vernichtung der deutschen Verwaltung, wie der Selbstverwaltung überhaupt gerichtet war, mußte ihm jeder, der ihm im Wege war, weichen. Mit der Absetzung des Stadthaupts Buengner hatte er debütiert. Oettingen war ihm noch mehr verhaßt, weil er durch seine Petersburger Beziehungen Sinowjew schaden konnte. Um diese Türen, die nicht dem Stadthaupt, wohl aber den hohen Hofchargen offen standen, zu schließen, hat Sinowjew seine Entlassung aus dem Hofmeisteramt betrieben, ohne daß Oettingen um seinen Abschied gebeten hätte. Es ist nicht richtig, wenn hin und wieder behauptet wurde, daß Oettingen den Gouverneur Sinowjew durch unvorsichtige Äußerungen herausgefordert habe. Die Neigung dazu war gewiß vorhanden, aber er war viel zu klug, als daß er sich in dem Verkehr mit dem verschlagenen, hinterhältigen Gegner hätte gehen lassen, wußte er doch, was auf dem Spiel stand. Die Schuld an dem schlechten Verhältnis zwischen beiden lag nicht auf Oettingens Seite, der seiner ganzen Natur nach, namentlich in seinem Alter eher entgegenkommend und niemals Prinzipienreiter war. Wenn aber der eine Teil als Vollmachtträger einer Gemeindekörperschaft deren wohlbegründetes Recht nur mit gesetzlich und sittlich zulässigen Mitteln verteidigt, der andere aber immer nur mit Lug und Trug kämpft, zu den verwerflichsten Winkelzügen seine Zuflucht nimmt, eine ganze, nichts weniger als aufsässige Bevölkerung terrorisiert durch Knebelung der Presse, administrative Verbannung unschuldiger Leute in unwirtliche Gegenden und völlige Unterwerfung unter seinen gewalttätigen Willen erzwingen will, so ist eben eine Verständigung nicht möglich. Hinter Oettingen

stand die ganze Stadtverwaltung, abgerechnet die wenigen russischen und lettischen Stadtverordneten, und er tat nichts anderes, als ihre Politik vertreten. Sinowjew wurde übrigens von seiner Umgebung, seinen Beamten und von seiner eigenen Familie gehaßt.

Oettingen hatte sich zu dem Amt des Stadthaupts durchaus nicht wählen lassen wollen. „Ihr wählt einen zu alten Mann", hatte er seinen ihn drängenden Freunden gesagt. Als er nun doch gewählt war, hielt er sich nicht für berechtigt, das Amt abzulehnen. Trotzdem war er gern Stadthaupt gewesen. Seine Vorfahren waren im 17 Jahrhundert Rigasche Kaufleute, Altermänner der Großen Gilde, Mitglieder des Rats und Bürgermeister gewesen. Er kannte die Randnotiz im Altermannsbuch, die der Nachfolger Ewert Oettings zu dessen Aufzeichnungen geschrieben hatte: „O Oetting, du großes Lästermaul!" und hatte seine Freude dran, wie ihm jede aufrichtige Meinung nach seinem Herzen war.

Als Oettingen 1867 aus dem Gouverneursamt schied, empfand er als höchste unter den vielen Auszeichnungen, die ihm die Trauer von Stadt und Land aussprach, daß die Stadt Riga ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte. Er trat in der Wertschätzung der alten Stadt seiner Väter neben Suworow, Todleben und Bischof Ulmann.

Alle die vielen städtischen Beamten, die Oettingen unterstellt waren, hingen mit aufrichtiger Verehrung und Liebe an ihm: er war gegen alle gleich freundlich, war milde gegen ihre Schwächen, anerkannte gern und willig, was jeder leistete, war niemals kleinlich, immer der generöse, vornehme Mann. Wenn er Abendsitzungen zu präsidieren hatte, so mußte der Kastellan stets für Tee und Butterbröte sorgen und sie Oettingen in Rechnung stellen. Wer gedenkt nicht gern seiner, der furchtlos und vornehm vom Scheitel bis zur Fußspitze stets seinen Mann gestanden hat!

„Kopf über Wasser", so hat er es sich einst in den Spazierstock gravieren lassen. Dieser Spruch war ihm eine Zauberformel, die ihm über Dornen und Gestrüpp hinweggeholfen hat!

Auch der mit Oettingen befreundete bekannte Publizist Julius Eckardt schreibt in seinem Buch: „Bürgertum und Bürokratie" (Duncker und Humblot, Leipzig 1870):

„August Oettingen hat als Gouverneur bei den „Altgläubigen"[1])

1) „Die Altgläubigen bildeten eine griechisch-orthodoxe Sekte, die als Religionsflüchtlinge bereits zu schwedischer Zeit aus Rußland geflüchtet waren, weil sie hier unbehelligt den von ihnen hochgehaltenen „alten Gebräuchen" ihrer Kirche nachleben konnten" (ebenda, S. 225).

Rigas, wie bei allen Ärmeren und Bedrückten wegen seiner Humanität und Unparteilichkeit besonderes Vertrauen genossen."

Zu der Geschichte der Niederlegung seines Amtes als Stadthaupt von Riga können auf Grund der freundlichen Mitteilungen des Dr. A. Buchholtz folgende authentische Angaben gemacht werden:

„Der Gouverneur Sinowjew hatte sich ganz offenbar vorgenommen, Oettingen aus seinem Amt zu treiben. Darum verfolgte er ihn mit Anschwärzung, Lug und Trug. Ein ganz unverfängliches Schreiben des städtischen Schulkollegiums diente als Vorwand, dem dirigierenden Senat in Petersburg wegen Gerichtsübergabe des Präses von Oettingen Vorstellung zu machen.

Am 15. November 1889 sub Nr. 9359 erging folgendes Schreiben des Gouverneurs an das Stadthaupt:

„Anläßlich der Beschwerde der Rigaschen Stadtverwaltung über die Entscheidung der Gouvernementsobrigkeit in Sachen der Regulierung der Üxküllschen Bauerländereien und anderer Gemeinden, sowie auch in Sachen der Vermehrung des Rigaschen Polizei-Feuer-Kommandos hat sich das Glied des Rigaschen Stadtamts, Staatsrat Max von Oettingen in der öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten im höchsten Grade ungehörige Kritiken erlaubt, die seine äußerste Unzuverlässigkeit in regierungspolitischer[1]) Beziehung dartun. Auf den Alleruntertänigsten Bericht Sr. Hohen Exzellenz, des Herrn Ministers des Inneren, hat Se. Majestät am 9. November d. J. zu befehlen geruht:

1. Dem Rigaschen Stadthaupt, Hofmeister, Wirklichen Staatsrat August von Oettingen für Nichtergreifung von Maßregeln zur Verhinderung solch ungehöriger Kritiken in der von ihm geleiteten Stadtverordnetenversammlung eine strenge Rüge zu erteilen.
2. Das Glied des Stadtamts, Staatsrat M. von Oettingen nicht allein aus dem Bestande des Stadtamts, sondern überhaupt aus allen Organen der Stadtverwaltung auszuschließen mit dem Verbot, in Zukunft noch in den öffentlichen Kommunaldienst zu treten.

In Erfüllung des Auftrages S. H. Exzellenz, des Herrn Ministers des Inneren, davon Ew. Exzellenz Mitteilung machend, gebe ich Ihnen auf, unverzüglich die Stadtverordnetenversammlung zu be-

[1]) russ. правительственномъ.

rufen, um ihr diesen Allerhöchsten Befehl zu eröffnen und die entsprechende Verfügung über den Ausschluß des Staatsrats von Oettingen aus dem Bestande des Stadtamts und gleichzeitig aus der Stadtverordnetenversammlung zu treffen und gleichzeitig darüber zu wachen, daß auch in Zukunft der Staatsrat M. von Oettingen in kein Amt der städtischen Kommunalverwaltung mehr gewählt werde.

Gouverneur: Sinowjew.
Kanzleidirektor: Kupffer."

Am 20. November berichtet das Stadthaupt dem Gouverneur über Erfüllung des Auftrages vom 15. November und erhält am selben Tage ein „sehr geheimes" Privatschreiben des Gouverneurs folgenden Inhalts:

„Hochgeehrter Herr August Alexandrowitsch!

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß Sie in der gestrigen Sitzung der Rigaschen Stadtverordneten vor Verlesung des in meinem Schreiben Nr. 9359 mitgeteilten Allerhöchsten Befehls Sr. Majestät des Kaisers die Stadtverordneten nicht aufgefordert haben, sich zur Anhörung des Allerhöchsten Befehls von ihren Plätzen zu erheben, wie das von Eurer Exzellenz hätte geschehen müssen. Außerdem haben Sie den Text des Allerhöchsten Befehls nicht in der Originalfassung, sondern in deutscher Übersetzung verlesen. Ich ersuche Sie, hochgeehrter Herr, deshalb ergebenst, mir mitteilen zu wollen, wie weit obige Tatsachen auf Wahrheit beruhen, und, falls es sich in der Tat so verhält, mich darüber aufzuklären, wie es zu diesem äußerst bedauerlichen Vorfall kommen konnte, daß einem Allerhöchsten Befehl nicht die gebührende Achtung erwiesen wurde. Ihre Antwort auf die gestellten Fragen ersuche ich Sie mir möglichst bald zustellen zu wollen, damit ich Sr. H. Exzellenz, dem Herrn Minister des Innern, darüber berichten kann.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit. M. Sinowjew."

Die private Antwort auf dieses persönliche Schreiben ist nicht erhalten geblieben. Sie wird sich aber inhaltlich mit folgender Erwägung gedeckt haben: Usus, keineswegs Gesetz war es, daß solche Schreiben der Obrigkeit, die am Kopf die Aufschrift „Auf Allerhöchsten Befehl" trugen, wörtlich verlesen und durch Erheben von den Sitzen geehrt wurden. Da dem Schreiben Nr. 9359 diese Aufschrift fehlte, so war das Stadthaupt durchaus nicht verpflichtet, es wörtlich verlesen zu lassen, geschweige denn die Stadtverordneten zum Stehen aufzufordern. Es war einfach nur eine Schikane Sinowjews.

Oettingen als gewesener Gouverneur kannte solche Formen mindestens ebenso genau wie er und hätte sie nötigenfalls gewiß sehr korrekt erfüllt.

Und was die deutsche Verlesung des Schreibens betrifft, so war die Verhandlungssprache zu der Zeit noch deutsch; freilich wurde sie sehr bald, am 1. Dezember 1889, russisch. Waren russische Schreiben eingegangen, die den Stadtverordneten mitgeteilt werden mußten, so wurden sie in deutscher Übersetzung vorgetragen. Kaiserliche Erlasse waren davon nicht ausgenommen.

Gleich nach diesen Vorfällen erfolgte auf Allerhöchsten Befehl die Entziehung der Hofmeisterwürde. Wie man damals sagte, war sie die logische Konsequenz der erteilten „strengen Rüge", da es nach Hofusancen keine gemaßregelten Hofchargen geben durfte. Für die Glieder des Stadtamts war es unzweifelhaft, daß die ganze Intriguen von Sinowjew mit Vorbedacht so eingefädelt war, daß Oettingen zuerst ein strenger Verweis erteilt werden mußte, um ihn darauf der Hofcharge entkleiden zu können.

Nach allen diesen Erlebnissen hielt es Oettingen für angezeigt, seinen Platz zu räumen. Noch am 30. November 1889 reichte er beim Stadtamt in kurzen Worten seinen Abschied ein und legte sein Amt nieder."

Oettingen hatte während seiner städtischen Amtszeit den Besitz an seinen Gütern schon zu Lebzeiten auf seine Söhne übergehen lassen; das liebliche Meddum, am gleichnamigen See gelegen, hatte sein älterer Sohn Burchard erhalten, Kalkuhnen mit den übrigen Gütern und den großen Betrieben sein Sohn Gori. Dieser war durch unglückliche Umstände in gefährliche Spekulationen der von ihm mitbegründeten Bank des Städtchens Griwa-Semgallen verwickelt worden und seine Güter drohten unter den Hammer zu kommen. Da trat der Vater ein und nahm ihm die Güter wieder ab. Es gelang seinem Kredit, den er im Lande genoß, den Bankerott zu vermeiden und die Wirtschaft aufrechtzuerhalten. Aber auf die Dauer war der alternde Mann dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, und es gelang endlich, den Kalkuhnenschen Güterkomplex zu verkaufen.

Auch Meddum wurde von Burchard, der sich mittlerweile längst in Deutschland Amt und Stellung erworben hatte, veräußert, so daß der ganze große Güterbesitz der Familie verloren gegangen ist.

Oettingen zog nun wieder nach Riga und von da für die letzten Jahre als müder Greis nach Dorpat, wo die Verwandten sich des gebrechlichen Bruders und Onkels besser annehmen konnten. Er war

zuletzt nur noch ein Schatten seiner einstigen Größe und trug unsäglich schwer an der von ihm nur zu wohl empfundenen Abnahme seiner geistigen Kräfte.

Am 7 April 1908 schloß der müde Greis, fast 85-jährig, seine Augen für immer und wurde auf dem Jenselschen Familienfriedhof zur ewigen Ruhe gebettet. Ein mächtiges schwarzes Marmorkreuz schmückt sein Grab mit den Bibelworten: „Herr, ich warte auf Dein Heil" Bei der Einsenkung rief Erich von Oettingen, sein Neffe und Besitzer des Familiengutes, tiefempfundene Worte der Treue, Ehrfurcht und des Dankes dem Verstorbenen ins Grab nach.

Auf die Nachricht von seinem Tode schrieb Friedrich von Meyendorff, unser langjähriger Landmarschall, am 10. April 1908:

„Die gestrige Nachricht, betreffend den Tod Ihres Onkels August, kam nicht unerwartet, und es ist zu danken, daß der alte Herr von des Lebens Last erlöst worden ist. Tragisch ist dieser Abschluß für einen Mann, der vor mehr als einem halben Jahrhundert eine so bedeutende Rolle bei uns gespielt hat, ein weites Feld der Wirksamkeit beherrschte und allmählich bei seinem Ringen um unsere höchsten Güter Schritt für Schritt auf immer engere Grenzen zurückgeworfen wurde. Er hätte es verdient, anders abzuschließen als, beinahe vergessen, wie eine fremde Gestalt aus längst verklungenen Zeiten, die Gegenwart für einen Augenblick daran zu mahnen, daß August Oettingen vor langer Zeit in aller Menschen Munde bei uns lebte. Seine Glanzzeit habe ich bei ihrem Abschluß mitgemacht und kann mich dessen erinnern, welche Bewegung durchs Land ging, als er 1867 als Gouverneur zurücktrat. Interessant sind seine Beziehungen zu Suworow und Walujew. Alexander II. muß ihn sehr geschätzt haben, denn soviel mir bekannt, ist die Unterredung Oettingens mit dem Kaiser betreffend Einführung der russischen Geschäftssprache nicht allein sehr interessant, sondern gibt ein Bild des Verhältnisses dieser beiden Männer zueinander, um das jeder Vertreter der Ritterschaft ihn beneiden müßte. Tragisch ist es auch, daß der schöne Besitz Kalkuhnen, der Oettingen seinen Wert verdankt und an dem er mit Liebe und glänzendem Verständnis gearbeitet, der Familie nicht erhalten werden konnte. Ihm ist es nicht vergönnt, dort, wo er Hervorragendes geleistet und wo sein Amtsvorgänger und Freund Fölkersahm bestattet ist, in Ruhe zu liegen. Ich kann nur noch sagen, daß alte Erinnerungen massenhaft mit August Oettingen zu Grabe gegangen sind."

Und Alexander von Tobien, unser livländischer Agrarhistoriker, schrieb in derselben Veranlassung:

„Mit August Oettingen ist wohl der glänzendste Repräsentant livländischer Eigenart hingegangen, der unserem Lande seit Friedrich von Sivers-Ranzen beschieden gewesen ist. Fölkersahm war Kurländer, nicht Livländer. Gleichwie Sivers, genoß Oettingen seinerzeit nicht nur das Vertrauen des Landes sondern auch der Regierung. Es sind die beiden einzigen Livländer, die nicht nur Landmarschälle, sondern auch Gouverneure gewesen sind. Sivers war bekanntlich 1812 Gouverneur von Kurland. In einer Beziehung übertraf jedoch Oettingen Friedrich von Sivers: er stand auch an der Spitze Rigas."

Und die „Rigasche Rundschau" schließt ihren Nekrolog über diesen Mann mit den Worten:

„Wir können nicht umhin, unserer tiefen Wehmut Ausdruck zu geben, mit der, in erster Reihe die Älteren unter uns, die Kunde von dem Hinscheiden dieses glühenden Patrioten vernehmen, dessen bezaubernde Persönlichkeit in einer bereits bald nach seinem Rücktritt vom öffentlichen Leben sich bildenden Tradition durch Generationen fortleben wird."

Ich schließe dieses Lebensbild mit einem „Friedensgruß", den der Bruder Alexander dem Bruder zum achtzigsten Geburtstag widmete:

„Des Lebens Lust und Last hast Du erfahren;
Doch war die Last schier größer als die Lust!
Ach, in den vielbewegten achtzig Jahren
Kam selten an die arbeitsfreud'ge Brust
Des Mannes, welcher ernstlich zu bewahren
Gesucht des Dienstes Ehre vollbewußt,
Der herzerquickend himmlisch süße Frieden,
Den sich das arme Herz ersehnt hienieden.

*

Es sagt uns der Psalmist vom Menschenleben,
Daß es, wenn's hoch kommt, achtzig Jahre währt;
Und selbst das Köstlichste in unserm Streben
Nur Müh und Arbeit sei, die uns beschwert.
Drum gilt's, in heißer Sehnsucht sich erheben
Aus tiefem Talesdunkel dieser Erd
Zu jenen lichten Höhen, wo der Frieden,
Der ewig währende, uns ist beschieden!"

Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik

Von Eduard von Stackelberg

(Fortsetzung und Schluß)

V *).

Es ist richtig, daß die Aufklärungszeit den europäisch-amerikanischen Menschen zum bewußten Handeln erziehen, daß sie Aberglauben und Vorurteile hat beseitigen wollen. Meist hat sie alte Wahnideen durch neue ersetzt und der Mensch ist immerhin Mensch geblieben. Er ist kein logisches Wesen, kein Automat geworden. Der einfachste Identitätssatz, auf dem jede Statistik beruht, daß eine Mark gleich einer Mark ist, und eine Kalorie gleich einer Kalorie, gilt für ihn nicht unbedingt. Oft ist eine solche Einheit mehr, oft weniger. Sofern sich der moderne Mensch den Anforderungen der reinen Logik genähert hat, ist er ärmer geworden und unfreier.

Will man ihn reicher und freier haben, als er ist, so muß man ihn nicht immer mehr von Geld, von käuflichen Energiemengen und Stoffmengen abhängig machen, sondern ihn erziehen zur Freude an den besonderen Werten, die er sich selbst schafft.

Unser analytisches Denken hat alles und jedes Wesenhafte zerlegt in seine Eigenschaften, Bestandteile und Faktoren, die Gedankendinge sind. Wirklich lebendig ist nur die Ganzheit. Es ist weniger wichtig zu wissen, daß der Mensch Herz und Lunge in sich trägt, als zu begreifen, daß beide nur zusammen ihr Werk tun und nur zusammen Herz und Lunge heißen dürften.

Die Aufklärungszeit sah den Menschen bald zu einseitig als einen Kopf auf zwei Beinen an, bald bloß als zweibeinigen Unterleib, die Schwärmer aber als gutes edles Herz auf zwei Beinen.

Der integrale Mensch erscheint uns tatsächlich bald so, bald so. In diesem Zusammenhang ist zu sagen, daß er sich völlig verschieden verhält in dichtem Gedränge und bei genügendem Abstande einer vom anderen.

Auf dem Markte feilscht er, zählt, mißt und wägt; im eigenen Garten ist er schwer dazu zu bringen, über Kosten und Erträge sich Rechenschaft zu geben. Dort ist er oft sogar freigebig.

*) Vgl. oben S. 40 (1928, Heft 1).

Für den Arbeitgeber arbeitet er auf der Werkstätte lieber zu wenig, als auch nur im mindesten zu viel Und im Hause, auch im fremden, arbeitet er oft heimlich mehr, als ihm gut ist. Er bringt es unter Umständen fertig, Großes zu leisten — seinem Magen und seinem Kopf zum Trotz — und seine Freude dabei zu haben. Und davon lebt die Welt, die wir kennen, von diesem dummen Hang, zum Nutz und Frommen anderer sich aufzuopfern! Die logisch richtige Welt, in der Mensch = Mensch, Stunde = Stunde und Kgr. Brot = Kgr. Brot ist, kennen wir noch garnicht. Wenn sie existenzfähig ist, wird sie so wenig Freude bereiten, wie ihre Ansätze dazu im großkapitalistischen und großkommunistischen Massenbetriebe.

VI.

Wir vermuteten, daß es bald unmöglich sein wird, dem Arbeiter des Westens das stetig anwachsende „Existenzminimum" zu bieten, und dem gehobenen Arbeiter bis zum Minister hinauf entsprechend mehr.

Es ist sicherlich auch unmöglich, den entgegengesetzten Weg bis zum Ende zu gehen und allen, vom Minister, Bankdirektor und Betriebsleiter abwärts bis zum Tagelöhner, die Kunst beizubringen, gern mehr zu leisten und freudig mit weniger hauszuhalten.

Bloß, daß die eine Methode bis zum Äußersten ausgestaltet worden ist, bis zum imperialistischen Ausbeutungssystem und bis zur proletarischen Diktatur und Raubwirtschaft an allen Volkskräften und Nationalgütern.

Die andere Methode ist völlig vernachlässigt worden, abgesehen davon, daß einzelne immer wieder in den Weg dahin zurück ausgebrochen sind. Es ist eben der Weg aus dem Massenbetriebe in den Haushaltsbetrieb, aus der Großstadt in den stillen Winkel.

Ist das überhaupt eine fahrbare Straße? Für eine Massenbewegung, — innerhalb Deutschlands, heute, — schwerlich! Immerhin — in abstracto — gesetzt den Fall, eine Großstadt irgendwo in der Welt beruhe auf einem Rechenfehler, die Bevölkerung muß ausgesiedelt werden, zu einer Zeit, wo andere Städte sie nicht aufnehmen können. Wohl aber sei urbares Land vorhanden. Warum sollte es undenkbar sein? Warum unmöglich, daß sich sogar etwas Besseres daraus machen ließe, als Groß-Metropolis? Auch Zwangsausiedelungen sind schon dagewesen. Man hat sogar Zigeuner seßhaft gemacht. Eine Massenausiedelung ist ein Umbruch, — sicher weniger naturwidrig und ungesund, als der bolschewistische, der ja auf derselben Bahn nur einen Schritt weiter geht, als der Groß-

kapitalismus, und auch dieser ist Umbruch des Menschlichen im Menschen. Wenn alle Truste, Konzerne und Großbanken von einem Konsortium aufgesogen werden, das eine Sternenbannerarmee zu seinem Schutz unterhält und den Beamtenapparat „kontrolliert" — so unterscheidet sich New-York von Moskau nur dadurch, daß es allenfalls sauberer und standfester sein wird als Moskau. Aber das System und seine Wirkung auf den nicht zum Konsortium gehörenden Mitbürger wird dasselbe sein. Unterscheidet sich die Technik der Durchführung etwa ebenso, wie die in einer amerikanischen und einer russischen Zahnklinik, so leiden die verwöhnten Patienten dort doch ebenso wie die anspruchslosen hier unter der Seelenlosigkeit des Apparates, denn es handelt sich für sie nicht um Zähne und Goldplomben, sondern ums ganze Leben.

VII.

Ein Mensch, ewig allein auf einer Insel, ist kein Mensch mit menschlicher Seele, eben weil er keinen Mitmenschen neben sich hat. Und eine menschliche Gemeinschaft, die alle Familien zu einem Haushalt vereint, ist keine Familie mehr, keine Korporation, kein Staat, sondern ein unmenschlicher Apparat, eben weil er nichts Menschliches an sich hat.

Die Erdkraft, die das Pendel unserer Seele von den Extremen der Vereinsamung und Vergesellschaftung fort und in eine nie erreichte ideale Lage hineinzieht, ist eine überrationale Kraft, eine Romantik. Und die Vorstellung von der idealen Lage der ländlichen Urfamilie ist das, was wir Agrarromantik nennen.

Dieses Bild erscheint dem menschlichen Auge als Fata Morgana in den ödesten Wüsten. Es erhebt sich über dem Horizont der Sowjetstaaten, wie des alten Rußland zur Zeit des Grafen Tolstoi. Es erhebt sich aber auch besonders hell bestrahlt über den Steinwüsten der westlichen Großstädte. Galsworthy läßt seinen Lieblingshelden Mont von der Lehre des weisen Foggart träumen, Chesterton[1]) baut seine katholisch-demokratisch-bodenreformerische Theorie des „Distributism" auf, als Gegensatz zur Lehre der Fabier, Shaws und Wells, von göttlichen Menschen des Komforts, der Körperpflege und der Lebensklugheit. Diese berechnen, daß die Erde ein Sechstel der gegenwärtigen Menschheit in solch gehobener Verfassung erhalten könnte. Chesterton aber mutet ihr sehr viel mehr zu, an Zahl, und dieser Zahl — mehr Bescheidenheit. Unübersehbar ist

[1]) „What's wrong with the world" und „The outline of sanity".

die kleine Tagesdichtung der anglo-amerikanischen Länder, die dem Duft des Landlebens gewidmet ist. Der Farmer ist der Held —, und der Pionier, der Trapper, der Cowboy!

Unübersehbar ist in jenen Ländern die Zahl derer, die nicht dichten — sondern erleben wollen. Die Reichen gönnen sich den Luxus der eigenen Ranch, wie der Prinz von Wales, — und was er tut wird Mode, — die wohlhabenden Großstädter besitzen Farmen und arbeiten, so gut sie können, in ausgiebigen Ferienzeiten dort, oder sie fischen und jagen in der Wildnis, womöglich als richtige Trapper. Aus dem Mittelstande siedeln sich viele, sobald sie es können, irgendwo in der Prärie oder im Gebirge an, und manches junge Paar — auch *bevor* es genügend verdient hat — um in gesunder Familie zu leben.

VIII.

Es ist ein oberflächliches, wenn auch oft ausgesprochenes Urteil, der Angelsachse sei kein richtiger Kolonisator. Freilich, der Urbauernstand ist in Alt-England fast restlos verstädtert worden, wenn auch nicht in Schottland und im englischen Teile Irlands. Auch die englischen Kolonien sind nur in geringem Maße von „peasants“ besiedelt worden. Und doch ist der größte Teil von den Vereinigten Staaten, Kanada, Australien und manches der anderen Dominien englisches Farmerland geworden. Mögen die Farmer Nachkommen von Verbrechern, Abenteurern, Matrosen und Händlern sein und oft ein Mittelding zwischen Stadt- und Landmenschen darstellen, sie wurzeln zwar weniger auf ihrer Farm, als der Bauer auf seinem Hof, aber sie sind bodenständig geworden, sie fallen nur zum Teil der für sie sehr naheliegenden Landflucht zum Opfer. Der Angelsachse hat die Kunst erfunden, sein Volk aus der Stadtluft in die Landluft zurückzuführen. Er ist der größte Neu-Siedler geworden. Das Wort „Farmer“ hat den verächtlichen Klang des bäuerlichen Gewerbes abgestreift.

IX.

Als beste Siedler gelten im größten neuerschlossenen landwirtschaftlichen Gebiet der Erde, in Nordamerika und Kanada: Schotten, Skandinavier, deutsche Kolonisten aus der Ukraine und aus Galizien, besonders die deutschen und holländischen Menoniten und die Franzosen vom Lorenzstrom, also Leute „teutonischer“ und normannischer Rasse, nicht Romanen, Slawen und Orientalen, auch wenn sie vor ihrer Einwanderung schon richtige Bauern waren. Zum „besten

Siedler" gehört vor allem, daß er seinem Beruf anhängt, daß er auch in schlechten Jahren, auch bei geringen Erträgen nicht zur Stadt abwandert, daß er durch Generationen hindurch das Urbarmachen und Verbessern des Bodens fortsetzt. Und das tun diese Leute. Sie sind Romantiker, während die Romanen, Iren, Slawen es von der Lohnhöhe abhängen lassen, ob sie die eigene Scholle mit der fremden, das eigene Haus mit der Arbeiterwohnung vertauschen. Das sind Realisten. Oder ist ihre Romantik die des Straßenlebens — Boulevardromantik?

Aber Rasse und angeborene Tatkraft ist nicht allein das, was den Mann zu dem macht, was er ist. Ebenso wesentlich ist, was er zu wissen glaubt, was er zu begreifen und zu schätzen, zu leisten und zu dulden gelernt hat.

Es ist betrübend festzustellen, daß unter allen „Grünhörnern", die im weiten Westen als Farmhelps ihr Heil versuchen, die aus dem heutigen Deutschland Kommenden im Wettbewerb mit den anderen nicht gut bestehen. Sie sind besonders grün und spitz. Der slawische ist eben ein Slawe. Er ist bequem als Objekt und als Subjekt. Und der aus dem old country faßt die Farmarbeit als Sport auf, was auch neben Nachteilen Vorzüge hat. Unsere Jungens sind gar zu klug, sie wissen alles besser, lassen sich bei Leibe nicht ausbeuten, haben ihren Tarifvertrag im Kopf und wissen vor allem, daß sie zu was Besserem geboren sind, als zu schwitzen, zu frieren und dreckige Arbeit zu tun. Auch so eine Art Boulevardromantik. Es soll ein bis zwei Jahre dauern, bis die verflogen ist und einer anderen zweckentsprechenderen Platz gemacht hat.

Nach dem Urteil erfahrener Siedelungsbeamter in Deutschland kommt für die innere Siedelung an unserer Ostgrenze nur das System des vollständig hergerichteten Bauerngutes in Frage. Bedauerlich, denn das heißt so viel: eine Zurückdrängung der Polen kann nur durch Zuschußwirtschaften erreicht werden. Und an ein Vordringen deutscher Siedler in den Osten wäre im freien Wettbewerb mit slawisch-litauischen Völkern nicht zu denken. Die höhere Intelligenz, Tatkraft, Stetigkeit des Deutschen — selbst seine bessere Fachausbildung wiegt den Vorzug der Bedürfnislosigkeit der anderen nicht auf. Er weicht zurück, wendet sich nach Westen — und verzichtet auf Raum und Zukunft.

X.

Der Kampf um die Scholle ist immer ein zähes Ringen gewesen, kein technisches Unternehmen. Der Erfolg läßt sich auch nicht annähernd im voraus berechnen. Ein Mißerfolg im Verlauf einiger Jahre ist auch noch keine „Erfahrungstatsache", aus der sich das Weitere ableiten ließe.

Wie jeder Kampf um hohen Einsatz, ist der Ausgang abhängig — außer von vielen Umständen — vor allen von den „Nerven" des Kämpfers. Was wir im engeren und weiteren Sinne Nerven nennen, ist gerade der Teil unserer Physis, der vom Psychischen am meisten abhängt.

Auch im Siedelungskampf um den Raum, wie im Eroberungs- und Verteidigungskriege, entscheiden nicht allein Zahlen, Gewichts- und Geldwerte, sondern mehr noch der Geist des Kampfes — die „Romantik", — moralische Werte.

Wenn unsere Leute, die den Pflug und Spaten ergreifen, schneller erlahmen, als ihre Vorfahren und nächsten Vettern, ja als unsere Sprachgenossen, die Mennoniten, so kann es nur am Mangel einer Beseelung ihres Werkes liegen. Woher sollen sie auch den Mut und die Vorfreude am Erfolge nehmen? Die ganze geistige Atmosphäre weiß nichts von der Freude am eigenen Hof und Herd, Acker und Gespann. Die Luft, die sie atmen, ist die Luft des Lohnkampfes, Tarifvertrages, der Sozialversicherung, der Altersrente. „Freude" heißt Zeitvertreib; „Befriedigung" bringt der höhere Lebenszuschnitt, vornehmes Wesen, leitende Stellung. Allenfalls: Boulevardromantik! Filmbilder, Rekordverherrlichung — das erhebt ihn aus dieser Luft. Die Romane der Courths-Mahler haben ihn getröstet und die von Thomas Mann angekündigte Serie soll ihm die „Erhebung" bieten.

Da sind denn doch die großstadtfeindlichen Detektivromane Chestertons und die Cowboy Lyrik vorzuziehen.

Es ist keineswegs gleichgültig, wovon die Jugend träumt, das Volk redet, Eltern und Lehrer erzählen und was alle zusammen gern lesen und schauen.

XI.

Es ist nicht gleichgültig, welche Lebensphilosophie die meistgelesenen Schriftsteller unter dem gebildeten Mittelstande verbreiten. Wir sind reich an ästhetischen und naturwissenschaftlichen und national-

ökonomischen Federn, die stillschweigend oder ausdrücklich dem Dienst der „höchsten Güter" — Bequemlichkeit und Erkenntnis — geweiht sind. Hätten wir doch einen so temperamentvollen, geistsprühenden Gedankenbildner wie diesen Chesterton mit seinen unübersetzbaren Streitschriften gegen die Komfortpriester seines Landes — G. B. Shaw und H. G. Wells[1]). Folgerichtig und farbenreich stellt er dem Cockney-Ideal — dem was wir Boulevardromantik nannten — das Glücksgefühl des kleinen, angestammten Besitzes entgegen. Er versteht es, so „langweilige" Dinge wie Familiensinn, Bodenständigkeit, Frömmigkeit, Sittlichkeit, Freude am Schaffen und Ackern seinen Leuten interessant zu machen. Er ist dabei Demokrat, fast Jakobiner, Katholik, fast reaktionär, ein Feind bolschewistischer und kapitalistischer Staatsapparate, ein Freund des Bauernstandes und besonders der Franko-Kanadier, die ihm ein Beweis sind, daß ein Volk glückliches Volk bleiben und den Reizen der Stadt widerstehen kann, — ja, daß man sogar ohne Staatsapparat Freiheit und eigene Form bewahren kann.

Chesterton ist seiner volkstümlich bedingten Eigenart wegen nicht nur kaum zu übersetzen, er ist auch schwer in seinem Reichtum an ungewöhnlichen Gedanken wiederzugeben. Es ist sogar schwer zu sagen, wie er es erreicht, daß man beim Lesen ihm willig folgt, so daß man sich schließlich schämen möchte, jemals auch nur äußerlich irgendwelche Modetorheit mitgemacht, oder den Geschmack der Stadtmassen ertragen zu haben. Er verekelt die ganze Scheinkultur unserer Zeit, alles, wozu der Mob sich drängt, es anstaunt und bejubelt. Er ist ein Dichter, der einen Kreuzzug predigt — gegen den Moloch. Gegen die Mammonsherrschaft — in England! Für ein wenn auch winziges Bauernvolk rund um London!

Wenn man selbst dort davon reden kann, wenn man auch dort einsieht, daß viel gewonnen wäre, blieben auch nur kleine Bruchteile des Gesamtvolkes ihrem Boden und Acker erhalten. Dann gilt das doch eher für uns. Und wenn das für England eine Utopie ist, so ist sie doch besser, als die Utopie des Shawschen Übermenschen, oder des gottähnlichen, nackten, allwissenden und die Natur beherrschenden Restbestandes der Erdbevölkerung — nach Wells —, denn jene Agrarutopie ist in der weiten Welt immerhin noch eben die bessere Wirklichkeit!

---

[1]) Men Like Gods und andere.

XII.

Vor allem aber wäre es wichtig, die Männer unter uns zu finden, die nicht nur dichten und predigen, sondern die vorangehen und nach sich ziehen. Vereinzelte Versuche werden immer wieder gemacht. Artamanen und Wandervögel. Mehr noch finden sich Ansätze im süddeutschen Landleben. Es gibt hier mehr Leute, die sich durch Mussolinis Spott und durch kaltes Lächeln der Landfremden an Rucksack und Kniehose nicht irre machen lassen. Wir sind zu arm, um in korrekter Kleidung es den Parisern aller Feindbundländer gleichzutun, wir täten besser daran, unsere Armut nicht zu bemänteln. Und am besten wäre es, wenn wir schlichten bäuerlichen Formen unsere Achtung bezeugen wollten — nie wieder Frack und Zylinderhut, so lange wir niedergeworfen, unfrei, im eigenen Lande gemaßregelt und dabei deutlich verwahrlost und verkommen sind.

Die gleiche Umstellung, die es uns ermöglichen würde, unseren Volkshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen, der Überfremdung von „oben" durch anonymes Kapital, von „unten" durch den östlichen Wanderarbeiter uns zu erwehren, ein deutsches Landvolk wieder hochzubringen, diese Umstellung, die eine zukunftsfreudige Agrarromantik anbahnen würde, ließe sich, bevor wir sie haben, am ehesten negativ fassen: los von Berlin, Paris und Moskau, — und ihrer Boulevardliteratur!

Umschau

Gotische Renaissance

I.

Wenn wir versuchen, die Zeitlage zu bestimmen, in der wir uns heute als „Zeitgenossen" und das heißt als Träger eines geistigen Schicksals befinden, wenn wir die große Zeitenwende verstehen und das „Gebot der Stunde" erkennen wollen, dann müssen wir genau die Richtung kennen, aus welcher heute der Geist weht.

Wir leben in einer Zeit des Einsturzes und Umsturzes, und wer heute „zeitgemäß" sein will, der stimmt in den allgemeinen Protest gegen alle Tradition und in die allgemeine Kritik althergebrachter Formen ein.

Aber haben wir mit dieser allgemeinen Ansicht wirklich die rechte Einsicht in die geistige Richtung unseres Lebens und in die geistige Lage unserer Zeit gewonnen? Ist es wirklich heute noch eine große Kunst, gegen Formen anzurennen, welche längst gestorben sind? Gehört etwa ein großer Geist oder auch nur ein großer Mut dazu, auf irgendeinem Lebensgebiet ein Ketzer zu sein? Und müssen wir nicht sagen, daß diejenigen schlechte Schiffer sind, die immer noch hart am Winde liegen, während die Brise schon „mehr von achtern" kommt? Ist es unsere Aufgabe, Ketten zu zerbrechen? Ist unsere Lebenslage die geistige Enge? und nicht vielmehr die geistige Öde? Stehen wir nicht in einer Wendung des Lebens, welche uns nicht unsern Reichtum und Besitz, sondern unsere Armut und unser Unvermögen grell beleuchtet? Habt Ihr das Gebot der Stunde begriffen und die Not gewendet? so werden uns die kommenden Geschlechter fragen. Welche Antwort haben wir auf diese Frage?

Diese Antwort vermögen wir nur zu finden, wenn wir den Sinn der Armut des Geistes begreifen: Selig sind die geistig Armen, denn sie kennen die Sehnsucht, die Leidenschaft, den Schrei nach Leben. Sie, nicht die Befriedigten und Geborgenen fühlen die ganze Spannung und deshalb auch den ganzen Reichtum dieses Lebens. Sie, die nicht mit ihrem kümmerlichen Besitz „hinter den Zäunen" leben, sondern die sich hinauswagen auf das Meer mit seinen Tiefen und Untiefen, mit seinen Gründen und Abgründen, sie, die „Wanderer zwischen beiden Welten", welche die Fülle und die Tiefe dieses Lebens ahnen, sie werden als die wagenden Menschen zugleich auch die wegweisenden Menschen für kommende Geschlechter sein. Sie werden freilich zunächst erfahren, daß die Rede vom „Wagnis" eines neuen Lebens wohlbegründet ist. Denn sie werden das Wort des glutvollen Afrikaners aus dem 4. Jahrhundert, des heiligen Augustinus verstehen: „Grande profundum est ipse homo!" Eine unergründliche Tiefe ist der Mensch selbst! Und sie werden mit dem Schrei nach Leben zugleich das Horchen auf die Tiefe lernen, aus welcher dieses „Leben" seinen Sinn und seinen Segen empfängt. Denn der „Schrei" nach Leben ist — wie dieses Wort kennzeichnend sagt — noch weit entfernt von einem neuen Lebensausdruck, von einer gewandelten Lebensform. Der Schrei nach Leben ist in seiner Vorliebe für grelle Farben, Tanz, Lärm und geistige Sensationen viel eher ein Lebensrausch zu nennen als eine Lebenssteigerung. Das laute Leben ist ja durchaus nicht immer das starke Leben, und alle gesunden Lebenskeime müssen sich in der Stille entfalten, um dann freilich hoch hinaufzuwachsen in die Höhe großer Kulturen.

Es ist daher nichts geleistet mit der triumphierenden Feststellung der Befreiung, mit dem Abbrechen der Tradition, wenn nicht die viel schwerere Aufgabe der For-

nung uns zur souveränen Kritik, nicht nur zur revolutionären Auflehnung berechtigt. Die schöpferische Gestaltung der Zukunft aber wurzelt in einem tieferen Verständnis der Vergangenheit. Das Horchen auf die Tiefe, die Besinnung, welche aller echten und dauerhaften Gestaltung die Richtung gibt, führt uns zu einem tieferen Verständnis der Geschichte. Nicht als toter Hausrat, nicht als veraltete, „historisch" gewordene Erbschaft kann die Geschichte dem Spätergeborenen von Nutzen sein, sondern nur als die geschichtliche Vergangenheit, die noch heute lebt, die in den großen Monumenten eine Urkunde ist von dem Wesentlichen und Bedeutungsvollen in aller Geschichte. Nietzsche hat eine solche Geschichtsbetrachtung, welche sich nicht vom Leben entfernt, sondern ihm dient, eine „monumentalische" genannt. Die Vergangenheit ist für sie nicht tot, sondern sie wirkt durch ihre bedeutenden Monumente in das Leben der Gegenwart hinein. Die „monumentalische" Geschichtsbetrachtung ist das Gegenteil von aller Romantik. Wir wollen uns mit ihr ganz und garnicht aus der harten Wirklichkeit unseres Lebens entfernen, um uns weltflüchtig und weltfern in eine verklärte Vergangenheit hineinzuträumen. Die monumentalische Geschichtsbetrachtung sucht vielmehr den Anschluß an die großen Linien früherer Epochen. Ihr Gebot lautet: „Das, was einmal vermochte, den Begriff „Mensch" weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muß auch ewig vorhanden sein, um dies ewig zu vermögen. Daß die großen Momente im Kampfe der einzelnen eine Kette bilden, daß in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde, daß für mich das Höchste eines solchen längstvergangenen Momentes noch lebendig, hell und groß sei — das ist der Grundgedanke im Glauben an die Humanität, der sich in der Forderung einer monumentalischen Geschichte ausspricht."

Dieses Suchen des Anschlusses an den Höhenzug der Menschheit, diese Entdeckung einer Verwandtschaft mit den Lebensformen früherer Geschlechter bezeichnete der Humanismus des 16. Jahrhunderts mit dem Namen Renaissance.

II.

Blicken wir von hier wieder auf die Gegenwart: Gibt es auch in der „Wende" unserer Zeit eine Renaissance?

Wer heute offenen Auges die geistigen Bewegungen unseres Volkes betrachtet, dem muß sich die überraschende Tatsache aufdrängen, daß wir von einer Renaissance der Gotik sprechen können. Neues Leben blüht aus den Ruinen der deutschen Burgen, in die ein neues „Volk" einzieht. Diese „gotische Renaissance", welche an dem Wiedererwachen der deutschen Mystik und an dem neuen Verständnis für die mittelalterliche Plastik erkennbar wird, ist dabei keine bloße literarische und akademische Sonderangelegenheit, sondern eine Volksbewegung, welche sich in konkreten Lebenskreisen um einen tieferen Sinn des Lebens zusammenschließt. Die Singgemeinden, die Tanzkreise, das Laienspiel suchen und finden heute den Anschluß an den Reichtum der mittelalterlichen Volkskultur. „Es ist nicht so von ungefähr", so heißt es in dem jüngsten Fahrtbericht einer Spielschar, „daß die Art und das Wesen der ursprünglichen Ausdrucksformen der Jugendbewegung — Singen, Tanzen, Spielen — aus dem Mittelalter stammen." (P. Collmer in „Siebenbürgenfahrt").

Dem Außenstehenden mögen diese Lebensformen der Ausdruck des jugendlichen, ja des spielerischen Menschen sein. Dem Wissenden offenbart sich gerade in ihnen der Ernst und die Tiefenbesinnung des neuen, des „jungen" Menschen. Denn er begreift, daß diese Formen nur gelebt und verstanden werden als Gemeinschaftsformen, durch die sich die zerschlagene Volksgemeinschaft wieder sammelt und

S. 158 lies geistlich statt geistig.

bindet — nicht durch Feste und Phrasen, sondern in den unbewußten, keimhaften und wachstümlichen Formen des Volksliedes und der Volksspiele: das ist es, „was die religiösen Spiele des Mittelalters kennzeichnet, daß sie herauswuchsen aus jener Verbundenheit und gestaltet und getragen wurden von der Gemeinde" (P. Collmer).

Freilich wird sich hier das Bedenken erheben, ob denn nicht gerade diese vermeintliche Renaissance „nichts als Romantik" sei. — Die endgültige Antwort auf diese Frage werden wir der Geschichte überlassen müssen, an welcher sich erweisen wird, ob die beginnende Neuorientierung unserer Zeit eine schwärmerische oder eine schöpferische ist. Aber ein Punkt kann doch schon heute herausgehoben werden: das ist die wesentliche Bedeutung, welche unsere Zeit dem Worte „gotisch" selbst verleiht. Denn mit dieser Benennung scheiden wir gefühlsmäßig die dumpfen, „mittelalterlichen" Elemente aus den alten Formen ab und heben die edlen Motive jener Zeit heraus. Wenn wir uns etwa an gotischer Plastik freuen, dann sind es nicht die Verschränkungen und Verzerrungen jener Kunst, sondern es ist — mit einem Worte Meister Eckharts — die „Edelkeit der Seele", welche aus ihren Gestaltungen herausleuchtet und für uns bedeutsam wird. Es scheint, als ob das Erlebnis des jungen Goethe im Anblick des Straßburger Münsters heute zum allgemeinen Kulturbewußtsein werden sollte: die Entdeckung der gotischen Seele.

„Gotisch", das war für Goethe zunächst das Ungeordnete, Zusammengestoppelte, Ausgeflickte, Überladene gewesen. Gotisch bedeutete ihm barbarisch. Aber mit dem sicheren Instinkt des echten, unverbildeten, selbständigen Menschen überzeugte ihn der Anblick des Straßburger Münsters von der Dürftigkeit dieser Kunstauffassung: „Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele." Und nun will er dem vergessenen Erbauer Erwin von Steinbach ein Denkmal setzen: „Und sollt' ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte Dein Werk mit dem unverstandenen Worte gotisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkünden zu können: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst!"

Gegen den französisch-klassizistischen Vorwurf der Maßlosigkeit wendet er ein: hätte man mehr gefühlt statt gemessen, so hätte man im Anblick des Straßburger Münsters verstanden, wie hier die ungeheure Mauer aufsteigt „gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen und Blättern wie Sand am Meer ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters."

Diese Auffassung der gotischen Dome ist kein gewöhnlicher Vergleich. Es ist ein echtes Gleichnis. Daß diese Dome dastehen wie „Bäume Gottes", dieser Gedanke legt eigentlich erst die tiefste Schicht der deutschen Seele bloß. Er läßt uns begreifen, daß solche Werke herauswuchsen aus der deutschen Landschaft, daß in ihnen dasselbe Urerlebnis sich kundtut, das uns durchschauert beim Anblick uralter Eichen und Linden, daß die altgermanische Kultstätte der heiligen Haine ihre Auferstehung feiert in den mächtigen Bauwerken des Mittelalters, die noch heute wie ewige Zeichen und Zeugen alle andern Bauten überragen, deren feierliche Erhabenheit und Stille noch immer in unsern lärmenden Alltag hineinklingt, die uns aufhorchen und aufschauen lassen wie „Bäume Gottes".

Vermögen wir solche religiösen Dokumente wieder zu würdigen und nicht nur ihre äußere, sondern ihre innere Raummusik wieder auf uns wirken zu lassen, dann redet die Stille, und in dem heiligen Schweigen der mystischen Versenkung brechen die Brunnen der Tiefe auf, welche in der gotischen Plastik und der deutschen

Mystik für uns vernehmbar werden.

Betrachten wir in dieser „schweigenden Haltung" die Werke der gotischen Kunst, so verstehen wir, daß in der nach innen gebogenen Leidenschaft ihrer Schöpfer das Horchen auf die Tiefe lebendig war, welche immer wieder von den Stimmen des geschäftigen Alltags überlärmt wird. Wir lernen wieder sehen, daß die alten Meister auf Goldgrund malten, daß der Hintergrund ihres Denkens und Schaffens nicht die räumliche Tiefe der gegenständlichen Welt, sondern die geistige Tiefe einer heiligen Schicht war. Wir begreifen in der schweigenden und hinhorchenden Haltung des gotischen Menschen, daß die geistige „Armut", von der der Mystiker spricht, eben seine Aufgeschlossenheit und Offenheit für die Tiefen des Lebens bedeutet, in welcher nicht mehr der vermeintliche Reichtum unserer abgeschlossenen und darum in Wahrheit so armseligen „Innerlichkeit", sondern der Grund unserer Seele sich erschließt, von welchem Meister Eckhart sagt: „Wer in diesen Grund auch nur einen Augenblick hineingelugt hätte, dem Menschen wären tausend Taler roten geschlagenen Goldes so viel als ein falscher Taler."

Dr. Kurt Plachte

Kiel

Versöhnungswille und Rechtsüberzeugung

Angesichts einer Reihe von Mißverständnissen und bedenklichen Zielsetzungen in der Frage der Einstellung des Balten zu der durch die großen Enteignungsgesetze, ihre Durchführung und ihre Folgen geschaffenen rechtlichen, moralischen und politischen Lage in den baltischen Staaten erscheint es wünschenswert, hinsichtlich einiger Punkte zu klaren Feststellungen zu kommen, — um so mehr, als die Irrtümer und Mißverständnisse in der letzten Zeit mehrfach den Weg in die baltische Öffentlichkeit gefunden haben.

Vor allem muß immer von neuem mit aller Schärfe wiederholt werden: die Gütereinteignung, die Fortnahme von mehr als dreieinhalb Millionen Hektar deutschen Landes, in Lettland ohne Entschädigung, in Estland gegen eine Scheinentschädigung, ist eine Angelegenheit des ganzen Deutschbaltentums, nicht nur des unmittelbar betroffenen Gutsbesitzerstandes. Wer das leugnet, wer auf Grund alter Ressentiments oder neuesten Opportunismus die jahrelang eingehaltene Linie des gemeinschaftlichen Eintretens für die Geschädigten verlassen zu sehen wünscht, macht sich damit eines Vergehens schuldig, das durch keinerlei Hinweise auf angebliche Forderungen des allgemeinen Nutzens gerechtfertigt werden kann. Allen gegenteiligen Meinungen gegenüber ist mit Entschiedenheit zu behaupten, daß unsere Zukunft im Lande nur dann gesichert ist, wenn der gebildete deutsche Landwirt, der Kulturträger der baltischen Bodenständigkeit, den Fuß wieder ruhig auf einen eigenen Boden setzen kann, der ihn und die Seinen als Kulturmenschen erhält.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nationale Politik nicht von Stimmungen abhängig gemacht werden darf.

Die durch die Agrar- und Entschädigungsgesetze naturnotwendig entstandene Erbitterung der baltischen Enteigneten, Entrechteten und Vertriebenen mußte gewiß die Gewinnung eines ruhigen Standpunkts objektiver Beurteilung erschweren. Dennoch fand man ihn — deutscherseits; in Estland hat er zu praktischen Vorschlägen geführt, während estnischer- und lettischerseits kaum ein Ansatz dazu wahrzunehmen ist.

Lehnen wir damit auch jede Gefühlspolitik unmißverständlich ab, so ist doch andererseits unbestreitbar, daß nur eine vom Empfinden für Würde — also von einem Gefühl — geleitete Politik den richtigen Weg finden wird. Der Durchschnittsdeutsche hat freilich meist das Bedürfnis, am Anfang jeder Tat den Wert des

Würdegefühls methaphysisch oder auch praktisch zu begründen und die Grenzen seiner Berechtigung rational zu ermessen. Verzichten wir diesmal darauf. Nur eins zu bemerken sei erlaubt: da der Wille zur Behauptung von Lebensrechten bei Auseinandersetzungen in der ganzen Welt als selbstverständlich vorausgesetzt wird, müssen gegenteilige Versicherungen, ja Beteuerungen zu allen Zeiten einem unbesiegbaren Mißtrauen begegnen. Unter die lettische und estnische Agrarreform einen deutschen Strich ziehen, ist mithin zugleich würdelos und töricht.

*

Nichts liegt uns mehr am Herzen als die Herstellung einer dauernden vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den estnischen und lettischen Heimatgenossen. Die Aufrichtigkeit dieses Wunsches wird täglich aufs neue bewiesen, die Bereitschaft dazu in ständiger praktischer Arbeit dargetan. Ein Weiterleben im Lande ohne diese Zusammenarbeit zum Wohl des Landes können wir uns nicht denken. Niemals aber kann diese Arbeit den Sinn eines stillschweigenden Verzichts haben, niemals kann damit ausgedrückt werden, daß wir Balten bereits alles vergessen haben. Bevor das Unrecht der Enteignungs- und Entschädigungsgesetze gemäß unserer Rechtsauffassung als solches anerkannt ist, scheint uns eine Aussöhnung mit dem lettischen und estnischen Volke unmöglich zu sein. Man kann gewiß hoffen, daß die in den letzten Jahren angebahnte engere sachliche Zusammenarbeit die Verständigung erleichtern wird; abhängig machen müssen wir sie davon, daß unser Rechtsempfinden befriedigt wird. Dabei sollen wir es als selbstverständlich ansehen, daß den Neusiedlern ihr Land, auf das sie sich durch ihre Arbeit Rechte erworben haben, nicht genommen werden darf. Mit jedem einzelnen Letten oder Esten aber, der einen Standpunkt vertritt, von dem aus eine beide Teile befriedigende gesetzliche Neuregelung der ganzen Frage möglich erscheint, können wir uns schon heute verständigen.

Geltende Gesetze können moralisches Recht nie außer Kraft setzen, d. h. die Pflicht zur Vertretung von sittlichen Rechtsforderungen niemals aufheben. So besteht diese Pflicht; denn moralisches Recht ist solange lebendig, als Menschen leben, denen es unverbrüchliche Überzeugung ist. R. W.

Der Revaler Domkirchenprozeß in der Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft

Die Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft hat sich ein großes Verdienst erworben, indem sie im kürzlich erschienenen 2. Heft des laufenden (II.) Jahrgangs die Entscheidung des Estländischen Staatsgerichts im Domkirchenprozeß im Wortlaut veröffentlicht, „in Anbetracht" — wie die Redaktion dazu einleitend bemerkt — „der innersten Anteilnahme am Geschick der Domkirche und des großen Interesses weiter Kreise an den rechtlichen Problemen des Prozesses. Der Text der Entscheidung — sehr sorgfältig übersetzt und durch Überschriften übersichtlich gegliedert — umfaßt 18 Druckseiten. Es folgen sehr dankenswerte Anmerkungen der Redaktion.

In diesem Zusammenhang sei überhaupt auf diese baltische Fachzeitschrift hingewiesen, die, vom Deutschen Juristen-Verein in Riga herausgegeben, viermal jährlich erscheint und seit den letzten Heften auch estländische Verhältnisse behandelt. Aus der Fülle der Aufsätze des ersten Jahrgangs seien hier besonders folgende hervorgehoben: von Schilling, Rechtsgeschichtlicher Überblick; Mintz, Das Einkammersystem in der lettländischen Verfassung; Helfritz, Bemerkungen zum Problem der berufständischen Volksvertretung; Emge, Praktische Philosophie und Rechtsphilosophie; Aidnik, Die

„articuli reprobati“ des Sachsenspiegels in altlivländischen Rechtsbüchern. Als Sonderheft erschien: von Freymann, Der lettländisch-russische Friedensvertrag und seine Verwirklichung. Das Erscheinen dieses Hefts fiel in die Tage der Ratifizierung des lettländisch-russischen Handelsvertrages, als die Erörterung der politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten des Handelsvertrages das Tagesgespräch bildete. Der Aufsatz rief unserer schnellebigen Zeit die Erfahrungen ins Gedächtnis, die Lettland mit seinem ersten russischen Vertrage gemacht hat. Eine besondere Stellung in der Zeitschrift nehmen die Berichte über die Gesetzgebung ein. Über die lettländische Gesetzgebung im I. und II. Halbjahr 1926 und im I. Halbjahr 1927 berichtet Bezirksrichter H. Stegman – Riga. „Die Gesetzgebung Estlands in den Jahren 1918 — 1926“ behandelt Rechtsanwalt G. Koch — Reval. In ihrer Klarheit und ruhigen Objektivität, die auf urteilende Stellungnahme keineswegs verzichtet, haben diese Berichte bleibenden Wert.

Neue Hebung baltischer Geistesschätze

Mit der allgemeinen geistigen Krise unserer Zeit und der Umwälzung im Schicksal des Baltentums ist eine lebendigere Besinnung darauf eingetreten, was aus dem geistigen Erbe der Vergangenheit besonders hochgehalten zu werden verdient. Konnte in der angespannten Unrast der ersten Aufbaujahre nach dem Kriege diese Lebensfrage des Baltentums nicht wohl zu breiterer Auswirkung in der Öffentlichkeit kommen, so hat sie im Stillen doch immer fortgeglimmt. Sie ließ sich aber um so weniger zurückdrängen, je mehr die Befürchtung aufkommen mußte, die junge Generation könnte den verbindenden Faden mit dem Wertvollsten in der geschichtlichen Ausprägung baltischen Wesens verlieren. Auch gar vielen von den Älteren aber drohte, unter dem materiellen Sorgendruck, ein derartiges Aufgehen in der gehäufteren Tagesarbeit, daß darüber die stille Pflege des Geistigen zu verkümmern Gefahr lief.

Indessen mußte man sich, nach dem erlebten ungeheuren Umbruch, sagen, daß das aller äußeren Güter verlustig gegangene Baltentum mehr als je auf die Wahrung und Mehrung innerer, seelisch-geistiger Wertigkeit angewiesen war, wenn es überhaupt noch als Baltentum fortbestehen wollte. Und da andrerseits aus Deutschlands Schicksalsnacht alsbald ein neues Gemeinschaftsbewußtsein zwischen den Gliedern der deutschen Völkerfamilie — als höchstes Gut aus tiefstem Leid — aufgelebt war, so richteten sich auch auf den baltischen Stamm teilnehmende Blicke, die, von seinem Ringen um Erhaltung des Volkstums angezogen, auf baltischer Wesensart und geschichtlicher Entwicklung zu verweilen begannen.

Sowohl jene Besinnung auf den eigenen unverlierbaren Geistesbesitz, wie auch die fühlbarere Einbeziehung in den kulturellen Gesamtring des deutschen Volkstums forderten dazu auf, sich Rechenschaft zu geben von der Artung und den Leistungen baltischen Geistes und sprechende Zeugnisse hiervon ans Licht zu fördern.

Dies wurde zum doppelten Beweggrunde für das bedeutungsvolle literarische Unternehmen von ebensowohl kulturgeschichtlichem, wie lebendigem Gegenwartswerte, das mit diesem Jahre seinen Anfang genommen hat in der Sammlung: „Baltisches Geistesleben — Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit“ Unter diesem Titel sollen in zwangloser Folge 6 Hefte jährlich, jedes inhaltlich in sich abgeschlossen und 80—96 Seiten umfassend, erscheinen, die bedeutsame Arbeiten baltischer Autoren nebst biographischer

Skizze oder Darstellungen besonderer Epochen und Teilgebiete des baltischen Geisteslebens bringen werden.

„Vor dem Forum der Geschichte" so heißt es im Prospekt, „soll der Nachweis erbracht werden, daß es sich bei der historischen Entwicklung des Baltentums um eine typische kolonisatorische Sondergestalt des deutschen Geistes handelt, die, zwar beständig durch Zuwanderung aus dem Mutterlande gemehrt und gekräftigt, von den Quellgebieten seines Geistes gespeist, doch in dem Kampfe mit dem slawischen Osten und durch die veränderten Lebensbedingungen ihre besondere, ihre eigene Prägung erhielt. Dieser Werdegang baltischer Eigenart ist in weiten Kreisen Deutschlands noch wenig bekannt und droht auch in unserer Heimat vor der wirtschaftlich-politischen Notlage unseres Deutschtums in Vergessenheit zu geraten."

Die Herausgeber leitet das Gefühl der „Verantwortung für die Erhaltung deutsch-baltischen Geistes in den Reihen der jüngeren Generation", und sie bezwecken zugleich eine „Zeugnisabgabe für die Bedeutung dieses Geistes vor dem gesamten Deutschtum."

„In diesen Heften soll der „baltische Geist" Rechenschaft ablegen vor sich selbst und der Geschichte, er soll den Landsleuten und jedem Deutschen sein historisches Werden zeigen im ehrlichen Kampf um sein Daseinsrecht, in Schuld und Schicksal, in Erstrebtem und Verlorenem. Das sind wir unserer Heimat, unseren Vätern schuldig."

„Insbesondere aber unserer Jugend, die draußen und im Lande in hartem Ringen und Daseinskampf steht, wollen wir in Erinnerung bringen, was sie an unveräußerlichen Gütern besitzt, wenn sie sich selbst treu und der würdige Erbe unseres baltisch-geistigen Erbgutes bleibt."

Die Sammlung wird, unter Mitwirkung des Berliner Freundeskreises der „Deutschen Akademie zur Pflege und Erforschung des Deutschtums" herausgegeben von R. v. Engelhardt, O. Greiffenhagen, W. Stillmark und H. Weiß in Reval, sowie A. Feuereisen, B. Hollander, E. v. Schrenck und A. v. Tobien in Riga. Den Verlag hat die angesehene Firma Kluge u. Ströhm in Reval übernommen. Der Bezugspreis für den Jahrgang beträgt in Lettland 15 Lat, Estland 10 Ekr., Deutschland 12 Rmk. Das Einzelheft kostet in Lettland 3 Lat, Estland 2 Ekr., Deutschland 2.25 Rmk.

Das nun bereits vorliegende erste Heft der Sammlung ist zwei berühmten baltischen Naturforschern gewidmet: Karl Ernst von Baer (1792–1876) und Alexander Graf Keyserling (1815–1891). Wiedergegeben wird die glänzende Gesamtcharakteristik Baers, die Keyserling in seiner Gedächtnisrede am 18. Dezember 1876 in der Literärischen Gesellschaft zu Reval entworfen hat. Von den eine einheitliche Natur- und allgemeine Weltauffassung entwickelnden Reden und Abhandlungen Baers, „die zu den Meisterwerken der Literatur gehören und von einer platonisch zu nennenden Vergeistigung verklärt sind", wird eine der schönsten und genialsten zum Wiederabdruck gebracht: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? und wie ist diese Auffassung auf die Entomologie anzuwenden?" Sie stammt aus dem Jahre 1860 und ist die klassische Darstellung einer Naturanschauung, nach der „wir uns die einzelnen Typen der Tiere nicht aus Wirkungen der Stoffe erklären können, sondern als etwas unmittelbar Gegebenes, als Gedanken der Schöpfung, welche nach eigenem Rhythmus und Typus, gleichsam nach eigener Melodie und Harmonie, die rohen Stoffe kombinieren" Und wie die Melodie nicht aus den einzelnen Tönen herstammt,

diese vielmehr nach einem ihnen überlegenen geistbestimmten Gesetze anordnet, so ist der Lebensprozeß „gleichsam die Melodie, nach welcher der organische Körper sich aufbaut und umbaut" Damit im Einklang ist der Instinkt in der Tierwelt zu deuten als „ein Ausfluß aus dem Weltganzen, und nicht aus körperlichen Verhältnissen hervorgegangen" Auf der vom Zwange des „Müssens" befreiten Stufe des Menschen erscheinen dann, gewissermaßen als „höchste Formen des Instinktes", das „Sollen", das „Gewissen", der „Glaube" als „Ruf zu dem allgemeinen Quell des Daseins"

Blicken wir auf diese Höhe einer der Goetheschen ebenbürtigen Natur- und Weltauffassung, so hat es etwas Niederbeugendes, sich zu vergegenwärtigen, bis zu welcher Armseligkeit, Kümmerlichkeit, Geistesverlassenheit der Aspekt des Lebens im Kosmos in den folgenden Jahrzehnten herabsank. Und wie irreleitend, verödend und zersetzend hat auf das ganze Kulturleben die mechanistisch-materialistische Naturansicht gewirkt, deren unheilvollem Bann wir auch heute noch keineswegs entronnen sind! Kein Wunder, daß es sich am ganzen Menschen, bis in alle Ausstrahlungen des Gemeinschaftslebens hinein, rächen muß, wenn die grundlegende Wahrheit, nämlich die über die durchgehende Struktur des Lebens und den Primat des Geistes, auf den Kopf gestellt wird.

Von hier aus wird man den ganzen Bildungs- und Kulturwert der richtigen Naturauffassung, wie Baer sie darlegt, voll zu würdigen wissen und es aufs lebhafteste begrüßen, daß solche Zeugnisse der Wahrheit, wie diese Baersche Rede, wieder in hoffentlich weite Kreise getragen werden. In der heute sich vollziehenden geistigen Neufundamentierung rücken die Frage nach der Ordnung und dem Sinn des Lebens, der Struktur- und Wertbegriff, der Zusammenhang des Menschengeistes mit dem Weltganzen in den Mittelpunkt. An die Stelle eines abstrakten, freischwebenden Denkens aber treten die an Tatsachen und deren tiefere Deutung sich haltende Wirklichkeitserfassung und genetische Behandlung. Dadurch ist heutzutage der geniale, philosophisch begabte, erleuchtete Naturforscher weit mehr als jeder Schulphilosoph oder Dogmatiker befähigt und berufen, am Aufbau einer positiven Weltanschauung grundlegend mitzuarbeiten (verwiesen sei auf das im Nov./Dez.-Heft 1927 der „Balt. Monatsschrift" S. 458 ff., im Aufsatz „Kirche, Volkstum und Jugendbewegung" hierüber Gesagte).

Wenn daher ein exakter wissenschaftlicher Forscher höchsten Ranges, der Entdecker des Eies der Säugetiere und des Menschen, der Erforscher der organischen Bildungsgesetze und Begründer der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Tierwelt, durch seine Naturschau und -deutung den schöpferischen Geist in der Natur evident macht und dann die Fäden bis in das Ethische und Metaphysische fortspinnt, so sind in solcher einheitlichen Tiefenerfassung der Wirklichkeiten unvergleichliche weltanschauungbildende Werte gegeben. Und zwar, worauf Keyserling in seiner Gedächtnisrede auch besonders hinweist, begleitet von jenem „wunderbaren Zauber" des Stiles und der Form, der zum Wesen des Klassischen gehört, wo „Ideenreichtum" sich in schlichter und schöner Klarheit gibt — eine Darstellungs- und Sprachmeisterschaft, die, in ihrer Verbindung mit der Gedankentiefe und -fülle, die Stufe der Vollendung bezeichnet. Darum hat R. v. Engelhardt Recht, wenn er die Beachtung solcher Arbeiten den Schulleitern ans Herz legt, „denn hier ist den obersten Klassen ein Lesestoff geboten, den wir ruhig neben die deutschen Klassiker stellen können".

Das vorliegende Heft bringt auch die

von K. E. v. Baer „Zum Andenken an Alexander von Humboldt", nach dessen Hinscheiden 1859 in der Petersburger Akademie der Wissenschaften gesprochenen Worte. Worte höchster Verehrung und edelster Bescheidenheit aus dem Munde eines Mannes, dessen Kongenialität mit Humboldt nach Geistesanlage und Leistungen dem Leser dieses Nachrufes unwillkürlich ins Bewußtsein tritt. Ragte Humboldt doch gerade durch Universalität und ebenso durch wunderbare Darstellungsgabe hervor. Und wenn Baer von ihm sagt: „Jeder Pfad, den er gegangen, ist bald zur breiten Heerstraße wissenschaftlicher Forschung geworden, denn jeder Pfad war auf einen Punkt gerichtet, von dem Licht kommen mußte" — so wird man dasselbe von Baer sagen müssen.

Wesentlich bereichert wird sodann das Heft durch das von Hermann Oncken meisterhaft entworfene Lebens- und Charakterbild: „Ein Freund Bismarcks: Graf Alexander Keyserling" (aus Onckens „Historisch-polit. Aufsätzen und Reden", 2. Bd., 1914). „Diesen baltischen Edelmann hat Bismarck selbst als seinen ältesten und intimsten Freund bezeichnet. Und die dauerhafteste Beziehung in Bismarcks Leben war diese Freundschaft ohne Zweifel, denn schon in der Studienzeit, im Jahre 1833, setzte sie ein, und nach dem Sturze des Kanzlers war Keyserling einer der ersten, der, selber an der Grenze des Lebens angelangt, zu einem längeren Besuch nach Friedrichsruh eilte. Höchst interessant kennzeichnet Oncken, bei diesem letzten Zusammensein der Freunde verweilend, den merkwürdigen Wesenskontrast zwischen ihnen: bei Bismarck „Natur und Kraft, der Genius der Tat", bei Keyserling „edelste Verfeinerung des Geistes, Objektivität und Harmonie" Indessen hat Keyserling nicht nur als Gelehrter, Philosoph und als eine geistige Gestalt von voller Universalität und humaner Durchbildung auf den Höhen des Geistes gewandelt; er ist bekanntlich auch in hervorragender Weise im Dienste der Heimat tätig gewesen: zuerst als estländischer Ritterschaftshauptmann (1856 bis 1862), dann als Kurator des Dorpater Lehrbezirkes (1862—1869). Und eben um dieser Verbindung willen gehört das Bild dieser hochragenden Persönlichkeit, „aus festem und klangvollem Metall gegossen" gerade in das Gefüge des ersten Heftes der Sammlung „Baltisches Geistesleben" Denn dieses erhielt, wenigstens in den besten Zeiten baltischer Entwicklung, dadurch sein Gepräge, daß das Leben noch als ein Ganzes geführt wurde, aus einem gesinnungsgetragenen Geiste strömend, ob dieser nun auf akademischem oder landespolitischem Felde sein Schaffen fand. Gerade der einheitliche Bildungsboden, aus dem die Kulturarbeit im rein geistigen Sinne — Wissenschaft, Erziehung, Kunstpflege — und diejenige im praktischen Heimatdienste erwuchs, war für baltische Wesensart charakteristisch. Und daß innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit das Fachmäßige der Einzeldisziplinen nicht die Berührung verlor mit dem Wissens- und Bildungsganzen, davon hat noch jeder eine lebendige Vorstellung, der das alte Dorpat, wie es bis zum Eintritt der Russifizierung in seiner Vollkraft dastand, gekannt hat.

Dieses Wesen des „baltischen Geistes" schildert R. v. Engelhardt in dem das vorliegende Heft und damit die ganze Serie einleitenden Aufsatze: „Aus der Blütezeit baltischen Geistes". Man darf wohl sagen, daß dieser, nur einen Druckbogen einnehmende Aufsatz für die neuere Zeit (etwa von den 50-ern bis in die 80-er Jahre) eine so durchleuchtete Charakteristik und Wertung gibt, daß ihm bleibende Bedeutung beizumessen ist. Besonders weil

daraus deutlich wird, wie Alt-Dorpats geistige Atmosphäre, durch ihren lebendigen Zusammenhang mit bestem deutschem Bildungsgut, sagen wir mit dem „Geiste von Weimar", und zugleich durch den starken bodenständig-heimatlichen Zug, der bestimmend waltete, innerliche Prägekraft gewann für das ganze baltische Sein. Mag dieser „baltische Geist" auch keineswegs „in jedem Deutschbalten bewußt lebendig" gewesen sein, so ist es doch eine heutzutage zwar vielfach nicht mehr verstandene oder beachtete, aber innerhalb der noch nicht demokratisch Verbildeten „allbekannte Erscheinung, daß der Geist einer Gemeinschaft die Kraft hat, auch diejenigen Glieder der Gemeinschaft in seine Abhängigkeit, unter seinen Einfluß zu zwingen, die es selbst kaum ahnen, wie weit diese Abhängigkeit reicht" Könnte sich denn sonst ein Stammes- und Volkscharakter überhaupt herausbilden?

Engelhardts Ausführungen sind um so wertvoller, als sie sich zu einer Beleuchtung der gegenwärtigen Weltanschauungsbewegung erweitern, die getragen ist von dem Sehnen und Wollen, „unsere geistige Kultur vor dem Naturalismus und der Überwucherung durch die ökonomische Idee zu retten", und die zu einer „auf eine neue Synthese gerichteten Lebensbewegung" wird. Will man sie mit einem Kennworte bezeichnen, so könnte es am ehesten vielleicht das Wort „organisch" sein, weil darin die lebendige, sich „gestaltend-umgestaltende" Eingliederung jeglicher Teile und Elemente in das Lebensganze in Natur und Menschenwelt enthalten ist. Dies Organische aber war dem Baltentum in dessen spezifischer Wesensgestalt eigen.

Wir müssen auf ein weiteres Eingehen auf Engelhardts bedeutenden Aufsatz für diesmal leider verzichten und uns mit der Feststellung begnügen, daß eine würdigere und gelungenere Einführung des Unternehmens nicht denkbar war.

Bereits in den Jahren 1908 und 1909 hatte der Deutsche Verein in Livland zwei Bände Reden und Aufsätze unter dem Sammeltitel „Aus baltischer Geistesarbeit" herausgegeben: „ein Denkmal dessen, was die Vergangenheit geschaffen; ein Mahnzeichen für uns, diese Schöpfungen uns geistig anzueignen" Das damalige, sehr wertvolle Sammelwerk erstreckte sich auf folgende hervorragende Balten, deren Lebens- und Wirkensskizze nebst eigenen Aufsätzen derselben gebracht wurde: Julius Eckardt, Victor Hehn, Karl Ernst von Baer, Karl Schirren, Ernst von der Brüggen, Hermann von Samson, Moritz von Engelhardt, Alexander von Oettingen, Georg Berkholz, Friedrich Bienemann, Leopold von Schroeder, Arthur von Oettingen, Gustav von Bunge, Gregor von Glasenapp, Friedrich Hollmann.

In der neuen Sammlung sollen außerdem zu Worte kommen: Gregor von Helmersen, O. M. von Stackelberg, Alex. Theod. von Middendorff, Ferdinand von Wrangell, von Kruseństjern, Parrot, Ewers Fr. Bidder, Alex. Schmidt, Leop. von Schrenck, Baron Staël von Holstein, Adolf, Axel und Otto Harnack, Ernst von Bergmann, G. Dehio, R. Seeberg, J. Haller J. von Uexküll u. a.

In Aussicht genommen sind ferner Themen wie: „Die deutsche Philosophie und das baltische Geistesleben", „Baltische Romantiker", „Goethe und die Balten", „Briefwechsel Schillers mit Karl Graß und Behaghel", „Briefe Max Klingers", „Briefwechsel Harald v. Brackels mit Karoline Bauer" und andere. Überhaupt soll aus Briefwechseln, Memoirenwerken und Zeitschriften für die baltische Geistesgeschichte Bedeutsames neu zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen werden. Auch soll besonders

Wertvolles an bisher unveröffentlichtem Material aus den Archiven Rigas und Revals gebracht werden.

Alles in allem: ein überreiches Programm, mit dem einem tief erkannten geistigen Lebensbedürfnis des Baltentums in seiner heutigen Lage Rechnung getragen wird.

Eine Krönung des bedeutungsvollen Unternehmens ist die aus wahrem Verständnis kommende Teilnahme der Gesellschaft der Berliner Freunde der „Deutschen Akademie zur Pflege und Erforschung des Deutschtums" Sie bekundet sich in dem Geleitwort, das Prof. Dr. Eduard Spranger, als 1. Vorsitzender der Gesellschaft, dem einleitenden Heft der Sammlung beigegeben hat. Dies Geleitwort des hervorragenden und führenden deutschen Gelehrten bedeutet für das Baltentum eine Ehrung, die uns nicht nur mit tiefem Dank erfüllen muß, sondern uns auch in hohem Maße verpflichtet, das aus deutschem Kulturgeiste und ehrfürchtig-heimatliebender Gesinnung geborene Werk allenthalben mit demselben Geiste und der gleichen Gesinnung aufzunehmen, an seinem Ausbau tätig mitzuwirken und es durch allgemeinste Verbreitung weithin fruchtbar werden zu lassen.

V. v. Schrenck

"Abendland" und Nationalitätenfrage

Der deutsche Nordosten, ja der Osten überhaupt kann sich nicht gerade über ein übermäßiges Interesse des westdeutschen Katholizismus an seinen Lebensnöten beklagen. Innerdeutsche Vorgänge, wie der Zwiespalt zwischen dem östlichen und westlichen Teil Preußens und der damit zusammenhängende Kulturkampf, haben im vorigen Jahrhundert die Abkehr des Westens von den Ostfragen eher verstärkt als gemindert. Abschätzige und verständnislose Urteile über das „halbslavische" Gebiet östlich der Elbe sind auch heute im deutschen Westen nicht selten. Umso erfreulicher ist es, daß die durch Kriegsausgang und Besatzungsnöte geförderte Solidarisierung zwischen den verschiedenen grenz- und auslanddeutschen Volksgruppen den Blick Westdeutschlands langsam wieder dem Osten zukehrt, mit dem es in früheren Jahrhunderten in enger Kultur- und Schicksalsverbundenheit stand. Vergessen wir nicht, daß der Petrikirchturm in Riga einem Straßburger Baumeister sein Entstehen verdankt, und daß umgekehrt auf Straßburger Boden die denkwürdige Begegnung zwischen Goethe, Herder und Lenz erfolgte. In Köln erscheint nunmehr schon im dritten Jahrgang die katholisch-universalistisch eingestellte Zeitschrift „Abendland" in deren Herausgeberliste Namen wie Horion, Graf Lerchenfeld, Seipel die bedeutsame Linie Köln-München-Wien als eine Südostachse deutscher Geltung in Mitteleuropa andeuten. Es ist auffallend, in welch starkem Maße sich diese Zeitschrift in neuerer Zeit den Ostfragen zugewandt hat, aber schon eine flüchtige Ausbeute der letzten Nummern zeigt auch, wie tastend diese Versuche einer Nordostorientierung des west- und süddeutschen Katholizismus einstweilen ausfallen. Weit ausladende Ausführungen des Grafen Lerchenfeld, des früheren bayrischen Ministerpräsidenten und jetzigen deutschen Gesandten in Wien, befassen sich mit „Zielen und Wegen deutscher Kulturgemeinschaft" und münden in Fragen des „Minderheitenschutzes" Gerade diese Darlegungen bestätigen, wie schwer es dem an Genf orientierten Denken der Diplomatie fällt, zu den entscheidenden Fragestellungen im Nationalitätenproblem vorzudringen Dasselbe gilt für den grundsätzlich demokratischen Ausgangspunkt, zumal wenn dieser auf gleichzeitige Aufrechterhaltung der rein machtstaatlichen Perspektive ab-

gerichtet ist. Das zeigt sich in dem Aufsatz unseres Landsmannes Prof. Hans v. Eckardt-Heidelberg, der sich neuerdings lebhaft für die „Minderheiten"-Frage interessiert. Daß ihm die Probleme theoretisch noch sehr neu sind, verrät sich in vielen schiefen oder ungenauen Formulierungen. Bleibt Graf Lerchenfeld im Schutzgedanken befangen, so klebt Eckhardt am Minderheitsgedanken. Durchaus unverständlicherweise zerbricht er sich den Kopf der Franzosen in der bretonischen Frage, behauptet, daß Deutschland im Kriege die Fremdvölkerpolitik „erfunden" habe, und leistet Paul Schiemann den Bärendienst, seine Ausführungen auf dem letzten Genfer Nationalitätenkongreß dahin auszudeuten, daß die Deutschen Lettlands über die bereits erstrittene Kulturautonomie hinaus grundsätzlich nichts zu erkämpfen haben. Durchaus enttäuschend sind auch die Ausführungen, die der Pariser Jesuit Yves de la Brière dem „Nationalitätenprinzip vor dem christlichen Recht" widmet. In der den Franzosen geläufigen Weise wird hier schematisch „der" deutsche „dem" französischen Nationalitätsbegriff gegenübergestellt und die Fragwürdigkeit des dogmatischen Selbstbestimmungsrechts aufgezeigt, ohne daß ein ernsthaftes Verständnis für die weiterführenden Fragestellungen sichtbar würde. Gerade vom Standpunkt der katholischen Gesellschaftstheorie aus ließen sich wesentlich tiefere Aufschlüsse über die Grundlagen der Nationalitätenfrage gewinnen. Ein Aufsatz von Karl Mayr, der den anspruchsvollen Titel „Osteuropa als Glied der abendländischen Völkergemeinschaft" führt, zeigt die Gefahren auf, die eintreten, wenn sich Pazifismus und Polonophilie auf katholischer Grundlage begegnen. Weitaus das größte Interesse von baltischem Standpunkt erweckt der Aufsatz des Breslauer Nationalökonomen Eugen Rosenstock über „Die geistige Struktur des deutschen Ostens" der eine höchst bemerkenswerte Gegenüberstellung der nordostwärts und südostwärts gerichteten Deutschtumskräfte vollzieht und dabei auf die gesellschaftlichen und glaubensmäßigen Grundlagen zurückgeht. Allerdings ist auch Rosenstocks Betrachtung in dem Sinne „kleindeutsch", daß er über Memel nicht hinausblickt. Aber auch in dieser Begrenzung ist die Fragestellung gerade von katholischer Seite und in einem in Süd- und Westdeutschland wurzelnden Blatt erstaunlich genug. Denn hier wird die Frage nach der Staatsverwöhnung und Geistentfremdung des Adels, nach dem westlerischen Geschichtsbild des ostdeutschen Bürgertums, nach der Grenze nationalstaatlicher Geltung auch im Nordosten so neuartig aufgeworfen und geistreich beleuchtet, daß man darin den wesentlichen Ansatz zu einem wirklichen Verständnis zwischen deutschem Osten und Westen, an dem auch wir Balten lebhaft interessiert sind, mit großer Genugtuung feststellen kann. Alles in allem ist es lebhaft zu begrüßen, daß sich ausgesprochen westeuropäisch und katholisch bestimmte Kreise ernsthaft den tieferen Grundlagen der Ostprobleme nicht nur auf der Südostachse zuwenden. Weder hier noch dort kann das anhebende Gespräch auf reichsdeutscher Bühne abgeschlossen werden. Wir Balten haben allen Grund, uns für unser Stichwort in Bereitschaft zu halten. M. H. B.

Aus der „guten alten Zeit"

Das Dokument, das wir hier in wortgetreuer Übersetzung aus dem russischen Original bringen, bedarf kaum eines weiteren Kommentars. Es ist schwer zu sagen, was erstaunlicher ist: die vollendete Unkenntnis von Land und Leuten, über die zu herrschen man sich „berufen" glaubte, oder die Schamlosigkeit, die derartige Rundschreiben zu versenden gestattete.

Sehr eilig.

Innenministerium.
Kanzlei des
Livländischen Gouverneurs,
Riga, 31. Juli 1914,
Nr. 9566.

An die Redaktion der Zeitung
„Nordlivländische Zeitung"
in der Stadt Jurjew.

Am 8. August steht eine Sonnenfinsternis bevor. Da es möglich ist, daß die Volksmassen diese Naturerscheinung mit den gegenwärtigen Ereignissen in Zusammenhang bringen könnten, bittet die Kanzlei des Gouverneurs, in Ausführung eines von diesem ergangenen Befehls, die Zeitung „Nordlivländische Zeitung", von sich aus eine aufklärende Notiz zu bringen, in dem Sinn, daß dieser Vorgang ein völlig natürlicher ist und sich in keiner Weise auf die gegenwärtigen Zeitumstände beziehen kann.

Der Kanzleidirektor: Iljinsky
F. d. Gehilfen: Obuchowitsch

Auf dem Orginal findet sich folgender Vermerk von der Hand des Redakteurs der „Nordlivländischen Zeitung" A. Hasselblatt: „Eingelaufen erst am 10. Oktober 1914 an die am 30. September sistierte „Nordlivländische Zeitung"

War es nicht eine Lust, damals zu leben?! W. W.

Professor D. Konrad Graß-Dorpat †

Nach fast 10-jährigen Leiden ist Professor Graß am 25. Nov. 1927 zu Dorpat gestorben. Sein Ende war ganz sanft, ohne vorhergehenden Todeskampf. Noch 2 Wochen vor dem Tode hatte er seine Vorlesungen gehalten. Dann warf ihn eine der Erkältungen, denen er so sehr ausgesetzt war, darnieder und bereitete den jahrelangen Leiden ein qualloses Ende. Die baltische Tagespresse hat nach seinem Tode über seinen Lebensgang und seine Leistungen als akademischer Lehrer und theologischer Forscher Nachrichten gebracht. Hier soll einiges Charakteristische über seine Entwicklung und seine Hauptwerke mitgeteilt werden[1]).

Unter den theologischen Lehrern in Dorpat wirkten wohl Mühlau und Oettingen am stärksten auf Graß ein. Mühlaus Kenntnisse, seine strenge Methode und sein lebhafter Eifer rückten die neutestamentlichen Studien in den Mittelpunkt des Interesses bei Graß und der jungen theologischen Generation überhaupt. Oettingen zog ihn durch Geschlossenheit des Systems und weltweiten Blick an. In Dankbarkeit, Verehrung und Freundschaft hing Graß an diesem Nestor der baltischen Theologen bis zu dessen Tode (1905), ja darüber hinaus. Am unmittelbarsten aber schloß er sich an das System des Erlanger Professors Frank an, das damals von jedem strebsamen Studenten der Theologie in Dorpat studiert wurde. Als Graß nach 4½-jährigem Studium Dorpat als cand. theol. mit einer goldnen und einer silbernen Medaille verließ, begab er sich nach kurzer Hauslehrertätigkeit nach Erlangen und Leipzig zu weiteren Studien. Frank blieb sein Führer. Mit großem Erfolge, unter gewaltigem Zustrom der Dorpater Theo-

[1]) Von Daten nur folgende: Geboren 1870 im Pastorat Kursiten (Kurland), stud. theol. zu Dorpat 1888—92, 1895 Mag. theol. u. Privatdozent zu Dorpat, 1896—1901 Religionslehrer an der Petrischule zu Petersburg, 1901—09 Privatdozent zu Dorpat, 1909—16, 1918 und 1924—27 Professor für neutestamentliche Exegese zu Dorpat.

logiestudenten, die damals noch etwa 220 ausmachten, führte der junge Privatdozent in einem Praktikum in Franks „System der Gewißheit" ein.

Es war eine schwere Enttäuschung für den jugendlichen Dozenten, der seine akademische Laufbahn so glänzend begonnen hatte, daß er sie aus äußeren Gründen schon nach einem Jahre unterbrechen und eine Religionslehrerstelle in Petersburg annehmen mußte. Graß hatte eine so ausgesprochene Neigung zur Wissenschaft und akademischen Tätigkeit, daß er jeden anderen Beruf wie einen schweren Verzicht empfand wenn er ihn auch mit Treue und Erfolg ausführte.

Aber auch als die Verhältnisse sich änderten und Graß sich — mit großer Mühe — wieder in Dorpat habilitieren konnte, wo er zugleich Religionslehrer an der Realschule wurde, war der alte günstige Boden an der Hochschule nicht mehr da. Neue Größen waren hier teils aufgekommen, teils in Sicht. Statt des Wohlwollens, das der 25-jährige Jüngling an der Hochschule gefunden hatte, fand der reife Mann bei den maßgebenden Persönlichkeiten kühle Ablehnung. Er hatte neben intensiven neutestamentlichen Studien schon von der Studentenzeit an eifrig Dogmatik getrieben, neuerdings auch eine dogmatische Schrift geschrieben: „Zur Lehre von der Gottheit Christi" (1900). Nun wandte er sich dem Studium der russischen Dogmatik und der russischen Sekten zu. Eine Hoffnung auf die dogmatische Professur in Dorpat scheiterte. Um so eifriger und erfolgreicher studierte er das russische Sektenwesen. So kam es, daß sein großes wissenschaftliches Hauptwerk nicht der exegetischen und dogmatischen Theologie, die seine Spezialität waren, sondern der historischen Theologie angehören sollte. Nach jahrelangen höchst mühsamen Vorarbeiten, die ihn in die Bibliotheken von Petersburg, Moskau und Kasan, aber auch nach Transkaukasien in persönliche Berührung mit den russischen Sektierern geführt hatten, nach Durchackerung einer schier unermeßlichen russischen Literatur konnte Graß sein monumentales 2-bändiges Werk „Die russischen Sekten" herausgeben[1]). Die Geschichte und Lehre, der Kultus und die Organisation der Chlüsten und Skopzen wird hier dem Abendlande auf Grund umfassender Kenntnis zum erstenmal erschöpfend dargestellt. Das Werk bleibt für unabsehbare Zeit grundlegend. Der Verfasser hat wohl daran gedacht, noch einen 3. abschließenden Band über die Duchoborzen und Molokanen zu schreiben, doch ist ihm das nicht vergönnt gewesen. Belehrung über die Stunda oder den Raskól darf man bei Graß natürlich nicht suchen. Die lediglich rituellen Abweichungen des Raskóls von der Großkirche interessierten ihn nicht. Ihn fesselte ein eigenartiges religiöses Leben, das die Kraft hat, eine eigene Lehre hervorzubringen, dessen Studium auch für das Verständnis des Neuen Testamentes sowie gewisser religiöser Urtypen Früchte trägt. Das Prophetentum der Chlüsten kann in der Tat manche Erscheinungen im Urchristentume anschaulich und klar machen.

So gewann der Professor fürs Neue Testament, der Graß per tot discrimina rerum 1909 schließlich geworden war, Förderung aus den scheinbar abliegenden Studien, die seinen Namen in der theologischen Welt weithin bekannt machten. Seine geregelte und ihm liebe Tätigkeit als Professor mußte er aber immer wieder unterbrechen: 1916–18, weil er, wie die andern deutschen Theologen, auf die Forderung, russisch zu lesen, nicht einging, dann nach kurzer Wirksamkeit im Jahre 1918 wieder bis 1924. Von da an war

[1]) Bd. I: Die Chlüsten oder Gottesleute. Leipzig. Hinrichs. 1907. 716 S. Bd. II: Die Weißen Tauben oder Skopzen. 1914. 1016 S.

ihm dann noch eine 3½jährige Tätigkeit unter schweren körperlichen Leiden und Hemmungen beschieden. 1921 veröffentlichte er seine „Linien idealistischer Weltanschauung" (77 Seiten), die da zeigen, wie stark er kantisch beeinflußt war. Die wissenschaftliche Hauptarbeit der letzten Jahre war die Herausgabe des Flavius Josephus „Vom jüdischen Kriege" Buch 1—4. Er erfüllte eine Pflicht der Freundschaft und Pietät gegen den ihm sehr nahestehenden verstorbenen Kirchenhistoriker Alex. Berendts, indem er dessen deutsche Übersetzung des slavischen Josephus nebst kritischem Apparat genau durchsah und der Öffentlichkeit zugänglich machte[1]). Die vielen sonstigen Schriften von Graß, namentlich übers Neue Testament, hier zu nennen, würde zu weit führen.

Graß hat ein schweres Leben gehabt und mit Widerständen der verschiedensten Art kämpfen müssen. Die lange erhoffte und ihm erst spät zufallende Lebensstellung hat er dann noch zweimal auf Jahre verloren und in tiefer Einsamkeit mit Armut und Krankheit gerungen. Um so mehr ist der wissenschaftliche Ertrag seines Lebens anzuerkennen. Nicht der Umfang seiner Schriften sei hier betont — man schätzt ihn auf 3600 Druckseiten — oder die Mannigfaltigkeit der Gebiete, die er bearbeitet hat. Sondern die Tatsache, daß er in seinem Sektenwerk ein eigentümliches Gebiet osteuropäischen Lebens dem Westen erschlossen hat. Auch mit der Veröffentlichung des (von Berendts übersetzten) slavischen Josephus hat er eine wissenschaftlich wertvolle Quelle des Ostens dem Westen zugänglich gemacht und damit eine Aufgabe erfüllt, die uns Balten naheliegt.

Unter den Dorpater Professoren der Theologie, unter den baltischen Vertretern der Wissenschaft wird Graß' Name mit Ehren genannt werden.

Erich v. Schrenck

[1]) Teil I. Dorpat 1924—26. II. 1927. Zusammen 510 S.

Bücherbesprechungen

Studien über Sowjetrußland

Für kaum einen Staat der Welt ist heute das Interesse reger als für Rußland. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickt man auf die sarmatische Tiefebene und sucht die Wunderdinge zu erfassen, die sich auf ihr abspielen. Weil aber in der Tat dort Geschehnisse vorsichgehen, die der westlichen Kulturwelt märchenhaft erscheinen, sind zuverlässige Führer, die das Wirrsal zu deuten vermögen, von Wert, und zwar von um so größerem, als die Literatur über Rußland, das Wunderland, stark anwächst, aber meist auf einem niedrigen Niveau steht. Zu denjenigen Veröffentlichungen nun, die tiefgründige Erkenntnis der wahren Sachlage bekunden und denen zugleich eine klare, das Wesentliche in der Erscheinungen Flucht hervorhebende Darstellungsweise eigen ist, gehören die Arbeiten des Rostocker Nationalökonomen Professor Dr. Hans Jürgen Seraphim, der ein Landsmann von uns ist. Er hat seinen Vater, den bekannten Redakteur Ernst Seraphim, als dieser in der Zeit der russischen Willkür und des roten Terrors zweimal nach Sibirien verbannt war, in den fernen Osten begleitet und dort Milieu und Stimmung aufgenommen, die ihn dazu bewogen haben, Rußlands Verhältnissen ernste und nachhaltige Studien zuzuwenden. So sind viel später in Breslau nicht weniger als zehn Abhandlungen entstanden, die in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands erschienen sind. Schließlich werden sie in der 11. Publikation Sera-

phims, die als Einzelschrift der „Osteuropäischen Länderberichte" unter dem Titel „Rußland" herausgegeben worden ist, zusammengefaßt.

Der Autor zeigt sich bemüht, die gegenwärtige Wirtschaftslage der Sowjet-Union systematisch darzustellen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die sich einer solchen umfassenden Arbeit entgegenstellt, zumal dann, wenn diese außerhalb der Grenze Rußlands geleistet wird, liegt auf der Hand. Sie zu beseitigen ist dem Verfasser, wenn auch nicht vollständig, so doch in hohem Grade gelungen, denn er hat sich in erster Linie von dem Bestreben leiten lassen, Zuverlässiges zu bieten. Aber wie weit ist solches überhaupt möglich? Man wird sich dessen erinnern, daß schon zur Zarenzeit der russischen Statistik ein reichliches Maß von Leichtfertigkeit mit Recht vorgeworfen worden ist. Der sehr geschätzte Herausgeber der offiziellen, vielgebrauchten und äußerlich sehr stattlich aussehenden Übersichten („обзоры") über den auswärtigen Handel Rußlands, Feodorow, sagte mir, als er mich einst in Riga besuchte: „Nehmen Sie eine Papierkugel, werfen Sie sie wahllos auf irgend eine Zahl in einer meiner Übersichten, und ich werde Ihnen beweisen, daß die Zahl falsch ist." Heute steht es mit der Statistik in Sowjetrußland nicht besser, wie Seraphim in einer seiner 10 Abhandlungen nachweist. Diese führt den Titel: „Die neue Regelung der Statistik in Sowjetrußland" und ist sehr lesenswert; sie findet sich in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", herausgegeben von Dr. L. Elster in Jena, Band 120, 1923, Heft 3. Die geringe Brauchbarkeit der lückenlos zentralistisch aufgebauten sowjetrussischen Statistik ist, wie Seraphim erläutert, leicht aus der schwachen statistischen Vorbildung zu erklären, die den ausführenden Organen, auf denen die Last der Arbeit ruht, eigen ist. „In überstürzter Eile", sagt Seraphim, „ist eine neue Ordnung vorgenommen, ohne darauf zu achten, ob die Durchführung nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. Nirgendwo fallen Theorie und Praxis zusammen, so auch in Sowjetrußland." Das gilt auch für die neue Regelung der Statistik. Liegen die Dinge aber so, und war schon zur zarischen Zeit die offizielle Statistik keineswegs einwandfrei, so muß der Mut bewundert werden, mit dem Dr. Seraphim an die Aufgabe herangetreten ist, die Entwicklung der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, speziell des Außenhandels, der Sowjet-Union darzustellen. Im großen und ganzen gebührt dem Verfasser aber doch die Dankbarkeit der wissenschaftlichen Welt, denn es gibt viel zu viele interessante und amüsante, brillant geschriebene und prächtig ausgestattete, ergreifende und erschütternde Abhandlungen über das rätselhafte rote Reich, die die wirren Begriffe über das, was jenseits des Peipus-Sees vor sich geht, vermehren. Es ist daher sehr verdienstlich, daß ein deutscher Gelehrter seine streng wissenschaftliche Arbeitsmethode und seine immer sachliche Darstellung, die sich nie von politischen Erwägungen leiten läßt, dem Märchenlande zuwendet. Dieses Verdienst ist um so größer, als das historisch berühmte System „Potemkinscher Dörfer" noch heute in dem ehemaligen Rußland reichlich Anwendung findet. Den vielen Reisenden, die dieses Märchenland besuchen, ja selbst den dorthin zum Studium der neuen Verhältnisse eingeladenen ausländischen Arbeiterdelegationen werden Kulissen vorgemalt, um das zu verdecken, was hinter diesen steckt. Die in den Hauptstädten des Landes neuerbauten Kinder- und Arbeiterheime, Industriepaläste und die mit geraubten privaten Kunstschätzen bereicherten Museen werden bereitwilligst präsentiert, ein

Einblick aber in das tiefe Elend, das hinter den schillernden Kulissen die Masse des Volkes von 130 Millionen beherrscht, geschickt verwehrt. Und die leichtbetörten Reisenden kehren aus Rußland zurück und preisen den Aufschwung der Wirtschaft und die Wiederkehr normaler Verhältnisse in den Lebensbedingungen der Bevölkerung Rußlands.

Von den elf Abhandlungen Seraphims, die Rußland behandeln, wären zwei besonders hervorzuheben

In der Studie „Neuere russische Wert- und Kapitalzinstheorie", Berlin und Leipzig 1925, wird der Versuch gemacht, eine Systematik der russischen Wirtschaftswissenschaft insoweit zu geben, als diese zum Verständnis der wirtschaftlichen Probleme, die der Autor eingehend behandelt, notwendig ist. Der Versuch einer Systematisierung der russischen Nationalökonomie ist verdienstvoll, weil er die einzige deutsche Arbeit auf diesem Gebiete darstellt. Es ist reizvoll, dem Autor zu folgen, der in lapidarer Ausführung eine prägnante Charakteristik der russischen Volkswirtschaftslehre bietet. Er weist nach, daß die ersten Lehrer der Nationalökonomie in Rußland Deutsche waren, die von Roscher mit Unrecht in den Sammelbegriff der „deutsch-russischen Schule" zusammengefaßt worden sind, denn ihnen fehlt die Gleichheit der wirtschaftspolitischen Grundanschauung und der Methode. Gemeinsam sind ihnen bloß Sprache und Herkunft, Momente jedoch, die nicht das Kriterium einer wissenschaftlichen Schule bilden können. Das mindert natürlich nicht die große Bedeutung, die Männer, wie Christian Schlözer Ludwig Heinrich Jakob, ferner der Balte, Lehrer des Zaren Nikolaus I., Heinrich von Storch, der spätere Finanzminister Georg Graf Kankrin und Theodor von Bernhardi, der auch den Deutschbalten zugezählt werden darf, im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts für die Befruchtung Rußlands mit westeuropäischen Gedanken gehabt haben.

Seraphim behandelt alsdann den russischen Anarchismus, der seit den 50-er Jahren des 19. Jahrhunderts in seiner Reaktion gegen die „Pestzone" der Nikolaitischen Epoche, wie Herzen diese Zeit nennt, gleich einem hemmungslos dahinbrausenden Gewässer die Arbeit von Generationen zu zerstören beginnt. Während Seraphim der Lehren Bakunins dem die „Lust der Zerstörung eine schaffende Lust" ist, gedenkt, geht er leider an Tolstois religiös fundiertem Anarchismus vorüber. Wir hätten gerne gesehen, daß Dr. Seraphim, der Kenner und nüchterne Beurteiler der russischen Ideologie, gerade diesen Propheten des russischen Anarchismus, der, wie wir glauben, der wirksamste Wegbereiter für die verheerende Ausbreitung des späteren Leninismus gewesen ist, scharf unter die Lupe wissenschaftlicher Kritik genommen hätte, denn er versteht es, in wenigen Worten das Charakteristische der Lehrmeinungen jener „Intelligenten" Rußlands hervorzuheben, die als grundsätzliche Bekämpfer des Kapitalismus nur ein Menschheitsideal kannten: die Einführung des Sozialismus. Hierin waren alle einig, nur in dem Wie trennten sich die Geister. Die Unzulänglichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung, der zentnerschwere Druck des selbstherrlichen Zarentums, die Unmöglichkeit fortschrittliche Gedanken zu vertreten, das Elend der breiten Volksmassen des Landes — das alles erzeugte als radikale Reaktion das Dogma vom Sozialismus, der allein fähig sei, das Gerechtigkeitsideal zu verwirklichen

Von den russischen Sozialökonomen verschiedenster Richtung, die seit Bakunin und Herzen ihre Lehren kraß oder gemäßigt vertraten, interessieren

uns Deutschbalten wohl am meisten diejenigen, die man „Narodniki" zu nennen pflegte. Ihr Dogma war: Rußland sei fertig, den Sozialismus unabhängig von der Entwicklung des Westens zu verwirklichen, denn es sei beglückt durch den „Mir" die Feldgemeinschaft und die uralte slawische Arbeitsgemeinschaft, den Artell. Diesen beiden Gebilden eine überaus segensreiche Wirkung zuschreibend, haben die Narodniki viel Unheil angerichtet. Sie wandten sich, wie wir es schmerzlich genug erfahren haben, mit Vorliebe gegen die germanische Grundbesitzform, der die Ostseeprovinzen bekanntlich ihre landwirtschaftliche Blüte vor dem Weltkriege zu danken hatten.

Dem Marxismus spricht Seraphim die alles überragende Position in Rußland zu, obgleich die russische Nationalökonomie der marxistisch-orthodoxen Epoche in ihrem theoretischen Teil ungeachtet dessen, daß vortreffliche Gelehrte, wie Kablukow, Tschuprow, Issajew, Manuilow und andere, sie vertreten hätten, völlig unfruchtbar gewesen sei. Schon früh begann innerhalb des russischen Marxismus die Kritik wach zu werden und schuf den russischen Revisionismus, geführt von den bekannten literarischen Größen Peter Struve und Tugan-Baranowski. Auch ihnen ist der Gedanke eigen, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung mit ihren beiden Grundpfeilern: dem individuellen Gewinnstreben und dem Privateigentum an Produktionsmitteln, eine gerechte Verteilung der Nationalprodukte ausschließe. Immerhin bedeutete der Revisionismus, der der materialistischen Geschichtsauffassung des Marxismus den Subjektivismus des sozialen Ideals entgegensetzte und schließlich zu Kant führte, einen großen Fortschritt, zumal er in neuerer Zeit unter dem Einfluß Peter Struves westeuropäischen Traditionen zu folgen begann. Diese Entwicklung wurde jedoch durch die russische Revolution unterbrochen, die dem Leninismus zur Herrschaft verhalf, einer Richtung, die zwei frühere in Rußland vertretene Richtungen vereinte: den Anarchismus und den Marxismus.

In Rußland war man von Anbeginn an – sagt Seraphim treffend — nicht etwa bestrebt, die bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse und die gegebene Wirtschaftsordnung zu erforschen und zu analysieren, sondern sie in Grund und Boden zu negieren Man wollte der Menschheit ein neues Ideal bringen, auf Erden schon das Himmelreich errichten. Und daran scheiterte man nicht nur, sondern züchtete den Leninismus, der sich auf die Diktatur und den Klassenkampf stützt, überall die Rolle der Gewalt bei der gesellschaftlichen Neuordnung betonend. Die einzige Richtung unter den Volkswirtschaftlern Rußlands, die nicht dem sozialistischen Gedanken die überragende Position zuwies, war die sogenannte Kiewer Schule. Nicht Schwärmerei für unerfüllbare Ideale, nicht kritiklose Unterordnung der Forscher unter starre Dogmen, sondern Erforschung der Wirklichkeit und das Bestreben: innerhalb der erreichbaren Möglichkeiten reale Werte zu schaffen, war ihr Programm, das durchaus unrussische Züge aufwies. Auf den Kathedern der Kiewer Wladimir-Universität knüpfte man an die Traditionen der deutschen Nationalökonomen in Rußland an und blieb in enger Fühlung mit der westeuropäischen Volkswirtschaftslehre. Begründer dieser fruchtbaren Richtung war der Kiewer Professor und spätere Finanzminister Nikolai von Bunge, ihr Jünger der allgewaltige Finanzminister Graf Sergei Witte. So groß aber auch der praktische Einfluß der Kiewer Nationalökonomen auf die russische Wirtschaftspolitik war, so darf doch nicht verkannt werden, daß ihre Einwirkung auf die

reine Wissenschaft in Rußland nicht allzu groß gewesen ist. Nicht Kiew, sondern Petersburg und Moskau bildeten die Zentren des russischen Geisteslebens. Dort trugen jedoch Männer Lehren vor, die allendlich zu Lenin führen mußten.

Wir sind hier auf den breiten Rahmen einer Charakteristik der russischen Volkswirtschaftslehre, in den Seraphim seine Spezialuntersuchungen stellt, etwas näher eingegangen, weil wir hierfür bei den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" Interesse voraussetzen. In die Einzelprobleme, die Seraphim als vortrefflich geschulter deutscher Gelehrter methodisch scharf zu erfassen und in klarer Darstellungsweise überzeugend zu behandeln weiß, können wir dagegen hier nicht eindringen, weil die „Baltische Monatsschrift" keine volkswirtschaftliche Fachzeitschrift ist. Überdies ist das Wesen der von Seraphim behandelten Fragen z. T. nicht leicht verständlich zu machen. Läßt doch das gegenwärtig geltende bolschewistische Wirtschaftssystem, der zweite „Nep" oder der „Notorp", das Privateigentum hier und da bestehen, regiert es aber auch gelegentlich nach Gutdünken, denn Rußland hat in der sogenannten „Neuen Wirtschaftspolitik" keineswegs eine Bahn betreten, die es wieder ein Kulturstaat im europäischen Sinne werden läßt. Hierzu fehlt schon eine sehr wesentliche Voraussetzung: eine Rechtsprechung, die der der zivilisierten Länder gleich oder auch nur ähnlich wäre. Vielmehr sind die leitenden Grundsätze der Rechtsprechung im heutigen Rußland grundsätzlich andere, als in den Staaten Westeuropas. Man darf nicht vergessen, daß das Sowjetrecht ein Werkzeug der Politik der dort herrschenden Klasse, der proletarischen Diktatur ist, die ein doppeltes Ziel verfolgt: sämtliche die politische Macht des Proletariats beschränkenden Taten unschädlich zu machen und vor allem: die revolutionäre Gesetzgebung zu festigen. Tertium non datur. Der Richter, oder wer sonst das Recht anwendet, ist keineswegs an das Gesetz, sondern bloß an den allgemeinen Zweck des Gesetzes gebunden. Daher ist er befugt, Verträge schlechtweg für ungültig zu erklären, sobald er zur subjektiven Überzeugung gelangt, daß dem proletarischen Staat kein Nutzen aus der Erfüllung der Verträge erwächst. Unter Recht wird also in Sowjetrußland etwas ganz anderes verstanden, als in Westeuropa. Und wenn Seraphim die Handelspolitik im bolschewistischen Rußland behandelt, die Organisation der russischen Industrie vorführt, oder andere Probleme der Wirtschaftspolitik des Märchenlandes untersucht, so müßte er, unserer Ansicht nach, weit mehr, als er es tut, das Recht und die Rechtsprechung Sowjetrußlands in den Kreis seiner Erörterungen einbeziehen. Ist doch der Handel nebst der Industrie diejenige Form des Wirtschaftslebens, die am ehesten zu Rechtsstreitigkeiten führt, und zeigt sich doch Deutschland vielleicht allzu beflissen, mit dem Staate der Proletarier in enge Handelsbeziehungen zu treten. Wie aber die Rechtsauffassung der proletarischen Diktatur in der sarmatischen Tiefebene geartet ist und wie sich der Rechtsverkehr von Ausländern mit Bürgern und Institutionen des Arbeiter- und Bauernreiches gar eigentümlich gestaltet, das lernt man zu seinem Erstaunen in einer Abhandlung kennen, die wir hier mit Wärme empfehlen wollen. Es ist das ein Vortrag, den der ehemalige kaiserlich-russische Senator und jetzige Rechtsanwalt in Riga Rudolf von Freymann am 18. Mai 1926 im deutschen Juristenverein zu Riga gehalten hat („Rechtssprechung in Sowjetrußland", „Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft", herausgegeben vom deutschen Juristenverein zu Riga, 1. Jahrgang, 1926/27, 3. Heft, Verlag von G. Löffler

in Riga). Die dort dargebotene außerordentlich instruktive Belehrung ist um so wertvoller, als Herr von Freymann längere Zeit die bolschewistische Rechtssprechung in Moskau als Beamter einer ausländischen Legation kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

Wie nun aber auch die Dinge im merkwürdigen Lande der Diktatur des Proletariats liegen mögen, – Tatsache ist, daß die Frage der Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit ihm nicht von der Tagesordnung Westeuropas verschwindet. Da ist es denn von aktuellstem Interesse, daß Prof. Dr. Hans Jürgen Seraphim eine seiner Aufgaben darin erblickt, in die russische Handelspolitik des letzten Jahrhunderts einzuführen. Seine Schrift: „Treibende Kräfte der Handelspolitik im zaristischen und bolschewistischen Rußland" („Vorträge und Aufsätze des Osteuropa-Instituts in Breslau", Verlag Hermann Sack, Berlin 1926) bietet ein so anschauliches Bild von der russischen Handelspolitik in Vergangenheit und Gegenwart, daß es des mühseligen Studiums einer großen Zahl von Einzelschriften nicht mehr bedarf. Weit mehr bedeutet jedoch, daß es Seraphim gelungen ist, eine Tatsache überzeugend herauszuarbeiten, die, weil sie in der Regel unbeachtet bleibt, nicht scharf genug betont werden kann: die wirtschaftliche Gegensätzlichkeit zwischen Deutschland und Rußland.

Der Aberglaube von dem unbedingten Angewiesensein Deutschlands auf Rußland ist heute noch unheimlich lebendig, obgleich der mystische Zauber, der die sarmatische Tiefebene mit ihren angeblich unbegrenzten Möglichkeiten umhüllte, durch die bolschewistische Revolution doch endlich restlos zerpflückt worden ist. Der Irrglaube, daß Deutschland ein Industriestaat sei, den der jenseits der Narowa und des Peipus belegene Agrarstaat nimmer missen könne, ließ sich nicht bannen. Demgegenüber weist nun Seraphim mit dem ganzen Gewicht methodischer Untersuchung nach, daß, während schon vor dem Weltkriege von einer Interessenharmonie beider Wirtschaftskomplexe nicht die Rede sein durfte, heute noch viel weniger dieser Aberglaube einen Sinn habe. Rußland ist, wie Seraphim sich ausdrückt, „kein Agrarstaat mehr, sondern ein werdender Industriestaat, Deutschland dagegen kein Industriestaat, sondern ein verkümmerter Agrarstaat". In Rußland ist Schutz der um Jahrzehnte zurückgeworfenen Industrie die Forderung des Tages. In Deutschland verlangt die schlimme Lage der Landwirtschaft unabweisbar staatliche Beihilfe. Das ergibt die Notwendigkeit einer Wirtschaftsorganisation hüben und drüben, die kaum auszugleichende Interessengegensätze im Gefolge hat. Mögen auch agrare Merkmale im östlichen Wirtschaftskomplex und industrielle im westlichen obwalten, so spielen doch im Wirtschaftsverkehr beider Völker Momente eine bestimmende Rolle, die eine Interessenharmonie keineswegs aufkommen lassen. Es ist vielmehr zutreffend, was Harald von Rautenfeld gelegentlich seiner Besprechung des Seraphimschen Buches sagt („Baltische Blätter", Berlin, April 1927, Nr. 7 Seite 110): „Nicht nur die geschichtlich-politische Freundschaft mit Rußland ist ein Wahn, sondern Rußland ist ebenso wie auf rassischem und politischem, so auch auf wirtschaftlichem Gebiet der aktive und angreifende Teil."

Es ist sehr verdienstlich, daß Dr. Seraphim unumwunden die wahre Sachlage darlegt und nicht das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland so konstruiert, wie man es in Deutschland gern sähe. Das Märchenland jenseits des Peipus sich so vorzustellen, wie man es sich wünscht, aber nicht, wie es tatsächlich ist,

war von jeher eine Schwäche der reichsdeutschen Politik. Ihr dagegen Unterlagen zur Erkennung der Wahrheit zu bieten, ist das redliche Bemühen des Osteuropa-Institutes in Breslau, das in relativ kurzer Zeit erstaunlich viele literarische Erzeugnisse in die Welt gesetzt hat, die durch ihre streng wissenschaftliche Methode, den Reichtum ihrer Quellen und die Objektivität ihrer klaren Darstellungsweise ausgezeichnet sind. Zu diesen wertvollen Erzeugnissen gehören auch die besprochenen, von Dr. Seraphim im Dienste des Osteuropa-Institutes verfaßten und an verschiedenen Stellen veröffentlichten Abhandlungen*).

*) 1) „Die Neuregelung der Statistik in Sowjetrußland" Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, 65. Band, Jena 1923.

2) „Die deutsch-russische Schule", ebenda, 67. Band, Jena 1924.

3) „Wesen und Entwicklung des Außenhandels Sowjetrußlands", Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 171, II., München 1925.

4) „Die russische Währungsreform des Jahres 1924", Veröffentlichung des Osteuropa-Institutes, Leipzig u. Berlin 1925.

5) „Zur Organisation der russischen Industrie", Archiv für soziale Wissenschaft und Sozialpolitik, Band 53, Heft III, 1925.

6) „Das Scheren-Problem in Sowjetrußland", Weltwirtschaftliches Archiv, herausgegeben von Professor Dr. B. Harms, Kiel, I, 1925.

7) „Das Versicherungswesen in Rußland", Wirtschaft und Recht der Versicherung, Heft I, 1924.

8) „Sozialfürsorge und Sozialversicherung im bolschewistischen Rußland", Kölner sozialpolitische Vierteljahrsschrift, Heft IV. 1926.

9) „Treibende Kräfte der Handelspolitik im zaristischen und bolschewistischen Rußland" herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Breslau, Berlin 1926.

10) „Versuch einer Systematisierung der russischen Nationalökonomie" Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 57, Heft I, 1927.

11) „Rußland", Band I der Osteuropäischen Länderberichte, herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Verbindung mit der Industrie- und Handelskammer Breslau, Heft V Mai 1927.

Dr. Alexander von Tobien

Hans Blüher, Die deutsche Position Offener Brief an den Grafen Keyserling in deutscher und christlicher Sache. Ring-Verlag, Berlin 1927, 115 S.

Eine Streitschrift von Rang, die sich in derart zentralen Fragen mit Keyserling auseinandersetzt, wird in baltischen Kreisen in mehrfacher Hinsicht auf ein starkes Interesse rechnen können. Hans Blüher, dessen frühere Schriften zu schweren grundsätzlichen Gedanken Anlaß gaben, hat sich in seinen letzten Veröffentlichungen zu einem natur- und geschichtsphilosophischen Standpunkt so eigener Art durchgerungen, daß sich für die Deutung der Zeit und des nationalen Schicksals daraus überaus fruchtbare Auswirkungen ergeben. Blüher gehört zu den wenigen zeitgenössischen Denkern, die das Preußentum als eine fortwirkende Substanz metaphysisch ernst nehmen und dem neudeutschen Konservativismus ein ideologisches Selbstbewußtsein geben, das ihm in weitem Maße verloren war. Der Kampf gegen die smarten Amerikanismen und die intellektualistische Hohlheit der Keyserlingschen Kulturpropaganda ist der Ausgangspunkt, von dem aus in zentralen Erörterungen über Anerkennung der heldischen Substanz, Erneuerung königlicher und priesterlicher Urgewalt und konfessionelle Aufspaltung des deutschen Volkes vorgestoßen wird. Das gestörte Verhältnis zwischen den letztlich religiösen Urtümern

und der Kultur wird aufgezeigt und damit eine Haltung gewonnen, die es Blüher erlaubt, sich zur tiefen Einheit christlicher und germanischer Überlieferung zu bekennen und in der Aufklärung, ja noch im Goethekult eine Verführung zur bloßen Kultur und eine Flucht aus der politischen Verantwortung sichtbar zu machen. Zum tieferen Verständnis der Gründe und Maßstäbe jeder national fruchtbaren Kulturpropaganda ist eine Auseinandersetzung mit diesen eigenartigen und vielfach überaus kühnen Problemstellungen unerläßlich. —h—

J. N. Daniloff. Dem Zusammenbruch entgegen. Ein Abschnitt aus der letzten Epoche der russischen Monarchie Einzige berechtigte Übersetzung von R. Freiherr von Campenhausen. Hahnsche Buchhandlung, Hannover, 1928. 189 S. Mit 5 Tafeln Abbildungen.

Zu der den Balten naheliegenden Arbeit der Aufklärung deutscher Leser über Rußland und russisches Wesen gehört auch die Tätigkeit einer ganzen Reihe von Balten, die sich in der letzten Zeit als Übersetzer russischer literarischer und historischer Werke einen Namen gemacht haben. In diese Reihe gehört als einer der ersten R. Freiherr von Campenhausen, der durch seine Übersetzung der Krasnowschen Romane bekanntgeworden ist. Das Buch, das er hier mit viel Verständnis, Einfühlungsvermögen und Sprachsinn übersetzt hat, kann in mehrfacher Hinsicht Interesse beanspruchen. Daniloff, einst Generalquartiermeister der Kaiserlich russischen Feldarmee, schildert überaus fesselnd die Ereignisse der Zeit von der Übernahme des Oberbefehls durch Kaiser Nikolaus II. (August 1915) bis zu seiner Abdankung und dem Thronverzicht des Großfürsten Michail eine Schilderung, die man nicht ohne Erschütterung liest. Die ganze rettungslose Unhaltbarkeit der russischen Führungsverhältnisse während des Krieges tritt einem in kaum einem andern Memoirenwerk so unverhüllt entgegen. Wertvoll ist das Buch vor allem durch die Tatsache, daß hier ein Mann berichtet, der als ruhiger Augenzeuge vielen Entscheidungen beigewohnt und der viele führende Persönlichkeiten des alten Rußland sehr genau gekannt hat. Hingewiesen sei hier vor allem auf die Schilderung der Abdankung des Kaisers und der Ablehnung des Thrones durch Michail. Daß der Verfasser in der Auffassung der Ursachen des Krieges die deutschfeindliche Voreingenommenheit teilt ist bedauerlich. — a —

Walter Eckert, Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus. Ein Beitrag zur Staats- und Wirtschaftspolitik Herzog Jakobs von Kurland (1642—1682). Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. — Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga 1927. — XXV, 272 Seiten, 8 Beilagen.

Das Werk, mit Unterstützung des Lettländischen Kulturfonds gedruckt, ist vom Verfasser seiner kurländischen Heimat gewidmet. Diese Heimat kann stolz darauf sein, eine solche Darstellung eines Höhepunktes ihrer geschichtlichen Entwicklung zu besitzen. Denn das ist diese Arbeit: nicht, wie der Titel nach dem landläufigen Begriff „Merkantilismus" vermuten lassen könnte, eine rein volkswirtschaftliche Abhandlung, sondern eine die ganze äußere und fast alle Zweige der inneren Geschichte Kurlands im gegebenen Zeitraum umfassende Geschichtsdarstellung in sachlicher Gliederung. Das geht schon aus der Einleitung hervor, in welcher der Begriff des Merkantilismus einer Kritik unterzogen und dabei mit aller Deutlichkeit herausgearbeitet wird, daß es keine merkantilistische Volkswirtschaftslehre gibt oder gegeben hat, sondern daß der Merkantilismus, als staatliche Machtpolitik durch finanzielle Mittel, eine

politische Bewegung der meisten Staaten des 16. bis 18. Jahrhunderts ist.

In vier großen Abschnitten, durch welche die nebenhergehende Einteilung in neun Kapitel nicht unterbrochen wird, wird die Verfassungs-, Verwaltungs- und Finanzgeschichte Kurlands von 1561 bis 1642, die äußere und innere Politik Herzog Jakobs (1642–1682), dann Herzog Jakob als Unternehmer und endlich seine städtische und territoriale Wirtschaftspolitik behandelt. — Der erste, in zwei Kapitel (allgemeine Entwicklung Kurlands, Entwicklung der Behördenorganisation und Finanzwirtschaft, 1561 bis 1642) zerfallende Abschnitt rollt die Probleme vor uns auf, denen sich Herzog Jakob bei seinem Regierungsantritt gegenübersah. Dabei muß naturgemäß oft genug auf den alten Ordensstaat zurückgegriffen werden; aber dieser liegt dem Verfasser entschieden nicht so, wie die folgende Zeit unter Herzog Jakob. Es ist auf S. 9 nicht klar, ob mit der „größten Landmacht des Mittelalters" der ganze Deutsche Orden, also Preußen und Livland zusammen, oder, wie es nach dem Text eher scheint, nur Livland allein gemeint ist. In beiden Fällen ist das jedenfalls nicht richtig. Und wenn der Verfasser auf S. 10 den innerlich morschen livländischen Ordensstaat bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts „unverändert in die Neuzeit" hineinragen läßt, so ist z. B. die schnelle Machtentfaltung des Adels in Kurland, aus den niedergehaltenen Vasallen des Ordens zur fast allmächtigen Ritterschaft, nicht zu verstehen ohne die ganze große Entwicklung, die die Vasallenschaften der Stifte und diejenige in Harrien und Wierland durchgemacht hatten. Durch diese Entwicklung hat der Ordensstaat besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts — Ordensstaat an sich ist für Livland eine falsche Bezeichnung — ein ganz anderes Innere erhalten, und in den fünf Jahrzehnten vor 1558 haben die Vasallen südlich der Düna in engster Beziehung zu denen nördlich der Düna (mehr vielleicht noch zu Ösel und Estland) gestanden, und aus diesen Beziehungen, die allerdings auf den Landtagen sich weniger bemerkbar machen, sind die Privilegia Sigismundi Augusti und ducis Gotthardi nicht nur als Grundlagen einer weiteren Entwicklung, sondern vor allem als Abschluß anzusehen. — Ferner wäre doch wohl (S. 18 und 22) der Ausdruck „Mediatisierung des Ordens" für das Ereignis des Jahres 1561 zu beanstanden, denn der Orden verlor ja nicht nur seine Unmittelbarkeit, sondern seine Existenz überhaupt. — In der Anmerkung 127 ist der Begriff des Halbkörners oder Hälftners nicht richtig wiedergegeben; es handelt sich nicht um eine Teilung des bewirtschafteten Ackers, sondern um Teilung des Ertrages aus der als Einheit behandelten Wirtschaft. — Zu den wichtigsten Feststellungen dieser beiden Kapitel gehört die erschöpfende Behandlung der Regimentsformel von 1617 mit ihren auch für die herzogliche Gewalt nicht nur beschränkenden Folgen; ferner die Feststellung, daß zugleich mit dem Vordringen der landständischen Macht des Adels dennoch eine Zentralisierung der Verwaltung erfolgte; und endlich das scharfe Hervorheben der gewaltigen Bedeutung, die der herzogliche Domanialbesitz in Kurland gegenüber dem Adelsbesitz hatte, und die Durchführung de Unterscheidung von „Lehn" und „Land" Durch ihren Domänenbesitz sind die Kettler im Vergleich zu manchen Fürsten des Westens (Brandenburg) reich gewesen, und galten als reich bei ihren Standesgenossen.

Der zweite Abschnitt enthält zuerst die äußere Politik, dann die Verfassung, Verwaltung und Finanzwirtschaft Kurlands unter Herzog Jakob. Der Schwerpunkt

der Darstellung dieser beiden Hauptkapitel liegt in der Entwicklung der inneren Verhältnisse; im erstenerwähnten Kapitel erscheint auch ein innergeschichtliches Moment besonders ausführlich und genau berücksichtigt: die fast ausschließlich auf Grund von Quellenstudien herausgearbeitete Heeresorganisation Kurlands, d. h. die Schilderung der Anstrengungen, die Herzog Jakob zur Schaffung einer stehenden Truppe und zur Verteidigung seines Landes machte. Außenpolitisch erhält die Neutralitätspolitik Herzog Jakobs im 1. Nordischen Kriege eine ganz neue Beleuchtung und einleuchtende Rechtfertigung (S. 80) aus den Zielen heraus, die der Herzog sich gestellt hatte: sein letztes Ziel war die Erlangung der Souveränität. Die Gewährung der Neutralität an Kurland durch den Oberlehnsherrn Polen war ein Schritt dazu, ein Erfolg der Politik Herzog Jakobs. — Nur auf einen Schönheitsfehler dieser beiden höchst interessanten Kapitel muß hingewiesen werden: auf S. 67 und 110 erscheint als Bezeichnung für den Ordensmeister des alten Livland wieder einmal „Heermeister". Wenn wenigstens „Herrmeister" stünde! Denn aus „Herr Meister" (dominus magister) ist das ganze Unglück entstanden; mit „Heer" hat das Wort nie etwas zu tun gehabt. Die einzig richtige Bezeichnung ist aber Ordensmeister.

Das vierte Kapitel (S. 85—132) (Verfassung, Verwaltung und Finanzwirtschaft Kurlands unter Herzog Jakob) ist die — uns bisher fehlende — innere Geschichte Kurlands in diesem Zeitraum. Auch hier, vielfach durch das Zusammenfassen früherer Teiluntersuchungen, meist durch umfassende Quellenforschung, kommt der Verfasser zu einer ganzen Reihe von neuen Einblicken und gibt eine Fülle neuer Ausblicke für die weitere Forschung. Dem Leser wird aber vor allem eines klar: die überragende, wahrhaft regierende Persönlichkeit Herzog Jakobs. Sehr richtig bezeichnet der Verfasser u. a. den kommissorialischen Vergleich von 1642 als tatsächlichen Sieg des Adels über den Herzog, aber zugleich auch, an der Persönlichkeit des Herzogs gemessen, als Sieg des letzteren. Denn für einen schwachen Fürsten wäre der Vergleich sicherlich die Ursache zu einem weiteren Machtverlust gewesen; für Herzog Jakob wurde er zur Grundlage für den Aufstieg. — Ein näheres Eingehen auf die Fülle dieses Kapitels ist nicht möglich; es will gelesen und durchgearbeitet werden. Nur an einer Feststellung kann nicht vorübergegangen werden, weil sie eine Tatsache hervorhebt, die die ganze große Persönlichkeit des Herzogs zeigt. In dem Kurland, das die Kettler nicht als primi inter pares, sondern wenn überhaupt so als pares anerkannte; in welchem „die Landstände in der Zeit von 1617 42 an Macht noch zugenommen hatten, durch das Indigenatsrecht die Regierung beherrschten und das ständische territoriale Steuerbewilligungsrecht noch uneingeschränkt ausübten" war „die Regierung selbst durch Herzog Jakob gefestigt" worden, war „der Dualismus zwischen ständischen Oberräten und herzoglicher Macht beseitigt" (S. 95). So war durch die Persönlichkeit Herzog Jakobs dennoch aus Kurland eine Einheit geworden! — Wirtschaftshistorisch ist von größtem Interesse der genau geschilderte, zahlenmäßig aus den Quellen belegte „Kampf" — eine andere Bezeichnung fällt schwer — des Herzogs gegen die Naturalwirtschaft seines Landes, insbesondere seiner Domänen. Diesen Kampf führt der Herzog aus der klaren Erkenntnis heraus, daß Machtpolitik und Naturalwirtschaft unvereinbar sind.

So erschöpfend im übrigen die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse

in diesem Kapitel auch ist, so sehr wäre eine Ergänzung nach einer ganz bestimmten Seite hin — und nicht nur für Kurland — wünschenswert. Es ist die Frage des Pfandbesitzes der Güter durch Personen nichtadligen Standes und die daraus sich ergebenden wirtschaftspolitischen Beziehungen zu Riga, der einzigen Stadt, die dem kurländischen Adel gegenüber als kapitalgebend in Betracht kam. Uns fehlt eine Statistik des Pfandbesitzes; er ist zuzeiten aber recht bedeutend gewesen. Die Bearbeitung dieser Frage ist schwierig, könnte aber recht lohnend sein. Auch der herzogliche Domanialbesitz ist vor und nach Herzog Jakob stark nach Riga verpfändet gewesen; es fragt sich, ob Herzog Jakob in den Zoll- und Handelsstreit mit Riga — das ist der Inhalt des achten Kapitels — sich hätte einlassen können, wenn nicht schon sein Vater Herzog Wilhelm, noch mehr er selbst die Pfänder ausgelöst hätten.

Der dritte Abschnitt ist in drei Kapiteln den industriellen, den Handels- und Schiffahrtsunternehmungen und den kolonialen Bestrebungen Herzog Jakobs gewidmet. In ihren Grundzügen sind alle diese Unternehmungen bekannt; aber es ist das Verdienst des Verfassers, sie in Entstehung und Auswirkung den weltgeschichtlichen Problemen und Strömungen eingegliedert und zugleich gezeigt zu haben, wie sehr und fast ausschließlich es auch wieder die Person des Herzogs war, auf der sie sich gründeten. Wie auch ihnen das Streben Herzog Jakobs nach der Souveränität, also eine auf den Finanzen sich aufbauende Machtpolitik zugrunde lag und dabei das Schaffen von Geld die Hauptsache war. Gegenüber der vielfach herrschenden Auffassung, daß die Schiffahrtsbestrebungen des Herzogs problematisch, seine Flotte von etwa 24 Segeln mehr ein Spielzeug gewesen, stellt der Verfasser fest, daß gerade diese Flotte im Verhältnis zur Größe anderer Flotten der Machtfaktor war, der in der auswärtigen Politik als solcher gewertet wurde und den Herzog erst bündnisfähig machte. Die ganze Darstellung dieses Abschnittes erhält aber ihr quellenmäßiges Rückgrat durch die Sundzollisten und den Vergleich der den Sund passierenden Schiffe vor, während und nach der Regierung Herzog Jakobs. Von den acht Beilagen des Werkes sind sechs der statistischen Verarbeitung der Sundzollisten gewidmet, ganz abgesehen von der Verarbeitung derselben in den Text. In der Benutzung der Sundzollisten und ihrer genauen und allseitigen Be- und Verarbeitung liegt der Hauptwert der vorliegenden Arbeit, soweit die Listen für sie als Quelle in Betracht kommen. Das Resultat, das die unbestechlichen Zahlen der verkehrenden Schiffe, der Warenarten usw. ergeben, ist wiederum dasselbe: dank der überragenden Persönlichkeit des Herzogs ungeahnte Erfolge; mit dem Augenblicke des Zusammenbruchs im I. Nordischen Kriege und später mit dem Tode des Herzogs — ein jäher Niedergang.

Auf das Einzelne kann nicht mehr eingegangen werden, so interessant und zum Teil oft neu die angeführten Tatsachen und ihre Verknüpfung auch sind. Der vierte und letzte Abschnitt, Herzog Jakobs städtische und territoriale Wirtschaftspolitik, ist mehr eine notwendige Ergänzung, eine Abrundung des Werkes zu einem Ganzen: ein Detail, das die schon vorhandenen Farben noch leuchtender, noch kräftiger macht. Das Kapitel über die Städte ist schon allein durch das beigebrachte Material eine Fundgrube für die Stadtgeschichte Kurlands. Und immer wieder, auf jeder Seite auch dieser Kapitel: die Seele, die alleinige Seele des Ganzen ist Herzog Jakob.

Ein vortreffliches Register, ein genaues

Inhaltsverzeichnis machen die Benutzung des Werkes zu einer Freude.

Aber nicht nur der Forscher hat für dieses Werk dankbar zu sein. Es ist das große Verdienst Eckerts, daß er als strenger Wirtschaftshistoriker das Material zusammengetragen, das bunte Gewirr der Quellen zu einem schönen, gegliederten Bau zusammengefügt hat, der das Leben von damals, die historische Wahrheit, soweit sie für uns erkenntlich ist, auferstehen läßt. Oftmals in scheinbar geringfügigen Kleinigkeiten, — aber auch sie immer in Beziehung zum Ganzen. Dieser Bau aus dem Quellenmaterial selbst predigt uns aus dem Buch mit unbestechlicher Objektivität die ganze, in diesem Umfange bisher ungeahnte Größe Herzog Jakobs. Diese Menschen- und Herrschergröße ist es, die das Buch auch für jeden Laien, insbesondere für jeden gebildeten Heimatgenossen, er sei Deutscher oder Lette, im höchsten Maße lesenswert macht. Es läßt sich für unser politisches wie wirtschaftliches Leben unendlich viel daraus lernen!

Dr. P. von der Osten-Sacken

Wilhelm Winkler, Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum. 704 S. Verlag Deutsche Rundschau, Berlin 1927.

Es muß als ein namhaftes Verdienst der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig gewertet werden, daß sie die Herausgabe dieser seit langem geplanten und erwarteten Arbeit ermöglicht hat, die dem besten Kenner des Gegenstandes, dem Sudetendeutschen Statistiker Prof. Winkler in Wien ihr Entstehen verdankt. Im Wiener „Institut für Statistik der Minderheitsvölker" ist das außerordentlich vielschichtige Material gesammelt worden, das uns erstmalig gestattet, die Lebensvorgänge des deutschen Volkes in allen Ländern und Staaten auf Wachstum und Vergehen zu prüfen. Die kritische Behandlung ermöglicht es vor allem auch, die jeweiligen amtlichen Ziffern nach der Seite ihrer Glaubwürdigkeit hin zu beurteilen. Auf die Gesamtüberblicke folgen Einzeluntersuchungen über Siedlungsweise, Alters- und Geschlechtsgliederung, konfessionelle Verteilung, Kriegsverluste, Bevölkerungs- und Wanderungsbewegung, sowie reichhaltige wirtschaftliche, kulturelle und politische Sonderübersichten. Reichhaltige Literaturangaben und ausführliche Register erheben das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für jeden, der sich ernstlich mit Deutschtumsfragen befaßt. Hoffentlich wird es möglich sein, diese Deutschtumsstatistik in nicht zu großen Abständen neu aufzulegen: gewissermaßen als unentbehrliches Gegenstück zu den laufenden statistischen Veröffentlichungen der einzelnen Staaten, in denen Deutsche wohnen.

M. H. B.

Aus deutschen Zeitschriften

Auslese von Aufsätzen Januar – März 1928

„Das sittliche Ideal der Aufklärung und die christliche Ethik" von C. Hunnius-Misdroy (Baltische Blätter, 1928 Nr. 3).

„Askese und Mönchtum" von Otto Freiherrn von Taube (Deutsche Rundschau, 1928 Nr. 1).

„Albrecht Dürer. Zum 400. Todestag" von Jos. Popp (Kunstwart, April 1928).

„Was gilt uns Ibsen? Zu seinem 100. Geburtstag" von H. W. Keim (Deutsche Rundschau, 1928 Nr. 3).

„Die Revolutionierung des nationalen Feuilletons" von Gustav Steinbömer (Der Ring, 1928 Nr. 1)

„Der neue Typus der russischen Jugend" von Nikolaus Berdjajew (Europäische Revue, 1928 Februar).

„Tar a Ri" von Theodor Böttiger (Deutsches Volkstum, Januar 1928)

„Die sozialen Wahnbilder" von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum, Januar 1928).

„Die Parteilosen" von * * * (Der Ring, 1928 Nr. 11).

„Rußland und wir" von * * * (Der Ring, 1928 Nr. 12).

„Estland und wir" von Max Hildebert Boehm (Baltische Blätter, 1928 Nr. 6).

Bei der Schriftleitung eingegangene Bücher

Besprechung vorbehalten

Werner Bergengruen: Das Kaiserreich in Trümmern. Roman. Verlag von K. F. Koehler, Leipzig (1927). 408 S.

Werner Bergengruen: Das Buch Rodenstein. Mit 24 Kohlezeichnungen von Georg Poppe. 1927. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 263 S.

Werner Bergengruen: Das Brauthemd. Drei Novellen. 1925. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 97 S.

Ein neuer Weg. Offene Aussprache zwischen deutscher und englischer Jugend zum gegenseitigen Verständnis in politischen Fragen. 1927. Der Weiße Ritter Verlag Ludwig Voggenreiter Potsdam. 144 S.

Otto von Grünewaldt: Erinnerungen. Studentenzeit. F. Wassermann, Reval, 1927. 120 S.

P. N. Krasnow: Kostja der Kosak. Historischer Roman in zwei Büchern. Autorisierte Übersetzung von Oskar v. Riesemann. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig. 1928. 593 S.

Alexander Graf Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. 1928. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 207 S.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Die Kirche als Kulturfaktor und als Glaubensobjekt

Von Viktor Grüner

Als eine der Nachkriegserscheinungen pflegt man das Anwachsen kirchlichen Interesses zu buchen. Das ist gewiß nicht im Sinne einer Vertiefung und Erweiterung der Kirchlichkeit selbst zu verstehen; diese hat wenigstens innerhalb der evangelischen Kirchen eher ab- als zugenommen. Aber die kirchliche Problematik rückt in den Vordergrund des Interesses, kirchliche Fragen sind wieder stärker Gegenstand der Diskussion, bei der notwendigen Aufbauarbeit soll die Kirche mit herangezogen werden — kurz, als Kulturfaktor wird sie vielfach ernsthaft in Betracht gezogen. Auch in unserer Heimat ist man bereit, bei der Sammlung und Bergung der Restbestände ehemaligen kulturellen Seins, die wir gerne als neuen Aufbau bezeichnen, der Kirche einen wie immer gearteten Hilfsdienst zuzugestehen.

Letzteres geschieht freilich nicht ohne Widerspruch. Im stillen hegt so mancher den Gedanken, die Kirche sei letzten Grundes für die Kulturaufgaben unserer Zeit gleichgültig und entbehrlich. Daß man ihre Last noch mitschleppt neben vielem anderen Wichtigeren, geschieht teils aus Pietät vor ihrer immerhin nicht abzuleugnenden historischen Bedeutung, anderseits aus Rücksicht für diejenigen Menschen, die in ihr meinen die religiöse Befriedigung bestimmter Gemütsmomente zu finden. Persönlich sucht man diese Befriedigung schon lange nicht mehr innerhalb der Kirche und würde das Aufhören des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens nicht weiter als Katastrophe empfinden. An der Öffentlichkeit freilich spricht man dergleichen Anschauungen vorderhand meist zaghaft und zurückhaltend aus, aber gelegentlich erhebt sich doch schon eine Stimme, die es unumwunden konstatiert, die evangelische Kirche habe außer dem Pflichtgedanken, der ohnehin schon rege war, dem baltischen Menschen nichts gegeben, sie sei besonders auf dem Gebiet religiöser Vertiefung und Andachtsübung steril geblieben, habe wenig an seelischer Wärme gebracht und daher im Grunde genommen versagt. Auch die Gründe, welche die Kritik für diese deprimierende Tatsache findet, sind be-

kannt: die evangelische Kirche sei zu starr, zu wirklichkeitsfremd in ihren Forderungen, zu dogmatisch in ihrer Lehre, zu unlebendig und zu wenig mannigfaltig in ihren kultischen Formen. Überall wehe der Geist vergangener Zeiten, mangele es an Verständnis für Erscheinungen und Nöte der Gegenwart und drohe bei kirchlicher Lebensführung der Rückschritt. Gegen alle diese Mängel der protestantischen Kirchen wird mit Vorliebe die innere Geschlossenheit, Größe, Kraft und Weltoffenheit der katholischen Kirche ausgespielt. Hier sei Leben, Verständnis für die heutige Zeit, bei aller Disziplin ein liebevolles Eingehen auf Nöte und Irrungen des modernen und modernsten Lebens, eine ebenso vielseitige wie großzügige kulturelle Beeinflussung und Führung. Man geht so weit, den Katholizismus als Lehrmeister für alle offenen und brennenden kirchlichen Fragen hinzustellen und seine Art dem evangelischen Kirchentum zur Nachahmung zu empfehlen, also gleichsam eine Reformation der protestantischen Kirche in rückläufiger Bewegung anzustreben. Dabei käme sowohl der ökumenische Charakter der katholischen Kirche, als auch die stärkere Betonung einer amtlichen Hierarchie zwecks Lösung des so brennenden Führerproblems heute für die Evangelischen in Betracht; ja, es sei an der Zeit, selbst Institutionen wie das Mönchtum unter gewissen Umbildungen auf evangelisch-protestantischen Boden zu verpflanzen, um festere Zusammenschlüsse intensiv religiös Gesinnter zu erzielen und von da aus mit ganz anderer Stoßkraft in das sich immer mehr entsittlichende Gesamtleben vorzudringen. Daß nebenbei für die Schönheit des katholischen Kultus und für die mystischen Tiefen seiner Frömmigkeit in vielen eine an Leidenschaft grenzende Begeisterung steckt, braucht nur angedeutet zu werden, so allgemein bekannt ist es.

Wenn dennoch der Versuch gemacht werden soll, die evangelische Kirche trotz äußerer Rückschritte und inneren Versagens als Kulturfaktor auch für die Zukunft zu halten, so muß sie es sich gefallen lassen, daß man eine Reihe von Korrekturen an ihr vornimmt, die nachgerade zur schreienden Notwendigkeit geworden seien. Dazu gehört vor allem die Aufgabe des Absolutheitsanspruches, der dem modernen Menschen als stärkste und starrste Rückständigkeit erscheint. Das Leben hat alles relativiert; so ist auch der kirchlich-christliche Anspruch, in der eigenen Religion den Weg zu Gott zu haben, hinfällig. Die Kirche hat sich in Leben und Verkündigung auf die historisch-landschaftlich- (heute sagt man: geopolitisch!) rassenhafte Besonderheit und Zufälligkeit ihres Bestandes einzustellen und die

Behauptung ihres überzeitlich-ewig-einzigartigen Charakters aufzugeben. Auch sie muß ihre Relativität neben anderen Konfessionen und Religionen, ja außerchristlichen Weltanschauungen erkennen. Ferner wird ihr angeraten, anstelle ihrer überkommenen Mission der Seelenführung zu Gott, ihren „Betrieb" umzustellen von der rein religiösen Funktion zur ethisch-kulturellen. Religion sei Privatsache; die evangelische Kirche von heute sei daher nicht so sehr Wirkungsstätte für die religiösen Mächte des Geistes und Wortes Gottes, als vielmehr ein Sammelbecken für allerlei veredelnde Traditionswerte: neben Bildungselementen, volkstümlichen Erwägungen und idealistischen Weltanschauungen könnten dann auch die „Lehren des Christentums" als Kulturfaktor weiterbestehen. Endlich sei die Kirche ganz anders als bisher für die Übernahme und Verwirklichung von allerlei sozialethischen Verpflichtungen mobil zu machen. Sie habe sozusagen den soziologischen Tatbeweis für ihre Existenzberechtigung zu erbringen, durch Hebung der Volkswohlfahrt, Ausgleich der sozialen Gegensätze, Bekämpfung schreiendster Mißstände — kurz durch eine weitangelegte und ausgebaute charitative Betriebsamkeit. Erst nach Erfüllung der obenerwähnten Aufgaben wird es der evangelischen Kirche gelingen, das im heutigen Leben verlorene Terrain wiederzuerobern und aus dem Winkeldasein zu einem ihrer geschichtlichen Vergangenheit würdigen Ansehen zu gelangen.

Mit all diesen stillschweigenden oder laut ausgesprochenen Erwägungen, die sich gelegentlich zu temperamentvollen Reformwünschen verdichten können, ist nun m. E. das Problem der evangelischen Kirche überhaupt nicht berührt, geschweige denn gelöst. Sie alle zielen nämlich auf die eine mehr oder weniger auch bei uns fest eingebürgerte Gewohnheit ab, die christliche Kirche lediglich als Kulturgröße zu betrachten. Nun steht außer Zweifel, daß die Kirche das auch ist, ja innerhalb der menschlichen Kulturentwicklung ganz großzügige Leistungen für sich anführen darf. Dennoch muß volle Klarheit darüber herrschen, daß diese Betrachtungsweise der Kirche zunächst die völlig areligiöse ist. Damit aber ist gesagt, daß die landläufige Beurteilung gerade von dem Grundlegenden, das die Kirche bildet, bewußt absieht. Die christliche Kirche ist, was immer im Lauf der Entwicklung aus ihr geworden sein mag, ursprünglich eine rein religiöse Gründung, und die Kirche der Reformation, um die es sich bei unserer Betrachtung in erster Linie handelt, bedeutet zunächst und vor allem den lebendigen Protest gegen das Abweichen von der rein religiösen Grundlage im Katholizismus, sowie ein ent-

schiedenes Zurückgehen auf dieselbe. Es heißt also am eigentlichen Problem der Kirche prinzipiell vorbeireden, wenn man lediglich deren kulturelle Bedeutung erörtert. Es gilt vielmehr Verständnis gewinnen für das, was man stiftungsgemäße Gesetzlichkeit der Kirche nennen könnte. Als Gegenstand des christlichen Glaubens muß man sie zu verstehen suchen, denn das liegt im Sinne ihres Stifters. Ohne dieses elementare Verständnis bleibt jeder kirchliche Reformversuch fruchtlos und hängt jede noch so geistreiche kirchliche Theorie in der Luft. Die Unsicherheit, die das zeitgenössische Urteil und Verhalten der Kirche gegenüber kennzeichnet, soweit nicht eine glatte Ablehnung vorliegt, ist von hieraus zu erklären. Es gibt eine Unsicherheit des unmittelbaren Gefühls, des kirchlichen Instinktes sozusagen, als Krankheitssymptom der Gegenwart, die durch eine prinzipielle Erörterung über das Wesen der Kirche gewiß nicht behoben, aber doch wenigstens als solche erkannt werden kann. Daher muß eine derartige Erörterung unternommen werden als Ergänzung zur praktischen Betätigung der christlichen Kirche in Kultur und Leben, die jene verlorengegangene instinktive Sicherheit im kirchlichen Urteil des Gläubigen wiederzugewinnen trachtet, indem sie an einer heidnisch werdenden Gegenwart planmäßig — Mission zu treiben beginnt, also die elementaren Grundlagen des Evangeliums zu legen sucht.

1. Die Kirche des Evangeliums ist Sache des Glaubens. Was bedeutet dieser Satz? Er bedeutet, daß wir es mit einer rein religiösen Stiftung zu tun haben, die, wie alles, was christliches Glaubensobjekt ist, nur verständlich wird als theonome, also gottgesetzte Größe. In ihr wirkt sich eine göttliche Dynamik aus, die nichts mit menschlicher Praxis, Bemühung und Betriebsamkeit zu tun hat. Es mag an sich ganz wertvoll sein, was menschlicherseits an ethischen, sozialen, weltanschaulichen und kultischen Bestrebungen zur Hebung der gemeinschaftlichen Kultur hier vorliegt, es mag auch allerhand Positives dabei herausspringen, – nur eben die Kirche entsteht so nicht, weder als Neugründung, noch als Reformversuch. Diese ist nur möglich unter Voraussetzung der von allem Menschlichen unabhängigen, stiftungsgemäßen göttlichen Grundfaktoren. Die christliche Kirche des Glaubens wird durch den Geist und erbaut sich durchs Wort. Luthers Konstituierung der evangelischen Kirche als Kirche des Wortes bedeutet also nicht, wie meist angenommen wird, daß ihr das Wort für ihre Wirksamkeit gleichsam als vornehmstes Requisit zur Verfügung stehe, sie also vom Worte Gottes einen regulativen Gebrauch machen könne, sie steht vielmehr

unter dem Worte, welches als vornehmstes Vehikel des Geistes ihr gleichsam die göttliche Legitimation erteilt. Das Wort ist somit von konstitutiver Bedeutung für sie. Als Kirche des Wortes wird die evangelische Kirche zur rein religiösen Glaubenssache, die dem frei wuchernden kulturellen Betätigungsdrang des Menschen zunächst diametral entgegensteht. Denn in ihr handelt es sich in erster Linie nicht um menschliche Betriebsamkeit, sondern um göttlichen Willen: das gemeinschaftbildende Wort gilt es hören und annehmen, nicht aber nach eigenem Ermessen verwenden oder nicht verwenden für irgendwelche kulturellen Bestrebungen. Gehorsam und Respekt vor dem Wort, nicht aber Willkür und freie Improvisationen religiös gefärbter Kulturideen sind die kirchenbildenden Faktoren in der christlichen Gemeinschaft, die als Kirche des Glaubens und nicht als Kulturgröße gestiftet ist.

Von hieraus gesehen, ist die heute so weit verbreitete wohlwollende Neutralität der Kirche gegenüber ein offenbares religiöses Mißverhalten. Es degradiert die Kirche Christi zu einer Art von religiösem Kult- und Kulturverein, an dem mitzuarbeiten, „mitzumachen" lediglich Sache des persönlichen Geschmackes ist. Daß die Kirche als Glaubensobjekt so gut wie jedes andere den Menschen vor eine persönliche Entscheidung stellt, wird völlig vergessen, bezw. geflissentlich übersehen. An Stelle der individuellen Liebhaberei für kirchliche Betätigung hat das Bewußtsein einer kirchlichen Sendung, resp. Verpflichtung des Gläubigen zu treten, das etwas unbedingt Verbindliches, ja Zwingendes enthält. In der Kirche als Kulturfaktor entscheidet Begabung, Geschmack, Interesse über Ablehnung oder Mitarbeit; in der Kirche des Glaubens wirkt und wirbt der Herr der Kirche selber in unabweislicher Energie um die unbedingte Freudigkeit der Entscheidung, die nicht anders als in der Form eines persönlichen Bekenntnisses zur Kirche denkbar ist. Daher der Satz im dritten Glaubensartikel des Apostolikums: „Ich glaube an eine heilige christliche Kirche"

2. Die Kirche als Glaubenssache besitzt autonome formschöpferische Macht. Das ist die zweite These, die aus der Besinnung auf die Fundamente evangelischer Kirchenauffassung folgt. Man könnte versucht sein, die alte lutherische Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche hervorzuholen, um dann so zu teilen: als Glaubenssache ist die Kirche unsichtbar und daher Gegenstand von allerlei theologischen und prinzipiellen Erörterungen, die den Nichtfachmann oder den kirchlichen Laien gänzlich kalt lassen können. Die

sichtbare Kirche dagegen, oder, moderner ausgedrückt: das empirisch-konkrete Kirchengebilde, mit dem wir es in der Praxis zu tun haben, ist der Schauplatz einer ganz bestimmten Betätigung innerhalb der Gesamtkulturarbeit. Dieses Gebilde nun ist keinesfalls Glaubenssache, sondern ein Wirkungsgebiet wie jedes andere, das nur seinen immanenten praktisch-missionarischen, sittlichen und charitativen Gesetzen folgt. So etwa unterscheidet, um nur einen illustren Namen zu nennen, Troeltsch. Dann ist natürlich die landläufige Einstellung zur Kirche berechtigt, die auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht: für die Mehrzahl kommt die praktisch-kulturelle Seite der Kirche in Betracht, für die Theologen die prinzipielle Besinnung auf ihren Ewigkeitsgehalt, falls ein solcher vorliegt und das Bedürfnis darnach erwacht. Damit sieht sich der Laie der lästigen Pflicht enthoben, auf die tieferen Zusammenhänge des Kirchenproblems auch nur einzugehen, und findet seine mehr oder weniger oberflächliche Stellungnahme ebenso legalisiert, als er die seinem persönlichen Kaliber entsprechende kirchliche Betätigung, die sehr verschieden intensiv sein kann, legitimiert weiß.

Für mein Empfinden ist diese Aufteilung verschiedener kirchlichen Funktionen und Theorien auf die verschiedenartigen Berufs- und Geschmacksgruppen geradezu katastrophal. In ihr wurzelt die ganze heutige Not der evangelischen Kirche. Nicht nur, daß sich so eine Kluft auftut zwischen Geistlichkeit und Laientum, wobei hüben und drüben eine ganz verschiedene Sprache gesprochen wird, wirkt verheerend, viel schlimmer ist, daß die kirchliche Arbeit in Predigt, Seelsorge und Fürsorge garnicht mehr verstanden wird. Man sieht darin, von außen her betrachtet, ein lebensfremdes, überflüssiges, ja überspanntes Getue, dessen Nutzen nicht einzusehen sei, spricht von einer unwirklichen kirchlich-pastoralen „Sonntagskausalität", die hier herrsche, wittert in alledem abstrakte Prinzipienreiterei, eine unerträgliche Kanzelperspektive und wäre bereit, die ganze dabei zutage tretende Eigenart kirchlicher Betätigung einfach preiszugeben. Daß es sich für die Kirche hier um *sachliche* Nötigungen handelt, die aus ihrem Wesen als Glaubensgemeinschaft folgen, wird einfach nicht gesehen. Auf der anderen Seite wird die Kritik der Kirche an sozialen, kommunalen, gemeinnützigen Unternehmungen, sowie an außerkirchlichen religiösen Ersatzbildungen als unerträgliche Nörgelsucht empfunden und vertieft so an ihrem Teil die Kluft.

Die an sich so bestechende Aufteilung der gesamten Menge kirchlicher Fragen auf die zwei prinzipiell verschiedenen Gebiete einer

empirischen Kirche für den nüchternen Wirklichkeitssinn und einer überempirischen Kirchenidee für Theoretiker und Liebhaber ist daher ganz fallen zu lassen. Luthers Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche hat nun und nimmer diesen Sinn. Für ihn hat sie überhaupt nur einen Sinn auf dem Boden der christlichen Kirche als Stiftung des Glaubens. Die eine wie die andere ist Sache des Glaubens. Glaube aber ist stets beides: Empfang aus Gott und Wirksamkeit für Gott. Glaube ist stets Vertrauen und immer zugleich ein Tun. In der Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche kommen somit die beiden zusammengehörigen Seiten des Glaubens zu ihrem Recht, niemals dagegen kann von einer Gegensätzlichkeit zweier Faktoren die Rede sein, die gegeneinander auszuspielen wären.

Für unser Problem bedeutet das: die Kulturaufgabe der Kirche darf, falls nicht der evangelische Boden verlassen werden soll, sich niemals von ihrer theonomen Sachlichkeit als Glaubensinstitution emanzipieren. Das Verhältnis ist vielmehr so zu denken, daß alle kirchliche Betätigung erst von der Basierung auf den gottgewirkten Glauben ihre Berechtigung und Sanktion erhält und ohne dieselbe einfach in der Luft schwebt. Erst die unsichtbare Kirche des Glaubens als göttliche Intention hat die schöpferische Kraft, die konkret-sichtbaren Kirchengebilde als menschliche Institution zu bewirken und mit dem wahrhaft kirchlichen Geist auszurüsten. Erst sie ist imstande, formschöpferisch zu wirken, d. h. aus der Fülle der göttlichen Möglichkeiten die irdischen Verwirklichungen zu schaffen. Diese aber sind nicht irgend einer menschlichen Norm unterworfen, können sich also niemals zu einer „Normalkirche" verfestigen; sie sind vielmehr der schöpferischen Lebensfülle des Geistes Gottes offen zu halten. Dann sind sichtbare und unsichtbare, überempirische und konkrete Kirche nicht als exklusive, sondern als simultane Größen zu denken, dergestalt, daß, wo eine wesensechte kirchliche Form erscheint, der göttliche Wille in ihr unverkennbar hervortritt, genau so wie es anderseits ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß die gottgewollte, auf Ewigkeitswerte aufgebaute Kirche jemals steril bleibt. Es steht also nicht zu befürchten, daß die heute anerkannten Kulturaufgaben der evangelischen Kirche irgendwie zu kurz kommen könnten, wenn man prinzipiell darauf besteht, auf ihre tragenden Fundamente: Wort, Glaube und Geist zurückzugehen. Im Gegenteil, der kirchlichen Betätigung kann aus diesen formschöpferischen Kräften nur neue Energie, Tiefe und Fülle zuwachsen.

Freilich wird es dabei weniger auf mechanische, geflissentliche oder gar krampfhafte kirchliche Rührigkeit ankommen, als vielmehr auf ein organisches Wachstum von innen heraus. Luthers überaus schlichte Bestimmung, daß Kirche da sei, wo das Wort lauter und rein gelehrt, die Sakramente ordnungsgemäß verwaltet werden, ist hierfür maßgebend. Nicht irgend eine Kulturpropaganda, nicht irgend welche gesteigerten Machenschaften, nicht die Hebung oder Erhaltung des äußeren kirchlichen Bestandes fallen ins Gewicht, sondern lediglich die Reinheit, Kraft und Tiefe der göttlichen „Gnadenmittel" bedeuten der Kirche des Glaubens wahrhaft konstitutiv-fördernde Faktoren. Darin hat ohne Zweifel die empirische Kirche vielfach gesündigt, daß sie an Stelle der theonomen formschöpferischen Mächte ihre starrwerdenden Formen und Formeln geltend machte, oder anderseits in die Hast kirchlicher Geschäftigkeit verfiel und so eine Opposition hervorrief. In der Tendenz jeder kirchlichen Entwicklung liegt, historisch betrachtet, eine Verfestigung und Erstarrung ihrer Dogmen, Gesetze und Gebräuche. Dieser ungesunden Tendenz ist nicht mit einer Emanzipation von jeglicher Form zu begegnen und erst recht nicht mit einem außerkirchlichen Ersatz und allerlei halb religiösen, halb humanen, sozialen oder ethischen Gesichtspunkten. Sie wird nur durch die in jeder klar ausgesprochenen, kirchlich empfindenden Epoche vorliegenden theonomen Motive unschädlich gemacht werden können, die für ein sich stets von neuem verjüngendes Leben in der Kirche sorgen. Man könnte das die gesunde Selbstdarstellungs- und Selbstläuterungstendenz nennen, die in jeder echten Kirche des Glaubens unter dem Geist des Evangeliums und der Zucht dieses Geistes hervortritt. Damit ist dann ein göttliches Prinzip zur Geltung gekommen, das den großen Rhythmus des persönlichen Glaubenslebens: die tägliche Erneuerung durch Reue und Buße auf das Ganze der Glaubensgemeinschaft überträgt und so eine Reform nicht als äußeren Willkürakt, sondern als ständig sich vollziehende innere Bewegung verbürgt.

Zusammenfassend ließe sich demnach sagen: die im Thema angedeutete Alternative — Kirche als Glaubensobjekt oder Kulturfaktor? — ist dahin zu beantworten, daß für die evangelische Kirche der entschiedene Rückgang auf ihre konstitutiven Glaubensgrundlagen die gebieterische Forderung unserer Zeit darstellt. In dem Maße, als das geschieht, wird die Kirche ihrer *Gesamtsendung* gerecht werden können: der Durchdringung des ganzen Lebens mit dem Geiste des Evangeliums. Dadurch wird auch die Kulturaufgabe der Kirche, die

ja zumal von der Arbeit unserer Heimatkirche unablösbar ist, eine Vertiefung und Förderung erfahren, ja, sie wird so auf einen größeren Nenner gebracht und auf breitere Basis gestellt werden können, da der Geist des Evangeliums in jeder Beziehung eine ökumenische Weitung aller ethisch-sozialen Aufgaben bewirkt. Ein sich Zurückziehen der kirchlichen Betätigung auf das religiös indifferente allgemeine Kulturbestreben dagegen wird unweigerlich ein Sinken des Niveaus zur Folge haben. Erst durch das Salz des Christentums und das Licht des Evangeliums wird es auf die Dauer gesegnete Kulturarbeit geben. Beides zu werden, resp. zu vertreten ist Sache der evangelischen Kirche des Glaubens.

Mit diesem Resultat sind noch zwei für unsere Heimatverhältnisse bedeutsame Beobachtungen zu verknüpfen. Zunächst werden wir mit dem Bekenntnis zur Kirche des Glaubens einen Anknüpfungspunkt zum Vätererbe, zur kirchlichen Arbeit der Generationen vor uns, finden. Die Kirche des Glaubens ist nicht denkbar oder realisierbar ohne den Glauben der Kirche, d. h. mit anderen Worten: um die Kirche als Glaubensobjekt zu erfassen, muß sie uns ein Objektives an Glaubenswerten darbieten, das ihr stets von neuem das Zutrauen und die Liebe gewinnt. Ich glaube nicht, daß unsere Heimatkirche so arm ist an objektiven Kräften und Segnungen, die aus der Fülle des Evangeliums in der eigenartigen Strahlenbrechung unserer alten Landeskirchen stammen. Wir haben hierin ein viel stolzeres Erbe überkommen, als wir es meist ahnen, weil wir unbewußt immer noch davon zehren. Nicht es zu verkleinern kann unsere Aufgabe sein, sondern die treue Sorge darum, „daß uns dies Vätererbe nicht sterbe noch verderbe"

Das andere Moment ist folgendes: in einer Zeit blendender Massenwirkungen, offensichtlicher Begeisterung für greifbare Erfolge und Rekordleistungen wird jede Kirche ins Hintertreffen zu geraten drohen im Urteil der Menge, die an Stelle lauter Propaganda und glänzender Jahresbilanzen ein Wirken in der Stille, den unsichtbaren Erfolg an Menschenherzen setzt. Darum erhebt man den Katholizismus heute in den Himmel und tadelt die evangelische Kirche ob ihrer Unscheinbarkeit. Auch in diesem Stück muß klar werden, daß der Glaube des Evangeliums ein verborgenes Wachstum kennt und nicht auf Glanz, sondern auf Frucht hoffen lehrt, auf Frucht, die im stillen reift. Dann wird gerade eine Kirche, die nicht als Herrin im Prunkgewand, sondern als niedere Magd im Dienstkleide dasteht, als Kirche des Glaubens ihre gottgewollte Mission haben. An ihr

mitzuarbeiten, mehr und in weiteren Kreisen, als es bislang geschieht, sollte gerade innerhalb unserer Heimatkirche allen Herzenssache werden, die um die Zukunft unseres Landes und Geschlechtes besorgt sind. Nicht eine unkirchliche **Kultur**, sondern lediglich eine am Glauben der Kirche vertiefte Kulturarbeit vermag diese Zukunft zu sichern.

Die neue deutsche Front

Von Ernst Knorr

I

Seit Nietzsche und Lagarde ist unendlich viel geschrieben worden über die Krisis der modernen europäischen Kultur. So verschiedene Betrachtungsweisen sich in der unübersehbaren Fülle der kritischen Gedanken auch dartun, darin sind sie sich alle einig: daß eine schwere Krisis vorliegt.

Nun ist die Anerkennung der Tatsache als solcher nichts Ungewöhnliches oder nur für die neueste Zeit Bezeichnendes, denn immer wieder hat es im geschichtlichen Verlauf Generationsfolgen gegeben, die hineingeboren waren in Übergangszeitalter, die nach vielen Kämpfen und verzweiflungsvollen Mühen zu einer neuen Weltanschauungsform, beherrscht von einer zentralen Idee, hinführten. Solche Übergangszeitalter sind immer durch eine starke Sehnsucht nach einer alles umfassenden, leitenden Kraft oder Idee, oder wie man es sonst nennen mag, ausgezeichnet gewesen. Das Besondere aber der gegenwärtigen Krisenlage besteht darin, daß heute die Zahl derer, die unter dem unruhevollen Eindruck einer großen geistigen Katastrophe leben, unvergleichlich viel größer ist als je zuvor.

Georg Simmel hat einmal den Gedanken ausgeführt, wonach in jeder großen, entschieden charakterisierten Kulturepoche je eine Zentralidee wahrzunehmen sei, aus der die geistigen Bewegungen hervorzugehen und auf die sie zugleich hinzuzielen scheinen. Jeder solche Zentralbegriff findet natürlich unzählige Abwandlungen, Verhüllungen, Gegnerschaften, aber er bleibt der heimliche König der Geistesepoche.

In der griechischen Antike war es der Begriff des Seins, des einheitlichen, göttlichen, das aber nicht pantheistisch gestaltlos gedacht wurde, sondern in sinnvollen plastischen Formen gegeben und zu ihnen zu gestalten war.

An seine Stelle setzte das christliche Mittelalter den Gottesbegriff, Quell zugleich und Ziel aller Wirklichkeit, unbedingter Herr

unserer Existenz und doch von ihr freien Gehorsam und Hingabe erst fordernd. Diesen obersten Platz nahm seit der Renaissance allmählich der Begriff der Natur ein. Sie erschien als das Unbedingte, das allein Seiende und Wahre, zugleich aber als das Ideal, als ein erst Darzustellendes und Durchzusetzendes, zuerst im Künstlertum. Dann hat das 17. Jahrhundert die Weltanschauung um den Begriff des Naturgesetzes als des allein wesenhaft Gültigen zentriert, und das Jahrhundert Rousseaus hat die Natur als Ideal, als den absoluten Wert, Sehnsucht und Forderung darüber gebaut. Daneben arbeitet sich am Ende der Epoche das Ich, die seelische Persönlichkeit, als Zentralbegriff heraus, indem einerseits das ganze Dasein als schöpferische Vorstellung des bewußten Ich auftritt, andrerseits die Persönlichkeit doch erst zur Aufgabe wird. Das 19. Jahrhundert hat in der bunten Vielheit seiner geistigen Bewegungen keinen gleich umfassenden Leitgedanken aufzuweisen. Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert scheinen weitere Schichten des geistigen Europa gleichsam die Hand nach einem neuen Grundmotiv für den Aufbau einer Weltanschauung auszustrecken: der Begriff des Lebens strebt zu der zentralen Stelle auf, in der Wirklichkeit und Werte jeglicher Art ihren Ausgangs- und zugleich Treffpunkt haben.

Höchst bezeichnend ist es, daß die beiden Antagonisten der modernen Wertgefühle, Schopenhauer und Nietzsche, sich gerade in der Anerkennung der immer stärker werdenden Bedeutung des Lebensbegriffes zusammenfinden. Aus wie tiefen Wesensverschiedenheiten heraus hier bei dem einen die Verzweiflung am Leben, beim andern der Jubel über das Leben einander gegenüberstehen — die Grundfrage ist ihnen gemeinsam: was bedeutet das Leben, was ist sein Wert bloß als Leben? Nach dem Erkennen und der Moral, nach dem Ich und der Vernunft, nach Kunst und Gott, nach Glück und Leiden können sie erst fragen, nachdem sie jenes erste Rätsel gelöst haben, und seine Lösung entscheidet über all solches, erst die Urtatsache des Lebens gibt allem Sinn und Maß, positiven oder negativen Wert.

Der Begriff des Lebens ist der Schnittpunkt der beiden entgegengesetzt laufenden Gedankenlinien, die den Grundentscheidungen des modernen Lebens den Rahmen gegeben haben. Das läßt sich auf allen Gebieten nachweisen.

Das Bemerkenswerte ist nun aber, daß in einer Zeit, wo die Philosophie und auch die Naturwissenschaft sich um die Schaffung einer Zentralidee des Lebens bemühten, das wirkliche Leben selbst

immer chaotischer und unbefriedigender wurde. Eine entschieden charakterisierte Kulturepoche in dem Sinne, wie Simmel es meint, war die Zeit vor dem Kriege ganz und gar nicht.

In diese Zeit stärkster Spannung zwischen dem Bemühen einiger weniger philosophischen Naturen, den Lebensbegriff zur zentralen Idee aufzubauen, und dem Unbefriedigtsein der vielen geistig Eingestellten brach der Weltkrieg herein, der zunächst alles Grübeln und Denken über den Haufen warf, aber nur für kurze Zeit.

II

Die Deutschen haben vielleicht am leidenschaftlichsten um die Erkenntnis vom Sinn des Lebens gekämpft; das hat seinen Grund in der eigentümlichen Veranlagung des deutschen Menschen; aber auch ihre Herzlage in Europa hat dazu beigetragen, daß der Kampf um ein Weltbild so heftig ausgefochten werden mußte. Nicht nur politisch, auch geistig war Deutschland vieler Kräfte Streitgebiet.

Das deutsche Volk, als das Volk der europäischen Mitte, hat immer wieder den Kampf um seine nur ihm eigentümlichen seelischen Positionen auskämpfen müssen, immer wieder sind von allen Seiten, besonders von Westen, neuerdings auch von Osten, fremde Lebensbilder an die Deutschen herangetreten, und der Abwehrkampf ist bei diesem konzentrischen Druck nicht immer siegreich gewesen.

Diese Empfindung von der drohenden Überfremdung, von einer „Pseudomorphose" des deutschen Geistes hatte sich schon vor dem Kriege so manches deutschen Menschen bemächtigt, aber vor dem Zusammenbruch waren es doch eigentlich nur Prediger in der Wüste, deren Worte unbeachtet verklangen. Man denke an Lagarde!

Der Krieg brachte hierin eine große Wende.

Nach der Katastrophe begannen die Versuche, das furchtbare Schicksal zu deuten, um es zu verstehen.

Solch ein Deutungsversuch, zugleich aber auch der Ruf nach organischer Erneuerung großen Stils ist das Buch des Münchener Rechtsanwalts Dr. Edgar J. Jung: „Die Herrschaft der Minderwertigen, ihr Zerfall und ihre Ablösung"*).

Jung gehört zu den Kriegsfreiwilligen von 1914, d. h. zu jener Generation oder genauer gesagt zu den Resten jener Generation, die zu Kriegsbeginn zwischen 20 und 30 war und die zum großen Teil auf den Schlachtfeldern des mitteleuropäischen Raumes begraben liegt. Diese Generation beseelte damals die Idee, wie sie ergreifend

*) Verlag Deutsche Rundschau, Berlin 1927. XIV + 341 S.

von einem Kriegsfreiwilligen von Langemark ausgedrückt worden ist: „Man betrachte das eigene Leben als verwirkt und lebe das eine unsterbliche Leben der Nation."

Das ungeheure Fronterlebnis hat denn auch den Grund gelegt zu dem Gedankenbau des Buches von Jung. Gewiß ließen sich, wie wir gesehen haben, Anzeichen für eine erwachende Neueinstellung zum Leben schon vor dem Kriege bemerken, aber in ganzer Deutlichkeit und Wucht zeigte sich das Neue doch erst nach dem verlorenen Kriege. Der Generation, „die jung und eindrucksfähig ins Feld gezogen war und gereift, ja gealtert wieder ins Leben zurückkehrte", war eben dieses Leben durch das Fronterlebnis ganz und gar problematisch geworden. Das erwachende Seelentum der Frontkämpfer war in härtesten, schrecklichsten Druck gekommen, viele zerbrachen an dem Schweren, andere wieder, und zu ihnen gehört Jung, traten geläutert und gereift in das Leben zurück, in ein Leben, in dem sich eine ungeheure Kluft aufgetan hatte zwischen der neuerwachenden Geistigkeit und der Nachkriegswirklichkeit.

Es ist völlig ausgeschlossen, in einer kurzen Besprechung erschöpfend über das Buch zu berichten, hier liegt ein so umfassender Versuch vor, die geistigen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Belange des deutschen Volkes einer Prüfung zu unterziehen, daß man sich damit bescheiden muß, das Grundsätzliche herauszustellen, von dem ausgehend Jung schließlich zu seinen Gedanken und Vorschlägen zu einem völligen Neubau des deutschen Staates gelangt.

Ausgangspunkt ist für Jung der Gedanke, daß der deutsche Mensch im Laufe des 19. Jahrhunderts eine seiner ihm eigentümlichsten Positionen verloren hat: die Kraft des metaphysischen Triebes.

Alles Denken und Tun des Menschen empfängt den letzten Antrieb von Kräften, die nicht erkennbar sind, sondern jenseits der Erkenntnis liegen. Man kann auch sagen: ein unveränderlicher Zug im menschlichen Geiste ist der metaphysische Trieb, der Drang ins Reich des Übersinnlichen. Er äußert sich zu allen Zeiten in jeder Menschenbrust, in ganz besonderer Stärke aber beim deutschen Volke. Wird dieser Trieb geleugnet oder bekämpft, dann empfängt der Mensch die Richtung seines Lebens nur noch vom Verstande. Es gibt also Menschen, die dem metaphysischen Triebe sein natürliches Recht einräumen und im Bereich des Übersinnlichen glauben, und es gibt andere, die diesen Trieb verneinen, weil sie, von der Allmacht des Wissens überzeugt, jeglichen Glauben ablehnen. Dadurch aber schiebt der mißachtete Glaubensbereich seine Grenzen hinüber in den

Bereich des Wissens und verwandelt dieses in Illusion. Die Illusion ist das Wahrzeichen der Zeit und bedingt die Herrschaft der Minderwertigkeit, sie erstreckt sich infolge des herrschsüchtigen Ausdehnungsdranges des Intellektes auf das gesamte geistige Leben, und so kommt es, daß heute die Ideen der Hochwertigen als die herrschenden verkündet werden, in der Tat aber die Triebe der Minderwertigen herrschen.

Die Fähigkeit des Wertens wird entscheidend bestimmt durch den Grad der Verwurzelung im Übersinnlichen. Daher muß Nietzsches Versuch einer Umwertung aller Werte als gescheitert angesehen werden, denn er will den Niedergang des deutschen Menschen dadurch verhindern, daß er den metaphysischen Trieb leugnet, die Sphäre des Glaubens beseitigt, um den diesseitigen Menschen zu übersteigern und gewissermaßen Gott dadurch zu ersetzen, daß er den Menschen selbst zum Gott macht.

Dieser Illusionismus, dem der deutsche Mensch schon lange vor dem Kriege zu unterliegen drohte, ist in eine Krisis eingetreten. Der neue deutsche Mensch ist schon da und harrt nur seines Einsatzes.

Wie Jung glaubt, vollzieht sich nun eine große Umkehr, das Wiederbewußtwerden des metaphysischen Triebes, von dem behauptet worden ist, er sei für die abendländischen Völker für immer verschüttet.

Jung behauptet, daß aus dem Menschenauge nicht ersichtlichen Gründen ein Bewußtwerden des metaphysischen Triebes bereits stattgefunden hat, daß also die Deutschen an der Schwelle eines religiösen Zeitalters und am Ende der Siegeslaufbahn der Vernunft stehen.

Die Wende oder Umkehr zu einer solchen im Übersinnlichen ruhenden Weltanschauung ist entscheidend beeinflußt worden durch das sogenannte Kriegs- oder Fronterlebnis. Dieses Fronterlebnis gewinnt für die Generation zwischen 20 und 30 eine ganz besondere Bedeutung.

Es war schon die Rede von dem Fronterlebnis des deutschen Volkes seit dem Mittelalter. Das war aber doch etwas ganz anderes, und dieses Erlebnis hatten immer nur ganz wenige auserwählte einzelne Geister, z. B. Luther, um nur einen der größten zu nennen.

Jetzt aber wurde eine ganze zukunftsvolle Lebens- und Generationsgemeinschaft hineingestoßen in grauenvollstes, alle Tiefen der Seele aufwühlendes Erleben. Man lasse den ergreifenden, ja erschütternden Abschnitt des Buches auf sich wirken, wo Jung über das Fronterlebnis des deutschen Soldaten spricht.

Als das wichtigste Ergebnis dieses Erlebens der Kriegsjugend kann man die Abkehr von den Äußerlichkeiten der Zivilisation und das Streben nach schöpferischer Kultur bezeichnen.

Nun ist aber Kultur nur möglich, wenn alle Menschen eines bestimmten Lebenskreises mit einem bestimmten, gleichen geistigen Inhalt durchdrungen sind, ohne Rücksicht auf Verstandesbegabung und -schulung des einzelnen. Sonach kann eine Kultur nur bei Verwurzelung des Menschen im Übersinnlichen entstehen, während in einer vom Individualismus beherrschten Zeit, wie sie Europa mitsamt seinen kolonialen Ablegern erlebt hat, dessen gesamte Bevölkerung in ihrer Masse zu Barbaren herabsinkt.

Wird ein ganz bestimmter Bezirk des geistigen Lebens als der Erkenntnis verschlossen abgegrenzt, so entsteht ein unübersteiglicher Wall, den der Intellekt nie zu überschreiten vermag, da er ihn sich selbst gesetzt hat. Die übersinnliche Einstellung erst ermöglicht es dem Menschen, sein eigenes seelisches Leben einzustufen in ein größeres Gesamtleben, welches im Gegensatz zu seinem eigenen Leben nicht vom Tode unterbrochen wird, sondern Ewigkeitsmerkmale in sich trägt.

Der Individualismus, dieses Kennzeichen der seit der Renaissance sich entwickelnden Kultur und Zivilisation, bedingt die Abnahme und schließliche Vernichtung seelischer Wertung. Wenn der Verstand der einzige Wertmaßstab ist, wenn keinerlei seelische Richtungspunkte mehr vorhanden sind, so muß der Mensch in unbedingte Abhängigkeit von seinen Trieben gelangen. Das seelenlose „Gehirntier", der nur dem Denken vertrauende Einzelmensch, hält den im Übersinnlichen ruhenden und, nur vom Verstande aus gesehen, deshalb beschränkten Menschen mit seinem Wertmaßstabe für dumm und minderwertig.

Im Weltkriege hat sich zunächst der Sieg der Geisteswelt der dem Individualismus verfallenen Völker vollzogen. Der Krieg war der Kampf der Vernunft gegen die deutsche Seele. Dieser Kampf hatte schon seit langem begonnen, und schon waren in die deutsche Seelenfront tiefe Breschen geschlagen worden. Der deutsche Zusammenbruch 1918 war die Folge der seelischen Selbstaufgabe des deutschen Volkes. Die Deutschen waren nicht ein Volk, das in einem Gottesstreiterkampf erlag und, mit der Waffe in der Hand, bezwungen in die Knie sank, sie waren ein Volk von Kämpfern, die im entscheidenden Augenblick der Schlacht das Schwert wegwarfen, weil sie selbst an ihrem Gottesstreitertum verzweifelten. Und diese seelische Selbstaufgabe blieb das Kennzeichen der ganzen Nachkriegs-

zeit. Was sich nun zeigte, war der hemmungslose Auftrieb der Minderwertigkeit.

Indem das deutsche Volk sich wiederum auf seine eigenen Seelenkräfte zu besinnen beginnt, wächst die Aufgabe des Deutschtums über das Volkstum hinaus und wird zu einer solchen des gesamten Menschentums.

Die deutsche Sendung ist also, beispielsweise auf das Gebiet des Staates und der Gesellschaft übertragen, die staatliche und gesellschaftliche Verfassung des Westens, die seelenlos und mechanisch geworden ist, durch ein neues Seelentum zu unterbauen, ein Seelentum, das seine schöpferische Macht in der außerordentlichen Stärke seiner übersinnlichen Quellen besitzt.

Die letzten Werte, die, über das Einzelwesen hinausragend, geschützt und erhalten werden müssen, liegen im sittlichen Opferwillen des Volkes. Diese Dinge sind unverrückbar und nicht umwertbar, ihr Wesen beruht auf dem menschlichen Drange nach Ewigkeit.

Nicht mehr der Vernünftigste wird als der Hochwertigste gelten, sondern der sittlich Verantwortungsbereiteste. Die Hochwertigen sind aber immer auch die wenigen, das Prinzip der Hochwertigkeit ist also im Grunde das der ewigen Minderheit.

Es handelt sich hier um ein geistiges Führertum, dem eine verantwortungsvolle Erziehungsaufgabe geworden ist: die besten und edelsten Kräfte der Volksseele herauszufühlen und sie an sich selbst in irgend einer Form so vorbildlich zu entwickeln, daß es in der Lage ist, beispielhaft auf die Masse zu wirken; natürlich muß es auch die psychologisch gangbaren Wege erkennen, jene guten Anlagen der zu Führenden ohne ernstliche Gegenwehr zu entwickeln.

Indem der neue deutsche Mensch den übersinnlichen Bezirk wieder in voller Reinheit herstellt und scharf abgrenzt, gewinnt er ewige Werte, denen er sich selbst unterordnet. Der Trieb, diese um jeden Preis zu erhalten, kann konservativ genannt werden, dann ist damit das Mindestmaß von Konservativismus umschrieben, welches jedes Volk aufweisen muß, das nicht der Selbstvernichtung entgegengehen will.

Was diesem Streben entgegenwirkt, was diese letzten Dinge nicht zu fördern geeignet ist, muß beseitigt und zerstört werden. Soweit bisherige Werturteile geeignet sind, eine falsche Einstellung zu jenen höchsten Werten zu erzeugen, soweit muß man für die Umwertung aller Werte sein. Insofern kann man von einem konservativ-revolutionären Prinzip reden.

Dieses sind, ganz allgemein angedeutet, die grundsätzlichen Gedanken philosophischer Prägung, die Jung vorausschickt, um in den nun folgenden Abschnitten seines Buches mit kühlem Kopf und schonungsloser Kritik am Bestehenden, aber mit glühendem Herzen die zukünftige Gestaltung der inneren und äußeren Lebensformen des deutschen Volkes vorzuzeichnen.

Es ist imponierend, wie von diesem philosophischen Urgrunde aus Jung seinen Blick geschärft hat für die richtige Einschätzung aller irdischen Belange, es gelingt ihm, alle Dinge wesentlich wirklichkeitsnäher zu sehen als den meisten der zurzeit herrschenden Geister. Jene seelische Vertiefung und dieser Wirklichkeitssinn sind die sich ergänzenden Kennzeichen der Jungschen Ideologie. Hierin liegt auch die starke Überzeugungskraft des Buches.

Jung versucht die Richtlinien anzudeuten, nach welchen der neue deutsche Mensch Stellung zu allen Fragen gemeinsamen volkhaften Lebens gewinnen kann und soll. Ist erst die geistige Grundrichtung vorhanden, wirken wahrhafte, allgemein anerkannte Führer in dieser Richtung, so werden die Gedanken auch Tat werden. Ja, vielleicht findet das tätige Leben selbst Formen, die auch ahnungsrichtige Vorschau und folgerichtiges Durchdenken kaum bestimmen können.

Es sind Gedanken von allerstärkster Aktualität, die Jung in den Abschnitten über Volk, Gesellschaft, Staat, Recht, Wirtschaft, Kultur, Bevölkerungs- und Außenpolitik zum Ausdruck bringt. Alle diese Gedanken stehen unter dem Kennwort: Umkehr und Erneuerung.

Einmal ist es die Erneuerung des deutschen Volkes mit seiner neugegliederten und geordneten Gesellschaft, denn erst die sorgsame Herausstellung des gesellschaftlichen Eigenlebens des Volkes macht die Bahn frei zur Neuordnung des Staates.

Zum zweiten ist es die Neuordnung eben des deutschen Staates, wobei eine ganz neue Auffassung von den Beziehungen zwischen Volk und Staat ausgesprochen wird. Bisher sind die Aufgaben von Volk und Staat verwechselt worden. Eine Entlastung des Staates kann innenpolitisch durch den Ausbau der gesellschaftlichen Selbstverwaltung, außenpolitisch durch die Schaffung eines Bundesreiches europäischer Staaten (letzteres allerdings nicht im Sinne von Paneuropa) eintreten.

Für Jung ist die Frage Monarchie oder Republik ganz gleichgültig, denn der Kampf geht um den Inhalt, nicht um die Form des Staates. Daher auch der schonungslose Angriff auf das heutige

Parteiregime, für das der Staat nur Ausbeutungsobjekt ist. Es handelt sich hier um eine organische Staatsauffassung, die der anarchistisch-individualistischen gegenübergestellt wird. Und aus dieser neuen Auffassung vom Staate und seiner Beziehung zum Volk muß und wird der Kampf aufgenommen werden, ein heiliger Krieg, dem alles befreit zujubeln wird, was noch die Kraft in sich fühlt, den Menschen zu höherer Gesittung zu führen.

Eine Auseinandersetzung mit den Ideen von Jung wird jeder vornehmen müssen, der verantwortungsbereit in der Gegenwart und für die Zukunft handeln will.

Ganz besonders aber sei das Werk unserer jungen Generation ans Herz gelegt. Es trägt die schöne Widmung:

Denen, die im Kampfe fielen,
zum Gedächtnis;
Denen, die im Kampfe stehen,
zum Ansporn.

Die Politik der Esten 1917—1918

Von Baron Wilhelm Wrangell. (Schluß*)

Während nun im Innenministerium am Projekt der Ausführungsbestimmungen gearbeitet wurde, geriet die Regierung des Fürsten Lwow in Schwierigkeiten, die schließlich am 4. Mai die Neubildung der Regierung unter Teilnahme der Sozialdemokraten zur Folge hatten. Das ergab ein neues Hindernis für die Bestrebungen der Esten, denn die russische Sozialdemokratie war durchaus zentralistisch eingestellt. Erst nach mehrfachen Vorstellungen wurde zum 26. Mai eine Beratung im Ministerium erreicht, an der — nach Angabe von Prof. Piip — unter dem Vorsitz des Departementchefs Wesselowski 4 Vertreter der Esten, 5 der inzwischen mit ähnlichen Forderungen hervorgetretenen Letten, P. Trassun als Vertreter Lettgallens, die Gouvernementskommissare und, als Vertreter der bisherigen ritterschaftlichen Landesverwaltung, Baron A. Meyendorff, Baron Pilar von Pilchau und Baron Möller-Sakomelsky teilnahmen. (Die letztere Bezeichnung ist nicht ganz zutreffend, denn Baron Möller-Sakomelsky — es handelt sich nicht um den ehemaligen Generalgouverneur der Baltischen Provinzen Alexander Nikolajewitsch, sondern um das Reichsratsmitglied Wladimir Wladimirowitsch — hatte mit den

*) Vgl. oben Seite 63 (1928 Heft 2/3).

Baltischen Provinzen nichts zu tun; er wird wohl als Kenner der russischen Semstvo hinzugezogen worden sein, von der er in den Reichsrat gewählt worden war.) Auffällig und in gewisser Beziehung charakteristisch ist die Tatsache, daß zwar Vertreter der livländischen Ritterschaft hinzugezogen waren, der estländischen Ritterschaft aber nicht. In dem vorliegenden Material findet sich hierfür keine Begründung, doch dürfte man wohl nicht fehlgehen, als Ursache eine radikalere Einstellung der Esten zu den historischen Gegebenheiten anzunehmen, als sie damals bei den Letten bestand.

In der vom Innenministerium ausgearbeiteten Vorlage trat die erwähnte Veränderung der Sachlage in Petersburg deutlich hervor. „Die zentralistische Reaktion war soweit erstarkt, daß man schon wagte, die Bestimmungen vom 30. März 1917 vollkommen beiseite zu lassen." Man hielt es nicht einmal für nötig, das zu verbergen, indem man etwa durch die Ausführungsbestimmungen die Grundsätze vom 30. März möglichst einzuschränken suchte, sondern man trat offen mit dem Projekt hervor, in den Baltischen Provinzen die russische Semstvo einzuführen. In der Vorlage heißt es lapidar:

„Die Semstvovertretung wird durch Wahlen auf derselben Grundlage gebildet, wie sie bei den Semstvowahlen in den inneren Gouvernements eingeführt sind.

Zur Kompetenz der Semstvoorgane gehören die Selbstverwaltungsangelegenheiten, die in den Grundregeln der Semstvoeinrichtungen und in anderen Gesetzen näher festgesetzt sind."

Über den Motivenbericht hierzu berichtet Professor Piip: „Der Motivenbericht des russischen Innenministeriums erinnert daran, daß die Einführung der Semstvo in den Baltischen Provinzen unter dem russischen Regime eine schon lange erörterte Frage war, die gleichzeitig mit der Einführung der Semstvo in den Innengouvernements entstand. Jedoch alle Projekte, die sowohl von der Regierung als auch von den örtlichen Landtagen ausgearbeitet worden waren, blieben unerledigt. Mit vollem Recht aber wird betont, daß der Hauptgrund des Scheiterns darin bestand, daß dieses bedeutet hätte, die Selbstverwaltung in die Hand des Volkes selbst zu geben, was wiederum eine Übertragung der Führung im Lande von dem deutschen Element auf das estnische und lettische Volk bedeutet hätte. Es wird betont, daß die Revolution die Einführung der Semstvo in den Baltischen Provinzen in ganz andere Verhältnisse gesetzt hätte. Die alte Ordnung sei dort verschwunden und Grundlage der neuen Gewalt müsse die Semstvo sein, aber eine demokratische im weitesten

Sinne des Wortes. Eine solche Ordnung sei aufs schnellste zu schaffen. Weiter heißt es jesuitisch: „„Ein Mittel zur Verwirklichung der neuen Gewalt ist das Gesetz vom 30. März 1917 Ungeachtet seiner Unvollständigkeit und technischen Unzulänglichkeit enthält dieses Gesetz doch äußerst wichtige Regeln. Die Arbeit der gegenwärtigen Beratung besteht in gewissem Sinne in der Weiterentwicklung der Bestimmungen vom 30. März 1917, aber in ihrem Umfange geht sie weiter, denn es ist nötig, die Einführung der Semstwo für das ganze Baltikum zu regeln, nicht nur für dessen nördlichen Teil.““ Zum Schluß wird eine politisch äußerst bedeutsame Frage aufgeworfen: ob für das Baltikum ein besonderer Spezialtypus der Semstwo auszuarbeiten oder das allgemeine Semstwogesetz als Grundlage zu nehmen sei. Hierauf antwortet der Motivenbericht: „„Die letztere, d. h. die auf Grundlage des Semstwogesetzes geschaffene Semstwo, sieht das Projekt vor. Denn die Einführung der Semstwo muß immerhin nach irgend einem Vorbild geschehen, und die unbestreitbar auf demokratischer Grundlage aufgebaute Semstwo der Innengouvernements ist zur Einführung im Baltikum geeigneter, als frühere oder andere Selbstverwaltungssysteme in irgend einem anderen Lande. Natürlich müssen auch die Eigenheiten des Landes berücksichtigt werden.““ Mit solchen Projekten wollte man das Gesetz vom 30. März ganz begraben und allenfalls die eine oder andere Bestimmung als Material benutzen, im allgemeinen aber die russische Semstwo bei uns in unveränderter Gestalt einführen.“

Wir haben über diese Dinge mit Absicht ausführlich berichtet, weil sie in mehrfacher Beziehung interessant sind. Einmal zeigen sie, daß die russische Nationalitätenpolitik, nachdem der erste Rausch der Revolution verflogen war, fast automatisch zu ihren gewohnten Methoden zurückkehrte. Wie bezeichnend ist doch hierbei der Hieb, der gegen die Ritterschaften geführt wird, um vom Kernproblem abzulenken. Die Gegensätze zwischen Deutschen und Esten werden so recht ins Rampenlicht gestellt, um die tieferen Gegensätze zwischen Rußland und dem Baltikum im Schatten verschwinden zu lassen. Weiter zeigt sich, daß Strandmann und Päts durchaus Recht hatten, wenn sie die Bestrebungen zur Autonomie durch die festen Mauern der historisch gewachsenen Form schützen wollten. Es wiederholt sich dasselbe, wie beim jahrzehntelangen Kampfe der Ritterschaften um die Verfassungsreform: kaum wird an dem Bestehenden gerührt, so tritt die drohende Gefahr ein, daß die Eigenart des Landes durch Einführung innerrussischer Institutionen zerstört wird. Wie früher, so heißt es

auch jetzt wieder: eine Reform ist nur im Sinne einer Angleichung an Rußland möglich. Der Kampf mußte zwangsläufig an derselben Stelle von den Esten aufgenommen werden, wo er von den Ritterschaften geführt worden war. Bei aller Verschiedenheit der kämpfenden Personen und trotz des großen Umbruchs der Revolution hatte sich das große Problem der Eigenart des baltischen Landes nicht verschoben. Es nimmt einen wunder, daß die natürlichen Bundesgenossen in diesem Kampfe nicht nebeneinander standen, daß sich im ganzen uns vorliegenden Material auch nicht eine Andeutung dafür findet, daß diese natürliche Bundesgenossenschaft gesucht worden wäre. Es zeigte sich die Frucht jahrzehntelanger russischer Politik. Divide et impera blieb auch nach der Revolution ihre Parole.

Den Esten kam ein anderer Umstand zu Hilfe. „Unerwarteter Weise blieb aber die Vorlage fort, die im Ministerium für die Beratung ausgearbeitet worden war. Der Grund für das Verschwinden des kriegerischen Gebarens des Ministeriums ist in den Versuchen der Revaler Bolschewiken, die Macht an sich zu reißen, zu suchen, denn ein scharfer Konflikt mit den Vertretern Estlands wäre Wasser auf die Mühle der Bolschewiken gewesen. Das war dem Ministerium nicht unbekannt infolge von Besprechungen, die sowohl Herr Poska als auch ich (sc. Prof. Piip) mit den führenden Kräften des Ministeriums gehabt hatten." Auf diese Zusammenhänge kommen wir weiter unten zu sprechen. Das Ergebnis der dreitägigen Beratung war schließlich die Annahme, mit 10 gegen 6 Stimmen, eines von den Vertretern Estlands ausgearbeiteten Projekts. Die Abstimmung konnte eigentlich nicht anders ausfallen, da die Esten und Letten in der Mehrzahl waren. Dieses Projekt gelangte darauf in die juridische Kommission beim Innenministerium und endlich vor die temporäre Regierung, von der es mit unwesentlichen Modifikationen am 22. Juni bestätigt wurde. Diese Bestimmungen des 22. Juni 1917 sind größtenteils noch heute in Kraft, sie bilden die Grundlage der estländischen Kreis-Selbstverwaltung und — mit gewissen Einschränkungen — auch der heutigen deutschen Kulturselbstverwaltung in Estland. Am 23. und 24. Juni fand der zweite Wahlgang statt, und am 1. Juli trat im Revaler Schloß der estländische „Maapäev" (Landtag) zusammen. Damit hatte die erste Phase des Kampfes der Esten um die Autonomie ihren Abschluß gefunden.

Es liegt nicht in unserer Absicht, in diesem Rahmen die estnische Politik jener Tage einer kritischen Beurteilung zu unterziehen, daher beschränken wir uns darauf, die tatsächlichen Ergebnisse dieser ersten vier

Monate estnischer Politik gegenüber Rußland kurz zusammenzufassen.

Erreicht worden war dem Namen nach zwar nur eine weitgehende lokale Selbstverwaltung, tatsächlich aber eine Volksvertretung, die die Vorstufe zu weiterer Verselbständigung werden konnte. Die Befugnisse des von der Regierung ernannten Kommissars waren zugunsten der Selbstverwaltungsorgane sehr wesentlich eingeschränkt worden. Vor allem aber war das ganze von Esten besiedelte Gebiet administrativ zusammengeschlossen, separatistische Tendenzen innerhalb des Estentums hatten sich nicht durchsetzen können. Die rechtliche Grundlage, die gegen russische nationalistische Tendenzen gewonnen war, bot gute Entwicklungsmöglichkeiten, namentlich wenn man die Bestrebungen einer großen Reihe von Völkerschaften innerhalb Rußlands berücksichtigt, die alle mehr oder weniger auf Errichtung eines Föderativstaates hinausliefen.

Verzichtet worden war jedoch auf ein Anknüpfen an die alten historisch gewordenen Selbstverwaltungsformen; hier hatte ein radikaler Bruch stattgefunden. Den Sieg hatte in dieser Beziehung nicht die nationale Idee — der nationalen Eigenart entsprechende staatsrechtliche Formen zu schaffen — davongetragen, sondern die revolutionäre. Ohne es zu merken, waren die estnischen Führer den Ideen der französischen Revolution erlegen. Heute, nach 10 Jahren, darf dieser Umstand wohl als eines der folgenschwersten Ergebnisse jener Zeit für unsere Heimat bezeichnet werden.

Der Erfolg jeder noch so geschickten Politik beruht letzten Endes auf realer Macht. Diese befand sich in Reval, der Landeshauptstadt, nach der Revolution tatsächlich in den Händen einer demoralisierten Soldateska. Es ist ja bekannt, daß Reval während des Krieges zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut wurde, daß es zugleich ein Hauptstützpunkt der russischen Kriegsflotte war. Daher hatte es, obgleich es ja recht entfernt vom eigentlichen Kriegsschauplatze lag, eine sehr große Garnison und eine weit über die Erfordernisse einer mittleren Industriestadt angewachsene, zum großen Teil landfremde Arbeiterschaft. In dieser Beziehung lagen hier die Verhältnisse ähnlich wie in Petersburg, sie mußten auch ähnliche Folgen zeitigen. Die extremen revolutionären Kräfte sammelten sich hier wie dort im Arbeiter- und Soldatenrat, der alsbald ein bedrohlicher Machtfaktor wurde. Wir lassen einen Augenzeugen sprechen.

Alexander Hellat schreibt: „Ich war (Anfang März) weder Glied des Rates, noch sonst irgend etwas, als einzig einfacher Bürger. Einmal kam ich ins Rathaus, um zu hören, ob ich dort

nicht nötig sei. Der Rat saß in den Räumen der Stadtverordnetenversammlung. Ich trat ins Zimmer, wo jemand am Telephon dejourierte. Als er mich eintreten sah, übergab mir dieser Genosse sein Amt und verschwand. Was ich da zu tun hatte, wußte ich nicht, aber das Amt selber lehrte es mich. Es erwies sich, daß es in diesem Augenblick das wichtigste Telephon in Reval war — das Telephon des Rats, der sich als oberste Gewalt deklariert hatte. Das Telephon arbeitete ununterbrochen, und in kurzer Zeit befand ich mich im Brennpunkt der Ereignisse nicht nur Revals, sondern ganz Harriens. Durchs Telephon wurde mitgeteilt, dies und jenes sei vorgefallen, — was wäre zu tun? Gewöhnlich kam die Nachricht, daß Matrosen oder Soldaten hier oder dort eingedrungen seien, rasche Hilfe sei vonnöten. Aus Harrien kamen Nachrichten, daß Soldaten die Vorratslager plünderten und anzündeten. Ich läutete die nächste Truppenabteilung an und bat, Hilfe zu senden. Es wurde versprochen, den Befehl oder vielmehr die Bitte sofort zu erfüllen

Der erste Eindruck vom Arbeiter- und Soldatenrat war abscheulich, mir als Juristen verursachte er einfach physisches Unbehagen. Dieses Unbehagen fühlte ich noch lange. Ich mußte Zeuge sein, wie Beschlüsse gefaßt wurden, ohne daß es den Beschlußfassern auch nur in den Sinn gekommen wäre zu fragen, ob die Ausführung auch möglich sei und wer den Beschluß ausführen sollte. Im Rat waren nur Arbeiter und Soldaten. Das bürgerliche Element war vollkommen beiseite gelassen.

Der Rat bestand mit Ausnahme einer kleinen Anzahl estnischer Arbeiter fast nur aus Russen, die Reval fremd waren. Deshalb traten im Städteverbande die Führer der estnischen Gesellschaft zusammen. Es wurden drei Personen: Strandmann, Wilms und ich, gewählt, die mit den Ratsleuten besprechen sollten, wie das örtliche Element im Rate vertreten sein sollte Es war bemerkenswert, daß eine große Anzahl von Marineoffizieren im Rate saßen. Daraus konnte man schließen, daß das Verhältnis zwischen Offizieren und Matrosen in Reval weniger gespannt war, als in Helsingfors und in Kronstadt, wo viele Offiziere ermordet wurden. Aber gerade deshalb war die Stellung dieser Offiziere im Rat schwer. Die Stimmung im Rat war im ganzen patriotisch, sowohl bei den Soldaten, als auch bei den Matrosen, d. h. der Krieg sollte bis zum siegreichen Ende geführt werden. Daß aber verschiedene Pläne, die der Rat verwirklichen wollte, die Widerstandskraft geschwächt hätten, das verstand die Masse der Soldaten und Matrosen natürlich nicht, wohl

aber die Offiziere. Die Marineoffiziere widersetzten sich mutig solchen Vorschlägen, jedoch vergeblich, und ich erinnere mich keines von ihnen, der zur Rettung der Situation Demagogie benutzt hätte. Wohl aber taten das andre Offiziere und besonders einige Ingenieure. Der Rat hatte schließlich doch beschlossen, daß das bürgerliche Element selbst seine Vertreter in den Rat entsenden könnte. Die Kommission des Rates, welche die Wahl der neuen Vertreter überwachte, war sehr erstaunt, als alle Revaler Vereine, Wohltätigkeits- und Bildungsvereine, Berufsorganisationen, die Feuerwehr, Kredit- und Sparkassen, je nach ihrer Mitgliederzahl eine Vertretung im Rat forderten. Heiterkeit erregte der alte Rechtsanwalt D., der mit unbeschreiblich ernster Miene der Kommission eine Liste der zahlreichen deutschen Vereine vorlas. Wenn es dem Rat auch schon an und für sich wenig erwünscht war, daß auf einmal das bürgerliche Element so stark im Rat vertreten sein sollte, so war es ihnen um so schwerer, ihren Ärger zu verbergen, daß gerade die Deutschen, mit welchen man zudem Krieg führte, in so großer Anzahl in den Rat strebten. Das war ein doppelter Feind — einmal der Burshui (Bourgeois) und dann der Deutsche. D. wurden alle seine Mandate zurückgegeben, ich erinnere mich nicht mehr, unter welchem Vorwande. Zu Beginn der Revolution bestand der Rat hauptsächlich aus Sozialrevolutionären, dann Vertretern, die keiner Partei angehörten, und einer kleinen, aber kompakten und disziplinierten Gruppe von Maximalisten (Bolschewiken). Auch äußerlich unterschied sich die Bolschewikengruppe von den andern: dort saßen gutgekleidete Arbeiter, während in den anderen Gruppen entweder graue Soldatenmäntel oder Matrosenblusen vorherrschten. Die Bolschewikengruppe wuchs beständig und gegen Ende des Jahres konnte Wöölmann (ein Bolschewikenführer) mit Stolz bemerken: „Bald werden wir die „vollständige Mehrheit" haben"

Der etwas naive Versuch des Bürgertums, Einfluß auf den Arbeiter- und Soldatenrat zu gewinnen, mußte natürlich scheitern. Zu groß waren die Gegensätze. Jeder Versuch, irgendeine Ordnung herzustellen, erschien den aufgeregten Soldaten und Matrosen als Bedrohung ihrer neugewonnenen Freiheit, den zielbewußt handelnden Bolschewiken konnte er erst recht nicht behagen. Für die nationalen Bestrebungen der Esten war hier kein Verständnis zu erwarten, weder bei der großen landfremden Mehrheit, noch bei den estnischen Bolschewiken, deren ehrgeizige Pläne nur in enger Verbindung mit Rußland verwirklicht werden konnten, da der Bolschewismus im

Lande selbst keinen Boden fand. Diese Sachlage wurde bald ganz unzweifelhaft klar, namentlich auch in Gesprächen mit dem Bolschewikenführer Anvelt, einem Advokaten aus Narva, zu welchem persönliche Beziehungen bestanden. Die Mehrzahl der estnischen bürgerlichen Delegierten verließ in kurzer Zeit den Rat, eine kleine Anzahl schloß sich der sich neubildenden sozialdemokratischen Gruppe an, spielte jedoch überhaupt keine Rolle."

Eine kurze Charakteristik der Revaler Garnison möge hier Platz finden: „Nach der Besetzung Polens durch die Deutschen begann man die Artilleristen der von den Deutschen eroberten Festungen nach Reval überzuführen. Nach Reval strömten die Artilleristen von Warschau, Nowogeorgiewsk, Ossowez, Brest-Litowsk, Grodno, Kowno und aus anderen Festungen. Sie waren sehr demoralisiert. Unter ihnen gab es viele Verbrecher. Auf dem Rückzuge hatten verschiedene Soldaten Verbrechen begangen. Nach ihrer Ankunft langten in der Festungsverwaltung ganze Packen von Gerichtsakten und Protokollen an.

In gewissem Sinne wurde das Verbrechertum im Militär durch den Tagesbefehl des Oberkommandierenden Nikolai Nikolajewitsch großgezogen, der die Verbüßung der Strafen auf das Kriegsende verschob. Die Soldaten meinten, daß bis zum Kriegsende lange Zeit sei, so mancher könne im Kriege fallen, und wer leben bleibe, den werde der Kaiser schon begnadigen. So wurden Verbrechen bewußt auf Rechnung jenes Tagesbefehls des Oberkommandierenden begangen.

Ich (sc. K. Rotschild) diente 1916 als Geschäftsführer des Regimentsgerichts des 4. Festungsartillerie-Regiments. In unserem Regiment gab es z. B. eine Kompanie — drei Batterien —, in welcher alle Soldaten gerichtlich vorbestraft waren, einige sogar mehrfach. Die Verbüßung der Strafen war ihnen aber bis zum Kriegsende verschoben. Da sie schon in der Liste der Verbrecher standen, so scheuten sie sich nicht vor neuen Verbrechen. Aus Ösel, wo diese Batterien standen, kamen in einem fort Klagen, daß die Soldaten die örtlichen Einwohner bestehlen und berauben. Ähnlich war der Zustand in den anderen Festungstruppenteilen.

Zur Unterstützung der Festungsgarnison wurde 1916 die 118. Infanterie-Division nach Reval verlegt. Als Ersatzmannschaften wurden dieser Fabrikarbeiter aus verschiedenen russischen Städten zugeführt, die wegen Streiks entlassen worden waren. Das war ein unruhiges Element, das zu jeglichen Aventuren bereit war. So war die Mannschaft beschaffen, die später, nach der Revolution, die Tittatur in der Festung Reval ausübte."

Angesichts dieser Verhältnisse mußten die Interessen der militärischen Kommandostellen mit denjenigen der estnischen Patrioten in gewissem Sinne zusammenfallen: beiden war es von Wichtigkeit, diesen demoralisierten Massen, die die Macht in der Hand hatten, eine zuverlässige Truppe entgegensetzen zu können. So ist es sehr verständlich, daß der schon bald nach Beginn der Revolution aufgenommene Plan der Formierung von national-estnischen Truppenteilen bei den militärischen Stellen Unterstützung fand. Bereits am 8. April wurde die Aufstellung von 2 estnischen Regimentern befohlen, die zur Festungsgarnison gehören sollten. Aber schon nach 2 Tagen erging die Kontreordre. „Es erwies sich, daß der Revaler Arbeiter- und Soldatenrat dem General Russki telegraphiert hatte, daß in Reval die Kontrerevolution vorbereitet werde. Russki, der Oberkommandierende der Nordfront, hatte sofort den Befehlshaber der Baltischen Flotte (NB. welchem die Seefestung Reval unterstand) zu sich beordert und Erklärungen verlangt. Auf die Erklärungen des Admirals Werderewski bemerkte Russki, daß die Esten separatistische Bestrebungen hätten. Die Fürsprache Werderewskis hatte jedoch den Erfolg, daß Russki endlich die Erlaubnis gab, gewöhnliche Linienregimenter zu formieren, unter keiner Bedingung aber Festungsregimenter."

Die Reibungen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat, besonders aber mit den russischen Matrosen blieben jedoch nicht aus. Die Sachlage spitzte sich immer weiter zu, bis endlich am 7. Mai das 1 estnische Regiment nach Wesenberg verlegt wurde. Unter der energischen Leitung des Obersten A. Tõnisson gelang es hier im ruhigen Provinzstädtchen, binnen kurzem eine wirklich schlagfertige Truppe heranzubilden, die von nationalem Geist beseelt und durchaus antibolschewistisch war.

Mittlerweile wuchs die Spannung zwischen den Esten und dem Arbeiter- und Soldatenrat von Tag zu Tag. Die Wahlen vom 23. Mai wurden vom Rat für ungültig erklärt, ja der Kommissar Poska abgesetzt. Die St. Petersburger Regierung unterstützte jedoch die Esten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie an Ort und Stelle in der Residenz mit genau denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wie die Esten in Reval. Der gemeinsame Feind war das Proletariat, das die Revolution gemacht hatte und nun die Führung nicht an die im Grunde verhaßte Intelligenz abgeben wollte. Es ist bekannt, daß der erste Bolschewikenaufstand in Petersburg in den ersten Julitagen blutig niedergeschlagen wurde. Hier-

durch befestigte sich natürlich auch die Stellung der Esten in Reval, der Landtag konnte seine Arbeit aufnehmen. Seine erste Session beschäftigte sich ausschließlich mit organisatorischen Fragen, Wahlen u. s. w.

Im Hochsommer war die Lage mithin äußerlich nicht ungünstig. Die Landesverwaltung war in den Händen der Esten, der Einfluß der russischen Regierung so gut wie ausgeschaltet. Eine kleine, aber sichere estnische Truppe war vorhanden, Vorarbeiten zu ihrer Vergrößerung im Gange. Und doch mußte jeder Einsichtige sich sagen, daß alle diese Errungenschaften in höchster Gefahr schwebten, solange Rußland nicht zur Ruhe kam, solange eine riesige Masse von verwilderten Soldaten das Land überschwemmte, solange die Gefahr des Bolschewismus drohend lauerte. Letzten Endes war man hier in Estland von der Entwicklung der Dinge in Rußland abhängig, und wohin diese führte, war nicht abzusehen.

Da trat ein Ereignis ein, das ganz neue Perspektiven eröffnete: die Eroberung Rigas durch die Deutschen.

Im Anhange des uns vorliegenden Werkes finden wir Protokolle von zwei Geheimsitzungen des Maapäev vom 25. August 1917, die ein Licht auf die ganze damalige Situation und die Gedanken der estnischen Führer werfen. Wir geben sie auszugsweise wieder:

„Der Vorsitzende A. Wallner eröffnet die Sitzung und erklärt, weshalb die außerordentliche Sitzung einberufen ist. Der Grund ist, wie allen bekannt, die rasche Entwicklung der kriegerischen Ereignisse an der rigaschen Front. Im Zusammenhang damit stehen folgende Fragen auf der Tagesordnung: 1) die Evakuation, 2) der Schutz der Heimat vor Plünderung durch die abziehenden Truppen, 3) die Frage der Autonomie und 4) der Kampf gegen die Kontrerevolution.

Als erster nimmt das Wort J. Tönisson: Rußland ist innerlich todkrank. Aus den Ereignissen an der Front ergibt sich, daß Rußland die innere Kraft und Ordnung fehlt, um den Feind zurückzuschlagen. Das ist besonders wichtig für das Schicksal des Baltenlandes und unseres Volkes. Wenn das Baltenland unter die deutsche Militärgewalt gerät, so wird die Frage unseres Landes zu einer internationalen Frage. Unser Volk müßte nun das Verhältnis zwischen den politischen Parteien und der Sozialistengruppe einer Revision unterziehen. Alle unsere sozialen Schichten müßten sich zu einer nationalen Kraft zusammenschließen. Das ist aber nicht leicht. Leider muß man bemerken, das der Landesrat (gleich Maapäev, Landtag) als Vertretung des estnischen Volkes bis jetzt einen solchen Zusammenschluß zu

einer nationalen Kraft nicht gezeigt hat. Es ist nötig Rat zu finden, wie auch in dem Fall, daß unser Land Kriegsschauplatz wird, bei uns eine feste Ordnung aufrechterhalten bleibt, die das Land führen kann. Wenn Deutschland das Baltenland besetzt, so hat es für die Friedensverhandlungen ein Faustpfand und damit ein Vorrecht auf das Baltenland. Durch einen deutschen Sieg an der Ostsee würden die Engländer aber von der Ostsee abgedrängt werden: gerade so wie die Russen aus dem Schwarzen Meere nicht hinauskönnen, würden die Engländer nicht in die Ostsee hineinkönnen. Das aber würden die Engländer unter keinen Umständen erlauben, ebensowenig die skandinavischen Staaten, vor allem Schweden. England wird sich niemals damit zufriedengeben, daß die baltischen Länder Deutschland zufielen. Daher wäre es möglich, um die verschiedenartigen Interessen der Großmächte bei den Friedensverhandlungen in Einklang zu bringen, aus dem Baltenlande einen Pufferstaat zu schaffen. Damit diese Frage im Einklange mit den Lebensinteressen unseres Volkes entschieden werde, wäre es zweckmäßig, einen Zusammenhang zwischen allen baltischen Völkern zu schaffen. Wenn Litauer, Letten, Esten, Finnen und die skandinavischen Völker sich vereinigten, so hätten sie, als ein Völkerbund von 30 Millionen, bei den Friedensverhandlungen einen entsprechenden Einfluß. Wie die Interessen Englands, so stünden auch diejenigen der Vereinigten Staaten mehr oder weniger im Einklange mit dem Vorteile der baltisch-skandinavischen Völker.

Daher müßten wir nun erwägen, ob wir nicht jetzt aktiv werden sollten und uns mit den anderen baltisch-skandinavischen Völkern vereinigen, damit das Schicksal der baltischen Länder so entschieden wird, daß unser Volk nicht unter die deutsche Herrschaft gelangt, sondern mit den anderen baltisch-skandinavischen Völkern zusammen die politische Selbständigkeit erhält.

Wir müssen für unsere nationale Zukunft wünschen, daß unser Volk beim Nahen der kriegerischen Ereignisse die Heimat nicht verläßt, denn eine allgemeine Flucht würde unser Volk vernichten.

Andrerseits würde es in den Augen Rußlands und der Verbündeten ein schlechtes Licht auf uns werfen, wenn wir alle zusammen gleichsam in Deutschlands Schoß gingen, ohne daß auch nur einige Vertreter in Rußland blieben, um unsere nationalen Interessen dort zu schützen.

Daher wäre es nötig, daß unser Volk als Ganzes in der Heimat verbleibt, daß dabei aber die außenpolitische Wirksamkeit bei anderen Völkern und Staaten nicht vergessen wird."

Der Standpunkt, daß das Volk unter allen Umständen im Lande bleiben müsse, wird von allen Rednern ohne Ausnahme geteilt.

„Teemant: Zur Evakuationsfrage übergehend, muß man sagen, daß es überaus notwendig ist, vom Maapäev aus einen Aufruf an das Volk zu veröffentlichen, daß das ganze Volk bei Annäherung des Kriegswagens an Ort und Stelle bleibe. Damit in diesem Aufrufe keine Illoyalität Rußland gegenüber gesehen werde und der Aufruf der russischen Staatlichkeit keinen Schaden verursache, muß der Aufruf sehr vorsichtig abgefaßt werden. Was die Nationalpolitik betrifft, so müßte man eine Nationalvertretung schaffen. Jedoch auf dem Nationalkongresse haben die extremlinken Parteien der Nationalvertretung gegenüber einen negativen Standpunkt eingenommen. Es wäre wünschenswert, von diesen extremen Parteien zu hören, wie sie unter den heutigen Verhältnissen zu dieser Frage stehen. Bevor wir an nationalpolitische Fragen herantreten, ist es nötig zu wissen, ob auch alle unsere Volksschichten und politischen Parteien zusammengehen können.

Wir können nicht allzusehr auf Einigkeit bauen, wenn wir beispielsweise das Verhalten einer unserer nationalen Institutionen anführen, die dem Maapäev den Kredit verweigert hat. Zweitens wäre es nötig, unter den gegebenen Umständen ohne die geringste Verzögerung die ritterschaftlichen und Regierungsinstitutionen zu übernehmen und keinen Augenblick zu zögern oder zu zweifeln.

Wilms: Daß das estnische Volk im Auslande seine Vertretung haben müsse, die unser Volk dort den Vertretern der Mächte bekannt macht und Vorbereitungen trifft, daß unser Volk auf der Friedenskonferenz ein Wort mitzusprechen hat, das ist kein neuer Gedanke. Davon ist schon zu Zeiten des alten Regimes gesprochen worden. Einen besonderen Nutzen kann eine solche Vertretung nicht bringen, aber auch keinen Schaden. Wir müßten das schon deshalb ausführen, damit uns in Zukunft keine Vorwürfe gemacht werden können, daß wir etwas dem Volke vielleicht überaus Nützliches unterlassen hätten

Seljamaa: Die von Herrn Tönisson heute vormittag vorgebrachten Gedanken sind nicht neu: davon ist in Skandinavien, besonders in Finnland schon früher die Rede gewesen. Die Begründung eines Bundes der nordischen Staaten ist an und für sich ein schöner Gedanke, aber ein utopischer. Die skandinavischen Staaten sind Monarchien und schon daher wäre ein Bund der nordischen Staaten in Grundlage einer Föderativ-Republik undurchführbar. Die Finn-

länder sehen in uns keine große Unterstützung für sich selber, noch suchen sie die Möglichkeit einer Vereinigung mit uns. Der einzige richtige Weg, den wir beschreiten müssen, ist eine Föderation der Völker Rußlands. Uns ist ein Wechsel gegeben worden — das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Nun müssen wir fordern, daß dieser Wechsel auch eingelöst werde, d. h. wir müssen mit allen Kräften anstreben und fordern, daß dieses Selbstbestimmungsrecht auch verwirklicht werde. Die finnländische Demokratie, besonders die Sozialdemokratie, hat die richtige Stellung zur Rettung Finnlands eingenommen. Die russische Demokratie aber will den Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker nicht anerkennen. Das sahen wir noch bei unserem letzten Besuch in Petersburg, wo Sarudny einen vollkommen ablehnenden Standpunkt zur Einführung der Muttersprache in unseren Volksschulen einnahm

Ast: Vom politischen Standpunkte aus betrachtet ist die Entscheidung von Nationalitätenfragen nicht unsere Sache. Wir müssen warten und zusehen, wie die Nationalitätenpolitik außerhalb Estlands sich entwickelt. Wenn Deutschland das Baltenland okkupiert, so ist damit in der Frage unseres Volkes noch nichts Endgültiges gesagt. Alles hängt davon ab, wie sich die politische Lage der anderen Völker gestaltet. Daher ist eine estnische Vertretung im Auslande vollkommen überflüssig. Eine baltisch-skandinavische Föderation ist mit Skepsis zu betrachten. Es darf nicht vergessen werden, daß Rußland immerhin neben uns bestehen bleiben wird. Es ist nicht denkbar, daß Rußland ohne die Ostsee auskommt. Um zum Meere zu gelangen, kann es nirgendwo andershin, als hierher streben. Rußland ist auch früher geschlagen worden, doch wird es dadurch nicht so schwach, daß man nicht mit ihm rechnen müßte. Es wird wieder sein Haupt erheben, sich erholen und wachsen. Deshalb muß mit ihm als einer Großmacht ernsthaft gerechnet werden. Der richtigste Standpunkt wäre, wenn Estland sich selbständig erklären würde, dann würde es später immer die Möglichkeit haben, nach der einen oder anderen Seite hin einer Föderation beizutreten

Kärner: Man muß vorsichtig sein beim Entscheiden von Fragen im Namen des Volkes, damit nicht Entscheidungen getroffen werden, die dem Volke selbst vielleicht schädlich sein könnten. Das Schicksal unseres Volkes kann verschieden entschieden werden: unter Deutschland wäre unser Volk der Vernichtung preisgegeben — durch Germanisierung. Wenn Estland Glied eines baltisch-skandinavischen Pufferstaates werden sollte, so wäre uns das nicht vorteilhaft, denn

in Zukunft, wo die Kriege ja nicht aufhören werden, würden wir ewiger Kriegsschauplatz werden.

Bleibt nur übrig, Glied einer russischen Föderation zu werden. Daher teile ich im Namen meiner Fraktion (sc. der Sozialdemokraten) mit, daß wir gegen jegliche Außenvertretung und gegen jede Spekulation durch eine solche sind.

Wilms: Kerenski hat in klaren Worten gesagt, daß man den kleinen Völkern in der Sprachenfrage nicht nachgeben dürfe.

Tragisch ist, daß unsere Bolschewiken zur estländischen Autonomie einen Standpunkt eingenommen haben, der die Autonomie vollkommen beiseite schiebt.

Ein unabhängiger Pufferstaat Estland wäre zu klein und daher zu schwach allen Angriffen von Nachbarstaaten gegenüber. Nützlicher wäre es, mit den anderen westrussischen Völkerschaften sich zu vereinigen. Wenn auch dann der Pufferstaat schwächer bleibt, als Rußland, so wird seine Existenz dadurch doch nicht unmöglich, denn andere Staaten, die hinter uns stehen, würden uns schützen. Wenn das Schicksal Estlands zu einer internationalen Frage gemacht wird, so ist es jedenfalls notwendig, hierfür Vorbereitungen zu treffen. Es ist zu bedauern, daß unsere Sozialisten sich zu dieser Frage ablehnend verhalten, während bei den anderen Völkern die Sozialisten in Nationalfragen voranschreiten.

Birk: Wir müssen beschließen und deklarieren, daß die gegenwärtigen Glieder des Maapäev die Vertreter der estnischen Nationalität sind

Masik: Man müßte auch mit dem Arbeiter- und Soldatenrat in Unterhandlung treten, wo auch Schutzmaßnahmen für den Fall des Rückzuges zur Verhandlung stehen.

Tönisson: Lokale städtische Angelegenheiten kann man mit dem Arbeiter- und Soldatenrat besprechen, aber von den allgemeinen Landesangelegenheiten muß man gerade schweigen. Die hiesigen russischen Soldaten können in der heutigen Erregung der Idee der Erhaltung unseres Volkes nur Schaden bringen "

Es werden folgende Beschlüsse gefaßt: 1) „Wenn die Frage der Zukunft der baltischen Länder infolge des Ausganges des Weltkrieges Gegenstand internationaler Verhandlungen und Abmachungen wird, so hat das estnische Volk in voller Klarheit zu sagen, wie sich das Schicksal unseres Landes zu gestalten habe, damit die Lebensinteressen des Volkes befriedigt würden. Um zur Entwicklung dieser Frage in gewünschter Richtung mitzuhelfen und den Lebensnot-

wendigkeiten unseres Volkes den nötigen Ausdruck zu verleihen, erklärt der Landesrat als Vertreter des estnischen Volkes für nötig, Personen zu designieren, deren Aufgabe es sein wird, außerhalb der Heimat zum Schutze unserer nationalen Interessen aufzutreten."

Charakteristisch ist, daß der einzige gegen diese Resolution Stimmende erklärte, er hätte für sie gestimmt, wenn die Worte „als Vertreter des estnischen Volkes" fortgeblieben wären.

2) „Die Glieder des estländischen Landesrats estnischer Nationalität erklären sich als estnische Volksvertretung zusammen mit den Vertretern der estnischen Siedlungen und des Militärs, die berechtigt und verpflichtet ist, dem estnischen Nationalinteresse entsprechend aufzutreten, und u. a. besonders dafür zu sorgen hat, daß im Falle der Evakuation der Behörden und Selbstverwaltungsorgane infolge des Herannahens des Krieges dem Volke die notwendige Führung und die nötigen Institutionen nicht fehlen."

Schließlich wird eine Kommission zur Abfassung eines Aufrufs gewählt.

Dieses hochinteressante Dokument zeigt uns, daß die großen weltpolitischen Ereignisse die Esten zu Entscheidungen drängten, die keineswegs vorher reiflich durchdacht worden waren. Es mußte aus dem Stegreif gehandelt werden. Auffällig in die Augen springt die Tatsache, daß hinsichtlich so grundlegender Fragen wie der Position des Landesrates — Volksvertretung oder nicht — keine Einigung zu erzielen war (6 Glieder von den anwesenden 23 enthielten sich der Stimme, augenscheinlich die Sozialdemokraten).

Unter den gegebenen Verhältnissen erscheint es verständlich, daß die Frage über die zukünftige staatsrechtliche Stellung Estlands offen gelassen wurde. Letzten Endes waren Ereignisse von welthistorischem Ausmaße für das fernere Schicksal maßgebend, die niemand mit Sicherheit vorhersehen konnte, und der Einfluß der Esten selbst konnte hierbei nicht ins Gewicht fallen. Man mußte je nach den Umständen handeln; das Ziel der Errichtung eines eigenen unabhängigen Staates wurde wohl erwähnt, doch mehr als schöner Gedanke, denn als reale Möglichkeit.

Vom 8. bis 15. September fand in Kiew ein Kongreß der kleinen Völker Rußlands statt, der auch von Estland beschickt wurde. Greifbare Resultate hat er nicht gezeitigt, obgleich mancherlei Verbindungen angeknüpft wurden.

Inzwischen nahmen die militärischen Ereignisse ihren Fortgang: am 29. September erfolgte die Landung der Deutschen auf Ösel.

Die russischen Truppen erwiesen hierbei ihre gänzliche Kampfunfähigkeit, was zur unmittelbaren Folge die lang erstrebte Erlaubnis zur Vergrößerung der estnischen nationalen Truppenteile hatte. In kurzer Zeit wurde mit der Aufstellung einer ganzen Infanterie-Division begonnen.

Das 1. estnische Regiment hat an den letzten Kämpfen auf Moon in den ersten Oktobertagen teilgenommen. Infolge Auflösung der benachbarten russischen Truppenteile wurde hierbei ein Bataillon fast vollständig aufgerieben. Das Regiment verblieb von nun an in Hapsal.

Die Oktoberereignisse, die schließlich ihren Abschluß im Bolschewikenumsturz vom 25. Oktober fanden, gingen in Petersburg und in Reval fast parallel. Ungeachtet aller Proteste — sogar der Arbeiter- und Soldatenrat der Stadt Wesenberg protestierte — ging die Gewalt widerstandslos in die Hände der Bolschewiken über. Gewaltakte fanden zunächst nicht in größerem Maße statt, als das bisher schon der Fall gewesen war; Blut ist in Reval nicht geflossen. Dieser Umstand mag dazu geführt haben, daß die Situation zunächst nicht als derart verzweifelt erkannt wurde, als sie wirklich war. Das ersehen wir aus der Sitzung des Landesrats vom 15. November 1917.

Über den Verlauf der Sitzung selbst enthält das uns vorliegende Material leider nur kurze Andeutungen. „Der erste Punkt der Tagesordnung war die Einberufung einer estnischen konstituierenden Versammlung. Da aber parallel mit der Einberufung der estnischen Konstituante auch die der russischen auf der Tagesordnung stand, so erhob sich vor der Abstimmung das Glied des Landesrats M. Martna und beantragte, mit den Bolschewiken zusammenzuarbeiten. Im Publikum steigt die Spannung. Die Spannung steigt von neuem beim zweiten Punkt der Tagesordnung, bei der Frage der höchsten Gewalt. J. Tönisson empfiehlt, den Antrag (sc. der Maapäev möge sich als höchste Gewalt in Estland erklären) anzunehmen, H. Reiman (Sozialrevolutionär) entgegnet, der Maapäev sei nur eine Selbstverwaltungsinstitution. Tönisson erklärt, die rechtliche Stellung des Landesrats berechtige zu diesem Beschluß, denn schon infolge des Gesetzes vom 30. März repräsentiere er sowohl die Selbstverwaltungs- als auch die allgemeine Gewalt. Die Situation sei aber eine solche, die den Maapäev verpflichte, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach seinem Gewissen zu handeln. Der Antrag wird angenommen."

Aus diesem sehr unvollständigen Bericht können wir nur entnehmen, daß einmal die Zusammenarbeit mit den Bolschewiken da-

mals noch diskutiert werden konnte (Martna war allerdings während seines jahrelangen Exils in nahe Berührung mit den führenden Bolschewiken gekommen und urteilte wohl nach seinen rein menschlichen Erfahrungen unter ganz anderen Umständen), dann aber, daß selbst in diesem höchst kritischen Moment von einem Sozialrevolutionär, einem erbitterten Feinde der Bolschewiken also, der praktischen Notwendigkeit theoretische Erwägungen entgegengesetzt wurden.

Unmittelbar nach diesem Beschluß, sich als die höchste Gewalt in Estland zu erklären, wurde der Maapäev von einer eindringenden aufgewiegelten Volksmenge unter groben Ausschreitungen auseinandergetrieben. Auch hierauf erfolgten verschiedene Proteste. Ein tatsächlicher Widerstand konnte aber augenscheinlich nicht geleistet werden.

Es beginnt nun die Zeit, wo estnische Politik nur im verborgenen getrieben werden konnte. Um so schwerer ist sie natürlich zu verfolgen. Ein Schlaglicht auf die Verhältnisse werfen zwei gleichfalls im Anhange des vorliegenden Werkes abgedruckte Protokolle von Beratungen, auf denen alle estnischen Parteien mit Ausnahme der Bolschewiken vertreten waren. Die Protokolle sind vom 31. Dezember 1917 und 1. Januar 1918 datiert und nicht ganz klar. Es handelt sich um die Stellungnahme der Esten zu der in nächster Zeit zu erwartenden deutschen Okkupation*). Wir bringen nachstehend einen Auszug der wichtigsten Meinungsäußerungen: „. J. Kukk informiert über die Beratung vom vorigen Sonntag, wo einmütig die Meinung vertreten wurde, daß man gegen die deutsche Besetzung sei und, da eine solche drohe, die estländische Selbständigkeit deklariert werden müsse, um die estländische Frage zu einer internationalen zu machen. Fraglich blieb die Art, wie die Deklaration zu erfolgen habe, weshalb die bekannten 6 Fragen (NB. sie finden sich nirgends im Werk verzeichnet) an die Parteien gerichtet wurden."

Es werden 3 nicht näher bezeichnete Fragen beantwortet, die augenscheinlich die Ablehnung der deutschen Okkupation und die Notwendigkeit der Selbständigkeitserklärung betreffen. Darauf:

„Luht: Auf einer Beratung der Dorpater Parteien wurde beschlossen, auch die ausländische Presse zu benutzen, eine Delegation nach Petersburg an die Regierung und die ausländischen Gesandten zu schicken, sich um den Seniorenkonvent des Landesrats zusammenzuschließen.

*) Betr. die Vorgeschichte der deutschen Okkupation darf ich auch auf meinen Aufsatz in Heft 1 dieser Zeitschrift verweisen.

Semper: Das Zentralkomitee der estnischen Sozialrevolutionäre wird in den nächsten Tagen eine Deklaration an das estländische Exekutivkomitee und an das russische Zentralkomitee in Sachen der Selbständigkeit richten und will zusammen mit den Bolschewiken auftreten.

Saral empfiehlt, den Seniorenkonvent durch Vertreter der Parteien zu vervollständigen und sich auch an die Bolschewiken zu wenden.

Masik: Es ist nötig, mit den Bolschewiken zu verhandeln.

Kartau: Der Bund für die Unabhängigkeit Estlands hält es für notwendig, mit den Bolschewiken zu verhandeln.

Laaman und Poska: Überall, wo es nötig und möglich ist, muß man mit den Bolschewiken zusammen auftreten.

Jaakson: Der Seniorenkonvent wünscht auch, mit den Bolschewiken zusammen aufzutreten. Dazu wurden Päts und Tönisson zu Anwelt geschickt, aber dieser schlug es aus, — sie wollten selbständig handeln.

Birk: Die radikal-demokratische Partei ist nicht gegen eine Zusammenarbeit mit den Bolschewiken.

Piip: Möglich, daß wir um der Unabhängigkeit willen die Regierung der Volkskommissare anerkennen müssen, wie Finnland es getan hat. Einerlei, wer es tut; wichtig ist, daß es getan wird.

Kartau: Anwelt und Kingisepp meinen, daß unsere Unabhängigkeit nicht zu verteidigen sei.

Rammot ist mit der Meinung Piips und Kartaus, daß die Sache den Bolschewiken in die Hand gegeben werden soll, nicht einverstanden, — die Bolschewiken werden sich das dann als ihr Verdienst zuschreiben.

Schneider: Wenn nur die Bolschewiken unsere Unabhängigkeit erklären, dann werden die Deutschen das nicht anerkennen.

Piip: Für reale Werte muß man zahlen. Duobus litigantibus tertius gaudet — die gegenwärtige Zeit der inneren Kämpfe müssen wir ausnutzen. Nötig wäre unsere Vertretung in Brest.

Saral: Die Sache selbst ist viel wichtiger, als wer sie ausführt

Einstimmig werden folgende Resolutionen angenommen:

1) Es wird für notwendig erkannt, zwecks Abwendung einer deutschen Okkupation die Unabhängigkeit Estlands in allernächster Zeit zu erklären und eine Vertretung bei den Friedensverhandlungen zu fordern.

2) Es soll ein Büro gewählt werden, das auch mit den Bolschewiken unterhandelt."

Aus diesen Meinungsäußerungen von Vertretern der verschiedensten estnischen Parteien geht hervor, daß die deutsche Okkupation mehr gefürchtet wurde als die Bolschewiken. Die Bolschewiken wurden vollkommen verkannt. Über die Verhandlungen, die mit ihnen gepflogen werden sollten, sind wir nicht orientiert. Wir können über deren Ausgang nur einen indirekten, aber eindeutigen Schluß aus dem Umstande ziehen, daß die Unabhängigkeitserklärung Estlands erst nach Abzug der Bolschewiken aus Reval erfolgte.

Der Faden der Berichterstattung über weitere politische Aktionen der Esten bis zur deutschen Okkupation reißt an diesem Punkte ab. Es folgen Schilderungen persönlicher Erlebnisse, die in diesem Zusammenhange nicht interessieren. Die Lage war für die bürgerlichen Esten augenscheinlich verzweifelt, denn außer dem ersten estnischen Regiment konnten sie sich auf keine reale Macht stützen, und dieses lag in Hapsal, mit der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung voll beschäftigt. Über den Zustand des estnischen Militärs erfahren wir folgendes:

„Die Angst der Russen vor den estnischen Truppen wächst mit jedem Tag. Besondere Sorge bereiten sie den Bolschewiken. Kingisepp beginnt einen Agitationsfeldzug gegen die estnischen Truppen. In die Regimentsabteilungen werden Agitatore geschickt, die gegen die Offiziere und die estnische Intelligenz hetzen.

Im 1. Regiment in Hapsal haben die Bolschewikenredner keinen Erfolg. Ebenso haben die Bolschewiken im 2. und 4. Regiment keinen Erfolg. Obgleich diese Regimenter noch jung sind, so ist das Nationalgefühl in ihnen doch fest. Auch bedeutet es viel, daß die Abteilungen dieser Regimenter über das ganze Land in Gesinden verstreut sind.

Mehr Boden findet die kommunistische Agitation in Reval im 3. estnischen Regiment Das schlechte Beispiel der russischen Truppen wirkt auf das 3. estnische Regiment." Hier fand schon am 25. November eine kommunistische Ausschreitung statt.

„Die tatsächliche Formierung der estnischen Truppenteile schreitet seit Anfang Dezember allerdings fort, aber ihr Wert sinkt. Der nationale Geist und die Disziplin beginnen zu verschwinden."

Zum 15. Dezember wird in Reval eine Konferenz der Vertreter estnischer Truppenteile einberufen, um Stellung zum Dekret über Wählbarkeit der Vorgesetzten zu nehmen. Es wird beschlossen: der Befehl des Oberkommandierenden über Wählbarkeit der Vorgesetzten ist auszuführen. „Spannend wurden die Debatten über Beurteilung

der politischen Lage. Schließlich wurde mit 31 Stimmen eine von Fähnrich Ruhkrant beantragte Resolution über Anerkennung der Räteregierung angenommen."

Am 7. Januar 1918 tritt in Reval der 2. estnische militärische Kongreß zusammen. In den neuen Vorstand werden nur Bolschewiken und linke Sozialrevolutionäre gewählt.

„Am vierten Tage hält der Stabschef der Division Oberst Soots seinen Bericht, der bedauert, daß die Mannschaft den Befehlen nicht mehr gehorche. Ihm antwortet ein Soldat des 3. Regiments: die Aussagen des Obersten Soots seien richtig. Taran aber, daß die Mannschaft den Komitees nicht mehr gehorche, seien die Offiziere schuld, die die Autorität der Komitees untergraben hätten. Der Redner verliest einen Antrag des Obersten Soots, daß von jedem in einen estnischen Truppenteil Eintretenden eine Unterschrift gefordert werden müsse, daß er die Disziplinargewalt der Offiziere anerkenne. Die Verlesung des Schriftstückes wirkt auf die Bolschewiken so stark, daß sie die sofortige Verhaftung des Obersten Soots verlangen. Es wird darüber verhandelt, ob der Brief kontrerevolutionär sei. Schließlich wird der Brief nach langen Debatten als nicht kontrerevolutionär anerkannt; trotzdem wird es für nötig erachtet, daß Oberst Soots seinen Posten verläßt.

Am sechsten Tage wurde über den politischen Moment verhandelt. Die erste Resolution der Sozialdemokraten forderte die Erklärung Estlands zu einem unabhängigen neutralen demokratischen Freistaate durch die zukünftige estländische Konstituante. Sie wurde von K. Ast verteidigt.

Mit einem entgegengesetzten Antrage traten die Bolschewiken hervor, welche den Gedanken der estnischen Unabhängigkeit als dem arbeitenden Volke feindlich ablehnten.

Die dritte war die Resolution der Sozialrevolutionäre, die angenommen wurde (pro 62, kontra 38, neutral 2 Stimmen): Estland muß sofort zu einem unabhängigen Arbeitsfreistaate erklärt werden."

Dieser Bericht erhellt den tatsächlichen Zustand der estnischen Truppen aufs deutlichste.

Anläßlich des 10. Jahrestages dieser Ereignisse hat der „Revaler Bote" ausführliche Auszüge aus dem uns vorliegenden Material über die Verhältnisse gebracht, die kurz vor der Unabhängigkeitserklärung bestanden. Wir wollen sie hier nicht wiederholen, sondern nur feststellen, daß diese Erklärung nur infolge des Nahens der deutschen Truppen erfolgen konnte, die sich zu diesem Zeitpunkte etwa 10 km

von Reval befanden. Aus dem hier Erwähnten geht ja auch klar hervor, daß die Erklärung schon längst beschlossen war, daß sie „zur Abwendung der Okkupation in allernächster Zeit“ zu erfolgen hatte. Der einzige Grund für die Verzögerung bis zu dem Zeitpunkte, wo die Abwendung nicht mehr möglich war, kann nur in der vollkommenen Unausführbarkeit des Beschlusses liegen, solange die Bolschewiken das Heft in der Hand hatten.

Wir schließen diese Übersicht, welche die Zeit der Okkupation deshalb nicht umfaßt, weil die wichtigste politische Aktion der Esten während dieser Zeit — die Arbeit im Auslande — im vorliegenden Werke keine Darstellung gefunden hat, mit einer kurzen Zusammenfassung des Gesamteindrucks, den die damalige Politik der Esten hinterläßt. Man wird — so wenig der Radikalismus ihres Vorgehens uns auch zusagen kann — den idealen Schwung der Führer anerkennen müssen, die in wenigen Monaten bei der St. Petersburger Regierung ihren Willen durchsetzten und es verstanden, auch die Massen für die nationale Idee zu gewinnen, wie das am Beispiel des 1. estnischen Regiments deutlich erkennbar ist. Man sieht aber, daß die Zersplitterung in Parteien ein geschlossenes Auftreten selbst in kritischen Momenten erschwert hat. Endlich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Politik der nationaldenkenden Esten dem Bolschewismus nicht gewachsen war, und zwar nicht nur infolge des Mißverhältnisses der äußeren Machtmittel, sondern besonders weil der Bolschewismus als gefährlichster Feind der estnischen nationalen Idee merkwürdigerweise erst viel zu spät erkannt wurde.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß unsere Ausführungen auf einem unvollständigen Material beruhen; eine ernsthafte historische Forschung mag manches in anderem Lichte erscheinen lassen.

Zum Gedächtnis an die Errettung vor zehn Jahren

(20. und 21. April 1918—1928)

Von Arnold Baron Vietinghoff-Marienburg

Zu Himmelshöhen, zur Sonnenhelle,
Wo Gottes reiner Odem weht,
Steigt aus der engen Kerkerzelle
Ein heißes, heiliges Gebet:
Ob auch die Last uns niederbeugte,
Wir trugen es und tragen's gern,
Doch auf dem Land der Väter leuchte
Ein glücklicher, ein lichter Stern!

(Aus dem von Walter von Samson-Himmelstjerna am 14. März 1918 im Krasnojarsker Gefängnis verfaßten Gedicht „Vom Dornenweg" abgedruckt bei Dr. Ernst Seraphim: „Nach Sibirien verschleppt. Persönliche Erinnerungen eines aus Dorpat Fortgeführten." J. G. Krüger, Dorpat, und A. Kramer, Riga, 1918.)

Am 20. April 1918 kehrten die aus Wenden und Dorpat Fortgeführten an den Ausgangspunkt ihrer Verschleppung[1]) zurück und wurden hier von den Ihrigen und deren Angehörigen, sowie einer vielköpfigen Menge bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof freudig begrüßt. Am 21. April 1918 konnten die aus Reval Verschleppten nach 2½-monatlichen Entbehrungen und Gefahren aller Art von ihrer Vaterstadt feierlichst empfangen werden. Am 21. April 1918 fand in Dorpat in der Universitätskirche ein Dankgottesdienst und daran anschließend ein Festaktus in der Aula der Universität statt. In Reval wurde am 22. April 1918 ein Dankgottesdienst in der Ritter- und Domkirche abgehalten.

Diese Tage sind die Marksteine im Leben der Verschleppten, sie bilden den Abschluß des großen Erlebnisses, das dem Fronterlebnis der „Generation von 1919"[2]) gleichzustellen ist. Dieses wie jenes entsprungen aus dem Bewußtsein, einer gottgewollten Sendung, der Führung einer höheren Macht unterstellt zu sein, mit dem Ausdruck eines starken Willens zum Überwinden und zum Kämpfen für eine große, eine heilige Sache. Von diesem Willen wurden auch die Schwächeren getragen und mußten sich ihm einordnen.

---

[1]) Vergl. den Artikel von W. Baron Wrangell „Die Verschleppung nach Sibirien im Jahre 1918", Balt. Monatsschrift 1928, Heft 1.

[2]) Dr. R. Wittram: „Die Generation von 1919", Baltische Monatsschrift 1928, Heft 1.

Wenn man von der Tatsache ausgeht, daß bei der deutschen Heeresleitung der Entschluß, rettend in die zerrütteten Verhältnisse unserer Heimat einzugreifen, erst endgültig reifte, als die Kunde von der brutalen Verschleppung deutscher Stammesgenossen dorthin drang[1]), so kann man dieses Ereignis wohl die eigentliche Geburtsstätte der „Generation von 1919" nennen. Denn erst nach dem Einmarsch der deutschen Truppen und der Befreiung des Landes vom bolschewistischen Chaos durch sie waren die großen geschichtlichen Geschehnisse des Jahres 1919 für die baltischen Lande möglich. Es muß immer wieder gegenüber chauvinistischen Geschichtsfälschungen betont werden, daß die Abgrenzung der Baltischen Staaten vom asiatischen Rußland und ihre Einreihung in die westeuropäische Kulturwelt dem Einmarsch der deutschen Truppen im Jahre 1918 zu verdanken ist.

„Wie ist es möglich geworden, daß wir unversehrt haben heimkehren können? Wir sind von Gefahren umlauert gewesen, Haß und Lüge, Kälte und Hunger sind gegen uns gewesen, Gelegenheit gab es genug, um in dem uns feindlichen Rußland das Grab zu finden, dennoch sind wir zurückgekehrt. Welchem Umstande verdanken wir unsere glückliche Heimkehr? Wir sind in Gottes Hand gewesen; damit ist Alles gesagt."

So läßt Pastor K. von zur Mühlen, jetzt Propst der deutschen Gemeinden in Estland, seine Aufzeichnungen über seine persönlichen Erlebnisse während der Verschleppung ausklingen[2]). In diesen Sätzen hat Mühlen treffend wiedergegeben, was wir alle damals gemeinsam erlebt haben.

Lassen wir uns nicht das göttliche Feuer, das damals in unseren Herzen entbrannt war, durch die Last und Hast des Alltags verschütten. An diesem göttlichen Feuer soll die Jugend auch entzündet werden; die Jugend soll auch teilhaben an den Erlebnissen der großen Geschehnisse von 1918 und der „Generation von 1919" Wir brauchen eine gottsuchende Jugend, die fest wurzelt in der baltischen Vergangenheit.

* * *

---

[1]) Seraphim, a. a. O. S. 91.

[2]) K. von zur Mühlen, Pastor an der St. Nikolaikirche in Reval: „In Gottes Hand. Erlebnisse aus der Zeit meiner zweiten Verschickung nach Sibirien." Franz Kluge, Reval, 1918.

Ein stimmungsvolles Bild gibt Pastor K. von zur Mühlen vom Empfang der Heimkehrenden in Reval[1]):

„Der unvergeßliche Tag, der 21. April, ein Sonntag, hatte sein schönstes Gewand angelegt. Ein leuchtendes Kleid, gewirkt aus goldenen Sonnenstrahlen, bedeckte die noch braunen Fluren, lag ausgebreitet über der in der Ferne auftauchenden Stadt mit ihren hohen Türmen und auf dem glitzernden Meer dahinter Unser Zug hielt am Bahnsteig, begrüßt von den gewaltigen Klängen des niederländischen Dankgebets: „Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten", begrüßt von einer Kopf an Kopf gedrängten Schar; überall liebe Gesichter Zehn Wochen hatten wir Leidensgenossen täglich Gottes wunderbare Hilfe erlebt, waren fast täglich vor sein Angesicht getreten und hatten uns aus seinem Wort Kraft zum Aushalten geholt. Nun kam die Stunde des Auseinandergehens: da war es unser aller Bedürfnis, noch einmal zusammenzutreten, um Gott von ganzem Herzen unseren Dank darzubringen Man sammelte sich auf dem Platz vor dem Bahnhofsgebäude ., wir stimmten unser Lied an: „Nun danket alle Gott", darauf verlas ich den Psalm 107, 1—8 und schloß ein Gebet daran. Unaussprechlich vieles stürmte auf unsere Herzen ein."

Am 21. April d. J. soll in Reval zum Gedächtnis an die Rückkehr der Heimatgenossen ein Dankgottesdienst stattfinden. Wie damals, als wir vor 10 Jahren die kurländische Grenze überschritten hatten und wieder auf heimatlichem Boden standen, beim Gottesdienst, den Prof. Seesemann uns auf offenem Felde „bei Sonnenschein und Lerchengesang" hielt, aus dankerfülltem Herzen unser Lieblingschoral „Nun danket alle Gott" erklang, der auch in Reval bei der Heimkehr angestimmt wurde, so wird wohl auch die diesjährige Gedenkfeier in Reval von dem Gefühl des Dankes beseelt sein, das man in die Worte Geibels fassen kann: „Der Herr hat Großes an uns getan. — Ehre sei Gott in der Höhe!"

Im Geiste werden alle noch verstreut lebenden Leidensgenossen den in Reval versammelten die Hand reichen, um den Ring zu schließen zur Erneuerung der inneren Gemeinschaft, deren Grund 1918 durch die Erlebnisse der Verschleppung gelegt worden ist.

Die Opfer der Verschleppung

Um das Andenken derjenigen unserer Heimatgenossen zu ehren, die während der Zeit der Verschleppung den Tod für die Heimat

[1]) Pastor K. von zur Mühlen, a. a. O. S. 52 und 53.

erlitten haben, seien ergänzend die tragischen Begleitumstände ihrer Todesstunde hier angeführt.

W. Baron Wrangell[1]) nennt als erstes Opfer „Woldemar von Samson-Himmelstjerna, gest. 11. Februar 1918 im Elevator zu Reval infolge eines Bajonettstichs"

Pastor K. von zur Mühlen[2]) schildert den Tod von Samsons folgendermaßen:

„Die tiefgedrückte Stimmung der Anwesenden, die dunkle Nacht, die sich über unser persönliches Leben und die Zukunft der Heimat niedergesenkt hatte, machte aller Herzen empfänglich für die Lichtstrahlen aus der Ewigkeit. Ich hielt eine Abendandacht, verlas aus dem Gesangbuch ein Lied und dann 1. Petrus 5, 6–11 und schloß mit Gebet und Segen Fortan blieb es unser fester Brauch, den Tag mit Gottes Wort zu beginnen und zu schließen. Der Lärm der Stimmen wurde dazwischen übertönt durch ein lautes Stöhnen. In einer Ecke war auf Matratzen und Kissen Herr W. von Samson gebettet. Beim Besteigen der Leiter, weil er nicht schnell genug war, hatte er einen Kolbenstoß erhalten, so heftig, daß innere Organe verletzt worden waren. In derselben Nacht ist er durch den Tod von seinen Qualen erlöst worden. Es war das erste Opfer, andere sollten folgen "

Das zweite Opfer der Verschleppung war Reinhold von Nasacken-Sallentack, gest. 1. März 1918, beerdigt in Jekaterinenburg.

Wir folgen hier wieder der Schilderung Pastor K. von zur Mühlens[3]):

„Am 1. März befanden wir uns zwischen Perm und Jekaterinenburg. Auf einer Station wurde unser Wagen geöffnet und wir durften hinausgehen. Da rief man mir aus dem Nebenwaggon zu, ich solle doch herüberkommen zu einem Sterbenden. Ohne Erlaubnis des Wache habenden Gardisten konnte ich diesem Wunsch ja nicht Folge leisten. Auf meine diesbezügliche Anfrage antwortete jener höhnisch: „Das nützt ja nichts, Sie werden dem Sterbenden doch das Leben nicht verlängern können" Ich setzte es aber doch durch, daß mir der Zugang zum Kranken gewährt wurde. Der Kranke war ein alter Herr von Nasacken. Er war herzleidend und infolge der körperlichen und seelischen Strapazen versagte das Herz seinen Dienst.

[1]) Baltische Monatsschrift, a. a. O. S. 39.

[2]) Pastor K. von zur Mühlen, a. a. O. S. 8.

[3]) Pastor K. von zur Mühlen, a. a. O. S. 24.

Er wurde von Stunde zu Stunde schwächer, es war unverkennbar, der Tod hatte ihn bereits gezeichnet. Ich sprach die Worte des Liedes: „Wenn ich einmal soll scheiden" und betete mit ihm. Dann äußerte er den Wunsch nach dem heiligen Abendmahl. Oblaten und Wein hatten wir nicht. Ich reichte ihm das Sakrament unter Brot und Tee. Auf der Fahrt, im Laufe des Tages, ist er gestorben. In der Nacht in Jekaterinenburg ist seine Leiche aus dem Waggon hinausgetragen worden Dieses erste Opfer der Reise machte einen erschütternden Eindruck auf uns alle."

Dr. Ernst Seraphim erzählt über diesen Todesfall[1]):

„Kurz vor Jekaterinenburg erlag in unserem Wagen Herr R. von Nasacken-Sallentack einer Angina pectoris. In halber Agonie wurde er in unseren Wagen gebracht, wo er zusammenbrach und bald, nachdem Dr. von Mirbach und die Schwester erschienen waren, starb. Ein erschütterndes Bild, wie der Tote, nachdem die Schwester ihm die Augen zugedrückt und Professor Seesemann ein Gebet an der Leiche gesprochen hatte, auf der einen Seitenbank ausgestreckt lag, während die Inhaber der Abteilung in stillem Flüstern auf den anderen Bänken dicht beieinander saßen. Spät abends, als wir in Jekaterinenburg angelangt waren, wurde die Leiche von einer Anzahl Herren ins Eisenbahnhospital gebracht und dort zur Bestattung überliefert, nachdem schon vorher der lutherische Pastor vom Todesfall benachrichtigt worden war. Bezeichnend für die sittliche Verrohung der Wache war, daß selbst gegenüber der Majestät des Todes ihr Haß gegen uns nicht schwieg und sie die Leiche mit zynischen Hohnreden empfingen, als sie aus dem Wagen herausgebracht wurde."

Aus meinen persönlichen Erinnerungen füge ich hinzu:

Nie zuvor habe ich einen Menschen vor Augen gehabt, der so stark vom Tod gezeichnet gewesen wäre, wie es Herr von Nasacken war, als er in unseren Wagen hereingeführt wurde. Der Tod dieses Mitbruders machte auf uns alle, die wir im selben Wagen fuhren (90 Insassen), einen gewaltigen Eindruck. Nicht daß wir Furcht vor dem Tod empfunden hätten. Nein. Wir hatten schon gelernt, im Gottvertrauen der Todesgefahr keine schreckniserregende Bedeutung beizumessen. Aber die Majestät des Todes brachte uns mit voller Macht das Bewußtsein einer Schicksalsgemeinschaft, die auch zu einer Tatgemeinschaft wurde, denn jeder von uns empfand die Pflicht,

[1]) Dr. Ernst Seraphim, a. a. O. S. 39.

seinem Mitbruder körperlich und seelisch in wahrhaft christlicher Liebe behilflich zu sein, ihn zu stützen und zu stärken, wo es nottat. Wir hatten durch dieses Erlebnis „jenseits von Furcht und Hoffnung im Gottvertrauen eine innere Festigkeit erlangt“[1]).

Am 4. März 1918 starb unterwegs Trofim von Baranoff; er ist in Omsk beerdigt worden. Über seinen Tod kann ich persönlich nichts sagen, da er in einem Wagen der aus Reval Fortgeführten gestorben ist, mit dem wir keine Verbindung hatten.

Wir sahen, wie die Leiche aus dem Waggon in das Bahnhofsgebäude getragen wurde, und die Tatsache, daß wir wieder einen Leidensgefährten in den unendlichen Weiten Sibiriens zurücklassen mußten, ohne ihm die letzte Ehre erweisen zu können, ließ in uns das Gefühl der Schicksalsgebundenheit immer mehr erstarken.

Pastor K. von zur Mühlen erzählt darüber (S. 25):

„Wenige Tage nach dem Tode des Herrn von Nasacken verloren wir einen zweiten Genossen. In der Nacht vom 4. auf den 5. März ist Herr von Baranoff, der schwer an Asthma litt, sanft entschlafen. Wir kamen am 5. März um 3 Uhr morgens in Omsk an. Dort wurde seine Leiche aus dem Waggon getragen. Seinem Bruder wurde es nicht gestattet, in die Stadt zu gehen und mit dem dortigen Pastor wegen der Beisetzung oder der Beerdigung Rücksprache zu nehmen. Zeit dazu war genug vorhanden, weil wir in Omsk 24 Stunden gestanden haben. Als B.'s Leiche hinausgetragen wurde, stimmten 2 Gardisten den Anfang eines Gassenhauers an, der im Revolutionsjahr 1905 entstanden ist. Viele andere Aussprüche, die von derselben Gemütsroheit zeugen, könnten hier gebucht werden. Als man für einen Schwerkranken nach einem Arzt rief, sagte einer dieser Unmenschen: „Ein Bajonett leistet hier bessere Dienste“ Doch genug von derartigen Worten. Sie waren meist derart obszön und brutal, daß man sie nicht wiedergeben kann. Mögen sie vergessen werden, wie auch deren Urheber dereinst in Vergessenheit und Nacht verschwinden werden.“

Am 13. März 1918 starb im Lazarett des Krasnojarsker Gefängnisses Landrat Oskar Baron Hoyningen-Huene-Jerwakant.

Als ich am zweiten Tage nach unserer Einkerkerung im Krasnojarsker Gefängnis ins Lazarett übergeführt wurde, kam ich in dasselbe Zimmer, in dem Landrat Baron Huene als Sterbender lag.

[1]) Pastor K. von zur Mühlen, a. a. O. S. 15.

Er war schwerkrank, herzleidend, aus Reval fortgeführt worden. Die Strapazen der Reise waren für ihn verhängnisvoll geworden. Wir wurden in der ersten Zeit im Lazarett zusammen mit Schwerverbrechern untergebracht. Dort herrschte ein unbeschreiblicher Schmutz. In den Zellen des Gefängnisses hatten wir es darin besser, daß wir selbst für peinlichste Sauberkeit sorgen konnten. Hier im Lazarett war es wegen des Zusammenlebens mit den Verbrechern nicht möglich. Dieser Umstand machte auch die letzten Stunden Baron Huenes unerträglich. Huene litt die letzte Nacht und den letzten Tag vor seinem Tode namenlos unter Atemnot. Unsere Mitinsassen rauchten einen sehr schlechten Tabak und qualmten damit das Zimmer voll. Huene ließ sie durch uns bitten, sie möchten das Rauchen einstellen und erlauben, daß eine Fensterklappe geöffnet werde, um frische Luft in den Raum zu bekommen. Die Antwort lautete: „Karrt ihn doch auf die Straße, wenn er nicht genügend Luft hat. Wir werden doch seinetwegen hier nicht frieren." Dabei war die Atmosphäre für einen Kranken unerträglich. Große Qualen bereitete Huene ein ständiges Durstgefühl. Unsere Versuche, ihm durch die Gefängnisschwester ein durststillendes Getränk zu verschaffen, hatten keinen Erfolg. Gegen Abend des 13. März bat Huene, seinen Sohn zu benachrichtigen, daß er von ihm Abschied nehmen wolle. Diese Nachricht wurde von der Schwester dem Sohn in die Gefängniszelle überbracht. Sehr bald darauf erschienen Dr. von Mirbach, ein aus Reval verschleppter Kurländer, der Sohn von Baron Huene und sein Schwiegersohn in Begleitung der Schwester. Zuerst trat Dr von Mirbach an das Krankenbett und sprach eine Zeitlang mit Huene. Im Moment, wo Mirbach sich von ihm verabschiedete, kam unerwartet der Gefängniskommissar herein, drohte Mirbach, falls er nochmals wagen sollte, das Gefängnis ohne seine Erlaubnis zu verlassen, mit Einzelhaft und trieb Sohn und Schwiegersohn von Baron Huene, ehe sie noch die Möglichkeit gehabt hatten, den sterbenden Vater zu sprechen, laut lärmend aus dem Zimmer heraus. Eine halbe Stunde später starb Landrat Baron Huene. Wir traten leise an sein Bett. Huene lag, halbsitzend, den Kopf etwas tiefer gebeugt, als gewöhnlich, scheinbar schlafend, auf seiner Lagerstätte. Das Herz hatte aufgehört zu schlagen. Eine heilig-ernste Stimmung legte sich auf uns. Ernst Baron Ungern-Sternberg-Jeß sprach eindrucksvoll ein Vaterunser. Die Leiche wurde bald darauf in den nebenan liegenden kalten Waschraum gebracht, wo sie die Nacht über blieb. Keiner von uns durfte sich mehr um den weiteren Verlauf und die Beisetzung kümmern.

Für uns, die wir die Qualen des Sterbenden ansehen mußten, war es namenlos schwer, ihm keine Erleichterung verschaffen zu können. Baron Huene selbst hatte aber längst im Gottvertrauen die „innere Festigkeit" erlangt; die äußeren widerwärtigen Umstände, die seine Todesstunde umgaben, konnten ihm seine innere Ruhe sicher nicht rauben. Sein friedlicher Ausdruck nach dem Tode zeugte davon, daß er sanft entschlafen war und die ewige Ruhe gefunden hatte.

So mancher, der lebend aus Sibirien zurückgekehrt ist, hat sich von den Strapazen der Verschleppung nicht mehr erholen können und ist nach längerem oder kürzerem Siechtum seinen Leiden erlegen.

All diesen dahingegangenen Leidensgefährten sind wir Überlebenden für das tapfere und vorbildliche Ausharren zu Dank verpflichtet. Ihr Andenken ehren wir, indem wir geloben, im Gemeinschaftsgeist von 1918 unsere Lebensführung zu gestalten.

Riga 20. April 1928

Ein Glaubensbekenntnis Edithas von Rahden

Von Woldemar Wulffius

„Das geistig ausgezeichneteste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe" so urteilte Graf Alexander Keyserling in einem Brief an Strümpell über Editha von Rahden, und in einer Tagebuchnotiz nannte er sie „eine herrliche, erhabene Natur, — hochbegabt und feurig"[1]). Als Hoffräulein der Großfürstin Helene bildete sie den Mittelpunkt des Kreises, der sich in den 60-er und 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Michaelpalais in Petersburg zu versammeln pflegte. Staatsmänner und Diplomaten, Gelehrte und Künstler legten besonderen Wert auf den Umgang mit Editha von Rahden: jedem hatte sie etwas zu sagen, jeden wußte sie dahin zu bringen, daß er sich im Gespräch ganz erschloß. Vor allem aber ihren baltischen Landsleuten war sie stets eine treue Freundin und Beraterin, denn mit unwandelbarer Treue hing sie an ihrer Heimat. Daran konnten auch die freundschaftlichen Beziehungen nichts ändern, die sie mit dem erbitterten Feinde der Ostseeprovinzen, Juri Samarin, verbanden. Sie achtete in Samarin sein Streben nach Wahrheit, wenn sie auch längst nicht alle seine Ansichten teilte und ihm namentlich die in seinen „Grenzmarken Rußlands" enthaltenen ungerecht-

[1]) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, Band II, S. 66 und 433.

fertigten Vorwürfe gegen die Balten und die Verunglimpfung ihrer Geschichte nicht verzeihen konnte. „Vous savez" so schrieb sie ihm am 12. November 1868, „avec quelle facilité j'abandonne à la critique les talents et la portée politique de mes compatriotes, mais leur honnêteté, leur valeur morale intrinsèque jamais! Ce sont ces côtés-là qu'on attaque lorsqu'on touche à l'église protestante, lorsqu'on calomnie ses ministres. Faut-il que ces insultes me viennent de votre main? Je me sens solidaire de chacun de mes frères quand il s'agit d'honneur, de nationalité et de foi." Und in demselben Brief charakterisiert sie das Wesen des Protestantismus und sucht das Geheimnis seiner engen Verbundenheit mit dem Germanentum zu erklären: „Le protestantisme prête le flanc à mille attaques, mais il est fort d'une arme sainte qui l'emporte sur toutes ses misères, il cherche, il veut la vérité pour la vérité. C'est là le secret de son affinité profonde avec les natures germaniques et de la puissance moralisatrice qu'il exerce"[1]).

Editha von Rahden war eine tiefreligiöse Natur; Glaubensfragen beschäftigten sie viel. Weitgehendes Interesse brachte sie fremden Konfessionen und Kulten entgegen; der Protestantismus blieb für sie der unerschütterliche Grund ihres Lebens. Einen Beweis für die Tiefe und die Kraft ihres protestantischen Glaubens gibt der nachfolgende, an den bekannten Moskauer Staatsrechtler Professor Boris Tschitscherin gerichtete Brief. Tschitscherin gehörte dem Kreise der westeuropäisch orientierten russischen Liberalen an. Die Abfassungszeit des Briefes ergibt sich aus dem vorletzten Satz; Samarin starb am 19. März 1876, der Brief fällt somit in die Zeit zwischen 1876 und 1885 (Editha von Rahden starb am 9. Oktober 1885[2]).

Vous parlez d'une manière excellente de l'élément de liberté dans le protestantisme, de ce grand élan passionné qui rompt les chaînes forgées par la tradition des siècles — pourquoi? pour

Sie sprechen in vortrefflicher Weise vom Element der Freiheit im Protestantismus, von diesem großen begeisterten Schwung, der die durch die Überlieferung der Jahrhunderte geschmiedeten Ketten zerreißt, warum? — um ohne

[1]) Переписка Ю. Ф. Самарина съ баронессою Э. Ф. Раденъ 1861 до 1876 г. Изданіе А. Самарина. Москва 1893. (Der Briefwechsel J. F. Samarins mit der Baronesse E. F. Rahden 1861—1876. Herausgegeben von D. Samarin. Moskau 1893, S. 57.)

[2]) Der Abdruck erfolgt nach einem uns von einer Nichte Edithas von Rahden, der Baronin Jenny Manteuffel, geb. von Rahden, freundlichst übergebenen Auszug aus dem Originalbrief.

arriver sans obstacles, sans intermédiaire humain, à la vision comme au sentiment de la vérité éternelle. Il me semble qu'on ne veut jamais être libre que pour atteindre un but quelconque, indispensable à votre existence: le protestantisme a conquis la liberté, afin de rétablir dans la liberté première les relations de l'homme à Dieu, c'est à dire la sanctification intérieure. La vérité, la vérité avant tout malgré tout! La vérité dans le désert peut-être, au milieu de toutes les souffrances, mais la vérité, la communion directe vivante avec un Dieu réel, un Sauveur véritable, un Esprit de vérité. Le protestantisme dépouille avec une impitoyable sévérité l'âme humaine des nombreuses ressources, des secours tendres et douces que lui offrent les églises catholiques pour acquérir la certitude du salut. Ici, rien que la vérité de la pénitence, rien que la vérité de la foi, rien que la vérité immuable de la grace de Dieu seul! Point d'oeuvres pies, points de saints, point de pontife ni d'église infaillible, rien que la communauté invisible et parfaite des âmes pures devant Dieu, rien en fait d'oeuvres que la pénitence vraie du pécheur, rien en fait d'intercession que cette du Sauveur sur la croix! Le protestantisme a jeté des lueurs éclatantes sur les profondeurs intimes des relations de l'homme à Dieu; il a affirmé avec une magnifique audace les droits de la créature vis-à-vis du Créateur, ces droits d'un enfant

---

Hindernis, ohne menſchliche Vermittelung zum Anſchauen wie zum gefühlsmäßigen Wahrnehmen der ewigen Wahrheit zu gelangen. Mir ſcheint, daß man nie aus einem andern Grunde frei zu ſein begehrt, als um irgend ein lebensnotwendiges Ziel zu erreichen. Der Proteſtantismus hat die Freiheit erkämpft, um die Beziehungen des Menſchen zu Gott wieder in ihrer urſprünglichen Wahrheit wiederherzuſtellen — das heißt: die innere Heiligung. Die Wahrheit, die Wahrheit vor allem, trotz allem! Die Wahrheit — in der Wüſte vielleicht, inmitten von Entbehrungen und Qualen aller Art, aber die Wahrheit, die direkte, lebendige Gemeinſchaft mit einem realen Gott, einem wirklichen Erlöſer, dem Geiſt der Wahrheit. Der Proteſtantismus nimmt mit unerbittlicher Strenge der menſchlichen Seele die zahlreichen Rückhalte, die zarten und ſüßen Hilfen, die ihr die katholiſchen Kirchen zur Erlangung der Heilsgewißheit bieten. Hier gibt es nichts als die Wahrheit der Buße, die Wahrheit des Glaubens, die unerſchütterliche Wahrheit der Gnade Gottes allein. Keine frommen Werke, keine Heiligen, keinen Papſt, keine unfehlbare Kirche, nur die unſichtbare und vollkommene Gemeinſchaft der reinen Seelen vor Gott, keinerlei Werke außer der wahren Reue des Sünders, keine Mittlerſchaft außer der des Erlöſers am Kreuz! Der Proteſtantismus hat ein helles Licht auf die geheimen Tiefen der Beziehungen des Menſchen zu Gott geworfen. Er hat mit großartiger Kühnheit die Rechte der Kreatur ihrem Schöpfer gegenüber behauptet, die Rechte des Kindes gegenüber

vis-à-vis de son père, à la fois les plus humbles et les plus élevés, pour la revendication desquels il ne faut jamais et nulle part que la vérité du sentiment intérieur, cette vérité sainte qui libère l'homme de tout ce qui veut se mettre entre Dieu et lui. La sanctification dans le sens protestant ne revêt par sa nature même aucun signe mysterieux; c'est une rude ouvrière qui trace un pénible sillon jusque dans les bas fonds du champ de la conscience; pour cela toutes les conditions de la vie lui sont bonnes; elle s'attache avec une force égale aux devoirs les plus ordinaires comme aux occupations les plus abstraites — elle les purifie l'un et l'autre par la vérité devant Dieu, rien que cela — mais cela n'est-il pas tout? L'église catholique romaine a érigé la soumission en sanctification; l'église catholique attribue à l'humilité du coeur une action préponderante dans la sanctification — le protestantisme écrit sur sa bannière le mot vérité en lettres de feu, et il a inondé cette bannière sacrée de son sang! Ne me parlez pas des exagérations antipathiques du grand principe protestant; il y a des excroissances singulièrement fâcheuses dans chaque église, et il ne s'agit pas de les signaler — un véritable protestant les accepte comme inhérentes à toute institution développée et interprétée par des hommes mortels. Lorsqu'on veut apprécier la valeur réelle d'une doctrine, il faut rechercher selon moi ce qu'elle peut produire de meilleur, et non pas les erreurs aux quelles elle a donné lieu. Que votre goût artistique ne vous

---

seinem Vater, die demütigsten und die höchsten zugleich, zu deren Geltendmachung es nie und nirgends eines anderen bedarf als der Wahrheit des inneren Empfindens, jener heiligen Wahrheit, die den Menschen von allem befreit, was sich zwischen Gott und ihn stellen will. Die Heiligung im protestantischen Sinne tut sich ihrer Natur nach durch kein äußeres Zeichen kund. Sie ist eine rauhe Arbeiterin, die eine mühevolle Furche in die tiefsten Gründe des Bewußtseinsfeldes zieht. Alle Lebenslagen sind ihr dazu recht; sie fügt sich mit gleicher Kraft in die gewöhnlichsten Pflichten wie in die abstraktesten Beschäftigungen hinein, sie reinigt die einen wie die andern durch die Wahrheit vor Gott! Nur das, aber ist das nicht alles? Die römisch-katholische Kirche hat den Gehorsam als Heiligung hingestellt; die rechtgläubige schreibt der Demut des Herzens eine überwiegende Wirkung in der Heiligung zu. Der Protestantismus schreibt das Wort: Wahrheit! mit feurigen Buchstaben auf sein Banner und er hat dieses heilige Banner mit seinem Blute überströmt. Sprechen Sie mir nicht von den unsympathischen Übertreibungen des großen protestantischen Prinzips. Es gibt besonders ärgerliche Auswüchse in jeder Kirche, und es handelt sich nicht darum, sie hervorzuheben; ein echter Protestant nimmt sie hin wie etwas, das jeder von sterblichen Menschen entwickelten und gedeuteten Institution anhaftet. Wenn man den wahren Wert einer

rende pas hostile à l'apparence bourgeoise du protestantisme, ni à son mépris austère pour la forme! Que votre absolutisme logique ne vous ferme pas les yeux sur les nécessités vitales de la conscience humaine qui ne se contentera jamais du beau et du grand, si elle ne peut les faire précéder du vrai dans son être. Je suis la personne du monde la plus tolérante — j'eprouve une admiration sincère et souvent emue pour les splendeurs terrestres et divines des églises catholiques, — mais quand on touche à l'essence même de ma foix, je me sens redevenir hugenote et je brave les arquebusades. G. Samarine avait sur ce point, de la sanctification intérieure dans le sens protestant, une manière de voir qui a été entre nous un véritable lien

Qu'il nous suffise de savoir que nous cherchons le même Dieu et que nous aimons le même Sauveur!

Lehre ſchätzen will, muß man, meines Erachtens, nach dem Beſten forſchen, was ſie hervorzubringen vermag, nicht nach den Irrtümern, zu denen ſie Anlaß gegeben hat. Möge Ihr künſtleriſcher Geſchmack Sie nicht gegen den bürgerlichen Anſtrich des Proteſtantismus einnehmen und auch nicht gegen ſeine ſtrenge Verachtung der Form! Möge Ihr logiſcher Abſolutismus Ihnen nicht die Augen verſchließen für die Lebensnotwendigkeiten des menſchlichen Bewußtſeins, das ſich nie mit dem Schönen und Großen begnügen wird, wenn es ihm nicht das Wahre in ſeinem Weſen voranſtellen kann! Ich bin die duldſamſte Perſon der Welt. Ich verſpüre eine aufrichtige und oft gerührte Bewunderung für den irdiſchen und göttlichen Glanz der katholiſchen Kirchen, aber wenn man an das Weſen meines Glaubens rührt, fühle ich mich wieder Hugenottin werden und trotze den Dragonaden. J. Samarin hatte in dieſem Punkt der inneren Heiligung im proteſtantiſchen Sinn eine Anſchauungsweiſe, die ein wirkliches Band zwiſchen uns geweſen iſt

Möge es uns genügen zu wiſſen, daß wir denſelben Gott ſuchen und denſelben Heiland lieben.

Rußland und wir

Von * * *

Indem wir nachstehenden in Heft 12 des „Ring" erschienenen Aufsatz zum Abdruck bringen, weisen wir auf diese von Heinrich von Gleichen herausgegebene und von Friedrich Vorwerk redigierte Berliner politische Wochenschrift und ihren Mitarbeiterkreis hin.

Die Schriftleitung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bisherige Einstellung zum russischen Problem, die während der ersten 10 Jahre nach dem Kriege für Deutschland maßgebend gewesen ist, heute einen grundsätzlichen Wandel erfährt. Während früher fast allgemein die Ansicht verbreitet war, daß ein Bündnis oder zumindest eine taktische Zusammenarbeit mit der Sowjet-Union für Deutschland selbstverständlich sei, ist heute die Skepsis in ständigem Zunehmen. Ja, es fehlt angesichts der politischen Enttäuschungen, die man erlebt hat, nicht an Stimmen, die glauben darauf hinweisen zu müssen, daß die russische Politik Deutschlands gescheitert sei, und daß konsequenterweise nur eins übrig bleibe: der Verkauf der bisherigen taktischen Position Deutschlands gegenüber Rußland zu möglichst hohem Preise an die Front der Westmächte und die endgültige Eingliederung Deutschlands in die Reihe derjenigen kapitalistischen Staaten, die keine politische Gemeinschaft mit Rußland wünschen. Diese Ansicht, die wohl vorläufig noch weit über alles Realisierbare hinausgeht, aber gleichwohl die öffentliche Meinung Europas nachhaltig beeinflußt, wird heute bereits von maßgeblichen Stellen so offen vertreten, daß es sich verlohnt, gerade jetzt des näheren auf die Frage einzugehen, warum das so ist.

Die Initiatoren des Vertrages von Rapallo haben, als man seinerzeit sich entschloß, mit Rußland Beziehungen aufzunehmen, hierbei vor allen Dingen wirtschaftliche Zwecke verfolgt. Rathenau, der Anhänger der Idee des wirtschaftlichen Wiederaufbaues Europas durch Verständigung, glaubte aus weltwirtschaftlichen Vorstellungen heraus, Rußland in diesem System nicht entbehren zu können. Rußland, das mit seiner Riesenziffer von 140 Millionen Menschen und mit seinen ungeheuren Naturschätzen infolge der bolschewistischen Revolution aus der europäischen Wirtschaft ausschied, schien ihm zu wesentlich zu sein, um auch nur in den ersten Stadien des europäischen Wiederaufbaues entbehrt werden zu können. Aus dieser grundsätzlichen Einstellung und aus der taktischen Situation, der gleichzeitigen politischen Isolierung Deutschlands und Rußlands in den ersten Kriegsjahren, ergab sich der Grundgedanke des Rapallo-Vertrages, nämlich die Idee der wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit zwischen Sowjet-Rußland und Deutschland zur Abwehr der Vergewaltigungsversuche durch die sogenannten Sieger im Weltkriege.

Rathenaus vorzeitiges Ende hinderte ihn, seine Ideen bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Die wesentliche Ergänzung des politischen Rapallo-Vertrages durch den Wirtschaftsvertrag zwischen Rußland und Deutschland, den sog. Berliner Vertrag, kam erst im Jahre 1926 zum Abschluß. Der Vertrag

entsprach dann auch bereits nicht mehr der Idee einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Rußland. Der Handelsvertrag, das Kernstück der Berliner Vereinbarungen, stand sichtlich unter dem Eindruck der Mißwirtschaft in der Sowjet-Union und unter dem Druck der kapitalistischen Mächte, die durch eine Isolierung des kommunistischem Staatswesens seinerzeit noch glaubten, den Zusammenbruch des Sowjet-Systems herbeizuführen zu können. Aus dem Widerspruch zwischen der deutschen „Verständigungspolitik" mit der russischen Linie der bisherigen deutschen Außenpolitik ergab sich daher sachlich ein Kompromiß, in dem Deutschland Rußland wie einen kapitalistischen Staat behandelte, mit dem man sich möglichst wenig einzulassen wünscht, weil andere Vertragspartner dadurch verstimmt werden könnten. Die groteske Tatsache, daß ein kapitalistisch orientierter Staat, wie der deutsche, mit einem Staat, in dem aller Handel mit dem Auslande in den Händen der Regierung monopolisiert ist, einen Meistbegünstigungs-Vertrag schloß, während gleichzeitig die Gewährung großer Kredite an Sowjet-Rußland den deutschen Export nach Rußland in Gang bringen sollte, war denn auch nur als ein weiterer Ausdruck der Tatsache zu bewerten, daß man unter dem Druck der deutschen Industrie zwar die Exportmöglichkeiten nach Sowjet-Rußland nicht ganz zu verschütten wagte, andererseits aber alle politischen Belastungen der deutschen Außenpolitik infolge der sowjet-russischen Freundschaft weitgehend zu unterbinden gedachte.

Aus dieser Situation heraus ist allein die weitere Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen verständlich, und zwar in politischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Denn die weiteren Verhandlungen mit den Westmächten, der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, sowie der Abschluß von Handelsverträgen mit den westlichen Staaten mußten dazu führen, daß, nachdem die politische Zusammenarbeit mit den Sowjets de facto gänzlich aufgegeben worden war, — auf keiner einzigen der großen internationalen Konferenzen haben Deutschland und Rußland zusammengearbeitet, und Versuche, eine derartige Zusammenarbeit auf russische Initiative hin herzustellen, sind immer an der Loyalität des deutschen Reichsaußenministers gegenüber den Westmächten gescheitert! —, daß auch die wirtschaftliche Position im deutsch-russischen Handelsgeschäft versagte. Wichtigste der deutschen Konzessionen in Rußland scheiterten und mußten im Laufe der Jahre mit Millionen Verlusten aufgegeben werden und an die Stelle der deutschen Einfuhr nach Rußland, die bis zum Abschluß des Berliner Vertrages sehr wesentlich gewesen war, trat die amerikanische und französische Konkurrenz, die prinzipielle Benachteiligung deutscher Firmen bei der Vergebung von Aufträgen des Sowjet-Staates im Auslande. Die Russen gingen dabei durchaus systematisch vor. Die Benachteiligung der Deutschen erfolgte nicht, weil etwa die deutsche Ware schlechter oder teurer als die der anderen kapitalistischen Länder gewesen wäre, sondern sie erfolgte bewußt aus politischen Gründen. Denn Rußland vertrat den Standpunkt, daß Deutschland es verraten und verkauft hätte. Und wer Lust hatte, es zu hören, konnte vernehmen, daß Rußland seinen Vertrag mit Deutschland als eine Angelegenheit ansah, die bei günstiger Gelegenheit zugunsten größerer politischer Geschäfte mit den Engländern, Franzosen oder Amerikanern verkauft werden sollte. Auch hierbei gingen die Russen bewußt von politischen, nicht von wirtschaftlichen Erwägungen aus, da sie glaubten allmählich erkannt zu haben, daß Deutschland kapitalistisch gesprochen

ein zweitklassiges Land sei, während die kapitalistischen Mächte ersten Ranges in London, Paris und Washington zu treffen seien.

Obgleich dieses Verhalten der maßgebenden sowjetrussischen Führer wiederholt in der in- und ausländischen Presse gekennzeichnet wurde, glaubte man deutscherseits sich demgegenüber taub stellen zu müssen, weil man sich der Hoffnung hingab, daß die Russen eines Tages doch wieder gezwungen sein würden, zu dem Deutschland zurückzukehren, das im Berliner Vertrage „bahnbrechend" in der Frage der Russengeschäfte mit seiner Kreditgewährung bezw. Kreditexportversicherung vorgegangen war. Der Grundirrtum, der sich in dieser Auffassung zeigte, sollte sich nur allzubald herausstellen. Anstatt, daß die Zeit die Russen dahin belehrt hätte, ein loyales Verhalten gegenüber Deutschland als in ihrem Interesse liegend zu erkennen, ging Rußland dazu über, das System in der Benachteiligung Deutschlands soweit auszubauen, daß auch beim Import russischer Waren nach Deutschland systematisch alle Verdienstmöglichkeiten deutscher Kaufleute ausgeschaltet wurden. Da dies durchaus nicht verborgen blieb, sondern infolge der lebhaften Klage der deutschen Industrie und des deutschen Handels auch im Auslande bekannt wurde, ging damit auch die Möglichkeit verloren, das Russengeschäft zu einem angemessenen Preise an die Front der Westmächte zu verkaufen. Die Russenpolitik, die Deutschland ursprünglich getrieben hatte, war somit, sowohl politisch wie wirtschaftlich, für Deutschland so völlig gescheitert, daß man nicht einmal eine Liquidierung der Angelegenheit für notwendig hielt. Man glaubte, die formale Aufrechterhaltung der Wirtschaftsbeziehungen verfechten zu müssen, um die Blamage in der Angelegenheit nach außen hin nicht eingestehen zu müssen. Dr. Stresemann, der der Russenpolitik stets mit einer gewissen Skepsis und Kühle gegenüberstand, hatte zweifellos als Verfechter der Idee einer Verständigung mit Frankreich hierzu nicht den mindesten Anlaß. Ein Eingeständnis dieser Sachlage wäre ja auch wohl ein großer taktischer Fehler gewesen, den zu machen er keinen Anlaß hatte, solange seine Position gegenüber den Westmächten stark blieb.

In diese Situation kam der Abbruch der Beziehungen zwischen England und Rußland, der mit einem Schlage Rußlands günstige Situation verwandelte und der englischen Einkreisungspolitik gegen Rußland sehr bald neuen Antrieb gab. Denn jetzt stellte sich heraus, daß auch die Russen in ihrer politischen Rechnung einige grobe Fehler gemacht hatten. Weder ihre Verhandlungen mit Frankreich, noch ihre Versuche mit Amerika zeigten irgendwelche Erfolge, und die große Niederlage, die ihre Politik in China erlitt, trug das ihrige dazu bei, um die schwere Hand Englands da fühlen zu lassen, wo die Sowjets bisher geglaubt hatten, England gegenüber im Vorteil zu sein. England gestattete eben nicht, daß dem von ihm gehaßten Sowjet-System von den kapitalistischen Mächten beigesprungen wurde. Aus der gesamten Sachlage ergab sich eine neue Situation, die wohl im Augenblick am besten durch das Bestreben Polens gekennzeichnet wird, mit englischer Hilfe einen Block der baltischen Randstaaten zu bilden, zugleich, wenn möglich, unter Einbeziehung Litauens in diese Politik, das zu diesem Zwecke gleichzeitig von Deutschland und Rußland getrennt werden soll.

Die Gefahren, die diese Politik für Rußland erkennen ließ, brachten endlich die Sowjet-Wirtschaftler soweit zur Vernunft, daß sie einzusehen begannen, daß man die deutsche Wirtschaft und die deutsche Hilfe wohl nicht so ganz entbehren

könne, daß man daher das Verhältnis zu Deutschland irgendwie klären müßte. Dieser psychologische Zustand, der um die Mitte des vorigen Jahres sich in Moskau bemerkbar zu machen begann, ließ es im Verlauf der Zeit den deutschen Vertretern in Moskau gelingen, die Russen davon zu überzeugen, daß es zweckmäßig sei, ihrerseits die Anregung zu deutsch-russischen Wirtschaftsbesprechungen zu geben, bevor der deutsch-russische Handelsvertrag abgelaufen sei und nicht wieder erneuert würde.

Gleichwohl begannen die Russen auch hier wieder mit einem Fehler. Sie glaubten nunmehr, das alte Spiel wiederholen zu können, und schlugen vor, daß Deutschland den Versuch mit der Gewährung größerer Kredite zur Ankurbelung des deutschen Exportes nach Rußland noch einmal wiederholen sollte; sie versprachen dabei, daß Rußland dieses Mal sich loyal verhalten werde, so daß Deutschland nicht ein zweites Mal zu befürchten brauchte, Rußland werde die deutschen Kredite mit politischem Undank lohnen. Ja, man hoffte auf russischer Seite durch ein weiteres Experiment, nämlich durch Auflegung einer russischen Staatsanleihe in Deutschland, ein ständiges politisches Interesse Deutschlands am russischen Markte schaffen zu können, und schlug daher neben der Gewährung eines 600 Millionen Mark-Kredites die Gewährung einer Anleihe in Höhe von 300 Millionen Mark vor.

Diese russischen Vorschläge, obwohl sehr klug gedacht, sind doch unüberlegt gemacht worden, da die sowjet-russischen Handelsführer sich offenbar nicht überlegt haben, in welcher weltpolitischen Situation sie an Deutschland eine derartige Aufforderung richten. Denn so richtig vom abstrakten Gesichtspunkt der deutsch-russischen Beziehungen die ganze Aktion gedacht war, so falsch mußte sie angesichts der bevorstehenden großen internationalen Reparationsdebatte sein. Es sei dabei dahingestellt, ob die Russen hierbei, wie verschiedentlich behauptet worden ist, die Absicht verfolgt haben, Deutschland zu diskreditieren, und zwar als ein Land, das an Rußland in einem Augenblicke Anleihen gewähre, in dem es behauptete, seine Reparationsverpflichtungen nicht erfüllen zu können, oder ob Rußland mit diesem Manöver die internationale Finanzwelt herbeizulocken gedachte, in klarer Voraussicht, daß Deutschland derartige russische Wünsche im Augenblick nicht erfüllen könne. Der Erfolg der russischen Bestrebungen war jedenfalls, daß die auf Kreditgewährung an Deutschland gerichteten russischen Vorschläge, nachdem sie erst einmal in Moskau von deutscher Seite abgewinkt worden waren, in Berlin beim zweiten Vorbringen abgelehnt werden mußten.

Damit ist scheinbar das deutsch-russische Verhältnis überhaupt grundsätzlich geklärt. Sowohl die russische, wie auch ein Teil der ausländischen Presse glaubt auf Grund dieser Tatsache nachweisen zu können, daß es mit den deutsch-russischen Beziehungen auch politisch vorbei sei. Das ist wohl aber nicht richtig, da gerade die zur Zeit in Berlin schwebenden (geschrieben vor ihrem Abbruch. Die Schriftleitung) Verhandlungen noch einen besonderen Sinn haben, der zunächst einmal dahin formuliert werden kann, daß nun, nachdem Sowjet-Rußland die politischen deutschen Aktionen zerschlagen hat, es darauf ankommt, die wirtschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Nachdem die finanzpolitischen Verhältnisse fortgefallen sind, kommt es erst recht darauf an zu beweisen, daß Wirtschaftsbeziehungen zwischen einem kommunistisch und einem kapitalistisch organisierten Staatswesen überhaupt möglich sind. Das Sowjet-

Handelssystem erschlägt jede Verdienstmöglichkeit im Verkehr mit Firmen, die einem kapitalistischen Staatswesen angehören. Die Überlegenheit eines vom Staate geschützten und von politischen Gesichtspunkten aus geleiteten Riesen-Trustes — des Außenhandelsmonopols — hat sich so zweifellos herausgestellt, daß man als ein ebenso wirtschaftlich wie politisch hochbedeutsames Ergebnis der deutsch-russischen Wirtschaftserfahrung die Erkenntnis bezeichnen kann, daß das Außenhandelsmonopol dem privatwirtschaftlich-zersplitterten kapitalistischen Außenhandel so stark überlegen ist, daß mit einer gewissen Naturnotwendigkeit jedes kapitalistisch organisierte Staatswesen ein Interesse daran erhält, keine Wirtschaftsbeziehungen mit einem kommunistischen, mit Außenhandelsmonopol arbeitenden Staatswesen zu unterhalten. Diese Lehre, die sich aus der Praxis der deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen ergeben hat, ist so bedeutungsvoll, daß dieses Ergebnis der sechsjährigen Bemühungen Deutschlands mit Rußland die gesamte kapitalistische Welt dazu veranlaßt, sich zusammenzuschließen, und, statt wie bisher einzeln, geschlossen den Abwehrkampf gegen Rußland zu führen. Diese Bestrebungen haben zwar bisher noch nicht ihren endgültigen Ausdruck gefunden. Die Berichte über den Beginn einer deutsch-französischen Verständigung auf diesem Gebiete, der sich wahrscheinlich sehr bald Italien und Polen anschließen würden, besagen zwar noch nicht, daß die geschilderten Folgen der sowjetrussischen Handelspolitik sich bereits ausgewirkt haben, dürfen aber immerhin Moskau ein Warnungszeichen dafür sein, daß das Außenhandelsmonopol den Beweis für ein vernünftiges Verhalten erbringen muß, d. h., daß Sowjet-Rußland den Bestimmungen des deutsch-russischen Handelsvertrages klugerweise wird eine Deutung oder Auslegung geben müssen, die Gewinne nicht ausschließlich dem kommunistischen Partner im kapitalistisch-kommunistischen Handelsverkehr gewährt.

Wenn daher gerade in diesem Augenblick zur Aufgabe der Beziehungen zu Sowjet-Rußland aufgefordert wird, so hat dies tatsächlich nicht nur taktische Bedeutung, sondern ist ein Ausdruck des tiefen Mißtrauens der kapitalistisch gesinnten Mächte Deutschlands und der übrigen Welt in die Aufrichtigkeit der russischen Außenhandelspolitik im Verkehr mit den kapitalistischen Staaten. Und die Tatsache, daß ausgerechnet Deutschland in dieser Situation die Entscheidung darüber zu treffen hat, ob die Front der kapitalistischen Mächte geschlossen werden soll oder nicht, ist bedeutungsvoll genug, um Sowjet-Rußland daran zu erinnern, daß die Loyalität in der Auslegung von Handelsvertragsbestimmungen die Grundlage für den Handelsverkehr mit dem Auslande ist, wenn man nicht die Welt auf die Dauer gegen sich haben will. Falls Sowjet-Rußland Deutschland gegenüber sich unfair verhalten sollte, so würde selbstverständlich vom Auslande, gerade infolge der Tatsache, daß Deutschland heute in der Reihe der kapitalistischen Mächte steht, dies als eine neue Kampfansage der Sowjets an die kapitalistische Welt angesehen und damit allen den Elementen freie Bahn gegeben werden, die die Intervention in Rußland wollen.

Umschau

Jargondeutsch als nationales Problem

Das Deutsche ist ebenso wie das Englische eine Weltsprache, die die von der zünftigen Sprachforschung mißachtete Eigentümlichkeit hat, neben der Verästelung in Mundarten den eigentümlichen Seitenschößling des Jargons aus sich herauszutreiben. Hans Blüher hat in seiner „Deutschen Renaissance" die bemerkenswerte Scheidung zwischen der hieratischen und der demotischen Funktion der Sprache gemacht. Während die Weihesprache eines Volkes sich in den Schöpfungen des nationalen Genies immer wieder aus den Urkräften des Volkstums heraus erneuern kann, wie das zuletzt in epochaler Weise in der Bibelübersetzung Luthers erfolgte, erfährt sie auf dem Markt als Werkzeug der Mitteilung eine Abwandlung, die wir seit der Romantik mit gesteigerter Empfindlichkeit als Entseelung empfinden, die aber doch als ein sonderbarer Lebensvorgang wichtiger genommen zu werden verdiente, als das gemeinhin geschieht. Es scheint sich da um einen doppelt bedingten Vorgang zu handeln. Ein Zentrum der demotischen Sprachwandlung ist zweifellos die moderne Großstadt, für das Deutsche also in erster Linie Berlin. Von den Vergnügungsstätten her, durch den Telegrammstil des Geschäftslebens, auf dem Sportplatz, im Umkreis der Börse, in weiterem Sinne auch durch die Presse vollzieht sich eine Klischierung der Sprache, die sich zum lebendigen Sprachwesen verhält etwa wie der Materndruck zum Buchstabensatz. Es vollziehen sich neue Wortbildungen (knorke, tip-top, keß); Wortteile, vielfach nur Schriftteile, werden auseinandergenommen und zu neuen Worten zusammengesetzt (Agfa statt Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation, Junabu für Jungnationaler Bund, SPD für Sozialdemokratische Partei Deutschlands), woran sich sofort die Spottlust des Großstadtmenschen ausläßt (G. m. b. H.: Gehste mit, biste hin!) Jede Saison erzeugt neue stehende Redensarten und stereotype Wendungen, die mit Fremdlautklängen ebenso spielen, wie mit den eigensprachlichen (eo ipso — eo piso — eo pi oder Nischt zu machen — schließt von selbst). Das letztere Beispiel zeigt am besten, wie die Assoziationen — einer eigenen Klanglogik folgend — völlig aus der Bahn ihres Sinnes kollern. Der Demotisierung fehlt jede Pietät. Aus dem „Eisernen ersten" des siebziger Krieges ist das „EKI" des Weltkrieges geworden. Auch Monarchisten nennen den letzten Kaiser ruhig W-zwo, wie man früher zunächst S. M., dann wohl auch „Siegfried Meier" sagte.

Wir stellen diesen Sprachwandel, ohne übrigens besonders krasse Beispiele aus der Unzahl der sich zudrängenden herauszusuchen, in aller seiner Grauenhaftigkeit dar, um daran zu erweisen, daß der Unterschied zwischen dem großstädtischen Jargon und dem Vulgärdeutsch, dem sogenannten „Knotendeutsch" der ostmitteleuropäischen Randgebiete vom Finnländischen Meerbusen bis hinunter zum Balkan sich gar nicht allzuweit unterscheiden. „Schanno von Dünakant" und Ede vom Wedding oder Orje aus Rixdorf sind nahverwandte Brüder. Im Wurstelprater in Wien werden die entsprechenden Typen nicht fehlen. Allenthalben in Ostmitteleuropa übt der volksbewußte Deutsche an diesen Erscheinungen seinen manchmal etwas billigen Witz. Aber vielleicht spuckt „Tomson" doch am weitesten. Wir zweifeln nicht daran, daß unser Volkstum, quellkräftiger manchmal als im Binnenland, hinausreicht in alle jene Siedlungen, in die in Jahrhunderten deutsche Menschen

eingeströmt sind, um in der Fremde Wurzel zu fassen und Heimatrecht zutiefst zu erwerben. Freilich hat auch hier nicht alles Wurzel geschlagen. Von manchen reichsdeutschen Kolonien im Osten kann man sehr zweifelhaft sein, wie weit sie als Ausläufer deutschen Volkstums in diesem gehobenen Sinn anzusprechen sind. Auch der vielfältig festzustellende Verlust der mundartlichen Grundlage ist kein Zeichen von Gesundheit, sondern zweifellos eine völkische Gefahrenquelle. Echtes deutsches Volkstum ist im Osten heute allenthalben in die Defensive gedrängt. Deutsches Massentum aber, wenn diese Prägung erlaubt ist, ist auch heute im Vormarsch. Der Rundfunk, das Werkzeug des mehr oder minder gehobenen Massengeschmacks, das Kino, die Jazzkapelle, der Schundroman der Geschäftsreisenden tragen es vor. Das Jiddische leistet unfreiwillige Helferdienste. Das unmittelbare Ergebnis ist alles andere als „deutsche Kultur im Osten" Unsere Romantiker schütteln sich beim Gedanken eines solchen Mißverständnisses. Aber bestreiten sie nicht auch dem „Wasserkopf Berlin" die Bedeutung einer Kulturstätte? Haben nicht Nietzsche und Spengler den Tod der europäischen Kultur unweigerlich diagnostiziert?

Wir machen uns nicht immer genügend klar, daß aus dem verwahrlosten, durch fremde Einmengsel und Sprachmelodie verdorbenen „Knotenlatein" der untergehenden Antike durch Rassenmischung und völkische Wiedergeburt die Weihesprachen Dantes, Racines und Calderons hervorgegangen sind. Das Jiddische ist bereits literaturfähig. Mutet nicht die skurrile Lyrik Morgensterns manchmal wie ein kokketter Versuch an, das Demotische zu adeln und dem Jargon seelische Werte abzulauschen? Ein so urwüchsiger Dichter wie Josef Winkler dichtete während des Krieges im Telegrammstil der Obersten Heeresleitung. Die Artikelfeindschaft moderner Lyrik ist geradezu auffallend. Die Sprachkrise scheint nicht auf uns beschränkt. Ein Aufsatz „Für ein modernes Paris" aus der Feder des bekannten französischen Architekten Le Corbusier beginnt in der deutschen Übersetzung der „Europäischen Revue": „Ein paar vernünftige Ideen zum Ausdruck bringen. Vernünftig soll heißen in Beziehung " Was sagt die französische Akademie zu solchen brutal hingeworfenen Satzfragmenten, die wie die Häuser ohne Dach und Innenwände allem Überkommenen dreist und zukunftssicher die Fehde ansagen?

Wir reihen nur Symptome aneinander, die scheinbar weit auseinanderliegen und doch einen verwandten Sinn verraten. Wir ziehen keine Folgerungen, weder im Sinne Spenglers noch der Romantiker. Wir überlassen solche dem Nachdenken unserer Leser. Der Wert gesunder Beine wird dadurch nicht in Zweifel gestellt, daß der Arzt in gewissen Zuständen die Zuhilfenahme eines derben Knotenstockes empfiehlt. M. H. B.

Brückendienst?

Vielfach wird von der Brückendienststellung der baltischen Staaten gesprochen. Daß wir Brücke und nicht Barrière zwischen Mittel- und Osteuropa sein sollen, ist oft betont worden. Es scheint mir an der Zeit zu sein, dem zu widersprechen.

Eine Brücke ist gewissermaßen neutral, steht beiden Ufern gleich nahe und hat die Aufgabe, den Verkehr zwischen ihnen zu vermitteln. Die baltischen Staaten aber sind Ufergelände Mitteleuropas oder, besser gesagt, Europas schlechthin, denn von Osten trennt sie eine Kluft, der gegenüber die Grenzscheide zwischen Mittel- und Westeuropa bedeutungslos ist. Ihre Verankerung im mitteleuropäischen Kulturkreise wird freilich als etwas Selbstverständliches angesehen. Um Brückendienst leisten zu können, müßten diese

Staaten Elemente beider Gebiete in sich vereinigen. So könnte vielleicht die Schweiz als Brücke zwischen der germanischen und romanischen Welt betrachtet werden. Wir aber gehören ausschließlich zu Europa. Was jenseits der Peipuslinie liegt, ist uns weltenfern und wesensfremd.

Wenn aber der Osten, d. h. Rußland, sei es politisch, sei es kulturell, über diese Linie vorzudringen sucht, so haben wir uns dagegen mit allen Kräften zu wehren. In diesem Sinne sollen wir Barrière sein. Unverständlicherweise wird oft gesagt, eine Barrière sei aggressiv. Dazu müßte sie beweglich sein. Sie ist ihrem Wesen nach defensiv. Sobald sich Expansionsbestrebungen des Ostens bemerkbar machen — wenn auch nur in der Form einer pénétration pacifique — so müßten wir als Vorposten europäischer Kultur auf der Wacht sein und Alarm schlagen. Unsere Kenntnis des Russentums befähigt und verpflichtet uns zu diesen Patrouillen- und Aufklärungsdienst. Sollte es aber jemals zu einem Entscheidungskampf zwischen Rußland und Europa kommen, so wäre Neutralität unser Tod, und wir müßten zum Schutz christlich-abendländischer Kultur gegen den Osten, der uns im Bolschewismus sein wahres Gesicht enthüllt hat und mit dem es bis an das Ende aller Tage keine Verständigung geben kann, kämpfen, wie schon einmal, als die Schicksalsstunde schlug.

H. v. Rosen

Gegenwartsgenügen

Wer nicht nur das ruhende Sein und den geltenden Zustand, sondern auch das Werden und die Entwicklung wahrzunehmen gewohnt ist, dem ist die Gegenwart keine Epoche, abgegrenzt von Vergangenheit und Zukunft, sondern ein flüchtiger Moment zwischen Vergehen und Kommen, kein ruhiger, fester Boden, in dem jede Zeitgenossenschaft Wurzel schlagen muß, sondern ein Bündel von miteinander ringenden Kräften, die in Vergangenem begründet sind und auf Zukünftiges hinstreben, absterben und neu entstehen — in ständiger Bewegung und unbegreiflichem Rhythmus. Erkennen, was zum Sterben bestimmt und was zum Leben berufen ist, erscheint als die Aufgabe, der jede neue Generation gegenübersteht, wenn sie das ihr gemäße lebendige Verhältnis zur Umwelt finden will. Hierin erschöpft sich das Problem der Gegenwart für sie, und in diesem Sinn ist es richtig und berechtigt, von der Jugend zu verlangen, daß sie in der Gegenwart zuhause sei. Sie darf aber eines dabei nie aus dem Auge verlieren: das Gegenwärtige ist einem ständigen Wandel unterworfen, und wer in ihm festen Fuß zu fassen verlangt, der verurteilt sich zum Stillstand, zum Tod. Jede junge Generation darf das Recht beanspruchen, sich als Bürgerschaft der Zukunft zu fühlen, ihr Zuhause, ihr Reich liegt jenseits des Horizonts, bis zu dem der gegenwartsgebundene Blick nur bestehende Einrichtungen und geltende Gesetze erkennt. Gewiß: wer die Zukunft will, muß die Gegenwart kennen, illusionslos und unbefangen; wer die Gegenwart kennt, muß aber auch die Zukunft wollen, — eine Zukunft, die nur der auf die monumentale Dynamik der Geschichte gerichtete Blick hinter dem Wellenschlag der wechselnden Tage zu ahnen vermag. R. W.

Von der baltischen Denkweise

Typisch für uns Balten ist meiner Ansicht nach eine Denkweise; ich möchte sie historisch nennen. Man wird immer wieder bemerken — und namentlich Ausländern ist das öfters aufgefallen — daß diese Denkweise, die das Gegenwärtige nicht absolut, sondern als in der Vergangenheit verankert und in die Zukunft gerichtet in unserer Gesellschaft die vorherrschende ist, unabhängig davon, welche Probleme gerade erörtert werden. Ich will nicht behaupten, daß diese historische Denkweise nur uns Balten allein eigen-

tümlich sei; wohl aber, daß sie bei uns in höherem Grade Gemeingut ist und als selbstverständlich vorausgesetzt wird, als vielleicht bei den meisten Volksstämmen.

Es lassen sich gewiß eine Reihe von Ursachen dafür anführen. Der harte Daseinskampf, den wir Jahrhunderte hindurch geführt haben, mußte eine natürliche Auslese zur Folge haben in dem Sinne, daß sich vor allem solche Elemente im Lande behauptet haben, die auch Schweres zu ertragen vermochten, sei es, weil sie durch die Vergangenheit an das Land gebunden waren, sei es, weil sie an eine Zukunft glaubten, bei denen aber jedenfalls das persönliche Wohlergehen nicht ausschlaggebend für ihre Entschlüsse war. Die Denkweise dieser Elemente mußte sich durchsetzen, und die Erfahrung lehrt, daß später ins Land gewanderte Personen und Familien, soweit sie hier bodenständig wurden, sich so stark den hiesigen Traditionen angepaßt haben, daß sie in kurzer Zeit von den Alteingesessenen nicht zu unterscheiden waren. Sie wurden zu Balten dadurch, daß sie sich die baltische Denkweise aneigneten.

Ein wirksames Hilfsmittel hierzu war die ständische Gebundenheit, die ihrer Natur nach ein historisches Denken fördert, ja eigentlich fordert. Es wäre aber ein Irrtum, das historische Denken nur auf diese Gebundenheit an die alten Stände zurückzuführen. Das Leben selbst mußte es hervorbringen.

Unsere karge Natur, die abgelegene Lage, die steten politischen Wirren bringen es mit sich, daß selten eine Generation das ernten kann, was sie selbst gesät hat. Entweder erfährt sie den Segen der väterlichen Arbeit oder sie müht sich ab, damit ihre Kinder es besser haben. Unser Land ist das Gegenteil von dem, was man ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten nennt; der einzelne kann sein Glück hier nicht machen, wie in Amerika oder auch früher in Rußland. Es ist alles auf die Arbeit von mehreren Generationen aufgebaut. Und es ist interessant zu beobachten, daß in den eben genannten Ländern der unbegrenzten Möglichkeiten der historische Sinn am wenigsten entwickelt, ja, man möchte sagen, überhaupt nicht vorhanden ist. Es ergibt sich ein ganz zwangloser unmittelbarer Zusammenhang zwischen den äußeren Verhältnissen eines Landes und der Denkweise seiner Bewohner.

Noch weitere Umstände spielen mit: die Kleinheit der Verhältnisse, die dem einzelnen das Sich-loslösen vom Ganzen, das Untertauchen, das rein individuelle Leben fast unmöglich macht; das Fehlen der Großstadt, dank dem sich die Familiengebundenheit bei uns stärker erhalten hat, als anderswo; und vor allem wohl die geringe Anzahl von deutschen Menschen im Lande, infolge welcher jedem einzelnen eine unendlich größere Verantwortung für das Ganze zufällt, als in einem großen Volke.

Daraus ergibt sich die Denkweise, die das eigene Ich als Glied einer Kette, nicht als losgelöstes und unabhängiges Einzelwesen, auffaßt, und, aus dem Inneren schließend, in der ganzen Gegenwart vorzüglich die Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft sieht. Das ist historisches Denken, und so muß ein Balte denken.

Wenn wir mit dieser Denkweise an die beiden großen Ideen herantreten, die immer die Angelpunkte baltischer Politik gewesen sind und es zwangsläufig bleiben müssen, solange es ein Baltentum gibt, — unser deutsches Volkstum und unsere baltische Heimat — so kann es nicht ausbleiben, daß trotz aller individuellen Verschiedenheiten das erstarkt, was wir vor allem brauchen: ein einheitlicher baltischer politischer Wille.

Wilhelm Baron Wrangell

(Aus den „Baltischen Stimmen" 1928 № 10)

Bücherbesprechungen

Else Frobenius, „Mit uns zieht die neue Zeit." Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung. Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 1927 (411 Seiten).

Im Vorwort bemerkt die Verfasserin, sie wolle den vielen Ziel- und Sinndeutungen der deutschen Jugendbewegung keine neue hinzufügen, sondern sich mit der Rolle eines schlichten Chronisten begnügen. Nach der üblichen Vorstellung wäre das eine Aufgabe für einen sehr weisen alten Mann. Da die Verfasserin aber eine temperament- und phantasievolle Frau ist, so ist sie natürlich ihrem Vorsatz nicht treu geblieben — teils zum Vorteil, teils zum Nachteil ihres Buches. Dieser Inkonsequenz verdankt der Leser auf Seite 29—44 zwei sehr überflüssige Kapitel über einige berühmte Bücher (Lagarde, der „Rembrandtdeutsche", Nietzsche und Frobenius' „Paideuma") und, über das ganze Buch verstreut, manches treffende und gute Urteil, das von liebevoller Einfühlung und feinem weiblichen Geiste zeugt — in Summa ergibt das aber noch keine Sinndeutung der Jugendbewegung. Den Charakter einer Chronik sucht die Verfasserin dadurch zu wahren, daß sie eine gewaltige Fülle von Namen, Daten und Tatsachen anführt und meist nur im Präsens spricht; dazwischengestreut sind Lieder und Auszüge aus den Schriften der Jugendbewegung, die oft gut illustrieren — in Summa ergibt das aber wiederum keine Chronik. Das gewaltige Material ist auch zu wenig verarbeitet und gesichtet; um eine wirkliche „Geschichte der Jugendbewegung" zu ergeben, wie der Untertitel des Buches lautet; dazu ist das Buch offensichtlich zu schnell und flüchtig geschrieben, obgleich die Verfasserin immer wieder bemüht ist, das Phänomen der Jugendbewegung in den Rahmen des allgemeinen deutschen Kulturgeschehens einzufügen. So ist das Buch denn schließlich ein Versuch geworden: weder Chronik, noch Geschichte, noch Sinndeutung — von allen dreien Etwas und im ganzen nur ein Versuch! Die Geschichte der Jugendbewegung wird noch erst geschrieben werden müssen, trotz Frau Frobenius. Bis dahin wird jeder, der sich mit dem Stoffe bekannt machen will, neben dem Buche von Frau Frobenius noch zu den älteren vortrefflichen Schriften von Engelhardt, Herrle, Messer, Schlemmer u. a. greifen müssen. Und trotz allem ist es weder ein schlechtes, noch ein überflüssiges Buch! Eine solche Fülle des Stoffes ist wohl kaum in anderen Werken zusammengetragen worden; hierin liegt der Hauptwert des Buches. Allerdings wird der Leser sich den gewaltigen Stoff nach seinen eigenen Gesichtspunkten gliedern müssen, denn die Gliederung in „Aufbruch, Durchbruch, Umbruch, Ausbruch, Einbruch und Neubruch" der Jugendbewegung, wie sie die Verfasserin gibt, wird wenige befriedigen. Dennoch wird das Buch auch dem ernsten Leser, dem die Materie nicht mehr ganz fremd ist, noch eine Fülle des Interessanten und Lesenswerten bieten. Gelegentliche unschöne Stilblüten darf man wohl nicht der Verfasserin, sondern einer schlechten Vorlage, die sie benutzt hat, zur Last legen (so auf Seite 161: „daß auch noch eine weibliche Dienstjährigkeit in die Erscheinung treten müßte"). — Baltische Leser dürfte es interessieren, daß Frau Else Frobenius, die Tochter des weil. Livländischen Generalsuperintendenten Theophil Gaehtgens, aus Riga stammt und zurzeit Vorsitzende des Baltischen Frauenbundes in Berlin ist.

Roderich Walter

Bischof Meyer, Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche. 1927, Dresden und Leipzig. C. Ludwig Ungelenk. 202 Seiten mit Bildern und einer Karte.

In den jüngst in der Deutschen Rundschau (Januarheft 1928) auszugsweise mitgeteilten Memoiren des hervorragenden, vielleicht bedeutendsten aller orientalischen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts Zaglul Pascha wird auch seiner Stellung zum Christentum gedacht. Er betont die hohe ethische Bedeutung der erhabenen Idealgestalt Christi und weist darauf hin, daß die gefährlichsten Feinde des Christentums inmitten der christlichen Welt selbst zu suchen seien. Als Fernstehender will er das zukünftige Schicksal des Christentums nicht voraussagen. Doch macht er darauf aufmerksam, daß in der christlichen Welt (wie übrigens auch in der mahomedanischen) zahlreiche demagogische Autokraten am Werke sind, die Religion zu unterwühlen. Eine wirkliche Vernichtung der Religion, fügt er tröstend hinzu, sei noch nirgends gelungen. Zu diesen Ausführungen liefert das vorliegende Buch einen bedeutsamen Beitrag in positiver Richtung. Allen Zweiflern kann die Lektüre dieses ausgezeichneten Buches nur empfohlen werden. Soviel aufrichtige Sehnsucht nach den Heilswahrheiten, als an fast allen Orten, die der Bischof auf seiner mühevollen Reise berührte, ihm entgegenschlug, läßt keinen Gedanken daran aufkommen, daß die Tage des Christentums gezählt sein könnten. Die lutherische Kirche insbesondere, die Bischof Meyer vertritt, hat einen guten Resonanzboden. Wenn vielleicht zugegeben werden muß, daß sie sich seither in Rußland nicht in der Weise als das Salz und Licht für ihre Umgebung erweisen konnte, als es im Willen des Herrn liegt, so sind jetzt feste Voraussetzungen für ihre Ausbreitung gegeben. Was früher verboten war, ist jetzt zulässig. Jeder Religionsgemeinschaft ist das Recht der Propaganda zugestanden. Der dritte Artikel des Dekrets der Sowjetregierung vom 23. Januar 1918 bestimmt: „Jeder Bürger hat das Recht, sich zu einer beliebigen Religion zu bekennen.“ Allerdings ist der Nachsatz: „oder auch zu gar keiner“ nicht ermunternd, und es ist betrübend, daß es im Art. 13 der Verfassung der Russischen Räterepublik heißt: „Das Recht der religiösen sowie der antireligiösen Propaganda steht jedem Bürger zu.“ Dem gegenüber darf man sich wohl auf das im Menschen vorhandene und tief in seiner Wesenheit wurzelnde Bedürfnis nach Religion verlassen. Selbst in einer betörten Masse wird es gegenüber irreführenden Vorspiegelungen nie versagen. Es kommt jetzt also nur darauf an, daß die gewährleistete Freiheit richtig ausgenutzt wird. So ist es mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß die Moskauer Generalsynode, die 1925 die lutherischen Gemeinden zusammenschloß und organisierte, sogleich ins Auge faßte, den Glaubensgenossen im fernen Osten die gleichen Wohltaten zuteil werden zu lassen. Haben auch der Krieg und die an ihn anschließenden schweren Zeitereignisse (1920—22) die lutherische Kirche stark bedrängt, so ist doch seit dem Weltkongreß von 1923 der lutherische Gedanke mächtiger als je hervorgetreten. Zu den Glaubensgenossen in Amerika sind vom Stammlande der Reformation Brücken geschlagen und Sibirien ist durch die Tausende von Kriegsgefangenen, die unfreiwillig dahin gerieten und dort ihre Glaubensverwandten kennen lernten, ein geeigneter Boden geworden. Die Erkundigungsreise, die Bischof Meyer dorthin unternommen hat und über die er in dem genannten Buche anschaulich in wohltuender Wärme berichtet, bringt die lutherische Kirche einen großen Schritt vorwärts. Ursprünglich lag der Fall

anders. In Verbrecherkreisen, mit den Insassen von Gefängnissen, mit Glücksrittern und Abenteurern ließ sich kaum ein Kirchenwesen gründen und unterhalten. Immerhin bestand schon 1718–22 in Tobolsk eine aus schwedischen Kriegsgefangenen gebildete Gemeinde mit Prediger und Schule. Ja vorübergehend hielt sich bereits früher ein lutherischer Pastor in Tobolsk auf: der Magister Peter Stappenbeck, ein Feldprediger der schwedischen Artillerie, den Peter der Große dorthin verbannt hatte. Er starb jedoch schon 1715. Aber der Samen ist aufgegangen. Kurz vor dem Kriege waren gewiß nicht weniger als 150,000 evangelische Christen in Sibirien nachzuweisen. Der Ausbruch des Krieges hat dann freilich diesen Aufstieg beeinträchtigt. Die Gemeinden blieben sich selbst überlassen und Usurpatoren des Pfarramts machten sich geltend, die nur schwer in ihre frühere Unterordnung zurückzudrängen sind. Indes gerade weil das Luthertum aufs äußerste gefährdet schien, war die Reise des Bischofs um so notwendiger. Sie war anstrengend, aber lohnend. Neunzehn lutherische Gemeinden hat der unermüdliche Bischof besucht sowie eine Reihe von Orten, an denen die Glaubensgenossen vereinzelt leben. An Gottesdiensten in deutscher, lettischer und russischer Sprache konnte er 44 halten, zehnmal kirchliche Versammlungen leiten. An 212 Kindern vollzog er die heilige Taufe oder die Bestätigung der Nottaufe, 297 Jünglinge und Jungfrauen wurden konfirmiert, 49 Paare ehelich eingesegnet und 2616 Personen das heilige Abendmahl gereicht. Eine hervorragende Leistung, wenn man bedenkt, daß die Reise vom 30. Mai bis 23. August dauerte. So ist der Weg glücklich beschritten und neue Erfolge werden nicht ausbleiben. Was 1913 der Geschäftsführer des Moskauer Bezirkskomitees der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland sagte: „Der Weg in Sibirien ist uns deutlich vorgezeichnet, er heißt Kirchspielsgründungen und Vermehrung der geistlichen Arbeitskräfte", wird auch für die Zukunft maßgebend bleiben müssen. Reisen, wie sie 1908 der damalige Moskauer Generalsuperintendent A. Fehrmann unternahm, der die Kreise Omsk, Kotschetaw und Akmolinsk bereiste, und eine Fahrt wie die des Bischofs Meyer müssen in gewissen, tunlichst kurzen Zwischenräumen wiederholt werden. Das warme Interesse, das dem Bischof an so vielen Orten entgegengebracht wurde, läßt zuversichtlich hoffen, daß eine weitere Pflege der aufrichtigen Gesinnung die schönsten Früchte erzielen wird.

Wilhelm Stieda

Dr. Hans v. Rimscha, Rußland jenseits der Grenzen, und Karl Anton Prinz Rohan, Moskau. — Beide Bücher (das erste bei Frommann, Jena, das zweite bei Braun in Karlsruhe 1927) bewegen sich im Rahmen dessen, was uns die westlerische Rußlandliteratur bisher geboten hat. Man wird es dem kleineren Teil des lesenden Publikums nicht übelnehmen können, wenn er der sog. Rußlandliteratur gegenüber skeptisch geworden ist. Der größere Teil freilich begrüßt jede Neuerscheinung dieser Art mit dem verständlichen Hunger derer, die neues Großes oder großes Neues aus dem ungeheuren Gebiete des 130-Millionen-Reiches hören wollen und nicht gedankenlos neben einem Geschehen zu stehen wünschen, das als ungeheuer und bahnbrechend immer wieder und wieder proklamiert worden ist und wird; heute zumal, wo der ganze russische Koloß anscheinend anfangen will, eigene Wege zu gehen.

Dr. Rimscha will als Historiker, Prinz Rohan als von Rußlandwissen unbelasteter weltlicher Beobachter sehen und beschreiben. Es kann nur natürlich erscheinen, wenn Dr. Rimscha, ungeachtet

des Titels seines Buches, das Schwergewicht dabei doch auf die kurzen Abschnitte bemißt, die vom eigentlichen Rußland von heute handeln. Seine Darstellung der russischen Emigration verdient wohl den Dank des Publikums, das ja leider in russischen Dingen immer noch völlig unmündig ist, vor allem in Deutschland. Es wäre Dr. Rimscha nur der gewiß unwesentliche Vorwurf zu machen, daß er sich bei seiner Darstellung des „Rußland jenseits der Grenzen" an vielen Stellen kürzer hätte fassen und sich weniger wiederholen sollen — ob nun ein „russisches Thema" eine Art Breite mit der unleugbaren Schwierigkeit kon- und präziser Fassungen entschuldigt oder nicht.

Von einzelnen sachlichen Einwänden kann abgesehen werden, da die betreffenden Punkte für den Spezialisten leicht strittig und für das breite Publikum unwesentlich sind.

Dr. Rimscha glaubt am Schlusse seiner Ausführungen von einem Blick in die Zukunft nicht absehen zu können, indem er das Bild einer starken russischen Irredenta malt, aus der er eine Gefahr für Europa abzuleiten für möglich hält. Er vergißt, daß die Bezeichnung „Irredenta" nur dort einen Sinn hat, wo eine völkische Minderheit auf vom Mutterlande losgerissenem Boden unter fremdem Druck lebt und nach Wiedervereinigung mit dem Mutterlande strebt. Keine Emigration ist in diesem Sinne „unerlöst" Eine Irredenta ohne die dazu gehörige Territorialität ist nicht denkbar, und ihr fehlen alle Momente, welche seinerzeit den Tiroler Italienern u. a. ihre Bedeutung verliehen haben. Der politischen Struktur der russischen Emigration mißt Dr. Rimscha vielleicht zu große Bedeutung bei. Sie war, einmal von Rußland losgerissen, tot, ist in der zweiten Generation nur mehr ein Schemen, dessen Umrisse in der dritten sicherlich bereits völlig verwischt oder in die der entsprechenden Erscheinungen in der jeweiligen neuen Heimat übergegangen sein werden.

Dr. Rimscha hat seinem Buche ein anerkennenswert reichhaltiges Literaturverzeichnis angehängt. Er selbst stützt sich jedoch fast ausschließlich auf Zeitungen und einige Standardwerke der Rußlandliteratur. Alle diese Werke pendeln in demselben Dilemma: einerseits zwischen dem Wunsch, durch all das Blut objektiv und ruhig zu sehen, dem angesichts all des Abstoßenden fast ängstlichen, dann wieder überkühnen Suchen nach einer großen neuen Welt, nach dem Idealgrunde des grundlosen russischen Geistes, wo neben halb unbewußter, ganz triebhafter, und darum um so stärkerer Lebensbejahung in der wirklichen und dargestellten Tat eine schließlich bis zum Äußersten gehende Lebensverneinung im Gedanken steht; — andererseits der fatalen Unvereinbarkeit des geträumten russischen Idealbildes mit der gerade in Rußland so erbarmungslosen Wirklichkeit. Die Hoffnungslosigkeit solcher Versuche entschuldigt es auch, wenn der Verfasser nicht ansteht, S. 202 ernsthaft Nötzel zu zitieren: daß „diese Welt (d. h. die Welt außerhalb Rußlands) eben noch viel massenhaftere und qualvollere Morde verübt — nur nicht unmittelbar: statt auf ihre Opfer blickt sie auf Kurszettel und Bankabrechnungen. Dem gegenüber kann in der Aufrichtigkeit des bolschewikischen Mordens noch ein Vorzug erblickt werden" Dies setzt Dr. Rimscha an anderer Stelle zum Überfluß nochmals hin. Da muß doch bemerkt werden, daß die bloße Vermutung, dem Verfasser könnten ähnliche Gedankenentgleisungen selbst nicht ganz fernliegen, dem Kredit der Arbeit eines Gelehrten im höchsten Maße schädlich sein könnte.

Bald ist es dilettantische Unkenntnis eines Landes und Volkes und seiner Geschichte, bedingt z. T. durch Unkenntnis der Sprache, bald die europäische, insbe-

sondere deutsche Wunderfreudigkeit in russischen Dingen, bald schließlich vielleicht einfach die Furcht, durch eine kühle oder ablehnende Beurteilung des bolschewistischen Rußland in den Verdacht einer „Emigrantenpsychose" zu kommen, was der Rußlandliteratur wirkliche Fruchtbarkeit versagt. Um so erfreulicher liest sich Prinz Rohans anspruchsloses Skizzenbüchlein „Moskau" Der Verfasser geht großzügig über den Teil des „Experiments" hinweg, der, auf einer haltlosen Theorie beruhend, mit Naturnotwendigkeit in die jetzt sicherlich schon zwangsläufige Entwickelung Rußlands einmünden muß. Er maßt sich kein Urteil über den anderen Teil an. Er schildert hier kurz, und verweilt dort länger, bei einzelnen Gebieten des neuen russischen Kunstlebens z. B., so beim Theater. Er wird warm bei wirklichen Gestaltern, wie bei Taïrow und Mayerhold. Er versucht mit schönem, weil jedes fachmännischen Mäntelchens baren Optimismus den Machthabern des Bolschewismus näherzutreten. (Warum soll er, der rußlandgeschichtlich Unbelastete, sich nicht für Lenins Apotheose erwärmen?) Kurz, er zeichnet ein lebendiges Bild. Er liebt das nackte Rußland, so wie es war und ist, und keine soziologischen oder gar kulturhistorischen Konstruktionen. Sein vorausgeschicktes konservatives Glaubensbekenntnis verleiht dem Ganzen eine unverfängliche Wärme.

Es scheint fast, als werde der nun einmal unvermeidliche vorausgreifende Optimismus Rußland gegenüber die Richtung wählen müssen, die Rohans liebenswürdiger Dilettantismus unwillkürlich eingeschlagen hat. Geschichtswissenschaft ist etwas anderes, und sie wird nur positiv sein dürfen, im übrigen aber vorläufig, was Rußland betrifft, kälteste Zurückhaltung beobachten müssen.

Harald Frisch

Elisabeth Siewert, Der Sumbuddawald 239 S., Ringverlag Berlin 1928.

In diesem schmalen Novellenbändchen spricht, was vorausgeschickt sei eine wirkliche Dichterin zu uns. Sie spricht zu uns ganz besonders, weil sie uns aus dem Östlichen in uns unmittelbar verständlich ist, auch da, wo sie an Unaussprechbares rührt. Ihr verlorenes Kindheitsparadies, um das ihre Träume kreisen, liegt im abgetretenen Korridorgebiet. Wir kennen die scheue Zärtlichkeit, mit der sie das angefremdete und doch so bodenständige Deutsch ihrer kaschubischen Heimat den einfachen Menschen des Landes ohne jeden Hauch von Persiflage in den Mund legt, und wir begreifen auch, warum die Gutsbesitzerstochter, die einem Räuberhauptmann nachlief, wie ihn wohl auch der Binnendeutsche Raabe zu sehen vermöchte, für diesen nicht mehr Luise, sondern Dijamitza heißt. Wir fassen vielleicht nicht mehr alle Mystik, die um den „Sumbuddawald" geistert. Dazu muß man wohl Slawischem näher sein, als unser umhegtes Deutschtum es in der Abwehr je wollte und vermochte. Immerhin haben wir uns mit dergleichen mittelbar auseinandergesetzt. Ähnliches gilt für die dritte Novelle „Das siebenfache Leben des Hirten Mathias" Den Inhalt der Novellen wiedergeben zu wollen, wäre sinnlos. Wir wiederholen: sie stammen von einer ostdeutschen Dichterin, die Ostmenschentum, Deutschtum und Dichtertum in erstaunlichem Maße in sich vereinigt und die dem baltischen Leser wirklich etwas zu sagen hat. M. H. B.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Die erste baltische Wirtschaftskonferenz

Von Eduard Knappe

Die Annäherungsbestrebungen der baltischen Staaten Lettland, Estland und Litauen beginnen fast zugleich mit der Loslösung aus dem alten russischen Reich und der Aufrichtung der gegenseitigen Grenzen. Diplomatie und Wirtschaft waren sich vollkommen darüber einig, daß die politische Selbständigkeit nicht die historisch gegebene Wirtschaftsverbundenheit auflösen dürfe; im Gegenteil, ein im wesentlichen ungetrenntes Wirtschaftsgebiet wurde als Voraussetzung einer gedeihlichen Entwicklung des Eigenlebens empfunden und gefordert.

Bei dieser eindeutigen Stellungnahme aller maßgebenden Kreise lag für die Wirtschaft anfangs kein Grund vor, von sich aus die praktische Durchführung dieser Bestrebungen zu betreiben, zumal es die Staatsführung an kräftiger Initiative nicht fehlen ließ und den Rahmen für die Durchführung der wirtschaftlichen Annäherung alsbald vertraglich festlegte.

Mit dem Abschluß des Zollunionsvertrages zwischen Lettland und Estland, dem sich in Zukunft anzuschließen Litauen in feste Aussicht stellte, beginnt jedoch der Weg in die Sackgasse, in der heute diese Frage angelangt ist. Die durch Jahre hindurch geführten Verhandlungen und praktischen Arbeiten an der Vereinheitlichung der Zollsätze sind resultatlos abgebrochen worden, und auch die Festsetzung bestimmter Termine und der Abschluß eines erweiterten Vertrages im Februar vorigen Jahres haben die allmähliche Versandung der ganzen Frage nicht aufhalten können. In den Begrüßungsansprachen der Regierungsvertreter der beteiligten Staaten auf der Konferenz der maßgebenden wirtschaftlichen Organisationen jetzt in Riga kam diese pessimistische Auffassung unzweideutig zum Ausdruck, daß nämlich die Diplomatie vor der Tatsache steht, daß auf dem eingeschlagenen Wege nur rein formale Erfolge zu verzeichnen sind, sonst nichts, und man daher von der Wirtschaft erwarte, daß sie gangbare Wege vorzeichne.

Oberflächlich betrachtet, scheint der Mißerfolg durch ein immer stärker sich geltend machendes Widerstreben der anfänglich voll mitgehenden Wirtschaftskreise bedingt zu sein. In Estland fürchte man sich angeblich vor den möglichen Hegemoniebestrebungen Rigas, wo-

durch der Handel Estlands beeinträchtigt werden könnte, und in Lettland vor der Konkurrenz der aus dem Weltkriege unverhältnismäßig weniger geschwächt hervorgegangenen Industrie Estlands. Zuguterletzt wird auch der lettländische Handelsvertrag mit Rußland in diesem Sinne gewertet.

Gewiß bestehen derartige Bedenken; sie betreffen jedoch lediglich Teilfragen und haben sich bereits von Anfang an geltend zu machen versucht, ohne je ausschlaggebende Bedeutung erlangen zu können. Die grundsätzliche Bereitschaft zur Verfolgung des angestrebten Zieles ist ununterbrochen vorhanden gewesen und unzweideutig durch das Zustandekommen der stattgehabten Konferenz bewiesen worden. Nur in der Verfolgung dieses Zieles hat sich die Wirtschaft bisher abwartend verhalten, — es hat 10 Jahre gedauert, bis die Hoffnungslosigkeit des eingeschlagenen Weges die Vertreter von Handel und Industrie veranlaßte, nunmehr von sich aus auf dieser ersten Konferenz zu dieser Frage das Wort zu ergreifen.

Die alleinige Führung auf diesem Wege lag bisher bei den Außenministern der beteiligten Staaten, und der ganze Verlauf und das Ergebnis der Verhandlungen hat denn auch den Stempel dieser Führung erhalten. Ressortmäßig konnten dort nur die außenpolitischen Probleme sachgemäße Behandlung erfahren, die Probleme, die an den Reibungsflächen mit den fremden Staaten, an den Grenzen, in Erscheinung treten. Aus dieser Einstellung ergab sich als selbstverständliche Folge die vorwiegende Behandlung rein zollpolitischer Probleme. Zollunion hieß das Ziel, und allein Fragen des Zolltarifs wurden praktisch in Angriff genommen und die Wirtschaft zur Mitarbeit herangezogen. Alle anderen Fragen erhielten demgegenüber nur eine untergeordnete Stellung und haben keinerlei weitere Förderung erfahren. Vorgeschwebt hat allen jedoch eine Wirtschaftsunion, deren logische Folge erst die Zollunion ist.

Die Wirtschaft hat der außenpolitischen Führung willig Folge geleistet und unter Opferung vitaler Interessen an der Vereinheitlichung der Zollsätze, wie solches vertraglich als erster Schritt vorgesehen war, mitgearbeitet. Allein diese Arbeiten sind es gewesen, die z. B. in Lettland die wirtschaftlich dringend erforderliche Erneuerung des Zolltarifs im Laufe von über fünf Jahren immer wieder hinauszögerten, bis schließlich die Fruchtlosigkeit des eingeschlagenen Weges zur Aufstellung eines selbständigen Zolltarifs und Einführung desselben im Frühjahr dieses Jahres führte. Diese Tatsache ist allgemein als eine Aufgabe des Gedankens an eine Zollunion gewertet worden, sie bedeutet jedoch nur die endliche Abkehr

von dem bisher eingeschlagenen Wege, auf dem sich die außenpolitische Führung restlos totgelaufen und den praktischen Beweis erbracht hatte, daß das Wesen des immer wieder deklarierten Zieles: „Vereinheitlichung der Wirtschaftskörper" grundsätzlich mißverstanden worden war, indem, drastisch ausgedrückt, das Pferd vom Schweife aufgezäumt werden sollte.

Den grundsätzlich anderen Weg hat die erste baltische Wirtschaftskonferenz am 21. und 22. April 1928 eingeschlagen. Von Zollunion ist auf ihr nur ganz nebenbei — als praktisch vorläufig gegenstandslos — gesprochen worden, dagegen wurden in einschlägigen Referaten die wirtschaftliche Gesetzgebung der einzelnen Staaten behandelt und festgestellt, erstens, wie weit sie unwirtschaftlich ist, zweitens, wie weit die eine von der anderen abweicht. Das aufgerollte Bild hat den erschütternden Beweis erbracht, daß man wohl zehn Jahre lang das Wort Zollunion im Munde führen konnte, sich in der Praxis jedoch um die Voraussetzungen der Zollunion — die Stellung der einzelnen Wirtschaftskörper unter eine im wesentlichen gleiche Wirtschaftsgesetzgebung — nicht im geringsten gekümmert und eine Buntscheckigkeit der Gesetzgebung geschaffen hat, die dem Willen der Wirtschaft zur Einheit die größten Widerstände entgegensetzen muß. Der zurückhaltende Ernst und leise Pessimismus, der im Grundton die Konferenz beherrschte, ist daher nur zu verständlich: es hilft nichts, von Zollunion zu sprechen, solange Handel und Industrie in den einzelnen Staaten unter gänzlich verschiedenen Voraussetzungen zu arbeiten haben, wenn, angefangen mit der Arbeitszeit und der sozialen Belastung und geendigt mit der Zollpolitik, ein Land ganz andere Wege verfolgt, als das andere.

Diesen Eindruck allein konnte man beim Anhören der auf der Konferenz zum Vortrag gelangten 10 Referate erhalten. Am Schluß jedes Referates wurden der Konferenz die vom Referenten ausgearbeiteten Resolutionsvorschläge zur Annahme empfohlen. Im einzelnen betrafen sie folgendes: 1. Grundsätzliche Stellungnahme zur kapitalistischen Wirtschaft, zur privatwirtschaftlichen Tätigkeit des Staates, zum Staatsbudget, Genossenschaftswesen und zur Wirtschaftspolitik des Staates. 2. Steuern, Arbeitsschutz und Sozialversicherung. 3. Zwischenstaatliche Vereinbarungen von Handel und Industrie. 4. Handelsverträge und Zollpolitik und 5. Verkehrswesen. Neben der Hervorhebung der grundsätzlichen Stellungnahme zu den einzelnen Tatsachen des Wirtschaftslebens war allen diesen Vorschlägen gemeinsam der Hinweis auf die Notwendigkeit einer

Vereinheitlichung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, wobei zum Teil auch die betreffenden Gesetze namhaft gemacht wurden. Eine Diskussion über die einzelnen Vorschläge hat nicht stattgefunden, sondern der Konferenz wurde ein gemeinsamer Resolutionsvorschlag der staatlichen Gruppen zur Annahme empfohlen, der dann auch einstimmig gebilligt wurde. Neben dem Beschluß, die wirtschaftliche Annäherung durch Abhaltung ständiger Konferenzen zu fördern, haben in diese Resolution nur wenige Resolutionsvorschläge der Referenten Aufnahme finden können, und zwar die über Arbeitsschutz, Sozialversicherung, Handelsverträge und Handelsschiffahrt, während alle übrigen Fragen der Behandlung auf der nächsten Konferenz zugewiesen wurden. Hieraus ist zu ersehen, daß sich die Konferenz über wesentliche Vorschläge nicht schlüssig werden konnte und die Entscheidung daher vertagt werden mußte. Als Grund mag zum großen Teil die Tatsache herangezogen werden, daß es technisch nicht möglich war, den Vertretern der einzelnen Wirtschaftsorganisationen noch vor der Tagung die Thesen und Resolutionsvorschläge zuzusenden, so daß innerhalb der staatlichen — lettländischen, estländischen und litauischen — Gruppen zu ihnen keine Stellung genommen werden konnte; zum Teil spielten jedoch auch die politischen Verhältnisse namentlich Litauens, welche den Vertretern eine gewisse Zurückhaltung in ihrer Meinungsäußerung gebot, eine Rolle.

Wenn somit auch wesentliche Fragen keinen Niederschlag in einer eindeutigen Stellungnahme finden konnten, so bedeuten die zur Annahme gelangten Resolutionen doch nicht nur einen ersten vorsichtigen Schritt zur praktischen Annäherung der Wirtschaftskörper, sondern haben darüber hinaus programmatische Bedeutung. Indirekt ist durch sie erschöpfende Klarheit über die Gründe des bisherigen Mißerfolges auf dem Wege der Einigung erbracht worden, welcher die innere Gesetzgebung völlig außer Acht ließ, und der Weg vorgezeichnet, auf welchem allein eine wirtschaftliche Annäherung in Angriff genommen werden kann: über eine einheitliche und den wirtschaftlichen Interessen entsprechende Gesetzgebung.

Es ist jetzt die Aufgabe der Staatsführung, diesem Hinweis der Wirtschaft, wenn auch nur auf dem gekennzeichneten Gebiet der sozialen Gesetzgebung und der Handelsverträge, Folge zu geben und mit der Durchführung der Vereinheitlichung den Anfang zu machen. Der Verlauf der Konferenz hat den Beweis erbracht, daß es nicht die Wirtschaft ist, die dem von rechts bis links erstrebten Ziel der Wirtschaftsunion entgegensteht, — sie hat als allein maßgebende Instanz den Weg zu diesem Ziel gekennzeichnet und wird dieses auch weiterhin tun.

Die Pseudoreligion des Sozialismus

Von Nikolai Berdjajew

Aus dem russischen Manuskript übersetzt von Ernst Keuchel

Unsere Epoche steht im Zeichen eines erbitterten Kampfes zwischen Sozialismus und Christentum und verschiedener Versuche einer Annäherung zwischen Christentum und Sozialismus. Zur Aufklärung der komplizierten Beziehungen zwischen Christentum und Sozialismus muß noch ein drittes Prinzip — die bürgerlich kapitalistische Welt des XIX. und XX. Jahrhunderts — hinzugezogen werden. Christentum und Sozialismus verneinen in gleicher Weise diese Welt und scheinen sich in dieser gemeinsamen Verneinung gegenseitig zu nähern. Diese Annäherung ist aber nur eine scheinbare: denn der Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen ist nur ein scheinbarer: es ist ein und dieselbe Welt, ein und derselbe Geist. Der bürgerliche und der sozialistische Geist ruhen auf derselben Grundlage, werden von ein und demselben Glauben beseelt. Ein und derselbe Glaube an diese „Welt" und ein und dasselbe Streben nach den Gütern dieser Welt sind die treibenden Kräfte des bürgerlichen und des sozialistischen Geistes. Der Sozialismus ist das bis zu Ende durchgeführte, allgemein verbreitete und anerkannte Bourgeoistum. Der Sozialismus wünscht, daß alle — Bourgeois und Besitzer der bourgeoisen Güter dieser Welt werden. Die treibende Kraft des Sozialismus ist die Begierde nach dem Bourgeoistum. Wer selbst Bourgeois werden, seinen Platz im Leben einnehmen möchte, verneint nicht den bourgeoisen Geist und die bourgeoise Idee. In der Geschichte entrollt sich das abstoßende Schauspiel des Zusammenstoßes zweier Bourgeois, die in gleicher Weise von der Begierde nach der Macht in der Welt und der Begierde nach den Gütern dieser Welt besessen sind, die ein und dasselbe Reich unter sich teilen. Das Bourgeoistum ist keine wirtschaftliche Kategorie und sein Träger kann nicht irgendeine Klasse sein; es ist eine geistige Kategorie, es kann in allen Klassen herrschen und es kann nur geistig, religiös, nur durch eine radikale Umstellung der Welt gegenüber, aber nicht durch eine andere Verteilung der Lebensgüter, besiegt werden. Der Arbeiter kann seinem Geiste nach ebensolcher Bourgeois sein, wie der Fabrikant. Die Begierde nach dem Reichtum, das Beneiden des Reichtums macht den Menschen zu einem ebensolchen Bourgeois, wie das Besitzen des Reichtums.

Die ewigen Wurzeln des Bourgeoistums sind im Evangelium aufgedeckt. Das geistige Bourgeoistum ist früher in der Welt erschienen, als die kapitalistische Gesellschaft des XIX. Jahrhunderts mit seinen Kämpfen zwischen Proletariat und Bourgeoisie als sozialen Klassen. Das Bourgeoistum, als geistiges Prinzip, ist der ausschließliche Glaube an die Welt der sichtbaren Dinge, der Verlust der geistigen Freiheit und die Unfähigkeit zum Glauben an die unsichtbare Welt, d. h. die ausschließliche Liebe zur „Welt" im Sinne des Evangeliums, die sklavische Abhängigkeit von materiellen Gegenständen. Der Sozialismus ist die zum höchsten Lebensprinzip erhobene Liebe zur „Welt" und der Wille zum Reich dieser Welt. Er möchte die Welt so einrichten, als ob es keine „unsichtbaren Dinge" gäbe, er möchte diese „Welt", die Christus uns aufforderte nicht zu lieben, verteilen. Es ist ebenso sinnlos zu denken, daß die bourgeoise Idee den Sozialismus aufhalten oder besiegen, wie — daß die sozialistische Idee das Bourgeoistum überwinden kann. Der Sozialismus hat Recht gegenüber der in ihrem Bourgeoistum verstockten Welt und seine Siege sind unausbleiblich. Er ist das Ende des alten Lebens, aber kein Anfang eines neuen Lebens. Für das christliche Bewußtsein ist der Sozialismus eine große Lüge. Der Sozialismus steht nicht im Gegensatz zur kapitalistisch-bourgeoisen Gesellschaft, denn er ist eines Fleisches und eines Blutes mit ihr, sondern zum Christentum. Die bourgeoise Gottlosigkeit und die sozialistische Gottlosigkeit sind ein und dieselbe Gottlosigkeit.

Der bourgeoise Geist besteht seit Anbeginn der Welt, und Adam war von ihm bereits erfaßt, als er von Gott abfiel und sein Leben materiellen Dingen unterordnete. Seine stärkste Ausprägung erhielt dieser Geist jedoch in der industriell-kapitalistischen Gesellschaft des XIX. Jahrhunderts; dies Jahrhundert kann daher als das bourgeoise, vor allen anderen, bezeichnet werden. Der Mensch wird im bourgeoisen Jahrhundert nicht nach dem bewertet, was er ist, sondern was er hat, nicht nach seinem inneren Wesen, sondern nach seiner sozialen Lage. Die im Christentum verkündete absolute Bedeutung der menschlichen Seele wird nicht anerkannt. Der Sozialismus anerkennt aber am allerwenigsten die absolute Bedeutung der Menschenseele und bewertet den Menschen am allerwenigsten nach seinem inneren Wert. Der Sozialismus verwandelt den Menschen endgültig in eine wirtschaftliche Kategorie, bewertet den Menschen nur als Träger einer qualitätslosen Arbeit. Die kapitalistische Gesellschaft bewertet den Menschen gemäß der Macht, die ihm der

Reichtum verleiht, die sozialistische — nach der durch produktive Arbeit erreichten Macht. In beiden Fällen entscheidet die Quantität und nicht die Qualität, wird der Mensch nach seiner äußeren Lage, nach bourgeoisen oder proletarischen Privilegien, eingeschätzt. In der Verneinung des Menschen geht der Sozialismus weiter als die bourgeoise Gesellschaft, er unterstellt den Menschen endgültig dem Kollektivum.

Christus hat gesagt, daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr hindurchgehen, als ein Reicher ins Himmelreich kommen werde; er dachte dabei an die Seele der Reichen, an die Möglichkeit ihrer Rettung. Der Reichtum ist eine Geistesverfassung und keine wirtschaftliche Lage. Ein „Reicher" ist derjenige, der das Gebot Christi — „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles andere wird euch zufallen" — nicht erfüllen will und kann. Er sucht zuerst „alles andere" und denkt, daß das Reich Gottes dann von selbst kommen werde. Der Sozialismus will das Leben so einrichten, daß die Worte Christi auf den Armen angewandt werden können. Die Armut ist — dem Sinn des Evangeliums gemäß — auch ein Geisteszustand und keine wirtschaftliche Lage. Der Arme hängt weniger von materiellen Dingen, von der „Welt" ab, als der Reiche, und das Suchen des Reiches Gottes fällt ihm leichter. Der Sozialismus will diesen großen Vorzug des Armen vernichten; er will dem Armen den Eingang in das Reich Gottes erschweren. Die russische sozialistische Revolution hat vielen Reichen den Eingang in das Himmelreich erleichtert, für die Armen ihn aber unendlich erschwert. Denn wenn das Herz des Armen durch Neid und Rachegefühle, Bosheit und Haß vergiftet wird, ist es für ihn schwer, ins Himmelreich einzugehen, und er wird ein Erbe des Reiches dieser Welt. Der Sozialismus liebt den Reichtum und haßt die Reichen. Das Christentum liebt die Armut und verwirft jeden Haß. Christus hat uns geboten, den Hungrigen zu speisen, aber nicht — das Herz des Hungrigen mit Haß gegen den Satten zu erfüllen. Christus hat geboten, das letzte Hemd dem Nächsten abzugeben, aber nicht — das Hemd wegzunehmen. Wenn das Hemd abgegeben wird, nimmt die Liebe in der Welt zu, wird das Hemd weggenommen, nimmt der Haß zu. Der Sozialismus schädigt vor allem nicht die Reichen — er hilft ihnen vielleicht; er schädigt die Armen, er vergiftet und vernichtet ihre Seelen. Der Sozialismus will eine Welt schaffen, in der ein heiliger Franz von Assisi — der „Arme Gottes" — unmöglich sein wird.

Die Brüderlichkeit und Gleichheit der Menschen vor Gott, die Sorge um den Hungernden, um das tägliche Brot für jedes menschliche Wesen — ist durchs Christentum in die Welt gekommen. Für die edelsten Menschen der alten Welt war die Brüderlichkeit unfaßbar. Die griechisch-römische Welt war aristokratisch in einem dem Christentum fremden Sinne. Das Christentum hat zuerst die unendliche Bedeutung einer jeden Menschenseele verkündet. Ohne das Christentum wäre die soziale Frage nie aufgerollt worden, da der geistige Boden dafür gefehlt hätte. Es liegt daher nahe, eine innere Verwandtschaft zwischen Christentum und Sozialismus anzunehmen. Man liebt es heutzutage, unter dem Druck der Lügen des Lebens, den Kommunismus der „ersten Christen" als ideales Ziel hinzustellen. Der Gegenwartssozialismus löst die geistige Aufgabe des Gesellschaftslebens auf eine äußerlich-mechanische und gewalttätige Weise. Der Sozialismus ist auf dem Glauben aufgebaut, daß es durch Revolutionen und gewaltsame Umstürze, durch zwangsmäßige soziale Organisationen möglich sei, die Gesellschaft auf den Grundsätzen der Brüderlichkeit und Gleichheit umzugestalten.

Der Sozialismus will die Menschen *zwingen*, tugendhaft zu werden; für geistiges Streben und sittlichen Heroismus, für Aufopferung und Liebe hat er kein Verständnis. Alle geistigen und sittlichen Lebensaufgaben werden mechanisch, durch die materielle Organisation des Lebens, gelöst. Der Sozialismus ist prinzipiell mit dem *Materialismus* verbunden. Sozialismus muß, im genauen Sinn des Wortes, eine solche Richtung benannt werden, die den Schwerpunkt in die materielle und äußerlich-mechanische Lösung der Lebensaufgaben verlegt. Die Rettung wird von außen und nicht von innen, von wirtschaftlichen Einrichtungen und nicht von geistigen Umwälzungen erwartet. Der Sozialismus ist keine Revolution des Geistes, der Geist bleibt der alte. Er will die Lebensaufgabe, die nur für den neuen Adam, nur für den durch Christus erneuerten Menschen gelöst werden kann, für den alten Adam lösen. Der Sozialismus glaubt, daß die Brüderlichkeit ohne Kampf mit der Sünde und ohne Sieg über die Sünde möglich ist. In dieser Beziehung steht er im Gegensatz zum Christentum. Brüderlichkeit ist eine Äußerung des Geistes; eine äußerliche gesellschaftliche Organisation kann aber nur eine Genossenschaft bilden. Zwei Ideen, zwei Reiche — die Brüderschaft Christi und die antichristliche Genossenschaft — müssen sich bekämpfen. Der Sozialismus anerkennt nicht die Freiheit des Geistes und will ohne sie das Problem der Gesellschaft lösen. Die

Freiheit des Geistes enthält den Keim des Bösen und des Leidens, aber mit der durch die göttliche Gnade durchleuchteten Freiheit sind die Äußerungen des höchsten Heils verbunden. Der Sozialismus verwirft die Last der Freiheit im Namen des Glückes der Menschen, er besteht nicht die Prüfung der Freiheit. Das Christentum ist die Religion der Freiheit und der freien Liebe. Der Sozialismus ist die Religion des Zwangs und der zwangsweisen Vereinigung. Der Sozialismus erliegt der von Christus in der Wüste überstandenen Versuchung: der Verwandlung der Steine in Brot und der Anerkennung des Reiches dieser Welt. Der Sozialismus hat in dieser Beziehung die falsche Idee der Zwangs-Theokratie geerbt, es ist die säkularisierte Form der alten theokratischen Idee, die das Reich Gottes auf Erden zwangsweise errichten wollte und den Aufstand der neuen Geschichte hervorgerufen hat.

Wie alle großen Ideen, die große Bewegungen in der Geschichte ausgelöst haben, hat der Sozialismus alte religiöse Wurzeln. Er wurzelt in der alt-hebräischen messianischen Idee, im alt-hebräischen Chiliasmus, in der Erwartung der Erscheinung des Messias als eines irdischen Königs, der auf der Erde Gerechtigkeit und ein äußeres Reich Gottes errichten wird. Dieser Zug der messianisch-chiliastischen Erwartung der Juden hat zur Verwerfung des Messias-Christus, des Sohnes Gottes, der in einer erniedrigten Gestalt erschien, geführt. Dieser Zusammenstoß bildet den Knotenpunkt der Weltgeschichte. Das jüdische Volk forderte ungeduldig die Verwirklichung der Gerechtigkeit auf Erden, der unmittelbaren Errichtung des Königreiches Israel. Diese Ungeduld, diese Forderung hat, in einer anderen Weltepoche, einen anderen Träger gefunden — den genialen Juden Karl Marx, der, in säkularisierter Form, die alt-hebräische messianische Idee ausgedrückt hat. Marx ist von messianischem Geist beseelt. Er überträgt alle messianischen Eigenschaften des auserwählten Volkes Gottes auf das Proletariat, auf die auserwählte Klasse, die dazu berufen ist, Erretter und Erlöser der ganzen Menschheit von Übel, Leiden und Ungerechtigkeit zu werden. Das Proletariat — ist der Klassen-Messias, das neue Israel. Es ist die einzige Klasse, die frei ist von der Erbsünde der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, und daher ist sie der Keim der wahren Menschheit. Diese Klasse ist die Inhaberin der vollen Wahrheit, während die anderen Klassen im bourgeoisen Dunkel verblieben und ihr Bewußtsein durch die Sünde der „Exploitation" verunstaltet ist. Im Unterschied zur skeptischen Demokratie, die den

wahren Willen des Volkes nicht kennt und daher die Wahlfreiheit eingeführt hat, maßt der Sozialismus sich an, die Wahrheit sowie den Volkswillen zu kennen, und verwirft deshalb die Wahlfreiheit.

Die sozialistische Gesellschaft maßt sich an, eine sakrale Gesellschaft, die in jeder Beziehung der theokratischen gleicht, zu sein. Es ist das keine weltliche Gesellschaft, und gleich der mittelalterlichen Theokratie verneint sie die Gewissensfreiheit. Der sozialistische Staat hat seine eigene herrschende Religion und er verleiht den Bekennern dieser offiziellen Religion eine privilegierte Stellung. Die Herrschaft soll nicht dem faktischen Proletariat, als Menschenmaterial, gehören, sondern demjenigen Teil des Proletariats, der die sozialistische Wahrheit kennt, den bewußten Trägern der „Idee" des Proletariats: das kann natürlich nur eine geringe Minderheit sein. Daher rührt der Zusammenhang des Sozialismus mit der Diktatur. Die Träger der wahren Idee des Proletariats, der messianischen Idee, müssen sie mit Feuer und Schwert verbreiten — nicht nur alle anderen Klassen dazu zwingen, sondern auch diejenigen Proletarier, die ihre Idee, ihre messianische Berufung noch nicht erkannt haben. Der wahre, konsequente Sozialismus ist der Sozialismus von Marx — in der Theorie, der Sozialismus der russischen Bolschewisten — in der Praxis. Alles andere ist Halb-Sozialismus, eine Übergangsform zwischen Sozialismus und Demokratie, ein in religiöser Beziehung neutraler sozialer Reformismus.

Der Sozialismus tritt in die Welt mit religiöser Anmaßung, er ist selbst eine Religion, die auf ihre Weise die Menschheit erretten will, und deshalb ist sie mit keiner anderen Religion vereinbar. Der Sozialismus ist eine Pseudo-Religion, eine Pseudo-Theokratie oder Satanokratie. Der Sozialismus ist die endgültige und voll ausgeprägte Äußerung des uralten zwangsweisen quantitativen Universalismus, der zwangsweisen Rationalisierung des Lebens, der zwangsweisen Vereinigung der Menschen, der zwangsweisen Organisation des irdischen Wohls. Diese Idee wurde zuerst in den alten Theokratien und im Imperialismus verkörpert und zuletzt endgültig im internationalen Sozialismus. Es ist das eine pseudo-optimistische chilialistische Idee, die überall ihren Willen zur Macht äußert, überall das Leben verunstaltet, indem sie seine Irrationalität vergewaltigt. Der sogenannte „christliche Sozialismus" ist kein echter Sozialismus und ist sogar eine Art des Kampfes mit dem Sozialismus. Ich wäre bereit, mich zum christlichen Sozialismus zu bekennen, wenn ich diese Wortbildung für gut gewählt hielte. Ebenso gern wäre ich

bereit, mich als Anhänger des Gilden-Sozialismus zu bekennen.

Der Sozialismus enthält trotzalledem einen wahren Kern, und diese Wahrheit muß anerkannt werden, damit es erfolgreich bekämpft und besiegt werden kann. Der Sozialismus rollt ein Problem auf, das auch das christliche Bewußtsein beschäftigt und eine lebensvolle Lösung erfordert. Die Grundlagen der kapitalistisch-bourgeoisen Gesellschaft sind falsch und dem Christentum entgegengesetzt. Der Sozialismus tritt nun auf als eine Sühne für die Sünden dieser Gesellschaft. Die Einsamkeit der Menschen, der Zerfall der Gesellschaft in sich gegenseitig bekämpfende und für entgegengesetzte Interessen ringende Atome ist unerträglich. Viel zu vielen droht innerhalb dieser Gesellschaft der geistige und materielle Hunger. Der Atomismus und Individualismus der Gesellschaft des XIX. und XX. Jahrhunderts und der ganzen Gegenwartskultur ist ein Resultat des Abfalles vom Christentum, eine Verletzung der hierarchischen Gesellschaftsordnung, gemäß der das materielle Prinzip dem geistigen untergeordnet sein muß. Den Ökonomismus unserer unreligiösen Epoche hat nicht Marx erfunden: er hat nur dasjenige widergespiegelt, was in der Wirklichkeit vorsichgegangen ist. Der geistige Mittelpunkt des Lebens, des individuellen Menschen und der ganzen Gesellschaft ist verlorengegangen, und alle haben sich gegen alle aufgelehnt. Der Sozialismus ist nur die Kehrseite dieses Individualismus und Atomismus, dieses geistigen Zerfalls der Gesellschaft. Für den Sozialismus ist der Mensch ein Atom, das für seine Interessen kämpft und sich mit den anderen Atomen nur wegen dieser Interessen vereinigt. Der Sozialismus kennt keine organische Einheit, keine geistige Gemeinschaft, kein großes Ganzes, dem die Interessen und Wünsche der Einzelpersonen und Klassen untergeordnet werden müssen. Das Proletariat, das Kollektivum, die Kommune ist keine organische geistige Einheit, sondern eine mechanische Zusammenfügung der Atome, die Umkehrung des individualistischen Zerfalles, die Sühne für diesen Zerfall. Individualismus und Kollektivismus verneinen in gleicher Weise die ontologischen Grundlagen der Gesellschaft.

Der Sozialismus mit seiner Anmaßung ist entstanden, weil die christliche Gemeinschaft der Menschen nicht verwirklicht worden ist, weil die sich heuchlerisch christlich nennende Gesellschaft nicht erfüllt war von brüderlichem Geiste. Die Schaffung einer christlichen Gesellschaft und christlichen Gemeinschaft ist nicht nur die Aufgabe des individuellen sittlichen Willens einzelner Menschen – es ist die Auf-

gabe der Erneuerung der Seele der Völker und der Seele der Gesellschaften, überindividueller organischer Einheiten. Die Gesellschaft soll nicht aus Atomen, sondern aus Korporationen, Zünften, organischen Vereinen zusammengesetzt sein. Das ist nicht die Aufgabe der einzelnen christlichen Seele, sondern der christlichen Kirche, die Verkirchlichung der Gesellschaft von innen, die Einfügung der Gesellschaft in den kirchlichen Organismus. Auf äußere, mechanische und zwangsweise Art kann das nicht erreicht werden, es setzt die Wirkung des freien Menschengeistes und der göttlichen Gnade voraus. Die christliche Brüderschaft ist eine Gesellschaft der Gnade und keine des Gesetzes. Das Reich Gottes kommt unsichtbar, es wird nicht nach der Art der Staaten dieser Welt geschaffen.

Die wahre christliche Gesellschaft gleicht weder der alten Theokratie, noch dem neuen Sozialismus. Sie muß aber das auch vom Sozialismus gestellte Problem lösen. Die Frage, ob die Menschen untereinander Brüder oder — Wölfe sein sollen, ist eine christliche Frage, eine eher christliche, als soziale. Sofern der Mensch, gemäß seiner alten Natur, in der sündhaften Welt lebt, ist er dem Gesetz unterworfen und nicht nur der Gnade, und er muß die Gesetze erfüllen. Im wirtschaftlichen Leben muß er sich demgemäß den Forderungen der Steigerung der Produktivität fügen, ohne in eine ungesunde soziale Schwärmerei zu verfallen. Die Ungleichheit ist eine Bedingung des Wachstums des Lebens. Das Streben zur absoluten Gleichheit ist eine Enthropie im sozialen Leben. Der Weg zum neuen christlichen Leben — nicht nur dem persönlichen, sondern auch dem gesellschaftlichen — führt nicht durch das Erleben der Kränkung der sich als Stiefkinder Gottes Fühlenden, sondern durch das Erleben der Schuld der sich als Kinder Gottes Fühlenden. Buße führt zu neuem Leben und befreit von der Gewalt der bösen Vergangenheit. Die Auflehnung der Gekränkten macht sie zu Sklaven der verhaßten Vergangenheit. Der Sozialismus will sein Reich auf der Psychologie der Kränkung und nicht der Schuld aufbauen, darum ist er unfähig, ein neues Leben zu schaffen: er kann nur eine Reaktion gegen die schlechte Vergangenheit sein.

Zwei Wege liegen offen vor den Menschen: der Weg der christlichen Freiheit und Liebe, der Weg des freien und gnadenreichen Erfüllens der christlichen Gebote, oder der Weg der zwangsweisen und gewalttätigen Organisation der Menschheit durch Bosheit und Haß, der antichristliche Weg. In der Mitte des humanistischen Reiches wird man nicht lange verweilen dürfen, die Zeit nötigt zu letzten,

endgültigen Entscheidungen. Der Sozialismus stellt die eschatologische Frage, und darin besteht sein großes Verdienst. Es muß eine neue christliche Epoche beginnen, während der die Kirche die eschatologische Frage, die Frage nach dem Schicksal der menschlichen Gesellschaft, beantworten wird. Das russische Volk, als ein apokalyptisches Volk, hat den Versuch der Verwirklichung des Sozialismus gemacht, es lehnt den Mittelweg des humanistischen Reiches, der Demokratie und des Rechtsstaates ab. Es hat das wahre geistige Wesen des Sozialismus offenbart. Die Völker können vieles aus diesem Versuche lernen. Dostojewsky sagt, daß das Problem des Sozialismus vor allem das Problem von Gott und der Unsterblichkeit ist. Nicht als Bourgeois müssen wir Gegner des Sozialismus sein — denn die bourgeoise Feindschaft gegen den Sozialismus ist machtlos — sondern als Christen. Die negative Wahrheit des Sozialismus braucht nicht anerkannt zu werden — sie ist eine christliche Wahrheit. Der Sozialismus ist ein Zeichen dafür, daß das Christentum seine Aufgabe in der Welt nicht erfüllt hat. Daran ist aber nicht das Christentum schuld, daran sind wir schuld, daran bin ich schuld. Die christlichen Prophezeiungen waren nicht optimistisch: sie haben vorausgesehen, welcher Art wir sein werden. Die Freiheit des Geistes ist uns aber verblieben, uns ist somit auch unsere Pflicht vor Gott und den Menschen gewiesen.

Der Kampf zwischen Volk und Staat um den Boden der preußischen Ostmarken

Von Harald Laeuen

Um in Grenzbodenfragen Abstand und damit Urteilsmöglichkeit zu gewinnen, ist es gut, einmal den Blick von den schwer zu erfassenden Vorgängen der Gegenwart abzuwenden und sich daran zu erinnern, daß schon ein abgeschlossenes Kapitel eines politischen Kampfes um den Boden vor uns liegt in dem Versuch des preußischen Staates, den Boden in Posen und Westpreußen für das Deutschtum zu erobern. Diese Politik hat so im Vordergrund des öffentlichen Interesses gestanden, daß andere Erscheinungen gleicher Art in Europa darüber fast unbeachtet bleiben konnten. Rußland kolonisierte mit großrussischer Tendenz in den Schwarzmeergebieten.

In Böhmen kämpften die Tschechen mit den Deutschen um jedes Haus und jeden Acker mit derselben Leidenschaftlichkeit wie die Polen in Preußen. Und wenn heute auf böhmischem Boden dieses Ringen um den Bodenbesitz in ganz anderen Ausmaßen und mit ganz anderen Methoden fortgeführt wird, so vermag das doch nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die sofort der preußischen Siedlungspolitik geschenkt wurde. War es der Haß der aufstrebenden Slaven gegen das Germanentum? oder der Instinkt der Demokratie gegen ein seiner Natur nach aristokratisches Staatswesen, der zu einer so starken Verurteilung des preußischen Vorgehens in der europäischen Öffentlichkeit führte? Doch vermöchte das nicht den Mißerfolg dieser Politik zu erklären. Dessen Ursachen reichen weit zurück. Der verhängnisvolle Verlust ostelbischen Kolonisationslandes durch Versailles ist nur die letzte Etappe eines langen Kampfes, in dem der preußische Staat Schritt für Schritt gegen das polnische Volkstum verlor.

Mit der Gegenüberstellung von Volk und Staat ist das wesentliche Merkmal dieser nationalpolitischen Auseinandersetzung getroffen. Es war ein Kreuzen ungleicher Waffen. Die deutsche Seite ließ als einzige Kraft den staatlichen Motor wirken und verhinderte geradezu dadurch die Entfaltung eines völkischen Eigenlebens, während die Polen, durch keinen staatlichen Mechanismus und unpersönliche Bürokratie gehemmt, sehr lebendig und ganz auf persönliche Gefolgschaft gegründet ihre Gegenaktion aufbauten. Wenn man heute die Vorkriegsvorgänge in Posen überblickt, so gewinnt man den überraschenden Eindruck, daß das Preußische als geistiges Element, als die Gesinnung eines Kolonistenvolkes, das auf dem gleichen Boden wie das Polentum gewachsen war, in diesem Kampfe kaum eingesetzt worden ist und daß es viel eher eine demokratisch-bürokratische Note neudeutscher Prägung war, die zu dem Mißlingen der Germanisation beigetragen hat. Es war nicht nur die Begrenzung an materiellen Mitteln, die die Ansiedlungskommission über kleine Wirkungen nicht hinauskommen ließ, es war der aus kleinen Vorstellungen geborene Gedanke der Bodenreform selbst, der nicht ausreichte, um den schwierigen und vielseitigen Prozeß der Eindeutschung eines Landes zu vollenden. Die primitive und ungeistige Auffassung, daß das ostelbische Deutschland durch bloße Ausrottung und Ansiedlung geschaffen worden wäre, ist längst widerlegt. Der Erfolg erklärt sich durch eine umfassende geistige, politische und wirtschaftliche Überlegenheit, die das einwandernde Deutschtum mitbrachte. Auf solcher

Basis bewegte sich unsere Auseinandersetzung mit den Polen nicht mehr. Im Bewußtsein unserer Macht meinten wir, daß es genüge, einen Ausdehnungsdrang ohne geistige Rechtfertigung zu betätigen. Aber wenn die Ansiedlungskommission in einem verhältnismäßig kleinen Gebiete germanisierte, drangen inzwischen die Polen auf allen anderen Abschnitten vor. Und so zeigte sich bei Beginn des Krieges das erstaunliche Resultat, daß die Polen im Verlauf des ganzen Nationalitätenkampfes ihren Besitzstand um etwa 100,000 Hektar vermehrt hatten. Der schwerfällige staatliche Apparat hatte mit der privaten Initiative der polnischen Volksorganisation nicht konkurrieren können.

Zwar erscheint volkswirtschaftlich die Arbeit der Ansiedlungskommission recht beachtlich: eine Bevölkerung von mehr als 150,000 Seelen wurde unter wirtschaftlich aussichtsreichen Bedingungen auf einer Fläche von bald einer halben Million Hektar angesiedelt, wobei man erwähnen muß, daß dieser Grund zu dreiviertel deutscher Besitz gewesen war. Welcher Oststaat, der seinen Großgrundbesitz radikal auflöste, hätte auf eine so solide fundierte und wirtschaftlich aufbauende agrar-politische Leistung hinzuweisen? Aber das Entscheidende war, daß dieses Ansiedlerelement national nicht genügend widerstandsfähig wurde, weil es zu wenig sich selbst und zu viel dem Staate verdankte. Es verwuchs nicht so fest mit dem Boden wie der Pole, der durch die Politik der Regierung geradezu zur Selbständigkeit und zur Anspannung der eigenen Kräfte erzogen wurde.

Solange das Deutschtum in Posen und Westpreußen auf sich selbst angewiesen war, hat es sich auch ohne staatlichen Zusammenhang mit dem Mutterlande nicht nur behauptet, sondern im Wege einer friedlichen Unterwanderung langsam weiter ausgebreitet. Friedrich der Große fand bereits, wie Manfred Laubert nachgewiesen hat, ein Deutschtum vor, das verhältnismäßig ebenso stark war, wie dasjenige von 1918, als die Provinzen an Polen verlorengingen. Selbst der Großgrundbesitz hatte deutschen Einschlag. Die Stadtbevölkerung war vorwiegend deutsch, ebenso das platte Land in seinen fruchtbaren Niederungen, während die Polen sich auf den sandigen Höhenböden gehalten hatten. Etwa bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts setzt sich der stille Germanisierungsprozeß im Wege der Assimilisation und der privaten Einwanderung deutscher Landwirte und Gewerbetreibenden fort.

Die Berliner Regierung versuchte zunächst durch eine friedliche Politik die Eindeutschung zu fördern. Friedrich Wilhelm IV er-

reichte durch seine Versöhnungsbestrebungen immerhin, daß sich in Posen ein geistiges Zentrum des Polentums entwickelte, das enge Berührung zum deutschen Kulturkreis suchte. Emigranten kehrten in die Heimat zurück. Die Posener Intelligenz geriet in wissenschaftliche Berührung mit den preußischen Universitäten. Polen, Deutsche und Juden lasen ohne Unterschied. Noch deckten sich sprachliche Zugehörigkeit und politische Gesinnung keineswegs. Selbst im Adel war eine gewisse Stimmung für Preußen vorhanden. Die große Masse aber stand dem polnischen staatlichen Wiederaufrichtungsgedanken völlig gleichgültig gegenüber. Sie hatte ihre wesentlichen materiellen Ziele (Bauernbefreiung, Gewerbefreiheit) durch Preußen erreicht. In den preußischen Kriegen focht sie nicht schlechter als die anderen Truppen. Und zweifellos bestand eine gewisse Chance darin, dieses Bauernelement, das keine internationalen Beziehungen der Familienverbindungen hatte, die nach Warschau und Krakau wiesen, zu gewinnen. Bismarck hat das erkannt, als er die Absicht faßte, die Macht der polnischen Oberschicht, Adel und Geistlichkeit, zu brechen, um eine Annäherung von Volk zu Volk zu ermöglichen. Aber er scheiterte daran, daß er nur noch mit staatlichen Kräften arbeiten konnte und gerade diese keinerlei germanisierende Wirkung auf den polnischen Bauern auszuüben vermochten.

Die viel verurteilte polenfreundliche Politik war eine einmalige Möglichkeit. Nachdem aber das Polentum sein geistiges Schwergewicht endgültig ins Ausland verlegt hatte, ging es von Preußen getrennte Wege, und alle späteren Annäherungsversuche wurden als Schwäche aufgefaßt. Der größte Fehler der preußischen Polenpolitik war der, daß sie keine gerade Linie verfolgte, weder im freundlichen noch im feindlichen Sinne, sondern daß sie unsicher und oft dilettantisch es einmal auf die eine und einmal auf die andere Art versuchte. Inzwischen organisierte sich das polnische Volk politisch und entfernte sich innerlich dabei vom preußischen Staat. Durch die demokratische Entwicklung wurden die breiten Massen in immer stärkerem Maße in den nationalen Kampf hineingezogen. Mehr und mehr griff der germanisierte Verwaltungsapparat in das Volksleben ein und drängte das Polentum in seiner Gesamtheit in die Opposition. Die Beseitigung der Selbstverwaltung in Posen, die Germanisierung von Behörden und Schulwesen und schließlich die staatliche Kolonisation brachten allmählich auch dem kleinsten polnischen Bauern zum Bewußtsein, daß er moralisch als preußischer Staatsbürger nicht mehr anerkannt wurde. Zwar hat sich gegen eine andersartige Behandlung der pol-

nisch sprechenden Bevölkerung von Seiten der Regierung lange Zeit das Rechtsempfinden der preußischen Beamtenschaft gewehrt. Aus den Akten jener Zeit wissen wir heute, welchen Widerstand sie stets nationalistischen Maßnahmen entgegensetzte.

Auf der anderen Seite war die staatliche Kolonisation bereits eine Rückzugsmaßnahme. Es ging nicht mehr um die Gewinnung des ganzen Landes, sondern um das Halten der deutschen Posten, die dringend nach Verstärkung riefen. So hatte sich die Lage geändert. Selbst ein Mann wie Flottwell war an das staatliche Kolonisationsproblem nur zögernd herangegangen, und auch Bismarck hat noch nicht den Hauptwert darauf gelegt. Sie wußten, was dadurch zerstört wurde. Nur in einzelnen Landesteilen, wo die große Masse der Bevölkerung sich durch die seit langer Zeit ansässigen Deutschen bereits an den Gedanken eines friedlichen Nebeneinanderbestehens beider Nationen gewöhnt hatte, hielt Flottwell die Ansetzung von Kolonisten, die ganz auf sich selbst gestellt blieben, für unbedenklich. Die mißlichen Folgen der staatlichen Ansiedlungstätigkeit stellten sich denn auch ein in Gestalt einer wachsenden Abhängigkeit der deutschen Bevölkerung von der Staatshilfe und in der noch schlimmeren Neigung zur Abwanderung. Landflucht war gleichbedeutend mit Deutschenflucht in Polen. Dazu hemmte die 1815 für Preußen unglücklich getroffene Grenzführung die wirtschaftliche Entwicklung der Ostmark. Durch das russische Zollsystem und durch die Konkurrenz des westlichen Großbetriebes wurde beispielsweise die Tuchmacherei in Posen zu Tode getroffen. Es erfolgte eine starke Auswanderung gerade deutscher Bürger nach Kongreßpolen, die zur Begründung der Lodzer Textilindustrie führte. Durch die Staatsansiedlung konnte man wohl das deutsche Element vorübergehend stärken, aber man konnte bis zuletzt weder im Großgrundbesitz noch im Bürger- und Bauerntum die Fluktuation der Bevölkerung überwinden. Das war der Hauptgrund, weshalb sich beispielsweise der Großgrundbesitz der Provinz Posen, trotzdem er (nach dem Stande von 1906) an Umfang gegenüber dem polnischen einen geringen Vorsprung hatte, zu selbständiger politischer Bedeutung nicht entfalten konnte.

Durch die Kolonisation, die mit besonderer Vorliebe mit west- und süddeutschen Elementen arbeitete, wurde der Deutschenbewegung der bodenständige Charakter genommen. Und als die Polen mit dem Schwergewicht geschichtlicher und autochthoner Kräfte ihren Widerstand entfalteten, siegten sie aus geistiger Überlegenheit. Man

hat auf deutscher Seite zu spät erkannt, daß das Problem der Gewinnung von Posen und Westpreußen ein Problem der Gewinnung des kleinen Mannes war, der die größte Schollenfestigkeit besaß. Wenn die Polen Besitzungen aufteilten, waren ihre Parzellen nur halb so groß wie die der Deutschen. Ihre Zuteilungen mochten wirtschaftlich unzureichend sein. Aber was erreichten sie? Die armen und bedürfnislosen Polaken, denen keine Arbeit zu schlecht war, die sich mit den sandigsten Böden begnügten, waren in ihrer vitalen Widerstandskraft unübertrefflich. Sie zogen eine zahlreiche Familie groß und wirkten, weil sie überall unentbehrlich waren, am stärksten polonisierend. Die deutsche Ansiedlungspolitik war viel zu sehr darauf gerichtet, einen bäuerlichen Mittelstand zu schaffen. Sie wurde von den Polen sozusagen sozial unterboten. Nach ihrer ganzen Geistesverfassung konnte sie nicht begreifen, daß gerade die unterste Schicht der Bevölkerung, die Arbeiter und Kätner, die am engsten mit dem Lande verbunden waren, durch ihre nationale Einheitlichkeit am gefährlichsten werden mußte. Nach dem Prinzip der Ansiedlungskommission war derjenige der beste Kolonist, „der durch die Ansiedlung selbst wirtschaftlich und gesellschaftlich aufsteigt" (Denkschrift von 1888). Durch diese aufsteigende Tendenz des deutschen Elementes, das in der nächsten Generation schon geistig in die Intelligenz und räumlich nach dem Westen abströmte, hatten die unteren polnischen Schichten immer wieder Ausbreitungsmöglichkeiten. Diese sozialpolitischen Verhältnisse führten dazu, daß das Polentum die staatliche Defensivpolitik mit einer völkischen Offensive beantworten konnte.

Ludwig Bernhard hat als erster darauf hingewiesen, daß die Polen von der sozialen Seite her ihren nationalen Kampf organisierten. Als die opportunistische Adelspolitik, deren Exponent die polnische parlamentarische Fraktion in Berlin war, Schiffbruch erlitten hatte, blieb nur noch übrig, den Kampf auf breiter völkischer Basis weiterzuführen. Maximilian Jackowski, einer der Hauptstützen der Politik treibenden Posener landwirtschaftlichen Zentralgesellschaft, kam im Gefängnis bei seinen nationalökonomischen Studien zu der Überzeugung, daß die Polen nur auf dem Umwege über eine alle Schichten durchdringende soziale Organisation an das Ziel ihrer Wünsche gelangen könnten. Der Organisator des Großgrundbesitzes wurde daraufhin zum Organisator des Bauerntums. Damit wird dieses sich zu der Adelspolitik gleichgültig und dem Staate gegenüber loyal verhaltende Bauerntum am Nationalitätenkampf

interessiert. Als die preußische Ansiedelungspolitik einsetzte, standen bereits überall polnische Bauerngenossenschaften da, die darüber wachten, daß in ihrem Bezirk kein Acker in deutsche Hand überging. Sie erzwangen auf der polnischen Seite eine ausgedehnte private Parzellierungstätigkeit, mit der die deutschen staatlichen Maßnahmen überboten wurden, und die für das polnische Volk die Wirkung hatte, daß es seine ungesunde Agrarverfassung stark reformieren konnte. Auch den verlotterten posenschen Adel brachte der Nationalitätenkampf zur Besinnung. Im „Zwiazek Zemian" schuf er sich ein Institut, das seinen Besitz durch solidarische Haftung wirksamer befestigte, als die preußischen Gesetze es gegenüber den deutschen Besitzern vermochten. Im Zusammenhang mit der Genossenschaftsbewegung sorgten polnische Volksbanken für die Zurückdrängung der östlichen Wucherwirtschaft. Kennzeichnend für die Verschiebung der Machtverteilung innerhalb des polnischen Volkes war, daß die politische Führung nunmehr von der genossenschaftlichen Seite gestellt wurde. Zwar haben die Bauernvereine selbst keine Politik getrieben, aber es wurde eine Selbstverständlichkeit, daß die Wahlversammlungen von Männern geleitet wurden, die eine maßgebende Rolle im Genossenschaftsleben spielen.

Das ganze politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Polen wurde infolge der preußischen Politik von dem einen Gedanken der Erhaltung der nationalen Existenz beherrscht. Das Polentum trug in den wirtschaftspolitischen Kampf seine ganzen geistigen Energien hinein. Man kann sagen, daß bei diesem Ringen um den Bodenbesitz in Posen ein genossenschaftliches oder sozialistisches Wirtschaftsprinzip, wie man es nennen will, über den individualistischen Kapitalismus siegte. Deutsche Hypothekenbanken suchten unbedenklich die günstigen Anlagemöglichkeiten im Posenschen durch die Stützung polnischer Unternehmungen auszunutzen. Das volksorganisatorisch begründete Bankwesen wurde konsolidiert durch den Anschluß an eine Berliner Großbank. Die deutschen Genossenschaften, die nur ein Teil eines komplizierten Kreditsystems waren, hatten keine anderen als materielle Ziele. Den polnischen Genossenschaften verlieh gerade das Bewußtsein einen höheren Schwung, das wirtschaftliche Rückgrat des polnischen Gemeinwesens zu sein. Der Pole, der in diesem wirtschaftlichen Kampf mit ethischen Kategorien arbeiten konnte und darum viel weniger der Versuchung unterlag, an den Gegner zu verkaufen, als der Deutsche, vollzog auf seinem Siedlungsraum eine Art „Schließung" seiner Wirtschaft und erzielte im Boykott wirkungsvolle Erfolge zur Verdrängung des deutschen Elementes.

Von dem fest organisierten, geschlossenen polnischen Siedlungsgebiet wurde der Angriff bald weiter vorgetragen. Zunächst wurde das Hauptgebiet der Ansiedlungskommission um Gnesen, wie Bernhard gezeigt hat, durch einen Kranz polnischer Genossenschaften systematisch abgeriegelt. Das hatte zur Folge, daß nach Beendigung der Ansiedlung sich in den ersten Jahren fast überall eine beträchtliche polnische Zuwanderung bemerkbar machte.

Die nächste Etappe war die Erfassung des Polentums in den national gemischten oder überwiegend deutschen Randgebieten. Ein polnisches Dorf mitten im deutschen Gebiet, das von jeher mit Deutschen im Handelsverkehr gestanden hatte, wurde in das polnische Wirtschaftssystem einbezogen und national aktiviert. So entstanden in einer Reihe von Orten plötzlich vor den Augen der Deutschen polnische Minderheiten. Das Polentum wuchs in Gegenden, wo man es nicht vermutet hätte; es drang vielfach mit solcher Wucht vorwärts, daß sich deutsche Händler, Ärzte und Anwälte zwischen dem sich ausbreitenden polnischen Grundbesitz nicht mehr halten konnten.

Aber auch in den Städten stellten sich die gleichen Erscheinungen ein. Die einseitige agrarische Politik der Regierung hatte zu einer Vernachlässigung der Städte geführt. Nun wuchs zwar in den Ansiedlerstädten das deutsche Bürgertum, aber was nützte das, denn inzwischen ging es in den Nicht-Ansiedlerstädten zugrunde. Innerhalb von nicht mehr als zwanzig Jahren haben sich im Handwerk die nationalen Verhältnisse genau umgekehrt; es war statt überwiegend deutsch überwiegend polnisch geworden. Die durch die Staatsansiedlung freigesetzte ländliche polnische Arbeiterbevölkerung strömte den Städten zu. Für die Verhältnisse in den Nicht-Ansiedlungsstädten war typisch ein Darniederliegen der Erwerbsgelegenheit und dadurch veranlaßt ein Abwandern der Deutschen und Juden, dem ein Nachrücken und Aufrücken der Polen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben gegenüberstand. So trug die Ansiedlungspolitik nicht nur zur Entwicklung des polnischen Bauerntums, sondern auch zur Bildung eines polnischen Arbeiter- und Bürgerstandes bei.

In der dritten Kampfphase wagte das Polentum sogar, verwandte slavische Stämme an sich heranzuziehen und schließlich für polnisch zu erklären. Die Wasserpolen in Oberschlesien wurden von Posen aus nationalisiert. Hier war es nicht ein Kampf um den Grund und Boden, sondern ein Kampf um die Seele des Volkes. Noch 1813 und 1848 waren als nationale Bewegung an Schlesien

spurlos vorübergegangen. Im Wege friedlicher Durchdringung hatte sich die Sprachgrenze, die 1790 noch südöstlich von Breslau verlief, immer weiter nach Südosten vorgeschoben. Dann trat ein Stillstand ein, als aus dem Posenschen Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte und Kaufleute einwanderten, die die in ihrer Heimat bewährten nationalen Kampfmittel auch auf Oberschlesien übertrugen. Die preußische Regierung hatte die national-polnische Entwicklung zum Teil selbst gefördert, als sie in den Schulen die Einführung des Hochpolnischen zuließ. Seit der Jahrhundertwende wurde die polnische Agitation noch verstärkt durch einen Einbruch der Polen in Niederschlesien. Zahlreiche posensche Bauern erwarben dort Besitzungen.

Im Norden richtete sich die polnische Werbearbeit auf Kaschuben und Masuren. 1806 hatte man noch die Kaschuben direkt feindselig behandelt, jetzt erklärte man sie einfach für einen Bestandteil des polnischen Volkes. Die Verbreitung des polnischen Genossenschaftswesens trug auch hier politische Früchte. Selbst auf die protestantischen Masuren wollte man Einfluß nehmen. Durch eine planmäßige Parzellierungstätigkeit versuchten die Polen, sowohl von Westen aus der Gegend von Löbau wie von Osten mit Lyck als Stützpunkt eine polnische Sappe vorzutreiben, um dadurch den masurischen Süden der Provinz von seinem deutschen Zentrum abzuschneiden. Bis zum Umsturz hat die polnische Propaganda auch in diesem Gebiet Erfolge aufzuweisen gehabt.

Ihren letzten Triumph erreichte die polnische Politik jedoch dadurch, daß sich ihre Assimilierungskraft nicht nur auf das slavische, sondern auch auf das deutsche Element erstreckte. Die polnischen Genossenschaften waren so großzügig, auch deutschen Ansiedlern Kredite zu geben, in der Absicht, sie in polnische Abhängigkeit zu bringen und sie mit der polnischen Volksorganisation Fühlung nehmen zu lassen. Die preußische Ansiedlungskommission machte überraschende Entdeckungen in Bezug auf die nationale Entwicklung der Kinder der von ihr angesetzten Kolonisten. West- und Süddeutsche behaupteten sich national gut, aber deutsche Bauern aus dem Posenschen selbst, Märker und Pommern polonisierten häufig in der nächsten Generation. Das lag offenbar daran, daß die polnische Bewegung autochthon war, und daß sich von ihr diese ostelbischen Bauern, die dem gleichen politischen Raum entstammten, instinktiv angezogen fühlten. Nicht nur die sozial, sondern auch die geistig tiefer wurzelnden Kräfte waren in diesem Kampfe auf Seiten der Polen.

Die Erhaltung der „Requisiten der Staatlichkeit", wie die Polen

sagten, d. h. die Pflege der polnischen Sprache, des Besitzes und der sozialen Organisation, hat die schnelle Durchsetzung der polnischen Macht nach dem Umsturz ermöglicht. Die Deutschen besaßen nicht eine so durchgebildete körperschaftliche Organisation, und sie waren darum den Polen gegenüber, als der Staat versagte, politisch im Nachteil, selbst in Orten, wo sie zahlenmäßig über eine Mehrheit verfügten. Gewiß ist der nationale Kampf in seinem ganzen Ausmaße nicht nur auf die Tätigkeit der Ansiedlungskommission und deren Wirkungen zu beschränken. Aber das Schwergewicht der Auseinandersetzung lag unzweifelhaft im Agrarischen. Sie erreichte ihre unerhörte Steigerung durch das leidenschaftliche Ringen um unvermehrbare Bodenwerte.

Jedoch hat sich bei den Polen dadurch eine ungewollte Folge eingestellt. Sie entwickelten ihre Kräfte in einem so starken Maße und stellten sich so auf den Gegner ein, daß sie unwillkürlich innerlich dem preußischen Wesen näher kamen. Der ganze Charakter des Kampfes, der viel demokratischer war, als man gemeinhin annimmt, weist wenig eigentümlich preußische Züge auf. Aber in der Zähigkeit der Gefechtsführung auf beiden Seiten kam ein sehr starkes preußisches Moment zum Ausdruck. Äußerlich hatte man vor dem Kriege von Posen den Eindruck eines sich mehr und mehr eindeutschenden Landes. Die zivilisatorische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der Provinz lag in dieser Richtung. Wieviel die preußischen Polen von ihrem Gegner angenommen hatten, merkten sie erst, als sie mit ihren kongreßpolnischen und galizianischen Volksgenossen in eine staatliche Gemeinschaft kamen. Ihre Begriffe von völkischem und familiärem Leben wichen völlig von einander ab. Fast möchte man sagen, daß nach der Vernichtung des Werkes der Ansiedlungskommission durch die polnischen Vertreibungsmaßnahmen dieses Geisteselement im preußischen Polentum das einzig bleibende Ergebnis für uns ist. Gewisse Autonomiebestrebungen, die sich im preußischen Teilgebiet bemerkbar machen, ein deutliches Erkalten des Verhältnisses von Polen und Kaschuben, die Feindschaft zwischen den eingesessenen und einwandernden Polen in Posen-Westpreußen und schließlich die Ausschaltung des preußisch polnischen Einflusses auf die Staatspolitik sind Symptome für eine wachsende Spannung unter den verschiedenen polnischen Volksgruppen. Die Frage freilich, ob diese Erscheinungen in einem für die deutsche Politik günstigen Sinne auszulegen sind, ist noch durchaus zu verneinen. Die politische Führung der preußischen Polen ist chauvinistischer als die der

übrigen. Aber wir wissen, daß heute im Volke eine andere Stimmung um sich greift. Entsteht dadurch noch einmal die Möglichkeit, gewiß nicht von Staat zu Staat, aber von Volk zu Volk eine Verbindung zu schaffen? Wir wissen es nicht. Entscheidend wird sein, ob sich auch bei uns wieder ein preußischer Wille regt, der auf ostelbischem Boden eine ältere Überlieferung zur Geltung bringt, als die des verhältnismäßig jungen posenschen Bodenkampfes und die der noch jüngeren polnischen Staatlichkeit. Nur wird er geistiger und bodenbestimmter und darum mitreißender sein müssen, als der der wilhelminischen Zeit.

Väter und Söhne

Ein Beitrag zum Problem der Generationen bei uns Balten

Von Hans von Rimscha

Da wir eine Erörterung der vom Verfasser behandelten Fragen für notwendig halten, geben wir nachstehenden Ausführungen Raum, obwohl wir der Meinung sind, daß eine Klärung des Problems nicht von der formalen, sondern vielmehr nur von einer inhaltlichen Bestimmung des Gegensatzes zwischen Vätern und Söhnen erwartet werden kann, und obwohl wir den Ausführungen des Verfassers vielfach nicht zustimmen können. Daß die Generation der 30—40-jährigen einen großen Teil ihres Bestandes eingebüßt hat, ist eine bekannte und durch die baltischen Kriegsverluste an allen Fronten des Weltkriegs genügend erklärte Tatsache. Diese Altersgenossenschaft, soweit sie noch vorhanden ist, dahin zu kennzeichnen, daß sie *versagt* habe, scheint uns *nicht* gerechtfertigt. Die Schriftleitung.

Man hat sich bei uns in letzter Zeit eingehend damit beschäftigt, baltisches Wesen zu ergründen oder gar zu definieren, baltische Aufgaben zu finden und baltische Ziele zu stecken. Man hat über baltische Tradition und baltisches Erbgut, über den Sinn baltischer Geschichte und die Bedeutung baltischen Raumes, über baltisches Studententum und baltische Jugendbewegung sehr viel geschrieben und noch mehr gesprochen. Man hat dabei gelegentlich auch des Gegensatzes von Vätern und Söhnen Erwähnung getan und hat dann stets sehr nachdrücklich, aber keineswegs sehr überzeugend behauptet, daß es bei uns einen solchen Gegensatz nicht gebe. Allerdings bemerkte man

wohl und betonte man laut und vernehmlich den Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt, zwischen der (selbstverständlich) guten alten und der (offenbar) schlechten neuen Zeit. Man bemerkte aber nicht, betonte jedenfalls nicht das Kernproblem, eben jenen Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen, den man bei uns nie wirklich untersuchte — das Problem der Generationen bei uns[1]).

Im Unterschied zu der offiziell herrschenden und allein geäußerten Ansicht, daß es bei uns wohl einen sehr großen (und sehr bedauerlichen) Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, nicht aber einen Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen gibt, sei hier von der Voraussetzung ausgegangen, daß dieser Gegensatz wohl da ist, daß dieses gar keine unbedingt bedauerliche Erscheinung zu sein braucht, daß schließlich eine Gefahr darin besteht, diese Tatsache noch länger zu leugnen, die Gefahr nämlich einer Revolution der modernen Jugend auch bei uns.

Scheinbar ist dieser Gegensatz allerdings nicht da, und wer nur das als vorhanden ansieht, was einen unmittelbaren Niederschlag findet, der möge Recht haben, wenn er ihn leugnet. Wer aber tiefer schürft, dem wird es ein leichtes sein, ihn zu finden. Die Erklärung dazu ist nicht schwer und findet sich angedeutet im ausgezeichneten Aufsatz von E. Kröger: „Zur Mentalität des baltischen Studenten“[2]). Es ist die Gegenwartsfeindlichkeit jener Söhne, ihre geistige Unmündigkeit, die Tatsache, daß scheinbar auch der Söhne Zuhause in der guten Zeit vor 1914 liegt, daß die Gegenwart für sie zu einem „Komplex“ geworden ist, nicht aufgenommen und nicht verarbeitet, sondern ein verdrängter und störender Fremdkörper, dessen Nichtvorhandensein man sich vorzutäuschen sucht.

Aber das ist eben Täuschung. In Wahrheit liegen die Dinge anders. Denn die Gegenwart ist in diesen Söhnen tatsächlich viel stärker und viel mächtiger enthalten, ob eingestanden oder nicht; denn so gewiß sie Kinder ihrer Eltern und ihrer baltischen Heimat sind, so gewiß sind sie auch Kinder ihrer Zeit. Daß dem so ist, beweist nicht die (den Vätern nachgesprochene) Theorie, sondern die praktische Ein-

[1]) Leider ist der Verfasser nur in der Lage, die Verhältnisse in Lettland zu beurteilen, weil ihm über Estland die nähere Kenntnis fehlt. Auch scheinen ihm dort die Dinge günstiger zu liegen. Eine erschöpfende Untersuchung des Problems müßte natürlich die Verhältnisse hier wie dort in Betracht ziehen. Es handelt sich hier eben nur um einen erstmaligen Versuch und hoffentlich um eine Anregung.

[2]) Baltische Monatsschrift 1928, Heft 2/3, S. 95.

stellung auch des Traditionsbegabtesten dieser Söhne zu Kino, Radio, Sport, Bubikopf und sogenannten modernen Tänzen.

Sonderbar ist das eine. Man leugnet die Spannung zwischen Vätern und Söhnen und ist sich ihrer (auf der Seite der Väter jedenfalls) andererseits wohl bewußt. Die scharfen Anklagen der alten Generation gegen die viel gescholtene „heutige Jugend" sind ja hinlänglich bekannt, und oft genug haben die Söhne von den Vätern als Vorwurf zu hören bekommen: so seid ihr! Und so mancher weiß um ein mangelndes gegenseitiges Verstehen. Erst kürzlich hat einer unserer Schuldirektoren die Eltern seiner Schüler sehr nachdrücklich darauf hingewiesen. Er sagte unter anderem: nach dreißig Jahren werden es die Väter leichter haben ihre Söhne zu verstehen, dann wird sie nicht mehr der Krieg von einander scheiden. Daß eben der Krieg die Ursache dazu, daß der Krieg die große Grenze zwischen beiden ist, auch das ist klar und erübrigt der Begründung. Allerdings ist das nicht alles, die Ursache zur heutigen Spannung und Entfremdung der Generationen liegt tiefer. Doch vorerst eine Frage: Wer sind eigentlich generationsmäßig die Väter und wer die Söhne? Wo ist die Grenze zwischen beiden?

Wir können offenbar die eine Scheidung machen: Vorkriegsgeneration und Nachkriegsgeneration. Zur Vorkriegsgeneration, den Vätern, seien alle jene gezählt, die vor Ausbruch des Krieges, wenn man so sagen darf, „fertig" waren, im äußerlichen (beruflichen), wie im innerlichen (weltanschaulichen) Verstande des Wortes, jene also, die faktisch in der Vorkriegszeit wurzeln, die in ihrer Berufsausbildung durch den Krieg nicht mehr gehindert wurden und die dem Erlebnis des Krieges und aller seiner umwälzenden Folgeerscheinungen innerlich etwas entgegenzustellen hatten. Zu den Söhnen aber jene, die erst nach dem Kriege bewußt geworden sind, die erst nach dem Kriege selbständig zu denken begannen und deren Berufsausbildung in die Zeit nach dem Kriege fällt, gleichgültig, ob sie als Knaben noch am Kriege oder am Kampfe für die Heimat teilgenommen haben oder nicht. Zwischen beiden liegt aber noch eine dritte Generation, die Kriegsgeneration, jene, die der Krieg, äußerlich jedenfalls, und vielleicht auch innerlich, gänzlich aus ihrer Bahn warf, die eigentlichen Leidtragenden am Kriege. Diese seien hier die Generation der Älteren Brüder genannt.

Diese drei Generationen, Väter, Ältere Brüder und Söhne, sind heute noch deutlich voneinander zu unterscheiden, so daß sie sich sogar (jedenfalls annähernd) den Jahren nach voneinander abgrenzen lassen.

Wer heute älter ist als 42 bezw. 40, gehört zur Generation der Väter. Wer heute jünger ist als 30 bezw. 32, gehört zur Generation der Söhne. Dazwischen stehen die Älteren Brüder[1]).

Die Kluft zwischen Vätern und Söhnen, die heute nun einmal da ist, so prägnant vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der Balten, ist natürlich entstanden als Frucht des Krieges, sie ist aber vertieft und erweitert worden durch folgenden Umstand: Weil die Generation der älteren Brüder versagt hat, weil generationsmäßig an ihrer Stelle eine Lücke klafft, weil sie, sofern sie nicht im Kriege fielen, zum Teil äußerlich von uns fortgingen und nun einfach fehlen, jedenfalls aber sich nicht fähig zeigten eine Brücke zu schlagen, die Väter und Söhne miteinander verbinde — darum ist heute die Kluft so groß.

Wir Balten haben das Problem der Väter und Söhne bisher nicht gekannt und sträuben uns innerlich so sehr dagegen (gerade wir Söhne tun es), daß wir heute, wo es da ist, es immer noch leugnen wollen. Wir kannten es nicht, weil die Kontinuität der Entwicklung bei uns in einem Grade gewahrt blieb, wie vielleicht sonst nirgendwo, infolge unserer korporativen Lebensformen, von Generation zu Generation stets vermittelt durch die jeweiligen Älteren Brüder. Durch den Krieg ist die Frage der Generationen überall in der Welt verschärft worden und hat einen Charakter angenommen, wie er bisher nur in Rußland bekannt war. Heute ist „das Unverständnis der Jungen für das, was den Vätern alles bedeutete, so groß, wie vielleicht seit Menschengedenken bei keinem Generationswechsel" (Keyserling). Wie sollte er bei uns spurlos vorübergegangen sein, zumal da noch der Ausfall der Generation der Älteren Brüder hinzukommt? Bei uns müssen heute die Söhne ihre Väter direkt ablösen über die Kluft des Weltkrieges hinweg — das ist das große Problem, vor dem wir stehen.

Daß obige Behauptung hinsichtlich der Älteren Brüder zutrifft, läßt sich z. T. sogar objektiv beweisen. Die offizielle Statistik der

[1]) Der Verfasser ist sich dessen wohl bewußt, daß diese Einteilung etwas Schematisches, vielleicht auch etwas Gewaltsames an sich hat. Deshalb ist sie noch lange nicht „falsch" Jede Abgrenzung labiler Dinge, jede Periodisierung ist bis zu einem gewissen Grade gewaltsam, bleibt aber dennoch notwendig. Die Altersgrenzen werden in jedem individuellen Falle nicht notwendig mit den Generationsgrenzen zusammenfallen. Ausnahmen gibt es überall. Es kommt hier auch nicht auf den einzelnen an, und es ist hier — das sei ausdrücklich betont — nicht vom einzelnen die Rede, sondern eben von Generationen, oder, wie weiter unten ausgeführt wird, von der „Physiognomie" der Generationen.

männlichen deutschen Bevölkerung Rigas und Lettlands zeigt für das Jahr 1926 folgende Zahlen:

	in Lettland:	in Riga:
20—29-jährige	4.542	2.761
30—39 „	3.897	2.504
40—49 „	4.296	2.864
50—59 „	3.581	2.252

Die Zahl der 30—39- (also heute 32—41-) jährigen ist in beiden Fällen kleiner als die Zahl der 10 Jahre Jüngeren und der 10 Jahre Älteren. Allerdings ist hier der Unterschied noch nicht so groß. Größer wird er, wenn man aus der Gesamtzahl jene herausschält, die für die geistige Entwicklung bei uns etwas bedeuten bzw. etwas bedeuten könnten und müßten: Theologen, Mittelschullehrer, Juristen, Mediziner

Gruppiert man die Angehörigen dieser Berufe dem Alter nach, so lassen sich sehr interessante Beobachtungen machen. Vor allem fällt auf, wie gering die Zahl der 31—40-jährigen ist im Vergleich mit den 41—50-jährigen, besonders aber im Vergleich mit den 51—60-jährigen. Dieses Dezennium (51—60) prävaliert nämlich nicht nur zahlenmäßig in allen diesen Berufen, sondern der faktischen Bedeutung ihrer Vertreter nach, was leicht erkennbar ist, wenn man unsere in führender Stellung stehenden Persönlichkeiten von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Die Angehörigen dieser Generation, die Fünfziger, sind eigentlich repräsentativ für uns Balten in Lettland (wie mir scheint, im Unterschiede zu Estland). Bei den Mittelschullehrern ist die Zahl der 51—60-jährigen mehr als doppelt so groß, wie die der 31—40-jährigen, bei den Ärzten — mehr als dreimal so groß. Bei den Pastoren (bei welchen die Lücke der Älteren Brüder sich noch in das Dezennium der 41—50-jährigen hineinzieht) sind die 10 Jahrgänge zwischen 51 und 60 ebenso zahlreich vertreten, wie die 20 Jahrgänge zwischen 31 und 50! In den Berufen schließlich, wo man den Nachwuchs der unter 30-jährigen (Söhne) schon beobachten kann (Mittelschullehrer, z. T. auch Juristen), fällt auf, wie groß deren Zahl ist im Vergleich zu den 10 Jahre älteren, wenn man in Betracht zieht, daß bei den Söhnen nicht 10, sondern allenfalls 4 Jahrgänge in Frage kommen. Ganz unverhältnismäßig groß ist schließlich, verglichen mit den 31—40-jährigen, die Zahl der (noch im Beruf stehenden!) über 60-jährigen; eine Tatsache, die

sicher nicht ohne Bedeutung ist für die bei uns herrschende Mentalität[1]).

Wenn die Tatsache, daß die Älteren Brüder heute in so hohem Grade fehlen, erklärt wird durch die baltischen Kriegsverluste, so kann das nur mit großer Einschränkung auch auf die Baltische Landeswehr bezogen werden. An der Verteidigung und Befreiung unserer Heimat hat sich kämpfend verhältnismäßig bei weitem am stärksten gerade die Generation der heutigen Söhne beteiligt. Mehr noch: die Befreiung der Heimat mit ihrem Leben bezahlt haben in erster Linie auch die heutigen Söhne (die damals zumeist noch unmündig waren). In ihren, der heutigen Söhne, Reihen finden sich die größten Kriegsverluste, nicht in den Reihen der heutigen Älteren Brüder. Das sei hier ausdrücklich festgestellt. Nach den bisher veröffentlichten Verlustlisten der Baltischen Landeswehr fielen, bzw. starben von den 10 Jahrgängen, die heute 32—41 Jahre alt wären — 115, von den 6 Jahrgängen, die heute 26—31 wären — 184. Das bedeutet durchschnittlich pro Jahrgang bei den heutigen Älteren Brüdern 11,5, bei den heutigen Söhnen 30,5, also fast das Dreifache!

Hier könnte man allerdings einwenden, die Zahl bedeute nichts, es käme auf die Qualität, nicht auf die Quantität an. Gewiß, aber steht es damit besser? Dafür einen objektiven Maßstab zu finden, ist naturgemäß sehr schwer und die Gefahr eines Urteils auf Grund unmaßgeblicher subjektiver Meinung liegt nahe. Trotzdem scheinen mir folgende objektive Daten durchaus bezeichnend. Als die „Baltische Monatsschrift" vor einem Jahr neu zu erscheinen begann, so war sie jedenfalls das Organ, wo jeder, der gerade im Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung unserer Heimat etwas zu sagen hatte, zu Worte kommen konnte. Daß aber jene Generation der Älteren Brüder gar wenig zu sagen hat, beweist die „Baltische Monatsschrift" schlagend. Von den 26 größeren Artikeln der bisher erschienenen

[1]) Die Zahlen genau festzustellen, stieß auf technische Schwierigkeiten. Annähernd richtig dürften folgende Daten über die deutschen Pastoren in Lettland (offizielle Daten), die deutschen Ärzte in Riga (nach den Listen des ärztlichen Vereins) und die deutschen Mittelschullehrer in Lettland (nach der Kartothek des Lehrerverbandes) sein.

	Pastoren	Lehrer	Ärzte
Unter 30	?	7	?
30—40	11	13	13
41—50	8	25	36
51—60	19	29	42
über 60	15	13	35
Summa	53	87	126

Hefte wurden 18 von der Generation der Väter, 7 von der Generation der Söhne und ein einziger von der Generation der Älteren Brüder geliefert[1])! Ist das normal? Wäre es nicht das Nächstliegende und Selbstverständlichste, daß die „Baltische Monatsschrift" gerade heute, nach all den großen Umwälzungen, in erster Linie von denen bedient wird, die im Alter zwischen 30 und 40 Jahren stehen? Noch offenbarer wird die Größe der Lücke, wenn man in Betracht zieht, daß das Durchschnittsalter der Autoren aus der Zahl der Väter — 58 Jahre beträgt, das der Söhne — 26. Repräsentativ für die Generation der Väter, die heute allein herrschend ist und etwas zu sagen hat, wäre demnach der 58-jährige. Repräsentativ für die Söhne, die einstweilen noch still sein müssen, sich aber wohl zu Worte melden, — der 26-jährige. Dazwischen liegt die Lücke.

Ein zweites Beispiel: die Euphonie, jener wiedererstandene Klub, der, wenn ich nicht irre, es sich zur Aufgabe gemacht hat, aktuelle Fragen von Alten und Jungen gemeinsam diskutieren zu lassen und so eine Brücke zu schlagen von Generation zu Generation. Hat jemand der Herren Mitglieder der Euphonie sich vielleicht die Mühe gemacht, einen der Diskutierabende auf seine generationsmäßige Zusammensetzung hin zu betrachten? Es ergibt sich das gleiche Bild. Auf der einen Seite die Väter (im Durchschnitt wohl nicht jünger als 58 Jahre), auf der anderen Seite die Söhne, die unter 30 bzw. 32-jährigen. Auch hier verschwindend wenig Ältere Brüder. Und als neulich anläßlich eines Referats (aus den Reihen der Väter) über Tradition sich ein Vertreter jener Älteren Brüder zum Korreferat zu Wort meldete, da horchten die Söhne auf: endlich einmal! und lauschten begierig den Worten, die ihnen Kunde geben sollten von etwas, das generationsmäßig ihnen näher liegt als die Vorstellungen der Vorkriegszeit, um die sie ja wissen, die sie achten, die ihnen aber heute nicht mehr genügen können. Dieser Abend hat aber aufs neue klar und deutlich gezeigt, daß jene Älteren Brüder uns, den Söhnen, wirklich nicht das bieten können, was wir brauchen. Mit dem, was wir da gehört haben, können wir nichts, aber auch garnichts beginnen. Und es sei die Behauptung gewagt: wenn die Väter sich einmal dazu verstanden hätten (der Plan dazu lag vor) und das Korreferat von einem wirklich Jungen hätten halten lassen, von einem selbständig Denkenden aus der Generation der Söhne, und sei es von einem Studenten, der den Mut hat das zu sagen, was er

[1]) Die Aufstellung beschränkt sich auf in Lettland lebende Autoren.

denkt, — der Abend wäre vielleicht weniger harmonisch, er wäre aber ertragreicher gewesen!

Die Generation der Älteren Brüder fehlt deshalb, weil sie (im geistigen Verstande des Wortes) keinen eigenen, einheitlichen „Stil" hat, weil ihr, als Generation, die Physiognomie fehlt, die den Vätern in so hohem Grade eigen ist. Es fehlt das feste, klar erkennbare Fundament, auf dem sie stehen, es fehlt der Unterton, der ihrer Stimme Schwungkraft und Klang verliehe. Es ist, als täten sie alles mit etwas schlechtem Gewissen. Darum sind es immer noch die Väter und nur die Väter, die den kommenden Geschlechtern etwas zu sagen haben, auch wenn die Söhne keineswegs alles für sich als bindend akzeptieren können.

Soweit die Älteren Brüder. Durch ihren Ausfall gerieten die Söhne in eine doppelt mißliche Lage. Einmal fehlte die verbindende Brücke zu den Vätern und zum zweiten wurden dadurch ihre eigenen Reihen dezimiert. Das ist an den ältesten Vertretern dieser Nachkriegsgeneration, an jenen, die nach dem Kriege als erste „fertig" waren, an den heute 30—32-jährigen deutlich zu beobachten. Vor sich eine Lücke spürend, tendierten sie unverhältnismäßig stark nach vorne, um jenseits der Lücke Anschluß zu finden. Sie verloren dabei z. T. die innere Verbindung mit den Jüngeren, mit der Generation, zu der sie eigentlich gehören, und verloren damit gleichzeitig den generationsmäßigen, d. h. zeitgebundenen Boden unter den Füßen, wurden zu Älteren Brüdern und blieben ohne Physiognomie.

Die Väter dagegen haben ihre sehr ausgesprochene Physiognomie, haben ihren „Stil" wohl, das weiß ein jeder. Die Söhne haben ihn auch; es weiß das fast niemand, zum Teil sie selbst nicht. Das ist sehr bedauerlich, aber erklärlich. Sie haben ihren Stil wohl, das zeigt ihr Tun und Lassen; sie wissen aber nicht darum. Es ist dasselbe wie ihr Verhältnis zu Gegenwart und Gegenwartsgeschehen. Vorhanden ist es in ihnen, aber als „Komplex" Der Grund ist die von Kroeger treffend hervorgehobene Gegenwartsfeindlichkeit. Sie wissen, daß sie zur Heimat gehören, daß sie Deutsche und Balten sind, daß sie als solche bestimmte Aufgaben vor sich haben. Nur das eine haben sie vergessen, daß sie auch zu einer Generation gehören, so zerrissen diese Generation auch sein mag, und daß sie als solche a u c h bestimmte Aufgaben haben, die ihrer harren.

Wie wurde das möglich? Wie kam es zu dem unbegreiflichen Zustand, daß eine Jugend aufwächst, die ihre Zeit und damit sich selbst nicht kennt; daß ihre — der Jugend, der die Zukunft gehört —

daß ihre geistige Heimat die Vergangenheit ist; daß sie sich ihrer eigenen Generation allem Anscheine nach schämt; daß es ihr gleichsam peinlich ist, nicht zur alten Zeit zu gehören? Wie konnte es geschehen, daß einer dieser Söhne, der seine Generation wohl kennt, über sie das furchtbarste Urteil fällt, das man über eine Jugend fällen kann: sie habe Züge, die mit den biologischen Merkmalen des Alters übereinstimmen? — Ist das alles wirklich nur der Ungunst der Verhältnisse, den schwierigen materiellen Umständen zuzuschreiben?

Nein — es ist etwas anderes: es ist die bei uns übliche geistige Bevormundung der Jugend, es ist der bei uns herrschende Geist der Negation der Gegenwart im weitesten Sinne und es ist die Angst vor Erschütterungen!

Wie sollte eine eben zu selbständigem Denken erwachende Jugend Fühlung finden zu ihrer Zeit, wenn Gegenwartsfeindlichkeit bei uns kultiviert wird? wenn Gegenwartsgeschehen als solches zu etwas Verächtlichem wird? wenn jede selbständige geistige Regung, sofern sie einen gewissen Rahmen überspannt, durch unbedingte Bevormundung ertötet wird? Es ist kein Zufall, daß jene unter den Söhnen, die sich von der geistigen Vormundschaft gelöst haben und etwas anderes sagen wollen und sagen können, als die Väter, daß diese Söhne in Deutschland zu ihrer geistigen Freiheit kamen. (Man nehme die Baltische Monatsschrift des letzten Jahres und hat den Beleg dafür in der Hand.) Zurückgekommen in die Heimat, fühlen sie die Bevormundung sich drückend wieder auf sie legen, je länger sie bleiben, um so lastender.

Überall in der Welt hat die Nachkriegsjugend laut und vernehmlich das Wort ergriffen. Nur bei uns nicht. Hier fehlt das Forum, hier fehlt vor allem das Organ. Um als Kollektivum, als Generation hervorzutreten, ist diese Jugend zu wenig zahlreich. Der Einzelne scheut sich vielleicht vor den Konsequenzen. Das mag feige sein. Aber diese intellektuelle Feigheit ist bei uns durch die geistige Bevormundung großgezogen worden. Allerdings ist sie für uns im allgemeinen und im besonderen für unseren Studenten typisch. Im Gegensatz zu dessen physischem Mut. Stets ist der Student eher bereit, etwas mit der Waffe in der Hand zu vertreten oder seinen Gegner direkt zu schlagen (was er selbst grundsätzlich verwirft, bestraft, aber tut), als die intellektuelle Verantwortung für etwas Behauptetes zu übernehmen. Aber — die ungewöhnlichen Konsequenzen bei uns, als Folge einer freien Meinungs- oder Überzeugungs-

äußerung, die entschuldigen in der Tat seine intellektuelle Feigheit erheblich. Denn — bei unserer weitgehenden gegenseitigen Personenkenntnis ist man gar oft geneigt, sachliche Gegnerschaft auf persönliche Feindschaft zu übertragen. Dann kommt es leicht, daß jener, der anderer Meinung ist als die anderen, diesen sachlichen Gegensatz auch inbezug auf seine gesellschaftliche oder gar berufliche Stellung zu spüren bekommt. Doch, — es ist ja eine alte Weisheit: „Die Menschen sind größtenteils so beschaffen, daß ihnen nichts unerträglicher ist, als wenn Ansichten, die sie für richtig halten, als Verbrechen betrachtet werden, und wenn ihnen das, was sie zu frommen Gesinnungen gegen Menschen anregt, als Sünde angerechnet wird" (Spinoza)!

Wie sollen wir unter solchen Umständen, zumal in der heutigen Zeit, zu neuen Werten, Überzeugungen, Gedanken gelangen, wenn zudem noch gleichzeitig jede Erschütterung vermieden werden soll? Neue Werte, neue Weltanschauungen will man bei uns wohl, nur nicht „Fieber und Entzündung" Man hat an der heutigen Jugend sehr viel auszusetzen und man wirft ihr sehr vieles vor. Fast alles, was man an Vorwürfen findet. Man ging sogar so weit, trotz seiner Furcht vor Erschütterungen, der Jugend Mangel an Radikalismus vorzuwerfen. Es klingt wie ein Widerspruch, aber es ist so: man erwartet wirklich Radikales von den Söhnen, aber gleichzeitig verlangt man das Gegenteil: Mäßigung. Man will radikal neue Werte, etwa aus der Jugendbewegung erwachsen, aber man scheut sich vor einer wirklichen Bewegung der Jugend und weiß sie klugerweise zu verhüten. Und die Söhne tun immer noch das (Mäßige), was man von ihnen verlangt, und enttäuschen die (radikalen) Erwartungen! Das Resultat für die Söhne ist, daß sie sich anders geben als sie sind und dadurch in einen erheblichen, vielleicht noch unbewußten, innerlichen Konflikt geraten. Ihren Worten nach sind sie allerdings überaus gemäßigt. Und wenn man bei uns harte, wenn man scharfe, anklagende Worte hört, so hat sie bestimmt der Mund eines Alten gesprochen und so waren sie wahrscheinlich gegen die „heutige Jugend" und deren Zeit gerichtet. Wer hätte je aus dem Munde der Söhne nur halb so scharfe Worte gehört? — Den Söhnen wird häufig genug vorgehalten, wie verächtlich, wie jeder Anerkennung unwert die Gegenwart sei und alles, was sie hervorgebracht hat (mithin auch die Generation dieser Zeit). Die Söhne sehen von den Vätern abgelehnt und in Grund und Boden verurteilt alles, was sie umgibt, worauf die Väter vielleicht verzichten können, worauf die Söhne aber angewiesen sind

und wovon sie leben müssen. Wir kennen das Lied ja alle: die Zeit ist elend, deren Kinder unmoralisch und sittenlos; Neubildungen, erwachsen aus der Zeit, sind verwerflich, Literatur und Kunst sind krank, Wissenschaft — flach. Garnicht zu sprechen von Zerstreuungen, Geselligkeit und Vergnügen unserer Zeit. Doch diese grundsätzliche Negation geht noch weiter. Man negiert bei uns bekanntlich grundsätzlich den Erfolg und lähmt damit gar leicht den Mut zur frischen Tat. Jahrhundertelanges äußeres Wohlergehen, jahrzehntelanges geistiges Streben ohne jegliche Rücksicht auf die über alles günstigen äußeren Umstände, ließen uns den äußeren Erfolg als verächtlich erscheinen, ließen uns vergessen, daß heute die Dinge sehr anders liegen, daß jenes, was früher vielleicht möglich und berechtigt war, heute nicht mehr möglich und nicht mehr berechtigt ist. Müssen wir uns da nicht doch mit der Zeit anders einstellen? Ist es nicht so, daß wir heute Dinge brauchen, auf die wir bis jetzt selbstverständlich verzichten konnten? Sind wir nicht heute auf einen äußeren Erfolg geradezu angewiesen? — Die heutigen Söhne können die grundsätzliche Negation von Zeit, Zeiterscheinungen und Zeiterfolg nicht akzeptieren. Sie wollen und sollen bejahen!

Sollten wir es nicht genug sein lassen mit der so oft versuchten Definition baltischer Eigenart, mit dem Versuch zu erklären, wie wir, geistig verstanden, *sind*; wäre es nicht wichtiger und notwendiger zu fragen, was wir, geistig verstanden, *tun*? Ist es nicht so, daß wir auch geistig von altem Kapital leben? Können wir es uns überhaupt leisten, auch in geistiger Hinsicht die Kapitalisten zu spielen? Ist das Kapital so groß, daß wir fortdauernd an ihm zehren können, ohne es gleichzeitig zu erneuern? Neue geistige Werte aber, naturgemäß aus der Zeit erwachsen, müssen notwendig eine andere Prägung tragen als das alte Kapital. Wir aber suchen immer noch umzuprägen, neuen Dingen den alten Stempel einzudrücken. Was sich nicht umprägen läßt, was sich spröde dagegen sträubt, erkennen wir schlechthin nicht an. Und unser geistiges Kapital von früher schmilzt. Die Väter, jene heute herrschende Generation der 50-er, mögen mit Recht daran zehren, da sie mithalfen es erwerben und vermehren. Die Söhne aber haben weder Recht noch Berechtigung (auch nicht, wenn die Väter es verlangen), lediglich von solchen geistigen Gütern zu leben, die andere erwarben, ohne neue Werte dem alten Kapital hinzuzuschlagen. Sollten wir nicht lieber darauf bedacht sein, solange es noch Zeit und das alte Kapital nicht völlig aufgezehrt ist, neue Werte zum alten Kapital hinzuzufügen, auch wenn

sie eine andere Prägung tragen, auch wenn sie ihrer Prägung wegen von den Vätern zurückgewiesen werden? Ist es nicht wichtiger für uns, daß wir Werte schaffen, welcher Prägung auch immer, wenn es nur Werte sind, und uns nicht damit begnügen, unser altes Kapital zu schätzen und zu wägen und sehr wertvoll zu finden? Was hilft uns sein hoher Wert, wenn es erst aufgezehrt ist? Wir können nachgerade aus der Vergangenheit nicht mehr viel herauspressen, wir müssen die Gegenwart uns geistig nutzbar machen. Es ist immer das gleiche: wir müssen die Zeit bejahen.

Das ist das große Problem, vor dem die Söhne heute stehen. Entweder den Vätern restlos glauben und die Zeit, die sie gebar, negieren; oder die Gegenwart bejahen und damit auch das, was sie von ihren Vätern scheidet. Die Gegenwart bejahen heißt aber gleichzeitig die Zukunft bejahen, denn Heute allein ist die Brücke zwischen Gestern und Morgen. Gegenwart negieren birgt in sich die Gefahr, in der Vergangenheit stecken zu bleiben und den Weg in die Zukunft nicht mehr zu finden. Bisher haben die Söhne sich geistig ganz zu ihren Vätern bekannt (sofern sie sich nicht von deren geistiger Vormundschaft lösten) und haben deshalb irrtümlich ihre Heimat in der „guten Zeit vor 1914" gefunden; physisch aber konnten sie ihrer Zeit nicht entfliehen, und so war der Zwiespalt da.

Jetzt müssen aber die Söhne heraus aus dem Zwiespalt. Es ist an der Zeit. Endlich müssen sie sich selbst finden und den Mut haben, ihre Zeit zu bejahen. Sonst laufen sie ernstlich Gefahr, zu einem Anachronismus zu werden, zu einem historischen Mißverständnis, zu einem „Kulturkuriosum" Sie brauchen, wollen sie jung bleiben, lebendigen und bewußten Anschluß an die Gegenwart. Das ist kein Appell zum Aufruhr gegen die Väter. Das ist keine Aufforderung, sich von Vergangenheit und Vorfahren loszusagen. Die Söhne wissen viel zu gut, was sie ihren Vätern schuldig sind, sie achten sie viel zu sehr, eben wegen ihres „Stiles", auch wenn er anders ist als der der Söhne. Bei uns denkt niemand daran, seine Väter aburteilen zu wollen, bei uns ist man weit entfernt, „alles so elend schlecht zu finden", was die Väter getan, und abzulehnen, was einst war. Gedankengänge, wie sie den russischen Söhnen eigen sind und immer waren, sind uns so wesensfremd, daß nicht einmal die Gefahr besteht, sie könnten bei uns Einzug halten. Über der Väter Werk Gericht zu halten, ist nicht Sache der Söhne; eines von den Vätern zu verlangen haben sie aber wohl die Berechtigung: als ebenso gute Balten angesehen zu werden, wie die Väter es selbst

sind, auch wenn sie anders sind, als die Alten, und Söhne ihrer Zeit!

Sie sollen nur Ja sagen zu dem, was sie tun und zu dem, was sie sind, nämlich: anders als ihre Väter. Sie sollen Ja sagen zu ihrer Zeit: „Ja, es ist eine sonderbare Zeit und sonderbare Kinder hat sie: uns!“ (Hofmannsthal). Sobald sie nämlich die Gegenwart als solche bejahen, werden sie Einzelerscheinungen, die übel sind, mit ganz anderem Nachdruck und Erfolg ablehnen können. Das können sie nicht, solange sie die Gegenwart in ihrer Gesamtheit negieren oder fliehen. Hier liegt ein böses Mißverstehen auf Seiten der Väter. Denn es ist falsch und unberechtigt zu glauben, und es ist unbegründet und ungerecht zu behaupten, daß jener, der die Gegenwart bejaht, weil er zu ihr gehört, sie auch gleichzeitig in allen ihren Äußerungen gutheißt!

Wir brauchen bewußten geistigen Anschluß an die Gegenwart. Ganz schmerzlos wird das heute nicht mehr möglich sein, das danken die heutigen Söhne ihren älteren Brüdern, die die Lücke ließen. Mögen die Söhne dafür Sorge tragen, daß die Schmerzen nicht unnütz groß werden. Denn diese Söhne haben nicht nur ältere, sie haben auch jüngere Brüder. Ihnen gegenüber haben sie Pflichten, vergessen sie das nie. Denn in den jüngeren Brüdern, in denen, die heute unter 20 sind, wächst eine Generation heran, die viel feiner und viel intensiver noch das gewaltige Wehen der Zeit verspürt. Diesen wird man nach 10 Jahren schwerlich den Vorwurf machen, sie hätten ihre Zeit nicht begriffen. Wer sie nur etwas kennt, der weiß, wie zeitgebunden, ja wie zeitverhaftet sie schon jetzt sind. Für sie wird der Zwiespalt nicht bestehen, denn der Anschluß an die Zeit wird für sie eine Selbstverständlichkeit sein. An den heutigen Söhnen ist es zu sorgen, daß jene noch Jüngeren nicht auch ohne Brücke zu den Älteren bleiben. Hier müssen sie die Kontinuität der Entwicklung vermitteln. Denn lassen sie vor jenen ein Vakuum, wie es die älteren Brüder vor ihnen selbst gelassen haben, dann ist allerdings die Gefahr eines gewaltsamen geistigen Umbruches vorhanden, die Gefahr einer Revolution der modernen Jugend.

Sich loszulösen von der geistigen Bevormundung ihrer Väter, ist die Aufgabe der heutigen Söhne, und ihre Zeit zu bejahen; frei und offen sich zu dem zu bekennen, was wirklich ist; einzugestehen daß sie auch Generation sind, nicht nur vergangenheits- und heimatgebunden, sondern auch zeitgebunden, und anders als ihre Väter, deshalb ihnen aber längst nicht feind! Und wenn die Väter vorwurfsvoll kommen und sagen: „So seid ihr, so ist eure Zeit!“ so sollen

sie das nicht leugnen, sollen sich nicht gleichsam entschuldigen dafür, daß sie Söhne sind und Kinder ihrer Zeit, sondern sollen sagen: „Ja, so sind wir und so ist unsere Zeit. Und vielleicht sind beide, Zeit und wir, gar nicht einmal so schlecht!"

Sie sollen das tun, nicht, um eine Revolution zu beschwören, sondern um eine Revolution zu verhüten, um nachzuholen, was ihre älteren Brüder versäumt, um Vermittler und Helfer zu sein ihren jüngeren Brüdern, die vor der Tür stehen und warten, damit jene hineinwachsen in ein sinnvolles baltisches Dasein, während den Anschluß an die Vergangenheit und gleichzeitig an die Zeit.

Gedanken zu einer morphologischen Auffassung der Natur

Von Roland Mettig

Unter der Führung von Darwin, Lamarck und ihren Nachfolgern nahmen die Naturwissenschaften im 19. und zu Beginn dieses Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung. Hieraus erklärt es sich, daß noch heute im allgemeinen eine Auffassung der Natur vorherrscht, die sich kurz etwa so skizzieren ließe:

Raum, Nahrung, Licht und Wärme sind auf dem Erdball nur in begrenzter Menge vorhanden. Tiere und Pflanzen sind bestrebt zu leben, sich fortzupflanzen und sich zu vermehren. Bei der enormen Vermehrungsmöglichkeit, sogar der sich hierbei am bescheidensten gerierenden Arten, würde eine jede Art alsbald den Erdball allein bevölkern, wenn sie nicht von den andern Arten daran verhindert würde. Es kommt nun zu dem berüchtigten Konkurrenzkampf, dem „Kampf ums Dasein", wo eine jede Art die andere zu übervorteilen, zu vernichten sucht. Millionen von Individuen gehen zugrunde, nur einige wenige — die „Bestangepaßten" — gehen aus dem Kampfe als „Sieger" hervor. Unter den Nachkommen der „Sieger" spielt sich nun der Kampf um Nahrung, Licht, Wärme, Raum von neuem, mit demselben Endresultat ab u. s. f. Da wir Menschen in einem verhältnismäßig fortgeschrittenen Stadium der Naturentwicklung als Beobachter auftreten, finden wir überall ein wunderbares Angepaßtsein vor. Es hat sich ein ganz ungeheuer raffiniertes Spezialistentum ausgebildet. Nichts existiert, was sich nicht als ein Angepaßtsein erklären ließe. Keine Form, keine Eigenschaft, weder bei Pflanzen, noch bei Tieren, die nicht irgendeine bestimmte praktische Bedeutung

hätte. Noch können wir sie nicht immer finden, aber einmal wird es uns sicher gelingen, alles zu erklären.

Im Gegensatz zu dieser Auffassung der Natur, die in erster Linie mit der Masse, dem Stoff, der Zeit, der Zahl rechnet und die den Sinn alles Lebens in der Dauer sieht, ist eine andere Auffassung möglich, die die Form, das Wesen, die Eigenart (Individualität) als das viel Wesentlichere ansieht und die den Sinn des Lebens in der Verwirklichung der Ideen sieht. Nachfolgende Ausführungen sollen dieses zeigen.

I. Zweckvolle und zwecklose Eigenschaften

Wenn wir beliebige Lebewesen, sei es Tiere, sei es Pflanzen, betrachten, so finden wir bei ihnen Qualitäten, die sich ohne große Schwierigkeiten als nützlich, vom Standpunkt des Kampfes ums Dasein aus gesehen, erweisen. Die Blätter unserer Laubbäume haben alle die geringe Dicke und die weite Fläche, die eine möglichst große Ausnutzung des Sonnenlichtes und der damit verbundenen Assimilation gewährleisten. Unwesentlich für diese Funktion des Blattes ist seine Form, sein Rand. Wenn wir nun die Blätter unserer Bäume daraufhin betrachten, so finden wir da einen unendlichen Reichtum an Formen vor. Man vergegenwärtige sich doch die Formen der Blätter von Linde, Ahorn, Kastanie, Eiche, Eberesche, Weide u. a. m., oder die Bezahnung von Brennessel, Taubnessel, Linde, Hanf u. a. m und man wird finden, daß kein Blatt dem anderen gleicht, ja es genügt die Form des Blattes zu betrachten, um ohne weiteres sagen zu können, von welcher Pflanze es stammt. Die Blätter unserer Nadelbäume haben alle die langzylindrische Nadelform, die ein zu schnelles Ausdünsten verhindert. Doch Länge und Querschnitt variieren auch hier so stark, daß man unschwer die Kiefer von der Fichte und diese vom Wacholder unterscheiden kann. Als weiteres Beispiel seien die Kakteen angeführt. Alle Kakteen haben die gedrungene, oft kuglige Form, die sich aus der möglichsten Verringerung der Ausdünstungsfläche erklären läßt. Wenn wir nun die Stacheln dieser Kakteen betrachten, so tritt uns auch hier ein ganz ungeheurer Reichtum an Formen entgegen, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, zu sehr zierlichen Mustern zusammengesetzten.

Als Beispiel aus der Tierwelt mögen unsere Falter dienen. Sie alle haben die typische Schmetterlingsform, die weiten Flügelspreiten, die den Taumelflug ermöglichen; dieser rettet sie vor ihren

zahlreichen Feinden. Hier bei den Faltern finden wir den schon jeden Laien zum Sammeln anregenden ungeheueren Reichtum an Farben, Mustern, Farbenzusammenstellungen und komplizierten Zeichnungen, besonders auf der Oberseite der Flügel, die sie ja im Sitzen zusammengefaltet halten. Für den Kampf ums Dasein ist es ja gänzlich gleichgültig, welche Farben und Bilder in diesen „zugeschlagenen Zauberbüchern" liegen.

Was alle diese Beispiele zeigen sollen, will ich noch einmal wiederholen. Es gibt neben den „zweckvollen" Eigenschaften sehr viele „zwecklose" Erstere lassen sich in ihrer Eigenart aus einem Kampfe ums Dasein erklären, letztere nicht. Arten, Gattungen, Familien gleichen sich hauptsächlich in den zweckvollen Eigenschaften, unterscheiden sich in den zwecklosen. Ein Kampf ums Dasein besteht, das Individuum ist aber lange nicht mit der ganzen Fülle seiner Eigenart an diesem Kampfe beteiligt. Die Eigenschaften, die für den Kampf belanglos sind, bilden, im einzelnen gesehen, die Eigenart, die Individualität, das Einzigartige, im ganzen betrachtet — den Reichtum, die Fülle. Es gibt minimale Forderungen der Umwelt, die zu erfüllen sind. Gilt es für ein Tier sich fortzubewegen, so muß es im dünnen Medium (Luft, Wasser) Torpedoform annehmen (Vogel, Fisch), im dichteren — Zylinderform (Maulwurf, Wurm); steht es fest, kann es die Kugelform behalten, oder radiale Anordnung aufweisen (Löwenzahnfruchtstand, Seeigel, Seelilien). Neben den durch die Umwelt bedingten Eigenschaften gibt es aber unbedingte, und in diesen entfaltet die Natur einen grenzenlosen Reichtum, einen ungezügelten, einen chaotischen. Fällt einmal zufällig oder gesetzmäßig der Zwang des Nützlichen fort, sogleich setzt diese Reichtumsentfaltung ein. Den Sommer hindurch gleichen sich die Bäume in ihrer grünen Farbe – es kann das Blattgrün in seiner Ausnutzung des Sonnenlichtes nicht behindert werden; wird es im Herbst außer Aktion gesetzt, leuchtet das Laub in tausend Farben.

II. Die Konstanz der Eigenschaften

Da wir nur einen kurzen Abschnitt des Naturgeschehens überblicken, rechnen wir im praktischen Leben mit einer gewissen Konstanz der Eigenschaften bei den Lebewesen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß das Sichzurechtfinden in der Natur eine Systematik erfordert, und wie subtil auch eine solche ausgebaut sei, so verlangt sie doch a priori eine Schematisierung. Es werden im Beschreiben der Art unterscheidende Merkmale zugunsten des Begriffes wegge-

lassen, übersehen. Es sind eben dies die nur individuellen Eigenschaften, und rechnete die Systematik mit ihnen, so gäbe es in ihr so viel Einheiten als in der Welt Individuen. Im praktischen Leben ist ein solches Vorgehen nicht nur berechtigt, sondern das einzig Mögliche. In der Entwicklungsgeschichte hat man, gezwungen durch die viel größeren zur Verfügung stehenden Zeitabschnitte, nicht nur die Konstanz der Art, sondern auch die der höheren Systemeinheiten aufgegeben. So rechnet man damit, daß Säugetiere und Vögel von den Reptilien, Lurche von den Fischen abstammen und ähnliches.

Die vielfach herrschende Naturauffassung geht davon aus, daß eine jede Art bestrebt sei, sich auszubreiten, zu dauern, sich fortzupflanzen und sich zu vermehren. Sehen wir uns nun daraufhin die Vorgänge an, die bei der Fortpflanzung und Vermehrung stattfinden, so ergibt es sich, daß sich hier gerade das entgegengesetzte Bestreben offenbart: nicht „konservative", sondern „fortschreitende" Tendenzen finden hier ihre Unterlage. Fast überall in der Tier- und Pflanzenwelt begegnen wir einer mehr oder minder deutlichen geschlechtlichen Fortpflanzung, und wo eine solche vorsichgeht, ist an einer Stelle eine Reduktionsteilung eingeschaltet. Und es bedeutet schon diese Reduktionsteilung letzten Endes nichts anderes als Aufgabe gewisser Qualitäten zugunsten anderer, Aufgabe einer Qualitätenkombination zugunsten einer neuen, die durch die Vereinigung mit der anderen, ebenfalls einer Reduktion unterworfen gewesenen Zelle verursacht wird. Es bedeutet dieser Vorgang, daß die Art im Laufe der Entwicklung die Art als solche, die Eigenart aufgibt. Daß dieses in unmerklichen Graden geschieht, ist unwesentlich, es kommt nur auf das Faktum an, und dieses besteht. Praktisch wird in der Botanik diesem in aller geschlechtlichen Fortpflanzung liegenden Entartungsmoment dadurch Rechnung getragen, daß man, wenn man eine Art in ihrer Eigenart erhalten will, die geschlechtliche Fortpflanzung umgeht, indem man die vegetative wählt (Erdbeere, Obstbäume, Kartoffeln). In der Zoologie nutzen alle Züchter dasselbe Entartungsmoment aus, um neue Rassen zu schaffen, die von einigen als neue Arten angesehen werden.

Wir betrachteten bisher die Arten und fanden, daß im ganzen Fortpflanzungsmechanismus schon alle Bedingungen für eine Nonkonstanz, für eine Variabilität liegen. Sehen wir uns den Lebensablauf des Individuums an, so liegt auch hier dieselbe Tendenz, zu einem nicht bei den Qualitäten Verharren, vor. Die Systematik sieht das Individuum in einem bestimmten Moment als das Nor-

male, das Reife, das Ausgewachsene, oder wie die Ausdrücke sonst lauten mögen, an. Bei den meisten Tieren wird der Zustand der erreichten Geschlechtsreife als der normale, endgültge angenommen, bei den Pflanzen meist ebenfalls. Wenn wir nun die Entwicklung der Form eines Individuums verfolgen, so finden wir da keinen einzigen Moment des Stillstandes; je weiter das Entwicklungsstadium liegt, desto typischer, desto charakteristischer, desto eigenartiger ist die Form. Einem jeden fällt es doch auf, daß unsere Bäume (Eiche, Kiefer, Weide) mit zunehmendem Alter immer charakteristischere Formen annehmen. Eine 20-jährige Eiche hat lange nicht die typische Eichenform der 100-jährigen, eine 10-jährige Weide lange nicht die einer 30-jährigen. In einem vielleicht unbewußten Ahnen dieses Umstandes hat die Systematik, die doch sonst bei den Tieren großes Gewicht auf die äußere Form legt, hier gänzlich auf die Formschilderung der Bäume Verzicht geleistet. Die Systematik kann eben mit den relativ konstanten Eigenschaften, wie sie Blatt, Blüte, Frucht haben, rechnen. Bei den Tieren bleibt die Körperform relativ konstant, ihrer bemächtigt sich daher die Systematik, indem sie sie zu den charakteristischen Merkmalen rechnet. Doch auch hier können wir es beobachten, daß, je älter das Individuum wird, desto typischer seine Form wird. Ein schon geschlechtsreifer, ausgewachsener Bison hat lange nicht die ausgeprägte Form eines sehr alten, dessen Widerrist eine viel bedeutendere Höhe erreicht und bei dem die Behaarung des Vorderkörpers viel stärker ist; dasselbe gilt wohl für alle anderen Säugetiere. Ein besonders deutliches Beispiel sind die geweihtragenden Tiere. Was für eine Ähnlichkeit hat der Spieß eines einjährigen Elches mit der Schaufel eines 30-Enders? (Hier kommt es auch wieder deutlich zum Ausdruck, daß jedes Individuum seine einzigartige Form hat; man sehe sich bloß die Gehörnsammlungen an. Kein Gehörn gleicht dem anderen. Und ebenfalls kommt hier auch jenes andere Prinzip zum Ausdruck, daß mit dem Fortfallen des Nützlichkeitszwanges eine reiche Formentfaltung beginnt.) Gewiß gibt es in der Entwicklung kleine Pausen der Ruhe, bei den Pflanzen die Winterruhe, bei den Tieren der Winterschlaf, aber im großen und ganzen ist doch die Veränderung so augenfällig, daß von einer Erhaltung eines bestimmten Entwicklungszustandes nicht die Rede sein kann. Gewiß gibt es Perioden im Leben eines Individuums, wo diese Entwicklung schneller (Jugendwachstum), und solche, wo sie langsamer vorsichgeht (Altern), keine Zeit jedoch, wo sie stehen bleibt. Bleibt die Entwicklung stehen, so tritt der Tod ein.

Der Einfachheit halber haben wir nur die formale Seite, den Körper der Lebewesen betrachtet. Nehmen wir noch das Schicksal, das bewußt oder unbewußt erlebte, hinzu, so wird die Einzigartigkeit eines jeden Momentes im Leben eines jeden Individuums noch betonter, noch ausdrücklicher. Und die Ergebnisse alles diesen: es gibt in der Natur nichts Gleiches, es gibt nur Ungleiches. Für das ungeschulte Auge, für das unbewaffnete Auge ist alles gleich. Der Europäer sieht in China anfangs lauter gleichaussehende, schlitzäugige Menschen; dem Fremden, der eine hundertköpfige Anglerherde betrachtet, scheinen alle Kühe gleich. Der Hirte nennt die eizelnen mit Namen. Es hat keinen Sinn, die tausend Fälle anzuführen, wo das Individuum doch als solches erkannt wird. Es gibt aber auch im Leben des Individuums keinen Moment, wo es dasselbe ist, das es vor einem Jahr, vor Monaten, vor Stunden, vor Minuten war. Es gilt, die absolute Einmaligkeit allen Geschehens zu sehen und zu verstehen. Es gilt zu sehen, daß die Zahl nicht die geringste Rolle spielt. Sie spielt eine so nichtige Rolle, daß die Natur nicht einmal bis 2 zählt. Sie hat noch nie absolute Zwillinge geschaffen. Es gilt zu sehen, daß Gleichheit und Vielheit Schemata sind, die wir benutzen, um uns der unendlichen Fülle zu bemächtigen. Wir benutzen unsere Kurzsichtigkeit, und wo diese nicht ausreicht, da erdichten wir Gleichheit; nur so schaffen wir uns übersehbare Gebiete. Und weiter: es gibt keine Wiederholung. Sie ist fingiert, fingiert von uns, um der Fülle in der Zeit Herr zu werden. Es gibt nur ein Werden, es gibt ein Gehen, ein Vergehen, es gibt keinen Stillstand. *Πάντα ῥεῖ.* An nichts ist die Natur weniger interessiert, als an der Wiederholung, an dem Stillstand. Wenn der Film stehen bleibt, haben wir die Möglichkeit, das Bild zu betrachten. Unsere Museen sind solche angehaltenen Filme und haben ihren Wert. Der Film rollt, das Leben lebt, und jeder Stillstand ist von uns gemacht, damit wir es sehen können. Die Natur will nicht Erhaltung der Art, sie will über die Art hinaus, will Entartung.

III. Die Entartung

Beispiele für Entartung, für Degeneration finden wir vielfach in der Paläozoologie. Was verstehen wir hier unter Degeneration? Wir verstehen darunter Folgendes: nach einem bestimmten Zeitablauf können wir es beobachten, daß eine Ordnung, Familie, Gattung, Art plötzlich Eigenschaften, die für diese systematischen Einheiten (Ordnung, Familie u. s. w.) als konstant, als kennzeichnend, als

typisch angesehen werden konnten, aufgibt. Wir beobachten dieses gewöhnlich um den Zeitpunkt kurz vor dem Erlöschen derselben Einheit, nach der Zeit der höchsten Entwicklung, nach der Zeit des größten Formenreichtums. Beispiele: Im Mittel-Devon treten die ersten Ammoniten auf. Ihre Entwicklung schreitet nun in ansteigender Linie bis zur Jura-Formation fort, in welcher diese Gattung ihren Entwicklungshöhepunkt aufweist. Wir finden hier die zahlreichsten Formen. Alle haben die typische Form, die vielleicht am kürzesten als Uhrfederspiralform bezeichnet werden könnte. In der darauf folgenden Kreideformation wird die Zahl der Formen viel geringer. Dafür tritt aber das merkwürdige Phänomen auf, daß die Uhrfederform aufgegeben wird. Wir finden hier ganz abstruse Formen in den verschiedensten Richtungen, halb und ganz losgewickelte Spiralen. Mitunter C-förmig (Hamites rotundus Sow.), mitunter E-förmig (Macroscaphites Ivani d'Orb) — Formen, die durch irgendeine Anpassung keineswegs mehr zu erklären sind; hierauf stirbt die Gattung der Ammoniten aus.

Eine ähnliche Entwicklung machen auch andere Tiergruppen durch, wenn vielleicht auch nicht immer in einem so kurzen Zeitraum. Bei den Trilobiten geht die Entwicklung vom unteren Kambrium bis zum Ober-Devon, ihre Blütezeit liegt im Silur. Wenn wir die Entwicklung der Reptilien verfolgen, so werden wir auch hier vielleicht eine analoge Entwicklung konstatieren können. Sie beginnt im Dyas mit bescheidenen Anfängen (Palaeohatteria, Proterosaurus) und geht dann ziemlich schnell vorwärts. Ihr größtes Ausmaß erreicht sie in der Juraformation. Hier finden wir alle möglichen Typen von Reptilien vor. Reptilien, die Fleischfresser und solche, die Pflanzenfresser sind, wir finden Landreptilien (Campsognatus, Atlantosaurus, Diplodocus, Stegosaurus), Wasserreptilien (Ichthyosaurus, Plesiosaurus) und solche, die sich fliegend fortbewegen (Pterodactylus, Ramphorynchus). Darauf geht die Entwicklung stark zurück. Und wenn wir die heutige Reptilienwelt betrachten, so finden wir relativ wenige Vertreter. Nimmt man die Formen Schlangen und Schildkröten, so hat man den Eindruck, als seien diese auch Degenerationsprodukte im Vergleich zu der ehemaligen Saurierwelt: die für alle Saurier typischen 2 Paar Gliedmaßen sind bei den einen (Schildkröten) recht stark rückentwickelt, stattdessen zeigt sich eine übernormale Entwicklung des Integuments, an dem sich das Skelett beteiligt, und bei den anderen ein vollkommener Verzicht auf die Gliedmaßen zugunsten einer ganz einzigartigen Fortbewegung und

einer einzigartigen Form. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die späteren geologischen Perioden eine viel kürzere Zeitspanne umfassen als die früheren; daher kommen hier die Erscheinungen der Degenerationsformen vielleicht weniger deutlich zum Vorschein, als das bei den Ammoniten geschah. Diese innerhalb der Entwicklungsgeschichte zutage tretenden Erscheinungen können in geringerem Maßstabe auch schon bei der Entwicklung lebender Arten bemerkt werden, auch da schon treten plötzliche Eigenschaften auf, die als Abweichungen der Art aufzufassen sind, und es geschieht solches allemal vor dem Aussterben der betreffenden Art.

Diese Erscheinungen können nun verschieden interpretiert werden. Der Darwinismus konstatiert einfach die Tatsache, daß, wenn Tierarten Eigenschaften aufweisen, die für den Kampf ums Dasein nicht nützlich, ja oft schädlich sind, sie von den besser ausgerüsteten Arten übervorteilt werden, zu kurz kommen, aussterben. So wird beispielsweise der Niedergang der Saurier mit der größeren Tüchtigkeit zweier anderer Tierklassen, der Säugetiere und der Vögel, erklärt. Die Konkurrenz dieser Klassen ist zu groß. Diese Konstatierung erklärt das Aussterben der Tiere, nicht aber die Degenerationsmerkmale.

Es könnten die Degenerationsmerkmale als Beweis für die am Schluß des ersten Kapitels aufgestellte Behauptung — fällt einmal der Zwang des Nützlichen fort, so setzt die Formentfaltung ein — angesehen werden. Denn vorausgesetzt, daß die Form der Reptilien dem Untergang preisgegeben wäre — an ihre Stelle waren ja die aus ihnen hervorgegangenen Säugetiere und Vögel getreten — so brauchen sie nicht mehr die nur nützlichen Eigenschaften, sie können sich den Luxus des Unnützlichen leisten. Noch deutlicher ist dieses bei den Schlußformen der Ammoniten zu sehen: „Wir können nur schön sein, da wir ja sterben."

Es ist aber noch eine andere Auffassung der Degenerationsmerkmale möglich und namentlich, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß einer Degeneration einer Tiereinheit jedesmal eine besonders reiche Entfaltung vorausgeht. Hat die Natur die mit einem bestimmten Organisationsmaterial möglichen Formen geschaffen (Zeit der größten Entwicklung einer Art), so schafft sie die noch irgend möglichen letzten Formen oder geht zu einem anderen Organisationsmaterial über. Wir sehen in der Juraformation Hunderte von Ammonitenformen. Mit großen Buckeln, mit kleinen, mit den verschiedensten Musterungen, Rillen, Furchen, in den verschiedensten Größen. Das einzige Gemeinsame ist die Spiralform und der innere

Bau. Wenn nun alles nur irgend Mögliche von Formen innerhalb dieses Rahmens geschaffen ist, wird noch die letzte Zwangsform, die Spiralform, aufgegeben und es entstehen die obenerwähnten ganz unnormalen Formen. Dasselbe gilt für die Reptilien. Alle nur denkbaren Typen von 4-füßigen Reptilien waren in der Juraformation aufgetreten. Hierauf gibt die Natur den Typus Reptil auf, — gibt ihn nicht ganz auf, nein, schafft noch die mit diesem Material irgend möglichen Formen — und so kommen die ganz anormalen Formen der Schlangen und Schildkröten zustande.

Das, was wir in geringem Maßstabe in der Entwicklung innerhalb einer Tierart sahen, finden wir hier innerhalb der großen Tiergeschichte. Auch hier zeigt sich dasselbe ganz offenkundig. An nichts ist es der Natur weniger gelegen, als an Erhaltung irgend einer auch noch so großen Formeinheit. Sie opfert ruhig eine Klasse, wenn die Formen erschöpft sind. Wenn wir uns eine Entwicklungsreihe vom Beginn bis zum Erlöschen vergegenwärtigen, so gewinnen wir fast den Eindruck, daß die Natur der Ordnung, der Klasse in einem bestimmten Stadium gleichsam überdrüssig geworden ist, und sie gibt nun das Maßhalten auf und schafft Maßloses, Formloses. Es gilt jedenfalls auch hier die Einmaligkeit, die Einzigartigkeit. Es kommt der Natur nicht auf Dauer, nicht auf Menge, nicht auf Masse an. Auch die Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen sind wie die Gedanken, die, einmal gedacht, wie die Kunstwerke, die, einmal geschaffen, ihren Wert behalten, ob sie dauern oder nicht, und die nicht noch einmal geschaffen werden.

(Schluß folgt)

Ein kurländischer Kulturpionier
aus der Wende des achtzehnten Jahrhunderts

Kulturhistorische Skizze

Von Anna Katterfeld

Es war kurz vor dem Kriege während einer Introduktion in einem Verwandtenhause. Ich stand neben dem damaligen kurländischen Generalsuperintendenten unter einem großen Ölbilde, das sich schon seit mehreren Generationen in unserer Familie vererbt hatte. Es stellte einen alten Pastor in der Amtstracht auf der Kanzel dar. Die Hände hatte er über der offenen Bibel mit einer lettischen Inschrift gefaltet und sah wie im stillen Gebet nach oben.

Der Generalsuperintendent sah dies Bild lange sinnend an, dann sagte er: „So sieht doch heute kein Mensch mehr aus!"

Es war fraglos ein treffendes Urteil. In dem Gesicht des Greises lag eine solche heilige Stille und tiefinnerliche Sammlung, wie unsere Zeit mit ihrer Unruhe, ihrem Hasten und Jagen und Drängen sie nicht mehr aufbringt, wie sie aber bezeichnend war für diesen Mann, der 60 Jahre in stiller Aufbauarbeit an einer und derselben Gemeinde im Segen gewirkt hat.

Es war mein Urgroßvater, Traugott Ephraim Katterfeld, der von 1791—1851 Pastor in Neuhausen in Kurland war und getreulich alle wechselvollen Schicksale seiner Gemeinde in diesen Jahrzehnten geteilt hat. Zu seinem 50-jährigen Amtsjubiläum hat die dankbare Gemeinde dies Bild malen lassen. Im Winter 1918 sind unter diesem Bilde im Pastorat Lassen, wo es während des Weltkrieges unbeschädigt in dem zum deutschen Offizierskasino umgewandelten Wohnzimmer des Pastorates hing, die ersten deutsch-russischen Friedensverhandlungen gepflogen worden. Es ist dann ein Jahr später Zeuge mancher Nöte der Pastorsfamilie während der Bolschewistenzeit gewesen, bis es schließlich der Vernichtungswut der Bolschewisten zum Opfer gefallen ist.

So knüpft sich an das Bild, ebenso wie an das Leben des Mannes, den es darstellt, ein großes Stück Heimatgeschichte. Durch alte Familienpapiere ist diese Geschichte, die aus unserer schnellebigen Zeit zu entschwinden droht, mir wieder lebendig geworden. Vor allem ist es mir daraus wieder vor die Seele getreten, wie viel unsere Heimat den deutschen Männern dankt, die in schlichtem, treuem Wirken, trotz endloser Widerstände von allen Seiten, an der geistigen und kulturellen Hebung ihrer Gemeinden gearbeitet haben und so Kulturpioniere geworden sind, die Bleibendes haben wirken und Kulturwerte schaffen dürfen, an denen wir noch heute zehren.

Im Jahre 1784 war Traugott Ephraim Katterfeld als Kandidat aus Thüringen, wo seine Wiege in einem Pfarrhause am Fuße des sagenumsponnenen Hörselberges gestanden hatte, nach Kurland gekommen. Außer Theologie hatte er auch Mathematik studiert und sich bereits in Göttingen in diesem Fache habilitiert, als er einen Ruf nach Kurland als Lehrer in das Haus von Baron Behr in

Poopen erhielt. Der Ruf in die Ferne lockte ihn und er entschloß sich zur Reise. Dann ging es mit ihm, wie es schon mit so manchem deutschen Kandidaten im Baltenlande gegangen ist: er fand eine Braut, er fand ein Amt, er fand eine Aufgabe, die ihn lockte, seine Lebenskraft daran zu setzen und — Kurland wurde ihm neue Heimat.

Über das Poopensche Haus heißt es in einem Rückblick auf das Leben Traugott Katterfelds aus der Feder seines Sohnes: „Die Familie des Staatsrates von Behr war eine der geachtetsten und splendidesten des Landes. Zum Glanz des Hauses hat es viel beigetragen, daß der Staatsrat, ein bereister, hochgebildeter und unternehmender Mann, bei der Größe seiner Besitzung und Fülle der Naturprodukte seiner Güter und der unbeschränkten Handelsfreiheit sich in große Spekulationen eingelassen und Handelsverbindungen mit Deutschland, Holland und besonders mit England angeknüpft hatte. Leider wurde die Mahnung unseres Vaters zu einer gehörigen Buchführung unbeachtet gelassen, weil ein alter Vertrauter des Staatsrates, Prof. Peuter, bei glücklichem Gedächtnis alles einfacher leiten zu können behauptete. Daher endete das Geschäft später nach des Hausherrn Tode nicht zum Vorteil der edlen Familie."

Im Jahre 1791 wurde Traugott Katterfeld das Vikariat in Neuhausen für den erkrankten Pastor angetragen, und im folgenden Jahre wurde er sein Nachfolger.

Die ersten Jahre der Amtstätigkeit Traugott Katterfelds fallen in eine politisch bewegte Zeit. Die Teilung Polens war im Gange und Kurland wurde als Lehnsstaat Polens in die damit verbundenen Wirren hineingezogen. In der Konföderation von Krakau unter Kosciusko suchte Polen zum letzten Mal seine Selbständigkeit zu retten. Da auch Litauen der gegen Rußland gerichteten Konföderation beitrat, zogen sich die Wellenringe der Unruhen bis ins südliche Kurland hinein. Traugott Katterfeld hatte mit klarem politischen Blicke erkannt, daß die einzige Möglichkeit für Kurland der Anschluß an Rußland war, und so suchte er auch seine Gemeinde in dem Sinne zu beeinflussen. Er selbst berichtet darüber:

„Einige Jahre nach meinem Amtsantritt drangen die Litauer infolge der Konföderation mit undisziplinierten Haufen in Kurland ein. Ein Bataillon Russen, verbunden mit den wenigen Soldaten des Herzogs Peter, bezogen zwar ein Lager bei Libau und der Kommandeur desselben, Oberstleutnant Kaslanienow, erließ im Namen Ihrer Majestät, der Kaiserin Katharina II., ruhmwürdigen Andenkens, ein Manifest, in welchem die Bauern zur Ruhe und zum Gehorsam gegen ihre Herren ermahnt wurden; allein die Vorspiegelungen und Einredungen der Litauer verführten viele, selbst in der Nachbarschaft meiner Gemeinde, zu Ungehorsam und Aufruhr. Dies bewog mich, ungeachtet, daß die Litauer nur zwei Meilen von hier das Ufer der Windau und die benachbarten Güter besetzt hatten, das Manifest, sowie es in demselben befohlen wurde, von der Kanzel abzukündigen, im Vertrauen auf Gott, daß er mich in dieser Gefahr beschützen werde.

Dies Vertrauen wurde noch vermehrt durch den Zufall, daß ich bei der Rückkehr von einem Krankenbesuche das nämliche Manifest auf dem Wege hingelegt fand. Den darauf folgenden Sonntag aber wurde ich von einem Haufen Litauer, die mich in der Kirche hatten aufgreifen wollen, im Pastorate überfallen.

Diese wollten mich gewaltsam in ihr Lager abführen; allein durch meine Gattin, die der polnischen Sprache kundig war, wurden sie beredet, ohne mich abzuziehen und mir weiter nicht beschwerlich zu fallen, so daß ich selbst von der Leistung des von ihnen geforderten Eides verschont blieb. Zu meinem Troste hatte diese für mich gefahrvolle Abkündigung des Manifestes nebst meinen Ermahnungen den gewünschten Erfolg, daß alle zu meiner Gemeinde gehörenden Gebiete an keiner Empörung teilnahmen, wozu sie von vielen Seiten angereizt wurden.

Gleicher Gefahr war ich im Jahre 1811 bei der Invasion der Franzosen und Preußen ausgesetzt, wo ich, entschlossen, unter allen bedrohenden Umständen bei meiner Gemeinde auszuharren, manche traurige Erfahrung machte, da alle Gutsbesitzer des Kirchspiels ihre Gebiete und selbst einige Prediger ihre Gemeinde verlassen hatten. Ich verlor dabei den Ertrag einer ganzen jährigen Ernte und kam später in die Gefahr, von der damals herrschenden, tödlichen, pestartigen Typhuskrankheit angesteckt zu werden, indem ich einem nicht zu meiner Gemeinde gehörenden, an dieser Krankheit daniederliegenden Ehepaar das Abendmahl reichte."

Ein eigenartiges Licht auf die Zustände jener Zeit wirft es, wenn uns gleichfalls in jenen alten Berichten erzählt wird, wie Traugott Katterfeld 1813 seine drei Söhne, damals noch Knaben, gemeinsam mit seinen Knechten aussandte, um den in der Umgegend plündernden französischen Rückzüglern das Handwerk zu legen, und sie tatsächlich mit zwei gefangenen Marodeuren ins Pastorat heimkehrten, die dem Marquis Paulucci ausgeliefert wurden.

Auch an inneren Unruhen hat es in jenen Zeiten nicht gefehlt. Die Anlässe waren oft merkwürdig genug. Bei der völligen Unbildung des Landvolkes waren die Gemeinden auf dem Lande gegen jede Neuerung mißtrauisch. Sogar die Einführung eines neuen Gesangbuches war in manchen Gebieten der Anlaß zu Bauernunruhen.

Tiefgreifender war natürlich die Erregung, die die Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland im Jahre 1817 hervorrief. Hier lassen wir wieder zeitgenössische Berichte reden.

„Die Liebe zur gesetzlichen Ordnung wußte Traugott Katterfeld auch seiner Gemeinde einzuflößen, und so sind alle Katastrophen, welche in anderen Gegenden zu den schmerzlichsten Exzessen Veranlassung gaben, in seinem großen und volkreichen Kirchspiele ohne Unruhe vonstatten gegangen: so die Einführung des neuen lettischen Gesangbuches, die Aushebung der Landmiliz — zu der sich freiwillig 100 Jünglinge aus seiner Gemeinde stellten — und die Beeidigung der ersten Gemeinderichter im Zusammenhang mit der neuen Bauernverordnung vom Jahre 1817, gegen die von der irregeleiteten Bauernschaft lebhafte Opposition erhoben wurde, so daß diese hin und wieder nur mit Militärmacht unterdrückt werden konnte. Als bei dieser Begebenheit hier durch Emissäre aus einer anderen Gegend Aufregungen bewirkt worden waren und Unruhen drohten, trat K. mitten unter den Volkshaufen, und seinen Ermahnungen gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Daraufhin wandten sich die Gebietsvorsteher des Neuhausenschen Kirchspiels vertrauensvoll an ihren Prediger, und von ihm belehrt, fügten sie sich in allerwilligstem Gehorsam der gesetzlichen Ordnung, so daß allgemein der gute Sinn, die Redlichkeit und Ergebenheit der Letten dieses Kirchspiels anerkennend gepriesen wird."

Nicht zum wenigsten trugen zu diesem guten Zustande der Neuhausenschen Gemeinde Traugott Katterfelds Bemühungen um die Hebung der Schulbildung bei.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis zum Weltkriege war der breite Zuschnitt eines kurländischen Pfarrhauses gewissermaßen sprichwörtlich. Diese gemütliche Behäbigkeit, an die man heute unter unseren gedrückten Verhältnissen nur mit einer leisen Wehmut zurückdenkt, scheint sich aber im allgemeinen erst im 19-ten Jahrhundert herausgebildet zu haben. Ältere Berichte geben oft ein Bild von recht kümmerlichen Verhältnissen, in denen die Pastoren lebten. So fand auch Traugott Katterfeld bei seinem Einzuge 1791 in Neuhausen ein kleines baufälliges Holzhaus vor, mit so schadhaften Wänden, daß der Wind durch alle Fugen pfiff.

Im Winter war es trotz der gewaltigen schwarzen Öfen, die ein Viertel des Zimmers einnahmen, überhaupt nicht zu erheizen. Es mußte sich dann die ganze Familie in dem einzigen etwas wärmeren Zimmer versammeln. Um beim Studieren durch den Kinderlärm nicht gestört zu werden, verstopfte der Vater dann wohl die Ohren und zog eine weiße Zipfelmütze darüber. So ging ihn dann das, was um ihn her geschah, nichts mehr an.

Auch der Garten war in einem traurigen Zustande. Nur einige wenige alte Obstbäume fand er vor und so wenig und so schlecht bearbeitetes Gemüseland, daß bei seinem Vorgänger das Gemüse bereits im Herbst zu Ende gegangen war und man das ganze Jahr über von Fleisch und Mehlspeisen leben mußte, da auch Kartoffeln damals in ganz Kurland nur als Gartenfrucht in kleinstem Maßstabe angebaut wurden.

Das wurde bald anders, nachdem Pastor Traugott Katterfeld sein Amt in Neuhausen angetreten hatte. Alle Zeit, die ihm sein pastorales Amt ließ, widmete er dem Gartenbau und der Landwirtschaft mit dem klaren Ziele, auch auf diesem Gebiet Lehrer seiner Gemeinde zu sein und ihre dürftige Lage durch Einführung besserer Wirtschaftsmethoden zu heben. Tatsächlich hat er in mancher Beziehung auf landwirtschaftlichem Gebiet bahnbrechend in Kurland gewirkt, und neben manchem Mißerfolg, weil er in vielem seiner Zeit weit vorauseilte, doch viele dauernde Erfolge erzielt.

„Bei seinem Amtsantritt — wir folgen wieder dem Bericht aus der Feder seines Sohnes — hatte er nur 24 Lofstellen urbares Ackerland, in drei Felder geteilt, vorgefunden. Dies Land wurde von zwei leibeignen Bauern bestellt, die jeden Frühling hungerten und vom Prediger mühsam mit seinem Kirchenkorn ernährt wurden.

Mit seiner Zustimmung wurden diese Bauern dem Privatgut Berghof abgetreten, während das Land, das sie bestellten, der Widme verblieb.

Nunmehr begründete er ein neues Wirtschaftssystem. Er riß eine Menge wüsten Landes auf und erweiterte seine Felder auf 90 Lofstellen, was zu jener Zeit mit den mangelhaften Ackergeräten eine sehr große Aufgabe war, die noch dadurch sehr erschwert wurde, daß nach Entfernung der Erbleute die Arbeit durch zusammengelesene freie Leute geleistet werden mußte. Dies waren großenteils litauische Schlachtitschen oder Bojaren, die als Grabengräber oder Bretterschneider sich in Kurland umhertrieben und gewohnt waren, ihren reichen Erwerb im nächsten Kruge wieder zu vertrinken.

Diese Leute machten unsäglichen Verdruß, um so mehr, da sie keine Leibesstrafe empfangen durften, so daß der Vater zu einer Zeit seine ganze Feldarbeit aufgab, das ganze Inventar veräußerte und die Felder mit Klee und Gräsern besäte, die im Sommer für die Hälfte des Ertrages von den heubedürftigen Nachbarn abgemäht wurden.

Als der Verdruß mit den Bauern verschmerzt war und die im Gange befindliche Freilassung der Bauern die Aussicht eröffnete, wieder gute Leute zu erlangen, fing unser Vater den Feldbau von neuem an. Dabei ging er von dem Plane aus, durch Maschinen die Landkultur zu erleichtern und zu verbessern. Nicht nur, daß er sich Modelle kommen ließ, nach denen er den Versuch machte, Ackerwerkzeuge — Pflüge, Eggen, Walzen, Sämaschinen — von den örtlichen Handwerkern anfertigen zu lassen, sondern er bemühte sich auch viele Jahre hindurch, eine zweckmäßige Dreschmaschine zu erfinden.

Leider scheiterten aber fast alle solche Bemühungen, teils an der Ungeschicklichkeit unserer Handwerker, teils an dem Widerwillen des Landvolkes gegen jede Neuerung. Zertrümmerte doch ein betrunkener Arbeiter eines schönen Tages alle die kostbaren Maschinen und Modelle, weil er der „tollen Neuerung" ein Ende machen und sich von der Lächerlichkeit, daran arbeiten zu müssen, befreien wollte.

So sah es damals in unserm Vaterlande aus! Fragte doch ein weitbekannter Herr v. Sch. unsern Lehrer, ob bei uns auch Rosmarin und Trippmadame gebaut würden, um den damals noch fast unerhörten Klee- und Esparsettenbau lächerlich zu machen.

Also nicht nur die Bauern, sondern auch manche der Herren verspotteten damals diejenigen Männer, welche als Führer zum Fortschritt und Begründer einer besseren Zeit wirkten! Den Vater verdrossen wohl solche Wispeleien, doch machten sie ihn in seinem Streben nicht irre. Und er hatte auch die Freude, von manchen seiner Unternehmungen und Besserungen schöne Erfolge zu erleben. Dahin gehören vor allem:

der Kleebau, denn nächst Pastor Klappmeier in Wormen war er der erste, der den Kleebau im großen bei sich einführte;

der Kartoffelbau (der bisher in Kurland, wie schon erwähnt, nur gartenmäßig betrieben worden war). Der Vater brachte ihn schon Anfang dieses Jahrhunderts auf das Feld. Dabei fehlte es anfangs nicht an Mißerfolgen. So wurde einmal ein Feld von 12 Lofstellen mit Kartoffeln besät. Aber durch einen besonders früh eintretenden Winter und die Schwierigkeit der Ernte mit Hacken und Schaufeln blieb die Hälfte der Kartoffeln unter dem Schnee. Eben darum begegnete man dem feldmäßigen Kartoffelbau noch längere Zeit mit Mißtrauen und es gingen noch Jahre darüber hin, bis sich auch andere Landwirte der Gegend entschlossen, die Kartoffel im großen anzubauen. Auf der Neuhausenschen Widme wurden bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts jährlich gegen 1000 Lof Kartoffeln geerntet;

die Anlage einer Merino-Schäferei. Aus Kopenhagen wurden Zuchtschafe verschrieben und Traugott Natterfelds ältester Sohn machte in seinem Auftrage eine Reise nach Ostpreußen, um sich dort mit der Schafzucht bekannt zu machen. Dann ging derselbe nach Petersburg, um dem damaligen Minister Canerin Vor-

schläge für die Einführung der Merino-Schafzucht in Kurland zu unterbreiten. Der Minister ging auch auf die Vorschläge ein

Ein tragisches Kapitel in Traugott Katterfelds Bemühungen um die kurländische Landwirtschaft sind seine Versuche, den Rübenbau in Kurland einzuführen. Er dachte dabei weniger an die Rübe für die Viehzucht, als vielmehr an die Zuckerbereitung. Dabei machte er aber den großen Fehler, daß er Zucker aus der gewöhnlichen Runkelrübe gewinnen wollte, und zwar sollte jede Hausfrau sich ihren Zuckerbedarf selbst beschaffen können. Bis in sein höchstes Alter hinein mühte er sich um einen gangbaren Weg für die häusliche Zuckerbereitung. Seine Kinder und Großkinder wurden die unglücklichen Opfer dieser Versuche. Unter ihren reichen Kindheitserinnerungen bildet der grünliche Sirup, den sie aufs Brot bekamen, nicht gerade eine erfreuliche.

Wie würde der alte Neuhausensche Pastor staunen, wenn er sähe, welch eine Bedeutung seine geliebte, damals allgemein verachtete Rübe heute, nach fast 100 Jahren erlangt hat!

Auch für die Schutzpockenimpfung hat er bereits am Anfang des Jahrhunderts unermüdlich gewirkt, besonders indem er in seinem Hause mit dem Beispiel voranging und persönlich alle nur irgend erreichbaren Kinder impfte. So war in der Neuhausenschen Gemeinde das Impfen schon fast allgemein geworden, lange ehe es Gesetz wurde. Die obrigkeitliche Dankesadresse, die er gerade für diese Tätigkeit erhielt, war ihm eine ganz besondere Genugtuung.

Ein bezeichnendes Licht auf die kulturellen Verhältnisse der damaligen Zeit wirft die Schilderung der Feier des fünfzigjährigen Amtsjubiläums Traugott Ephraim Katterfelds, über die gleichfalls sein ältester Sohn berichtet:

„Zum Tage der Jubelfeier am 13-ten August 1842 wurde eingeladen, was nur irgend in Beziehung zum Vater stand: die Kirchenpatrone, die Prediger der Grobinschen Diözese, zu welcher Neuhausen nach der neuen Verteilung gehörte, und desgleichen die Prediger der Piltenschen Diözese, zu der es früher gehört hatte, und alle Verwandten und Freunde. Ja auch alle lettischen Kirchenältesten und ausgezeichneten Individuen der Neuhausenschen und Preekulnschen Gemeinde (wo der jüngere Sohn, Hermann Ehrenfest, Pastor war). Für eine solche Menge der Gäste mußte natürlich die Vorbereitung auch groß sein, und wie ein Schlachtfeld sah der Hinterhof aus, wo unter anderem sieben große fette Börge ihr Blut zu Ehren der Festtage sollten verspritzen lassen müssen.

Die Feier war auf drei Tage verteilt. Am 13-ten deutscher Gottesdienst, Gratulation, Mahlzeit. Am Abend deutsches Schauspiel, Tanz und Musik. Am 14-ten lettischer Gottesdienst, Gratulation der Letten, besondere Mahlzeit für sie und am Abend lettisches Schauspiel und auch Tanz.

Am 15-ten August sollte noch eine Nachfeier für die näherstehenden Angehörigen stattfinden, doch war jeder willkommen, der teilnehmen wollte.

Das deutsche Schauspiel am ersten Tage mißlang, weil ein paar junge Herren Schauspieler nach der Weise genialer Musensöhne mehr dem Bacchus als dem Apoll geopfert hatten. Desto besser gelang das lettische Schauspiel, in welchem Bruder Hermann mit Witz und Laune die Hauptfehler unserer Nationalen: Bauernstolz und Trunksucht, hechelte. Wir müssen hier unser tiefes Bedauern aussprechen, daß das Manuskript der lieblichen Dichtung auf unbegreifliche Weise

für die lettische Literatur verlorengegangen ist. Es ist, soviel bekannt, die erste und bisher einzige in lettischer Sprache ausgeführte dramatische Vorstellung (Hermann Ehrenfest Katterfeld ist auch als Fabeldichter in lettischer Sprache tätig gewesen).

Am Morgen des ersten Festtages wurde von den Kirchenpatronen (16 an der Zahl) bei der Gratulation ein silberner Pokal, auf welchem die Namen sämtlicher Patrone graviert waren, eigenhändig überreicht. Von den Letten wurde das schöne, von unserm verdienstvollen Egginк gemalte Brustbild des Vaters in Öl, das auch auf der Ausstellung in Riga große Anerkennung gefunden hat, dargebracht (es ist das oben erwähnte, das die Bolschewisten vernichtet haben), und die vielen anwesenden Prediger (21) knüpften interessante Unterredungen mit den gebildeten und würdigen Kirchenältesten nach der Gratulation an. Und so reihte sich für die Teilnehmer Interessantes an Interessantes, so daß diese Jubelfeier in dem Herzen jedes gemütlich Teilnehmenden unverlöschliche Eindrücke zurückgelassen hat."

Nach diesem Jubiläum lebte Traugott Ephraim Katterfeld noch fast 10 Jahre. Bis zuletzt war er im Amte geblieben. Wenn auch sein Sohn und Nachfolger die Last des Amtes trug, so fehlte er doch kaum einen Sonntag in der Kirche und beteiligte sich an den Amtshandlungen. Noch mit seinem 88-sten Jahre stieg er zu Pferde, um die Wirtschaft für den abwesenden Sohn zu übersehen.

Bis zuletzt war er im Besitz seiner vollen ungetrübten Geisteskräfte. Kurz vor seinem Tode hatte er die Seinen durch ernste Todesahnungen auf sein nahes Ende vorbereitet. Eines Sonntagmorgens im Mai erwachte er sehr früh und bat die ihm aufwartende Magd um sein Andachtsbuch, aus dem er am Morgen zu lesen pflegte. Als die Magd nach einer Weile wieder zu ihm kommt, findet sie ihn mit dem geöffneten Buch in der Hand sanft entschlafen.

Es war ein Stück Geschichte, das mit dem Tode dieses Patriarchen für seine Gemeinde abschloß. Während eines halben Jahrhunderts waren ihre Geschicke eng mit ihm verbunden gewesen. Als eine der ärmsten und vernachlässigtesten hatte er bei seinem Amtsantritt die Neuhausensche Gemeinde vorgefunden. Geistig erfreulich gehoben, in bescheidenem Wohlstande ließ er sie zurück. Abgesehen von dem Anteil, den der große politische Wandel der Dinge in diesen Jahrzehnten daran hatte, dankte sie das zum großen Teil seiner umsichtigen Leitung und Führung.

Notizblätter

Natur und Geist

Der beherrschende Einfluß der Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften ist Allerweltswahrheit, die keines Nachweises bedarf.

Mechanik und Biologie sind es namentlich gewesen, die größte Bedeutung für Betrachtung und Darstellung gesellschaftlicher und geschichtlicher Probleme gewannen.

Es folgte der Einfluß der Rassenkunde: die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Rasse und historisch-sozialem Leben steht seit Gobineau und Chamberlain auf der Tagesordnung.

Schon aber zieht eine neue Naturwissenschaft siegreiche Bahn. Kjellén brachte die Geopolitik. Der Krieg vertiefte das Verständnis für die Bedeutung geographischer Beziehungen. Und heute erscheinen viele historische Arbeiten, die die landschaftlichen Zusammenhänge aufdecken oder wenigstens mitberücksichtigen. Neuestens aber greift die geographische Betrachtung in die Geistesgeschichte über; Kulturgeschichte, Kunst- und Literaturwissenschaft werden nach landschaftlichen Gesichtspunkten dargestellt. Volk und Land, Persönlichkeit und Boden, Geist und Natur verwachsen. Auch der geistige Mensch ist sich wieder darüber klar geworden, wie sehr wir in der Erde wurzeln.

Nord und Süd

Im Norden kämpft das Leben in jedem Baum, in jedem Tier gegen die Naturgewalten. Das Leben ist ihnen abgerungen, ist Siegespreis. Im Süden herrscht jene Harmonie zwischen Leben und Naturgeschehen, die Fülle und Geschlossenheit zeugt: der vom Sturm zerzausten Kiefer am Ostseestrande stelle man die Palme gegenüber; das Bild ist Symbol. Im Norden stirbt die Natur, um wiederaufzuerstehen. Im Süden — ewiges Blühen. Der Süden kennt das Vollendete; er braucht nur in die Natur zu schauen. Im Norden kommt die Natur über Stückwerk nicht hinaus. An den langen Winterabenden, wenn der nordische Mensch vor Kälte und Dunkel, Schnee und Sturm im Hause Zuflucht findet und am flackernden Feuer vom kurzen, unvollendeten Sommer träumt, dann entsteht jene Märchenstimmung, in der der Mensch über die Natur hinausstrebt. Wie anders im Süden: da bildet der Mensch die Natur nach, die Natur bleibt die große Lehrmeisterin, das nie erreichte Ideal. So wird man denn fast zur Überlegung gedrängt, daß dem Süden der Realismus, dem Norden der Expressionismus eigentümlich zu sein scheint.

Technik und Metaphysik

Nicht in Studierstuben und Hörsälen werden Theorien und Ideologien zerstört und überwunden. Auf den Schlachtfeldern schlagen die Schicksalsstunden der Menschheit; Kriege sind die großen Prüfungszeiten der Völker, ihrer seelischen Kräfte. Im Abenddämmern des Weltkriegs brachen auch Aufklärung und Kritizismus zusammen, ging auch der Kantianismus zu Grunde. Wir harren einer neuen Philosophie, einer Lehre, die uns über das bloß Technische hinaufführt zu den Höhen des Geistes, über Erkenntniskritik und Psychologie — zur Metaphysik.

Recht und Gesetz

Das bekannte Wort vom gelungenen Hochverrat als rechterzeugenden Faktor ist vielleicht nur das monumentalste Beispiel für die allgemeine Wahrheit, daß das Recht ein ewig vergehendes und werdendes ist, dessen Gehalt, in ewigem Wechsel begriffen, sich ständig erneuert. Haben wir es nicht selbst erlebt und erleben es weiter: das, was gestern Unrecht war, wird heute schon kaum mehr als solches empfunden und kann vielleicht morgen schon Recht werden und sein „Und Recht muß doch Recht bleiben." Gewiß, und es bleibt es, auch wenn die menschlichen, ach allzumenschlichen Gesetze Unrecht sind.

Gefühlspolitik und Begriffspolitik

Es bleibt unbestreitbare Forderung, daß Politik unabhängig von allerlei Vorurteilen und Ressentiments gemacht werden muß. Nur wer *über* den Ereignissen steht, kann sie meistern. Dazu aber ist innere Freiheit unerläßlich, ohne die alles Handeln Stückwerk sein und bleiben muß. Diese Freiheit ist aber nur da vorhanden, wo nicht nur die gefühlsmäßigen, sondern auch die rationalen Hemmungen fallen. Ebenso verderblich wie Gefühlspolitik ist Begriffspolitik. Beiden aber dient das Schlagwort.

Kulturelle Autonomie

Demokratie beruht auf dem Prinzip der Gleichheit. Kulturelle Autonomie der Minderheiten bedeutet vom Standpunkt der konsequenten Gleichmacherei ein Unding. Nur wer die Differenziertheit in kultureller Beziehung nicht übersieht, kann die kulturelle Autonomie zugeben. Vom Standpunkt konsequenter Gleichheitsideologie bedeutet sie einen „logischen" Fehler, doch wohlbegründet auf der Ungleichheit volklicher Kulturen. Staat und Volk fallen in weiten Räumen der Welt so bedeutend auseinander, daß Staatsweisheit die Beschränkung der Staatstätigkeit auf politische Dinge empfiehlt. Ist das Liberalismus? Man nenne es meinethalben so, aber man muß sich stets darüber klar sein, daß es sich nicht um eine Bewahrung „angeborener" Rechte des einzelnen handelt, sondern um Wahrung der kulturellen Stellung von *Volksgemeinschaften*.

Wien

Eine merkwürdige Stadt, dies Wien. Deutsch, urdeutsch und doch ein Vorposten des Balkan und der Adria. Romanisches Feuer zur Freudigkeit verfeinert, orientalisches Hindämmern zur Beschaulichkeit gemildert, Musik gewordenes deutsches Gemüt und Geist. Nicht mehr der Hof des römischen Kaisers deutscher Nation, weil das Herrschergeschlecht schon mit Joseph dem Deutschen ausstarb; nicht mehr der Sitz jenes internationalen Schwertadels des 30-jährigen und anderer Kriege, jenes Adels, der im bürgerlichen 19. Jahrhundert der Verböhmung und Magyarisierung verfiel; nicht mehr die Hauptstadt deutscher Kunst, osteuropäischer Wirtschaft. Nur noch das Tor Mitteleuropas zum Balkan, nur noch die mitführende Stätte feinsten Kunstgewerbes (im weitesten und besten Sinne des Wortes), nur noch die entzückendste deutsche Stadt.

Von hier aus sollte deutsche Kulturpropaganda getrieben werden, nur von hier aus ist der Zugang zu den Herzen der West- und Osteuropäer zu finden. Berlin imponiert, aber es läßt eiskalt. Dem Zauber Wiens jedoch verschließt sich nicht einmal der Chauffeur.

Das alles sind allbekannte Dinge. Wann aber werden die praktischen Konsequenzen gezogen werden, wann wird der großdeutsche Kulturstab Wien zur Basis seiner Tätigkeit gewählt und ausgestaltet haben!

Helmuth Stegman

Umschau

Zum 22. Mai

Zum neunten Mal jährt sich der Tag, an dem die Baltische Landeswehr Riga eroberte und von der Herrschaft der Bolschewisten befreite, zugleich der Tag, an dem die Bolschewisten in den Gefängnissen die letzten zahlreichen Erschießungen vornahmen und an dem mit anderen auch Hans von Manteuffel, der Führer des Stoßtrupps, im Kampfe fiel. So steht dieser Tag für uns immer im Zeichen von beidem, von Leben und Tod.

Wenn am Nachmittag des 22. Mai viele Tausende von Deutschen zur Gedenkfeier an den Gräbern der Toten auf den Rigaer Waldfriedhof hinauswandern, dann ist es, als wehe wieder die gleiche Luft wie vor neun Jahren. Man hört noch einmal im Geist den Lärm des Straßenkampfes und spürt wie damals Furcht und Hoffnung, Todesnähe und Freiheitsahnung. Es gibt für uns Balten keinen einzigen Tag, dessen Gedächtnis eine solche Macht besitzt.

Der Bann dieser Erinnerung ist eine jährlich wiederkehrende vernehmliche Mahnung. Ihr Sinn kann nicht mißverstanden werden. Der 22. Mai verlangt, daß wir an unsere Aufgaben, an unser nationales und persönliches Leben einen Maßstab legen, der etwas von der einfachen Unbedingtheit enthält, die nur in der Spannung von Leben und Tod erlebt werden kann.

Dann erscheint es von tiefer Bedeutung, daß wir Balten einen Tag der Befreiung als gemeinsamen Gedenktag begehen; das Erlebnis des 22. Mai wächst über den Kreis der Beteiligten hinaus und gewinnt symbolische Kraft für das gesamte Baltentum und die noch ungeborenen Geschlechter. Die Tat des 22. Mai war die Befreiung Rigas; im Sinne eines unbedingten Maßstabes, der immer wieder vor uns aufgerichtet werden muß, weil wir nur dann die Aufgaben der Wirklichkeit richtig erkennen, harrt die Heimat auch heute der Befreiung — der Befreiung von Rechtsverwirrung, Erfolgsucht und verantwortungslosem Schlendrian, die viel natürliches Wachstum hindern und manche gute Absicht verdorren lassen. Über der Arbeit daran wird mehr als eine Generation hinwegsterben; das Werk der geistigen Befreiung der Heimat wird mehr als ein ausgefülltes Arbeitsleben verbrauchen. Nach dem Erfolg zu fragen, ist derjenige unfähig, der hier nichts weiter erblickt, als eine selbstverständliche, unabweisbare Pflicht. In ihrer ganzen Bedeutung empfindet sie nur, wer die Spannung von Leben und Tod bejaht. Das verbindet uns, die wir die Aufgabe haben zu leben, mit denen, die am 22. Mai 1919 die Aufgabe hatten zu sterben. R. W.

Erwiderung

Unter der Überschrift: „Russische Orientierung" hat nun auch die Baltische Monatsschrift zu meinem in „Deutschlands Erneuerung" veröffentlichten Aufsatz: „Lettland und die baltischen Deutschen" Stellung genommen.

Schon diese Überschrift zeigt, daß ganz ebenso wie die anderen baltischen Blätter, auch die Baltische Monatsschrift bestrebt ist, meine Ausführungen zu diskreditieren, indem sie mir eine ausgesprochen russische „Orientierung" unterstellt.

Die Zeitschrift spricht von der von Baron Foelckersam „erhofften" Wandlung und meint, es sei nicht schwer, zu erraten, „wer unter der anderen Staatsgewalt, die den Balten Heil und Rettung bringen soll, zu verstehen ist".

Daß ich das Heil vom „weißen" Rußland erwarte, steht für sie also fest, und nur darüber ist sie sich noch nicht klar, ob meine Stellungnahme eine „ge-

fühlmäßige" — oder auf „Gedankenlosigkeit" zurückzuführen sei.

Diese Betrachtungen sind offenbar geschrieben worden, noch bevor in den „Baltischen Blättern" meine Entgegnung erschien. Aus dieser wird die Redaktion der Monatsschrift inzwischen wohl selbst schon ersehen haben, daß sie in dem Bemühen, meine politische Einstellung zu „erraten" — von ganz irrigen Voraussetzungen ausgegangen und daher zu falschen Schlüssen gelangt ist.

Es handelt sich nicht um eine Option: pro Lettland, pro Deutschland oder pro Rußland, sondern darum, daß eine große Zahl von Balten aus allgemein- und namentlich geopolitischen Gründen der Meinung ist, daß Estland und Lettland nicht selbständige Staaten bleiben werden, sondern daß ihnen früher oder später die Vereinigung mit einer Großmacht bevorsteht.

Welche Macht das sein wird, vermag heute noch niemand zu sagen, und auf diese Frage bin ich nicht eingegangen. Das eine aber steht für mich fest, daß, wer sich über die mutmaßliche künftige politische Gestaltung des Baltikums klar werden will, jedenfalls von allen Wünschen und Hoffnungen, also von jeder gefühlsmäßigen Einstellung — abstrahieren muß.

Der wesentliche Unterschied in der verschiedenen Beurteilung der künftigen politischen Entwicklung des Baltikums liegt also darin, daß viele Balten und die gesamte heimische Presse in der durch den Weltkrieg geschaffenen Grenzführung bereits den Abschluß einer großen geschichtlichen Entwicklung sehen, während andere, zu denen auch ich gehöre, der Meinung sind, daß dieser Entwicklungsprozeß noch nicht beendet ist, und daß die heutigen Grenzen nicht von Dauer sein werden.

Die völkische Einstellung und die staatspolitische Orientierung des einzelnen ist dabei ganz belanglos, denn manche, deren Wünsche durchaus nach Deutschland hin gravitieren, sagen sich doch, daß gerade die geopolischen Verhältnisse eine Vereinigung des Baltikums oder doch eines Teiles desselben mit Rußland wahrscheinlicher machen.

Ist das nun schon eine „russische Orientierung"? Kann wirklich eine solche schon um deswillen behauptet werden, weil Menschen realpolitisch denken und es daher für durchaus möglich halten, daß doch wieder ein nationales Rußland entstehen könne, das dann darauf ausgehen muß, den freien Ausgang zur Ostsee, also die Häfen von Riga und Reval zurückzugewinnen?

Auch diejenigen, die der Meinung sind, daß das baltische Deutschtum und vielleicht auch Deutschland an der Erhaltung der selbständigen Randstaaten ein großes Interesse haben, werden doch zugeben müssen, daß dieses Interesse allein für die Zukunft des Baltikums noch nicht entscheidend ist.

Es darf in diesem Zusammenhange an einen Ausspruch des englischen Staatsmannes Asquith erinnert werden, der gesagt hat: die Schaffung einer Reihe von nicht existenzfähigen Zwergstaaten sei der verhängnisvollste Fehler der Großmächte gewesen.

Der von mir gebrauchte Ausdruck „Kompromißpolitik" scheint eine besonders wunde und schmerzhafte Stelle berührt zu haben, denn alle baltischen Zeitungen glauben ihn zurückweisen zu dürfen.

Aber gewisse Vorgänge lassen diesen Vorwurf als einen durchaus berechtigten erscheinen.

War es nicht klägliche Kompromißpolitik, wenn mit Ausnahme von Baron Fircks die baltischen Abgeordneten für das Agrargesetz stimmten?

Nach meinem Empfinden war es auch eine mit der nationalen Würde nicht vereinbare Kompromißpolitik, daß fast

unmittelbar nach der Ermordung mehrerer Kurländer durch das lettische Militär die lettischen Autoritäten zur Jahresfeier der Baltischen Landeswehr eingeladen wurden und daß bei dieser Gelegenheit Balten sehr anfechtbare Reden hielten, von denen eine sogar in ein Hoch auf die lettische Armee ausklang!

Während meiner langen politischen Tätigkeit bin ich stets für ein Zusammenarbeiten mit unseren lettischen Heimatgenossen eingetreten, aber solche Vorgänge wie die hier gerügten vermag ich nur als unheilvolle Kompromißpolitik zu bezeichnen.

Alle baltischen Blätter, die zu meinem Aufsatz Stellung nahmen, haben mich persönlich angegriffen und verdächtigt. Eine Zeitung ging sogar so weit, daß sie mich dessen anklagte, „das baltische Deutschtum der Russifizierung ausliefern zu wollen" und ihren Artikel mit den Worten schloß: „Von verrußten Balten haben wir früher schon genügend gelitten."

Nun, jeder hat seine Kampfesweise und wählt sich seine Waffen, – aber ich meine doch, die Zeitung hätte das nicht schreiben dürfen. Ehe sie mit solchen Anschuldigungen vor die Öffentlichkeit trat, hätte sie sich ein wenig informieren sollen, und dann hätte sie erfahren, daß gerade ich in der russischen Duma wiederholt das baltische Deutschtum verteidigt und in seinem Namen die Erklärung abgegeben habe: „Gott der Herr hat uns als Deutsche geschaffen, und wir werden Deutsche bleiben."

Trotz ihrer scharfen, persönlichen Angriffe haben die baltischen Zeitungen meine Erwiderungen nicht veröffentlicht.

Ich glaube feststellen zu dürfen, daß in früherer Zeit die baltische Presse andere Auffassungen hatte über journalistische Ethik.

Hamilcar Baron Foelckersam

*

Indem wir die Erwiderung Baron Foelckersams veröffentlichen, müssen wir im Augenblick auf eine eingehendere Erörterung der von ihm berührten Fragen verzichten. Ein Teil seiner Ausführungen über unsere Zustände und bei uns herrschenden Anschauungen beruht auf der Mentalität des Emigranten, dem die Entwicklung in der Heimat fremd geblieben ist. Hätte Baron Foelckersam sich der Mühe unterzogen, in den Geist der „Baltischen Monatsschrift" einzudringen, so müßte er wissen, daß seit ihrer Begründung ihre Betrachtungsweise eine historische ist; wer aber sich zum Grundsatz geschichtlicher Entwicklung bekennt, der bewertet Tatsachen der Gegenwart nur im Rahmen größerer Entwicklungsreihen: „Abschlüsse" kennt er überhaupt nicht.

Der Vorwurf der Kompromißpolitik mag nicht unbegründet erscheinen; Kompromißler hat es bei uns immer gegeben. Wenig erfreulich, oft schädlich, zu erklären vielleicht aus den Besonderheiten unserer Lage. Mehr nach dem auszuschauen, was die anderen meinen, und darüber zu vergessen, was man selbst will, ist bei uns häufig und leider auch heute hier und da üble Gewohnheit geworden. In dem von Baron Foelckersam angeführten Fall (das Landeswehrfest) ein Beispiel solcher Kompromißpolitik sehen zu wollen, ist freilich kaum ernst zu nehmen.

Wir behalten uns vor, auf den gesamten Fragenkomplex noch einmal zurückzukommen. Wulffius

Bücherbesprechungen

Werner Bergengruen: Das Brauthemd. Drei Novellen. 1925. Iris-Verlag Frankfurt a. M. 97 S.

In seinen drei fein getönten, auf zeitgeschichtlichen Hintergrund gemalten Erzählungen aus dem abrollenden 18. Jahrhundert gibt der Verfasser eine stets vertiefte Auffassung des Glückes.

Die erste führt im Tone eleganter Unterhaltung in das schöngeistige Haus eines kurländischen Barons. Aus dieser Umgebung löst sich das Bild zweier Fortunafahrer, die — Glück und Geigenspiel — unter Peitschenknall in die winterliche Landschaft hinausfahren, nach Petersburg, wo der eine von ihnen, vor dem allgewaltigen Potemkin Geige spielend, Glück erfiedelt. Der andere Genosse jugendlicher Unternehmungslust findet später unter den Augen Suworows den rühmlichen Soldatentod. „Und damit mag er das Beste gewonnen haben, was Fortuna denen geben kann, die sie lieb hat." Eine Begegnung Potemkins aber mit einem jungen Sergeanten lüftet zum Schluß der Novelle nur sachte den Schleier, wie Glück und Geigenspiel verbunden sein können. Buntes Spiel der Fortuna.

In der nächsten Novelle wird Cagliostros Flucht zu einer Flucht in die kühlen Wasser der Ewigkeit. In dem letzten Hinübergleiten aus erdgebundenem Sein brandet in ihm die rauschende Gestaltenfülle seines ruhmbewegten Lebens auf, in ihm, der seinen Zeitgenossen „ein Symbol war für alle geheime Erkenntnis, für Ruhm, Glück, Erfolg".

In der Schlußnovelle reckt sich, gefaßt in das originelle Bild des nach stets höher gestecktem Ziel strebenden Leinwebers, das hoch gerichtete Glücksverlangen empor, das Verlangen nach der Schau des Vollkommenen, dem „Wirken über sich selber hinaus." Es führt zur Katastrophe, auf die von ferne die französische Revolution ihre geisterhaften Schatten wirft. So bildet dieses Novellen-Dreiblatt ein abgestuftes Ganzes.

„Das Buch Rodenstein" (Mit 24 Kohlezeichnungen von Georg Poppe. 1927. Iris-Verlag, Frankfurt a. M. 263. S.) webt „Sagen um ein erloschenes Geschlecht", wie es im Ausgangskapitel heißt, das im Zusammenklang mit den Anfangsworten den Sagenkranz zu gerundeter Einheit zusammenschließt. Der ewige Kreislauf: Frühling — Winter, Leben — Tod und wiederum Tod — Leben wandert in sinnbildlicher Gestaltenvielheit an dem Leser vorüber. Die erste Erzählung bildet zugleich Aufklang und Erfüllung. Der Herr von Rodenstein, dem Tode entronnen, breitet seine Arme der Heimatsburg entgegen. Da zuckt der Strahl der Vernichtung auf ihn herab. Es wird ihm der Tod, der ihm das Leben der Zeitlosigkeit gibt. Mit feiner Künstlerhand hat Werner Bergengruen die Sagenreihe gefügt.

Ein zeitgeschichtliches Gemälde aktueller Problemstellung gibt Werner Bergengruen in seinem Roman „Das Kaiserreich in Trümmern" (Verlag von K. F. Koehler, Leipzig. 1927. 408 S.). In die Zeit der Völkerwanderung führt der Verfasser. Dem Anprall Odovakars, des in jugendlichem Tatendrang Vorwärtsstürmenden, neigt sich das alternde römische Reich. Da er erreicht, was er erstrebt, erwacht Odovakar wie aus einem Traum zu neuem Ziele. Auf den Trümmern alter Kultur will er einen Staat junger Volksbeglückung aufbauen. Er scheitert. Zu

wenig rechnete der germanische Söldnerführer mit den realen Gegebenheiten. Der Tod durch die Hand des Theoderich entrückt ihn in ein Reich, das lange zögert, ehe es auf die blutbefleckte Erde herniedersteigen wird.

Den feinen Gleichklang, der durch die nach Art der Behandlung und Stoff so verschiedenen Werke geht, wird der Lesende, je weiter Seite um Seite blätternd, desto mehr spüren.

Dr. O. v. Petersen

A. Spekke, Professor der lettländischen Hochschule zu Riga: „Alt-Riga im Lichte eines humanistischen Lobgedichtes vom Jahre 1595 (Bas. Plinius Eucomium Rigae)." Herausgegeben mit Unterstützung des lettländischen Kulturfonds. Riga o. J. 264 S.

Für den livländischen Historiker sind die zweite Hälfte des 16. und der Beginn des 17. Jahrhunderts die Zeit Iwans des Schrecklichen, des gebrochenen Privilegium Sigismundi Augusti, der Kalenderunruhen und des schwedisch-polnischen Krieges: diese staats- und kirchenpolitischen Zusammenhänge nehmen in den neueren Darstellungen unserer Geschichte nicht nur einen breiten, sondern den ganzen Raum ein. Daß es in jener Zeit Humanisten gab, und zwar nicht nur in der Studierstube und in den Schulen, sondern auch unter den Bürgermeistern und Sekretären der Städte und im diplomatischen Dienst, das ist freilich bekannt; auch ist die humanistische Literatur Livlands bibliographisch bearbeitet. Doch ein eigenes Kapitel in der Geschichte unserer Heimat bildet der Humanismus nicht; er gehört heute noch mehr zu den Altertümern als zur Historie. Die Ursache dafür ist wohl weniger ein vorgefaßtes Werturteil zu Ungunsten der geistigen Bewegung, als das absolute Vorherrschen der rein politischen Interessen bei der Betrachtung der Geschichte jener Zeit, was freilich auch eine gewisse Unterschätzung der literarischen Dinge bedeutet. Daß hier eine Lücke klafft, hat nun vor mehr als vierzig Jahren Theodor Schiemann bemerkt, und er hat auch versucht, dem Mangel abzuhelfen. Schiemann war indes selbst viel zu sehr Politiker, als daß ihm dieser Versuch hätte gelingen können; aus den Worten, mit denen er das Vorhandensein der Lücke konstatierte: „die historische Forschung habe bis jetzt nicht Muße gefunden, das wissenschaftliche Stilleben der Zeit zu verfolgen" (in der biographischen Skizze über den livländischen Humanisten Daniel Hermann 1886) klingt doch vernehmbar das Urteil, daß im Grunde nur der erholungsbedürftige Forscher das Recht habe, sich mit derlei Belanglosigkeiten abzugeben; und dementsprechend bildet den Hauptgegenstand seiner Darstellung nicht das Werk des Poeten, sondern dessen persönliches Schicksal, wobei die politischen Ereignisse, denen Hermann als Gesandter am polnischen Hof beigewohnt, noch stark in den Vordergrund gerückt sind. So war es doch wieder der alte Weg, den Schiemann einschlug, und die Späteren sind ihm — alle ohne Ausnahme — gefolgt.

Die systematische Erforschung des wissenschaftlichen und literarischen Lebens in Livland zur Zeit der Humanisten ist nun vor wenigen Jahren von Professor Spekke in Angriff genommen. Als sein nächstes Ziel bezeichnet Sp. die Eingliederung der erhaltenen humanistischen Texte livländischen Ursprungs in den literarischen Zusammenhang der westeuropäischen geistigen Strömungen der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und, als ein weiteres, eine Darstellung der späthumanistischen Literatur in Mittel- und Osteuropa („Alt-Riga im Lichte usw." Einleitung). Es ist das ein Programm, welches auf den ersten Blick ein wenig

weit erscheinen möchte, jedoch durch den Charakter des Gegenstandes selbst völlig gerechtfertigt ist: denn man wird die Art des geistigen Lebens und Schaffens in Livland nicht würdigen können, wenn man sich auf das Studium der Erscheinungen innerhalb der Landesgrenzen beschränken wollte. Die Forschungen Sp.'s befinden sich heute im Stadium der Vorarbeiten, der Herbeischaffung und Herausgabe der humanistischen Texte livländischen Ursprungs. Erschienen sind bisher: „Das Gedicht des Rigaer Humanisten Salomon Frenzel „De vera nobilitate et litterarum dignitate" mit einem Kommentar in den Filologu Biedribas Raksti V. 1925 (lettisch), „Das Gedicht des livländischen Humanisten Eucaedius „Danubius" mit einer Einführung in den Latvijas Universitates Raksti, XII, 1925 (lettisch), — und zuletzt, zu Ende des vorigen Jahres, „Das Gedicht des Basilius Plinius „Eucomium Rigae" mit einer Einleitung und einem ausführlichen Kommentar in deutscher Sprache. Sp. beschränkt sich, wie aus dem Gesagten ersichtlich, nicht auf die nackte Wiedergabe der Texte: seine „Vorarbeiten" führen durch ihre Einleitungen und Kommentare den Leser mitten in die historischen und literarischen Probleme hinein und geben ihm bereits ein deutliches Bild von dem, was die zu erhoffende große Darstellung einmal bringen wird. In ganz vorzüglichem Maße gilt dieses nun von der letzten Arbeit, der Edition des Eucomium Rigae, dem Gegenstande vorliegender Besprechung.

Die Einleitung enthält in ihrem ersten Teil eine chronologische Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen der livländischen humanistischen Literatur der zweiten Hälfte des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts in der Form von kurzen Angaben über Stil und Inhalt der einzelnen Werke. So kurz, man möchte fast sagen lakonisch, die Bemerkungen des Verfassers auch sind, so gewinnt doch der Leser aus ihnen eine deutliche Vorstellung vom Wesen und Prozeß des livländischen Humanismus. Das Wesen: ein Kreis ganz bestimmter Gegenstände, Fragen- und Stilmuster, die, aus Westeuropa stammend, von den Livländern rezipiert werden und in der Verbindung mit den Problemen örtlichen Ursprungs eine eigene, livländische literarische Tradition bilden; und der Prozeß: eine sich zugleich im Erstarken des fremden Einflusses und im Zunehmen der eigenen Gestaltungskraft der livländischen Poeten sich äußernde ansteigende Linie der Entwicklung, die mit Rötger Becker (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) beginnt und über Henricus Montanus, Anselm Tragus und Eucaedius zu ihrem Höhepunkt in den Werken des Daniel Hermann, Salomon Frenzel und Bas. Plinius (im letzten Drittel des Jahrhunderts) hinaufführt, um dann, nach Ablauf der ersten 10 Jahre des 17. Jahrhunderts, rasch zu verfallen.

Diese Einleitung hat, einerseits, als der erste und wohlgelungene Versuch einer Darstellung der Geschichte der humanistischen Bewegung in Livland und somit als die Grundlage, von der die künftige Forschung auf diesem Gebiet ausgehen wird, ihre selbständige Bedeutung; andrerseits aber bietet sie eine willkommene Ergänzung zu dem tief in die Menge der Einzelfragen führenden Kommentar.

Die Methode, deren sich der Verfasser bei der Gestaltung des Kommentars bedient, ist die historische: eine Auflösung des Werkes in seine einzelnen Formelemente und Motive und die Darstellung des Weges, auf dem dieselben von ihrem Ursprung her in das Wissen und die Auffassung des Dichters gelangt sind. Und mit immer wieder neuer Freude bemerkt man bei eingehendem Studium des Buches, daß dem Autor, als Vorbedingung für eine erfolgreiche Anwendung dieser Methode, eine ausgedehnte und

gründliche Kenntnis nicht nur der antiken und der humanistischen Literatur Westeuropas, sondern auch des gesamten historischen und literarischen Quellenmaterials unserer Heimat zur Verfügung gestanden hat.

Seinem Zweck völlig entsprechend bringt der Kommentar nicht bloß bibliographische Hinweise auf die stilistisch und inhaltlich dem Gedicht des Plinius verwandten literarischen Erzeugnisse, sondern gibt die Parallelstellen, soweit als nötig, in extenso und, soweit als das bei dem heutigen Stande der Forschung möglich war, in einer Anzahl, welche nicht nur die Geschichte und Verbreitung der Motive in der poetischen Tradition Livlands, sondern auch ihren Ursprung und ihr Vorkommen außerhalb des Landes erkennen läßt. Auf die ganze Fülle des im Kommentar Gebotenen einzugehen, ist im Rahmen einer Rezension weder möglich noch auch notwendig; ich greife nur einiges Wenige heraus, um das Verfahren des Verfassers zu illustrieren und um damit zugleich dasjenige Ergebnis seiner Arbeit ans Licht zu stellen, welches unter allen anderen mir als die bedeutendste Bereicherung unserer Kenntnis von der Geschichte Livlands erscheint.

Eines der von Plinius in seinem fast 900 Distichen umfassenden Preislied auf die Heimat bevorzugten Motive ist das der großen und reichen Handelsstadt Riga. Da wird an einer Stelle Riga mit den Handelszentren der alten und der neuen Welt: Themegos, Korinth, Lissabon, Kalkutta, Nürnberg und Lübeck verglichen, und in ausführlicher Beschreibung preist der Dichter die Schönheit der Kirchen, der Profanbauten, der Privathäuser, die Sauberkeit der gepflasterten Straßen. Hier verzeichnet der Kommentar Anklänge an Ovid, Livius und Horaz, an die Städtegedichte des Buschius und Eobanus Hessus über Leipzig und Nürnberg, konstatiert eine weitgehende Verwandtschaft unseres Eucomium mit der Beschreibung Lissabons von Damiano de Goes; als unmittelbare Vorlage wird die Kosmographie des Sebastian Münster vermutet und als Belege für die traditionelle Wertung Rigas als bedeutender Handelsstadt werden schließlich Parallelen aus der Chronik des Russow, aus dem „Eucomium Urbis Rigae“ des Heinrich von Ulenbrok und aus dem Gedichte des Plinius „Über die Winde“ angeführt. Eine Variation desselben Motivs bildet die reizvolle Schilderung der Auffuhr landischer, litauischer und russischer Waren im Winter auf dem Eise der Düna; hier haben Vergil, Claudian und Ovid (Beschreibung des gotischen Winters!) mitgeholfen; und als Paralleltexte aus der zeitgenössischen Literatur gibt der Verfasser Auszüge aus Seb. Münster, Rötger Becker, aus der Schilderung Moscoviens des Paulus Lovius, sowie Stellen aus den Septentrionalischen Historien des Laurentius Müller über den Handel Livlands mit Pleskau. Eine weitere Variation, die Beschreibung der Ankunft der ersten Schiffe in dem vom Eise befreiten Hafen (wie sie in langer Karawane mit geblähten Segeln langsam die Düna heraufkommen, unter Musik und Kanonendonner die Anker fallen lassen und vor den Mauern der Stadt Seite an Seite haltmachen), enthält außer Anklängen an antike Autoren solche an das Gedicht „Radivilias“ des Polen Radvan und die Elegie des Heinrich Moller, die im Anlaß der Ankunft König Johanns von Schweden in Danzig verfaßt wurde. Dasselbe Motiv der einfahrender Flotte kehrt bei Plinius nun auch an einer anderen, sehr interessanten Stelle wieder, nämlich in der Schilderung der Auffegelung Livlands durch die Bremer. Diese in der Literatur des 16. Jahrhunderts verbreitete Legende ist von Plinius zu einem ganzen Roman ausgestaltet. Das vom Schicksal an die Dünamündung verschlagene deutsche Schiff

ruft bei dem aus seiner Ruhe aufgeschreckten Dünagott die heftigste Bestürzung hervor, denn er sieht die schmähliche Unterjochung der freien Liven voraus; er tröstet sich letzten Endes mit dem Gedanken, daß die Eingeborenen, wenn sie für ihre Freiheit abendländische Sitte, Kirche und Recht erhalten, keinen schlechten Tausch machen werden. Die Ankömmlinge aber freuen sich beim Anblick des schönen und fruchtbaren Landes; sie dringen zur Ansiedelung der Liven vor, die entsetzt den Schutz ihrer Hütten aufsuchen und sich erst nach längeren, in der Zeichensprache geführten Verhandlungen und nach Empfang von Geschenken beruhigen lassen, usw. Zur Gestalt des Dünagottes gibt der Verfasser eine Geschichte des sogen. „Flußgottgenre" in der Form einer recht umfangreichen Sammlung von Material aus antiken und humanistischen (darunter auch livländischen) Autoren. Das Hauptthema aber, die Schilderung des ersten Zusammentreffens der Teutschen mit den Liven, ist nichts anderes, als eine Paraphrase aus den in der Münster'schen Kosmographie enthaltenen Reiseberichten des Kolumbus und Amerigo Vespucci (deren Wortlaut, soweit er für den Text des Plinius in Betracht kommt, im Kommentar angeführt wird): ein rein exotisches Motiv, dessen Vorhandensein bei Plinius uns das Schlagwort zur Hand gibt, welches die Ursache der Vorliebe des Dichters für Handel, Schiffahrt u. ä. nennt: die Zeit des Plinius ist die Zeit der großen Entdeckungen und der keimenden Wissenschaft der Geographie.

Ein zweites, ebenfalls stark bevorzugtes und in häufigen Variationen wiederkehrendes Motiv ist das der Technik. Plinius, der bei der Schilderung der Inneneinrichtung der Kirchen die Kunstgegenstände: Altäre, Gestühl usw. nur flüchtig aufzählt, gibt von der Orgel eine ausführliche, in den Einzelheiten sehr genaue Beschreibung. Mit dem gleichen Vergnügen ergeht er sich im Detail des Takelwerks der Schiffe. Vor allem anderen aber entzücken unseren Dichter die Festungsanlagen. Mit Wärme und minutiöser Genauigkeit beschreibt er die Mauern, Türme und Tore, die Wälle, Vorwerke, Zeughäuser, Pulverkeller, die Geschütze mit breitem und jene mit schmalem Rohr; er schwelgt in der Schilderung der Detonation des explodierenden Pulvers. Auch für diese Partien des Gedichtes weist der Verfasser eine Reihe von Vorbildern nach, zitiert Ariost und bringt Parallelen aus den Lusiaden des Camoens, sowie aus den Werken polnischer Poeten; auch die Befestigungen Rigas im besonderen erweisen sich als Gegenstand häufiger Schilderungen durch Livländer und Fremde.

Beide Motive, das Motiv des Handels und das der Technik, sind somit fremden Ursprungs. Doch darf man sie nicht als importierte Dichtermode mit einem Achselzucken ablehnen. Gerade in Livland fanden sie einen Boden, der bereit war, sie aufzunehmen und ihnen eine Stätte intensiver Wirkung zu bieten. Livland war überseeische Kolonie; daher lag es für die Livländer nahe, die aus der Lektüre der Kosmographien gewonnenen reizvollen Vorstellungen auf die Geschichte der Heimat zu übertragen und damit zugleich nicht nur dem Lesepublikum im Deutschen Reich einen interessanten Stoff zu bieten, sondern auch den stolzen Gedanken zu erleben, selber Kolonist zu sein und beim Anblick der Türme Rigas der eigenen Leistung als Kulturpionier sich bewußt zu werden. Das tiefe und starke Gefühl, welches aus jedem Wort unseres Gedichtes spricht, beweist unwiderleglich, daß die fremde Mode zum Inhalt eigenen Erlebens geworden war. Und auch hinter der überschwenglichen Schilderung der Festungsartillerie spürt man die ernste Wirklichkeit. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß der Verfasser sich im Kom-

mentar zum wütenden Ausfall des Plinius gegen die „sarmatische Hyäne“ den „Basilisk“, der Livland verwüstet und erst vor den Wällen Rigas mit eingekniffener Rute kehrt machte, nicht mit dem Nachweis der wahrscheinlichen Vorlagen des Dichters begnügt, sondern dem Leser die Gelegenheit bietet, aus einer ganzen Reihe zeitgenössischer Berichte über die Russen und ihre barbarische Kriegführung den gewaltigen Eindruck zu ermessen, den der Überfall Iwans IV. bei den Livländern hinterlassen hat, und damit zugleich zu erkennen, daß es echtes Gefühl ist, das aus jenen schmähenden Epitheta des Dichters spricht; und daß es ebenfalls nicht zum rhetorischen Schmuck gehört, wenn Plinius (wie vor ihm auch der Livländer Eucaedius) seiner Heimatstadt Riga den Platz neben Wien zuweist im Abwehrkampf Europas gegen Asien; es ist das — in anderer Fassung — der gleiche Gedanke, dem Henricus Montanus im Jahre 1557 Ausdruck lieh, indem er den Russensieger Plettenberg dem Themistokles der Griechen an die Seite stellte.

So ergibt sich für uns aus der Betrachtung der Hauptmotive des Gedichts als eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß durch das Eindringen des Humanismus in Livland das Bewußtsein des unauflöslichen Verbundenseins unserer Heimat mit Europa, eines Verbundenseins im Ursprung und in den Zwecken, gestärkt (vielleicht erst geschaffen?) wurde. Die „Dichterlinge“ und „Skribenten“, bisher häufig nur darum verachtet, weil ihre Werke unserem Geschmack nicht konvenieren und dazu nicht einmal einen brauchbaren Stoff für die Geschichtsforschung liefern, treten damit in die Reihe der historischen Faktoren: denn wir erkennen in ihnen die Träger zum mindesten doch eines Teiles jener Kraft, die Livland brauchte, um die Katastrophe des Russenkrieges und die folgende polnische Bedrückung wenn nicht heil, so doch ganz zu überstehen. Der Forscher, der die politischen Verhältnisse Livlands im 16. Jahrhundert zum Gegenstand seiner Arbeit wählt, wird künftig am „Stilleben der Gelehrten“ nicht vorübergehen dürfen.

Vorläufig ist es für uns nur ein kleiner Kreis, der in den 90-er Jahren des 16. und im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die humanistischen Bestrebungen pflegte. Die Arbeit des Professor Spekke läßt jedoch hoffen — und bildet somit auch hierin die Grundlage künftiger Forschung — daß dieser Kreis sich erweitern wird: denn die biographischen Notizen über Plinius im zweiten Teil der Einleitung (zum großen Teil auf bisher unbenutzten, von Herrn Mag. A. Feuereisen dem Verfasser zur Verfügung gestellten Archivalien beruhend) nennen eine Reihe von Namen der Freunde und Gesinnungsgenossen des Dichters, die durch Herbeischaffung neuen Materials unserem Auge näher gebracht werden dürfen.

Unser Urteil über das Buch Spekke's kann somit nur das allergünstigste sein: gemäß dem bedeutenden Stoff, der in ihm zur Behandlung gelangt, und dank der ausgezeichneten Qualität des Verfassers ist dieses Buch als eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Geschichtsliteratur der Nachkriegszeit zu werten.

Dr. A. Bauer

Zur Entgegnung

In der letzten Nummer der „Baltischen Monatsschrift“ hat Herr Frisch im Zusammenhange mit meinem Namen verschiedene Behauptungen aufgestellt, die den Tatsachen nicht entsprechen. Es bleibt ihm natürlich unbenommen, an meinem Buche Kritik zu üben, allerdings nur im Rahmen einer sachlichen Besprechung. Herr Frisch setzt sich aber über die übliche Methode der absoluten Sachlichkeit hinweg und weicht einer sachlichen Auseinandersetzung aus, weil

„einzelne sachliche Einwände" für das „breite Publikum unwesentlich sind"; damit nimmt er mir die Möglichkeit einer sachlichen Polemik. Seine Einwände richten sich nicht gegen das, was ich gesagt bzw. getan habe, sondern gegen das, was Herr Frisch fälschlicherweise mir unterschiebt gesagt bzw. getan zu haben. Es stimmt nicht, daß ich „ungeachtet des Titels" meines Buches „das Schwergewicht auf die kurzen Abschnitte bemesse, die vom eigentlichen Rußland von heute handeln". Es stimmt auch nicht, daß ich ungeachtet meines reichhaltigen Literaturverzeichnisses mich „fast ausschließlich auf Zeitungen und einige Standardwerke der Rußlandliteratur" stütze. Eine sorgfältige Lektüre des besprochenen Buches hätte eine solche Ansicht nicht aufkommen lassen. Auch die Einwände in der Irredentafrage richten sich nicht gegen das, was ich behauptet habe. „Unerlöst sein" ist ein subjektives Empfinden und nicht abhängig davon, ob Herr Frisch dessen Berechtigung anerkennt oder nicht. Wenn Russen, ansässig in den Randstaaten und dort zu Minoritäten geworden, nach einer Wiedervereinigung dieser Gebiete mit Rußland streben, so fühlen sie sich „unerlöst" und werden zur Irredenta. Schließlich macht Herr Frisch mir zum Vorwurf, ein bestimmtes Zitat von Nötzel gebracht zu haben, wodurch mein wissenschaftlicher Kredit „im höchsten Maße" gefährdet sei. Die Form, in die er diesen Einwand kleidet, ist für den unbefangenen Leser unbedingt irreführend, und es sei erlaubt darauf hinzuweisen, daß dieses Zitat in einem Kapitel steht, das die Überschrift trägt: „Der russische Bolschewismus in Spiegel der europäischen Literatur", in dem es also darauf ankam, charakteristische Urteile verschiedener Art über Sowjetrußland zu finden und zu zitieren, was ich auch getan habe, ohne im geringsten dazu persönlich Stellung zu nehmen. Die Einwände des Herrn Frisch wenden sich leider nicht gegen den faktischen Inhalt meines Buches — für ernste, sachliche Einwände wäre ich ihm sehr dankbar gewesen — sondern gegen seine eigenen irrigen Auslegungen meiner Worte. Allerdings wäre eine sachliche Auseinandersetzung dadurch erschwert, daß Herrn Frisch offenbar die Sachkenntnis fehlt, was aus seinem Versuch, die einschlägige Literatur zu charakterisieren, leicht ersichtlich ist. Das erklärt auch, weshalb das Laienurteil des Herrn Frisch so stark abweicht von zahlreichen fachmännischen Urteilen, die ich ihm entgegenhalten könnte.

Hans von Rimscha

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Groß-Riga

Von Heinz Pirang

Städtebau ist Baukunst auf weite Sicht. So lautet eine zutreffende, einfache Formel für diesen überaus wichtigen Zweig kommunaler Betätigung einer modernen Großstadt. Die städtebaulichen Probleme sind heute zu einer Angelegenheit der breitesten Öffentlichkeit geworden. Der Städtebau umfaßt die Gesamtinteressen des städtischen Wirtschaftslebens und geht über die fachliche Interessensphäre des rein Technisch-Architektonischen weit hinaus. Im Arbeitsbereich des modernen Städtebauers treten die Fragen der künstlerischen Gestaltung hinter den wirtschaftlichen und sozialen Forderungen der Kommune zurück. Dabei ist der Architekt als Städtebauer zu einem Anwalt der Lebensinteressen nicht nur seiner, sondern auch der kommenden Generationen geworden. Städtebauliche Zukunftsfragen werden für ihn zu Tagesfragen der Gegenwart. Weit vorausschauend muß er das Gebilde der zukünftigen Stadtphysiognomie zu erfassen suchen und darnach seine Pläne richten, um den organischen Wachstumsprozeß der Stadt zu fördern und alles Hemmende beizeiten zu unterdrücken. Er wird also erstens die Zukunftsmöglichkeiten seiner Stadt unter Berücksichtigung der örtlichen Gegebenheiten, soweit diese durch die Geschichte und durch die Gegenwart bedingt sind, eingehend erforschen und zweitens die mehr oder weniger allgemeingültigen städtebaulichen Erfahrungsgrundsätze anderer Städte zu Rate ziehen, bevor er die Hauptrichtlinien für sein Arbeitsprogramm festlegt.

Die Städtebaupraxis greift in die verschiedensten kommunalen Arbeitsgebiete hinein, wie z. B. Verkehrswesen, Wohnungswesen, Sanitätswesen, Finanzwesen, Rechtswesen, und umfaßt das gesamte Hoch- und Tiefbauwesen der Stadt. Die theoretischen Grundlagen des Städtebaus sind noch im Werdezustand. Es besteht eine internationale Organisation zur Förderung und Pflege dieser lebenswichtigen Probleme: der „Internationale Kongreß für Städtebau" Er ist nach dem Kriege durch den Zusammenschluß mehrerer anderer Verbände mit ähnlichen Tendenzen geschaffen worden und tagt alle zwei Jahre. Der Kongreß von Göteborg

(1924) behandelte das städtische Verkehrsproblem, der Wiener Kongreß (1926) die Wohnungsfrage, und der diesjährige Kongreß in Paris (1928) wird die Baufinanzierungsfrage bearbeiten. Das erste größere Werk über die Theorie des Städtebaus erschien unter dem Titel „L'urbanisme" im Jahre 1925 und hatte den berühmten Schweizer Architekten Le Corbusier zum Verfasser. Er entwickelt in diesem Buch die fundamentalen Gestaltungsprinzipien für den Bau einer Stadt gewissermaßen laboratoriumsmäßig an einem Modell, an einer schematischen Idealkonstruktion für eine ganze Stadt von 3 Millionen Einwohnern. Für dieses fiktive Beispiel nimmt er ebenes Terrain an und homogenes Umfeld. Er gliedert das Ganze in drei Gruppen von Siedlungstypen: City oder Geschäftsviertel, Wohnstadt und Fabrikstadt. Dazwischen liegen Freiflächen und Dauerwald für Spiel, Sport und Erholung. Mit der bisherigen Städtebauweise wird radikal gebrochen. Der Stadtkern war bisher am engsten bebaut und hatte die schmalsten Straßen. Daher ständige Verkehrsverstopfung, Mangel an Licht und Luft, hohe Tuberkulosefrequenz usw. Also: Kernauflockerung. Größte Straßenbreite im Zentrum und allmähliche Breitenverringerung nach außen hin. Im Zentrum Häuser bis zu 60 Stockwerken mit Platz für je 10—15,000 Angestellte. Zwischen diesen Häusern in der City Freiflächen, die 95 % betragen! Nur 5 % werden bebaut. Im Zentrozentrum kreuzen sich rechtwinklig zwei Hauptstraßenaxen für Autoschnellverkehr, die hochgelegt und 180 m breit sind. Eine Untergrundbahn verbindet das Zentrum mit der Peripherie. Unter dieser Lokalstadtbahn im zweiten Souterrain liegt der Hauptbahnhof für den Fernverkehr, der natürlich mit Lifts versehen ist. Elevatoren vermitteln den Güterverkehr. Im übrigen erfolgt der schwere Kleinverkehr mit Lastautos durchweg im Souterrain. Leichte Wagen und Autos laufen im Straßenniveau. Die Wohnstadtflächen sind nach der Bebauungsdichte in drei Gruppen geteilt: 5—6-stöckige Bauten, 3—4-stöckige Bauten und eine Gartenstadt mit 2—3-stöckigen Bauten. Sie umgeben das Zentrum quasi ringförmig. In den Ringlücken sind in Gruppen zusammengefaßt öffentliche Gebäude an einem mächtigen Forum, ferner Theater, Museen, Sportplätze, Stadions usw. angeordnet.

Diese kleine Abschweifung in den „Absoluten Städtebau" Corbusiers mag genügen, um die Fülle höchst interessanter Beobachtungen anzudeuten, die hier von einem kühnen Gestalter in großzügigem Wurf niedergelegt sind. An scharfen Kritikern hat es

nicht gefehlt. Man hat dem Autor Mangel an sozialpsychologischem, ästhetischem und finanziellem Verständnis für die Sache vorgeworfen. Wie dem auch sei, in dem Grundgedanken liegt viel Wahres, und keineswegs ist alles Utopie. Ein klein wenig Revolution — zumal sie sich ausschließlich auf geduldigem Papier abspielt — kann hier nur fördernd wirken, wo kommunale Unterlassungssünden früherer Zeiten oft jeden Fortschritt hemmen. Vor allzu radikalen Experimenten in natura schützt uns jederzeit das ebenso rücksichtslose Stadtkassendefizit! Ein frischer Luftzug weht allenthalben im Kreise der Städtebauer, und das ist nur freudig zu begrüßen. Eine Großstadt ohne Städtebau gibt es heute nicht mehr.

Jede größere Stadtverwaltung hat neuerdings ein spezielles Städtebauorgan, das entweder Städtebauamt, Stadtplanamt, Stadterweiterungsamt oder ähnlich heißt. Auch bei uns in Riga besteht seit 1924 eine von der Stadtverordnetenversammlung eingesetzte besondere Kommission für den Ausbau der Stadt, die „jaunizbūves komisija“ Sie ist nicht etwa dem Bauamt oder Immobilienamt unterstellt, sondern ist in gewissem Sinne selbständig und vereinigt unter dem Vorsitz des Stadthaupts die Stadträte und technischen Leiter der obigen Ämter, sowie drei Vertreter der Stadtverordnetenversammlung und einen fachmännischen Berater. Bei dieser Kommission besteht ein Bureau, das schon 1923 geschaffen wurde und von dem Städtebauarchitekten Lamse, Dozenten an der Hochschule, geleitet wird. Die Arbeit dieser Kommission vollzieht sich bisher ganz im Stillen, und an die Öffentlichkeit ist sie noch nicht getreten. Es dürfte daher weitere Kreise interessieren, einiges Nähere über die Art und Weise und über den Gegenstand der Arbeit zu erfahren.

Welches sind nun die Aufgaben, die diese Städtebaukommission zu lösen hat? Auf welches Zukunftsbild hin müßten unsere städtebaulichen Planungen angelegt werden? Bevor wir diese aktuellen Fragen in folgendem kurz besprechen, sei zu besserem Verständnis des Stoffes zunächst ein kurzer Rückblick auf die städtebaulichen Zustände in Riga während der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege dieser unserer Betrachtung vorausgeschickt.

Seit etwa 1900 hat die städtebauliche Entwickelung Rigas ein besonders lebhaftes Tempo angenommen. Das Gepräge der Stadt änderte sich um diese Zeit wesentlich durch das mächtige Aufblühen der Industrie. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Riga noch die alte Handelsstadt. Nun wird Riga eine moderne Industrie-

stadt. Viele große Fabriken mit zusammen beinahe 100,000 Arbeitern wurden errichtet, neue Arbeiterwohnviertel in der Peripherie machten den Ausbau der Verkehrsmittel notwendig. Das Straßennetz wurde erweitert. Am Stintsee entstand eine vornehme Villenkolonie, daneben wurden der Waldfriedhof, der Zoologische Garten und der Waldpark angelegt — alles in Ausmaßen, wie sie sich nur in wenigen Großstädten finden. Jenseit der Düna entstand der Peterpark, in den Vororten der Kuckucksberg-Park und die Grieſenberganlagen. Das Wasserwerk, das Elektrizitätswerk, der Schlachthof, Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, Schulbauten, Altersheime, Schrebergärten, Sportplätze sind Schöpfungen jener letzten großen Blütezeit des kommunalen Bauwesens unserer Stadt, die zur Ausführung gelangten. Ferner plante man damals bereits den Bau eines neuen Stadthauses, eine elektrische Bahn an den Strand, eine neue, feste Dünabrücke, moderne Hafenanlagen im Zusammenhang mit dem Riesenprojekt des Düna-Dnjeprkanals und begann mit einer grundsätzlichen Reform des städtischen Bauwesens im Sinne eines fortschrittlichen Städtebaus. Riga war auf dem besten Wege, eine neuzeitliche Großstadt zu werden. Die Einwohnerzahl hatte die halbe Million überschritten, und das Areal des zu erweiternden Stadtgebietes umfaßte etwa 10,000 ha. Das ideelle Ziel dieser intensiven städtebaulichen Aufwärtsbewegung, die in dem weitblickenden und tatkräftigen Stadthaupt Armitstead ihren Hauptförderer hatte, war ein zukünftiges „Groß-Riga" Dieser vielverheißende Aufstieg fand mit dem Ausbruch des Weltkrieges ein jähes Ende. Die Arbeit von Generationen wurde zugrunde gerichtet, Rigas Wohlstand sank dahin, seine Einwohnerzahl ging fast um die Hälfte zurück. In diesem trostlosen Zustand wurde Riga 1918/19 durch die Selbständigkeitserklärung und Befreiung Lettlands Landeshauptstadt der jungen Republik.

Riga erlebte damit den Beginn einer neuen Periode seiner städtebaulichen Entwicklung. Nach den ersten Jahren, die begreiflicherweise nur Räumungs- und Abbrucharbeiten galten, konnte unter den allerschwierigsten Umständen an den Wiederaufbau geschritten werden. Dann erst wurde, wie gesagt, die Städtebaukommission begründet. 1924 gab die Stadtverwaltung eine kleine Sammelschrift heraus unter dem Titel „Die Stadt Riga und die Agrarreform", sie behandelte also nur ein Teilgebiet aus dem großen Komplex städtebaulicher Fragen, tatsächlich aber gab sie mehr, als der Titel sagte. Es war eine Art fachmännischer Einführung in die einzelnen Hauptprobleme des Städtebaus, gewissermaßen eine Vorarbeit für das Programm.

Zunächst galt es die nötigen Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, auf welche Bevölkerungszahl Riga unter halbwegs normalen Verhältnissen künftig zu rechnen hätte. Nach statistischen Ermittelungen von kompetenter Seite (M. Skujeneek) würde Riga nach 50 Jahren etwa $1^1/_2$ Millionen Einwohner zählen. Damit war die Möglichkeit gegeben, wenn auch nur annäherungsweise, den Umfang des Areals zu bestimmen, das Groß-Riga einmal einnehmen dürfte. Es bestehen gewisse errechenbare Beziehungen zwischen Einwohnerzahl und Größe des Stadtgebiets. Der moderne Städtebau drängt, wie wir gesehen haben, zu möglichster Auflockerung der Wohnfläche. Seine Siedelungstendenz ist zentrifugal. Einem Vorschlage des beratenden Mitgliedes der Städtebaukommission, D. v. Rennenkampff, entsprechend, hätte man das zukünftige Stadtgebiet soweit auszudehnen, daß es ungefähr einem Kreise von 40 Kilometer Durchmesser nahe kommt. Die dieses Areal umschließende Grenzlinie würde etwa folgende Punkte berühren: Bolderaa, Dünamünde, die Rigaschen Strandorte, Teile des Pinkenhofschen und Olaischen Forstes, die Wälder bei Keckau, das Dünaufer bei Versemünde, Ükküll, Rodenpois, die livländische Aa, Wezaken, Bellenhof und den livländischen Strand bis Zarnikau hinauf.

Genau vor 100 Jahren (1828) umfaßte das Stadtgebiet Rigas 5200 ha. Das Grenzerweiterungsprojekt von 1905 sah eine Fläche von 9850 ha vor. In der Okkupationszeit wurde ein Stadterweiterungsplan mit einem Areal von 14,000 ha vorgesehen. 1919 reduzierte die damalige Stadtverwaltung dieses Maß auf 12,850 ha. Nach dem letzten Vorschlag, von dem eben die Rede war, würde Groß-Riga 20,720 ha einnehmen. Damit wäre Riga an Bodenfläche größer als sämtliche deutschen Großstädte mit Ausnahme Berlins. Köln hat etwa 12,000 ha. Groß-Berlin nach der Eingemeindung der Vororte 80,000 ha.

Nachdem auf diese Weise die äußeren Grenzen des zukünftigen Stadtgebietes bestimmt waren, konnte an die sehr zeitraubende und kostspielige Arbeit, die eben noch im Gange ist, herangetreten werden, die kartographische und topographische Aufnahme des gesamten Stadtareals. Unterdessen stellte das Städtebaubüro einen generellen Stadtbauplan auf, einen sogenannten „Wunschplan", d. h. ein skizzenartiges Schema mit annähernder Angabe über die Art der geplanten Flächenverwendung (Baufläche, Grünfläche, Hafenanlagen, Straßenfläche, Verkehrslinien usw.).

(Schluß folgt)

Merkel und Kotzebue

Von Otto von Petersen

Garlieb Merkel, der Journalist mehr nach Trieb und Anlage als von Profession, und August von Kotzebue, der einst so erfolgreiche Vielschreiber, durch ein seltsames Spiel des Schicksals — so will es scheinen — wurden sie verbunden und getrennt.

Einig in ihrem vielgewandten, um Angriffsmittel nie verlegenen literarischen Kämpfertum, ihren Ausfällen gegen Goethe, unablässig-wütenden Fehden gegen die Brüder Schlegel und deren Kreis, einig auch in der politischen Tendenz, so treten die beiden Ritter der Feder dem Beschauer zu Anfang ihrer Bekanntschaft entgegen.

Garlieb Merkel, der aus seiner livländischen Heimat den Weg nach Deutschland genommen, um das Werk, in das er seinen ganzen, durch Beschäftigung mit den Schriften der Aufklärer genährten agitatorischen Eifer hineingearbeitet, in die Welt zu werfen, der in Leipzig, Jena, Weimar, Dänemark und wieder Weimar, endlich Berlin Land und Leute nicht zuletzt in literarischer Hinsicht studiert und beurteilt hatte, und August von Kotzebue, der nach mannigfachen Zwischenfällen seines vielgeschäftigen Schriftsteller- und Beamtenlebens aus seiner Verbannung nach Sibirien zurückgekehrt, in Weimar sich aufgehalten, dann nach Berlin gekommen war, die beiden Rastlosen, von prickelndem Gestaltungsdrang Getriebenen treffen sich in Berlin zu gemeinsamem Unternehmen.

Es handelte sich um die Gründung einer Zeitschrift, die ihre Spitze in der Hauptsache gegen die Romantiker und den von diesen begeistert gepriesenen Dichterfürsten zu Weimar richten sollte, um so mehr, als Vertreter des genannten Dichterkreises in der „Zeitung für die elegante Welt" ein wirksames Organ gefunden und es nun an Hieben gegen Kotzebue nicht fehlen ließen.

Daß dieser keineswegs gesonnen war, passiv zu bleiben, das zeigte bereits der Titel jener Zeitschrift, die im Januar 1803 zu erscheinen begann. Er lautete: „Der Freimütige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser"

Einen besseren Mitarbeiter konnte sich Kotzebue in dem gegebenen Augenblick kaum wählen als eben Merkel, der ihm (Kotzebue) persönlich bereits zu Hilfe gekommen war, als der ältere Schlegel sich aus dem Mißgeschick des verhaßten Gegners auf dessen Reise nach Rußland ein Freudenfest in dem Pasquill „Ehrenpforte und

Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" bereitet hatte. „Diese Niedrigkeit empörte mich, und ich sprach darüber in den Briefen an ein Frauenzimmer so wegwerfend, als sie verdiente" (M.-J. 140), schrieb Merkel zu einer Zeit, da er rückschauend die Begebenheiten jener Tage wohl bereits in einem anderen Lichte sah. Außer der erwähnten Verteidigung hatte er in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Litteratur in Deutschland" eine Fülle scharfer Urteile über die Romantiker ausgesprochen, deren entschiedenes Hervortreten ihm als Anmaßung erschien. Das romantische Organ „Athenäum" hatte er in diesen Blättern schlechthin als einen „Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere darstellen möchten" bezeichnet (Z. 66).

So schienen Merkel und Kotzebue literarische Bundesgenossen, und nach Mißstimmungen, die allerdings zwischen ihnen geherrscht, aber die Gemeinsamkeit ihrer Front nicht ernstlich erschüttern konnten, vereinigte Merkel seine Zeitschrift „Ernst und Scherz" mit dem „Freimütigen", der fortan „Der Freimütige und Ernst und Scherz" genannt wurde. Durch diesen Titel wurde ihre Verbindung besiegelt.

Man geht indessen fehl, wenn man meint, daß die literarische Fehde, die verstärkt einsetzt, die Zeitschrift lediglich zu einem Skandalblatt stempelt. Einen immerhin bedeutenden Raum nahmen rein informierende Notizen ein, auch längere Erörterungen über Politik, Literatur, Kunst. Der Horizont weitete sich über die Grenzen Deutschlands hinaus und umfaßte auch das kulturelle Leben des Auslandes. „Das Blatt war — so urteilt Ludwig Geiger — „für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünschte Neuerung" (Z. 67). Seinen Erfolg allerdings verdankt das Blatt wohl in entscheidendem Maße den sensationellen Angriffen auf Goethe und die Gebrüder Schlegel.

Bereits in der dritten Nummer des „Freimütigen" wurde „eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre" (Z. 67), besprochen. In gewandtester Weise wurde an ein Ereignis angeknüpft, das, obwohl es ein volles Jahr zurücklag, vielen noch in Erinnerung sein mochte, jedenfalls dazu angetan war, als wirksame Waffe zu dienen. Es handelte sich um eine kassierte Besprechung von A. W. Schlegels Schauspiel „Jon", das Goethe in Weimar zur Aufführung gebracht hatte. Nach reichlich trefffsicheren Nadelstichen forderte Kotzebue den Olympier auf, sich öffentlich zu rechtfertigen. Dieser antwortete nicht. Da erfolgte der zweite Stoß. Sehr viel „freimütiger", sehr viel weniger gehalten bewegte sich

nun Kotzebue. In dem Tone indiskreter Plauderei wird von gewissen intimen „Einrichtungen“ (Z. 70) des Weimarer Schauspielhauses berichtet, von der Art der Beifallsbezeugungen, von einem runden Sessel, den Goethe sich angeblich hat herstellen lassen, „auf welchen er sich im Notfall setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe gestreckt“ (Z. 70), um das Signal zum Klatschen zu geben. Bei der Aufführung von Friedrich Schlegels Trauerspiel „Alarkos“ aber hat keinerlei Bemühung gefruchtet. Man schwieg. Zum Schluß — eine Lachsalve.

So richtig einzelne Bemerkungen über das Stück vielleicht sein mochten, die ganze Darstellungsweise zeigt deutlich, daß auf eine Diskreditierung der Person Goethes abgezielt wurde. Und wie raffiniert wußte der Vielgeschäftige sich an die Stimmung des Publikums anzulehnen, das zum Teil in wachsendem Unwillen gegen die diktatorische Sicherheit des Olympiers begriffen war!

Nun folgte ein amüsantes Versteckspiel von Witz und Laune echt Kotzebuescher Art. Zunächst erschien eine fingierte Antwort aus Weimar, die den Ton herablassender Jupiter-Jovialität in Verfolgung des Zweckes unnachahmlich gewandt trifft und ausbeutet, in Hinsicht der Qualität billig erscheint. Damit nicht genug. Um die Kette der Spannungen nicht abbrechen zu lassen, rückte Kotzebue noch eine Antwort des Herausgebers ein.

Konnte man in der ersten Veröffentlichung eine immerhin, wenn auch durch Auswüchse entstellte, sachliche Tendenz erkennen, so begann nun immer mehr der rein persönliche Streit. Zunächst wurde ein Zwist hervorgezerrt, in den er sich vor mehr als einem Jahr mit Goethe verstrickt, der sich um die Aufführung des Lustspiels „Die deutschen Kleinstädter“ drehte. Sodann verfolgte er die Weimarer Schauspieler und glaubte, „eine erbärmlich kleine Rache“ (Z. 75) der Direktion aufdecken zu müssen.

Durch Kotzebues Reise nach Paris wurde dessen Federkrieg unterbrochen. An seine Stelle trat Merkel, der die Redaktion bis auf weiteres allein besorgte. Die literarische Tendenz wurde beibehalten. Der Artikel „Was fehlt Goethe, der erste deutsche Schriftsteller zu sein?“ zeigte, wie eng die beiden Journalisten verbunden waren.

Späterhin beschäftigte sich das Blatt immer mehr mit politischen Tagesfragen. Unablässig wies Merkel auf die anwachsende Macht Frankreichs hin, kämpfte für Heeresrüstungen und bewies dadurch politischen Weitblick wie patriotischen Mut. Damit verfolgte er eine

politische Tendenz, die auch Kotzebue, der Napoleon haßte, nach dem Herzen sein mußte.

Im Oktober 1806 mußte im Gefolge der politischen Ereignisse das Blatt zu erscheinen aufhören. Merkel sah sich gezwungen zu fliehen (Z. 66—76). Auch Kotzebue floh vor Napoleon.

So scheinen die beiden Männer, von gleichem Schicksal betroffen, einig in ihrem literarischen und politischen Kämpfertum.

Wie aber mußte das lesende Publikum erstaunen, als es im „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande" den Titel einer Burleske aus Kotzebues Feder las: „Herr Gottlieb Merks, der Egoist und Critikus"! Aus der Verstümmelung des Namens ergab sich unschwer die Beziehung, die durch Titelbild und Inhalt des Stückes restlos bestätigt wurde. Wie mußten Verse wie die folgenden befremden:

Stets hab ich, wo ich stand, mir einen Kreis erlesen,
Von dem ich ganz allein der Mittelpunkt gewesen,
Wo jeder Radius von der Peripherie
Sich nur auf mich bezog, von mir sein Wesen lieh.
Doch hat an diesen Kreis mein Herz mich nie gebunden,
Sobald ich anderswo die Convenienz gefunden,
Und wurd' er mir gesprengt, durch Zufall, durch Geschick,
So rief die Dankbarkeit sein Bild mir nie zurück,
Denn es beherrschen nie den Weisen andre Gründe,
Als daß Er glücklich sey, daß Er sich wohl befinde. (A. 17.)

Die beiden letzten Reihen stehen auch unter dem Titelbilde, dem Bilde Merks, einer untersetzten Gestalt mit erhobener Rechten, deren Finger gespreizt sind, und vom Körper elegant abgehaltener Linken.

An anderer Stelle wird dem Kritiker vorgeworfen, daß er ein Buch, das er in einer Gesellschaft gelobt, in einer Besprechung heruntergemacht habe. Er antwortet: „Warum nicht? ich habe schon manchen Schriftsteller gelobt, so lange er mein Freund war, und ihn zerfleischt, wenn er mein Feind wurde" (A. 7).

Denn:

(so heißt es in einem ähnlichen Falle der Skrupellosigkeit)
Ein ächter Critikus verspottet Hieb und Stoß,
Gepanzert steht er da wie ein Rhinoceros. (A. 12.)

In der Niederschrift „Zur Geschichte des Freimütigen von Dr. G. Merkel" heißt es: „Daß auf dem Titel dieses Blattes stand „Herausgegeben von Kotzebue und Merkel", hat zur Folge gehabt, daß man viele Jahre immer unsre Namen zusammen nannte und

uns als eng verbunden dachte. Die öffentliche Meinung irrte. Selten wohl hat sie zwei mehr verschiedene Charaktere zusammengestellt und zwei Männer, die einander so fremd blieben als wir. Die Herausgabe des Freimütigen war das einzige Band, das jemals zwischen uns existierte " (M.-J. 139).

Was für ein Ereignis, das sie trennen konnte, war zwischen die Bundesgenossen getreten? Oder ist es wahr, daß die Verschiedenheit ihrer Charaktere die Trennung bewirkte, wie Merkel es durch die angeführten Worte anzudeuten scheint?

Aufschluß gibt vielleicht ein Prozeß, den sie gegeneinander führten.

In scherzhaft-unterhaltender Einkleidung berichtet darüber Kotzebue in dem 2. Jahrgange seiner Zeitschrift „Die Biene, oder neue kleine Schriften" Nach dieser Darstellung verhält sich die Angelegenheit so.

Am 3. August 1806 schreibt Merkel an Kotzebue, „er habe an Honorar für dessen Beyträge 78 Thaler Preußisch Courant von dem Verleger empfangen, über welche K. disponiren könne" (B. 216). Kotzebue bestimmt den größten Teil der Summe zur Begleichung einer Rechnung, die er in Berlin zu zahlen hat. Länger als nach einem Jahr darauf wird er zur Tilgung der erwähnten Schuld gemahnt. Sogleich schreibt er an Merkel, der ihm mitteilt, daß er die 78 Taler behalten habe, weil ihm der Verleger des „Freimütigen" noch Redaktionsgebühren schuldig sei. Diesen Umstand hat Merkel bisher verschwiegen, obgleich er inzwischen manchen Brief an Kotzebue geschrieben hat Kotzebue droht mit Verklagung. Darauf Merkel in einem Brief vom 1. Dez. 1807: er werde sogleich zahlen, Kotzebue solle eine Quittung an den Buchhändler Herrn Hartmann schicken, was auch geschieht. Merkel aber zahlt nicht, sondern schickt dagegen eine Quittung über 50 Taler Redaktionsgebühren, die er von den 78 Talern abzieht. Darauf strengt Kotzebue bei der Gouvernementsregierung zu Riga einen Prozeß an und legt seinen Klageschriften „eigenhändige Briefe des Beklagten bey" (B. 219). Er wird abgewiesen, „weil — er eine Quittung über die ganze Summe ausgestellt habe, und weil — von dem Herrn D. Merkel nicht eingeräumt worden, daß es mit dieser Quittung die vorgegebene Bewandniß habe" (B. 219). „K. wurde aus der einzigen Ursach abgewiesen, weil M. die klare Bewandniß nicht eingeräumt, das heißt mit andern Worten: er hat behauptet, die 50 Thaler gezahlt zu haben" (B. 220).

Hierzu gelang es, bisher unveröffentliches Material an das Licht zu ziehen. In der lettländischen Staatsbibliothek zu Riga befinden sich, wenn auch nicht vollständig, die in dieser Angelegenheit ge-

machten Eingaben an die Livländische Gouvernementsregierung, die zunächst, zu einem Konvolut „Kotzebue, Merkel" zusammengefaßt, in die „Papiere berühmter Persönlichkeiten" eingeordnet sind, da die lettländische Staatsbibliothek ihren gesamten Bestand noch nicht durchgehend zu sichten in der Lage war.

Hier findet sich unter anderem auch eine Kopie des von Kotzebue erwähnten Briefes vom 1. Dezember 1807 Im Tone jovialer Vertraulichkeit, den auch Kotzebue zu treffen weiß, wie seine fingierte Antwort aus Weimar, die er in den „Freimütigen" einrückte, zeigt, beruhigt Merkel seinen „Freund":

Was? Ich sollte einem meiner Freunde zumuthen, um einer elenden Summe von 78 Rthlr. Preußisch Court: willen die Erörterung abgestorbener Verhältnisse zu übernehmen, an die ich selbst nur mit Verdruß zurückdenke? Nicht doch! Schicken Sie Hartmann oder Truhart eine Quittung für mich, und ich will ihm das Geld auszahlen.

Der Schieds Richter bedarf es zwischen uns nicht. Sie der Sie ohne mein Mitwissen über unser gemeinschaftliches Eigenthum disponirten, haben nichts von mir zu fordern, und ich fordere nichts von Ihnen

Und damit Gott befohlen!

G. Merkel.

(K.-M. Beilage D.)

In seiner gleichfalls in dem bezeichneten Konvolut enthaltenen Eingabe an die Gouvernementsregierung unter dem 25. September 1808 bezieht sich Kotzebue auf diesen Brief und wundert sich darüber, daß Dr. Merkel die Quittung über die 78 Reichstaler seinen Papieren beigelegt, da doch Kotzebue diese ausgestellt, noch vor Empfang des Geldes, weil ihm sein ehemaliger Mitarbeiter schrieb, er werde die Summe auszahlen, was dieser indessen nicht getan. „Konnte ich wohl vermuthen", — heißt es an dieser Stelle — „daß, wenn ich nun würklich die Quittung schickte, Er doch nicht zahlen würde? Ich durfte das bey einem rechtlichen Manne nicht voraussetzen, folglich schickte ich die Quittung unbedenklich, und empfing dagegen — ein leeres Papier" (K.-M. Eingabe, sub № 5544, S. 3).

Die Quittung befindet sich gleichfalls unter den Papieren, als Anlage zu Merkels Schreiben an die Livländische Gouvernementsregierung unter dem 28. Juli 1808, einem Schreiben, in dem er sein Vorgehen zu rechtfertigen sucht. Dieses geschieht von neuem in einer Eingabe an die Gouvernementsregierung unter dem 27. Oktober

1808. Merkel behauptet, Kotzebue schulde ihm einen Restbetrag von 50 Talern Preußisch Cour. an Redaktions-Entschädigung und gründet diesen Anspruch auf einen der Klage sub C beigelegten Kontrakt, den sie im Frühjahr 1804 schlossen, als Kotzebue Berlin ganz zu verlassen beabsichtigte und die Redaktion endgültig Merkel zufallen sollte. Zwar räumt dieser ein, daß ihm die Summe von der Fröhlichschen Buchhandlung, mit der die Herausgeber des „Freimütigen" eine rechtsbindende Abmachung getroffen, ausgezahlt werden mußte, jedoch auf Rechnung des Herrn von Kotzebue, „von dem Gelde, das sie für seine (Kotzebues) Rechnung in Händen haben würde" (K.-M. Eing. sub № 5954, S. 2). Als nun Merkel den Betrag von der Fröhlichschen Buchhandlung forderte, erklärte diese, „sie habe nichts mehr für Herrn v. Kotzebue's Rechnung in Händen" (K.-M. Eing. sub № 5954, S. 2). Daher glaubte er berechtigt zu sein, sich an das Geld zu halten, das er für dessen Rechnung erhalten hatte. In seiner Eingabe unter dem 28. Juli 1808 gibt er zu, über die 50 Taler quittiert, die übrigen 28 Taler ausgezahlt zu haben. Die beigelegte Quittung Kotzebues lautet auf 78 Taler pr. cour.

Quittung

über Acht und Siebenzig Thaler Preußisch Courant rückständiges honorar für Beyträge zum Freymüthigen, welche mir vom Herrn Dr. Merkel richtig ausgezahlt worden.

Schwarzen, d. 25. Xbr 1807 Kotzebue.

Somit hat Merkel durch den oben angeführten Brief seinen ehemaligen Mitarbeiter zwar irregeleitet, aber, wie aus dem vorliegenden Material erhellt, nicht behauptet, die 50 Taler gezahlt zu haben, was ihm Kotzebue öffentlich vorwirft: „K. wurde aus der einzigen Ursach abgewiesen, weil M. die klare Bewandniß nicht eingeräumt, das heißt mit andern Worten: er hat behauptet, die 50 Thaler gezahlt zu haben" (B. 220).

Merkel gibt zu (K.-M. Eing. sub № 4732, S. 3), daß er bereit war, den in Frage stehenden Betrag auszuzahlen. Als er es tat, wußte er aber noch nicht, daß Kotzebue den Kontrakt gebrochen, indem er mit der Fröhlichschen Buchhandlung über einen „Accord" unterhandelte. Kotzebue weist diese Beschuldigung weit von sich und stellt in seiner Eingabe unter dem 25. September 1808 Gegenbehauptungen auf, die in ihrem mit stetem Nachdruck wiederkehrenden Anfangssatz die gereizte Erregung des Anklagenden wiederspiegelt:

Erstens: Der Herr Doctor brach den Contract, als er schon in Berlin ein anderes Blatt, neben dem Freymüthigen, herausgeben

wollte, welches offenbar dem Freymüthigen großen Schaden thun mußte, da er mir selbst am 21ten October 1805 schrieb: er könne, bey der Redaction des Freymüthigen nichts anders arbeiten.

Zweitens: Der Herr Doctor brach den Contract, als Er, ohne meine Zustimmung, Politische Tages Neuigkeiten in den Freymüthigen aufnahm — (nicht etwa blos Aufsätze, die eine politische Tendenz hatten, sondern eigentliche Zeitungs-Nachrichten) und dadurch verursachte, daß, als die Franzosen nach Berlin kamen, der Freymüthige aufhören mußte; wodurch mir ein großer Schade erwachsen, wegen dessen Ersatz ich meine Rechte mir vorbehalte[1]).

Drittens: Der Herr Doctor brach den Contract, als Er in Riga den Freymüthigen fortsetzte, und mich nicht als Mitherausgeber nannte, sondern mich blos zum Mitarbeiter einlud.

Viertens: Herr Doctor Merkel brach den Contract, als Er, ohne meine Zustimmung, auch dieses Blatt ganz eingehen ließ, und seine jetzige Zeitung anfing. Er that dieß alles, ohngeachtet Er recht gut wußte, daß ich die lockendsten Anerbietungen der Frölichschen Handlung aus Freundschaft für Ihn ausgeschlagen, und weil Er mir mehreremal schrieb: ich könne fest auf ihn bauen (jedes Wort dieses letzten Satzes ist unterstrichen). Hätte ich nicht so fest auf Ihn gebaut, so würde die Frölichsche Handlung mit mir separatim tractirt, und ich nicht 3000 Thaler verlohren haben. Erst nachdem alles dieß geschehen, entschloß ich mich, den Freymüthigen, in Verbindung mit einem andern Gelehrten, wiederum heraus zu geben; da überdieß, bey der jetzigen Lage der Sache, und bey allen den Verbindungen, welche Herr Doctor Merkel in Riga getroffen, nicht daran zu denken war, daß Er vor der Hand nach Berlin zurückkehren werde, mir aber nicht zugemuthet werden konnte, wegen seiner neuen Verbindungen, oder wegen der Folge seiner Unvorsichtigkeiten, meinen Vortheil ganz, oder auch nur Jahre lang aufzugeben.

Herr Doctor Merkel, die Schwäche seiner Ausflüchte fühlend, erbietet sich großmüthig, die 50 Thaler auszuzahlen, wenn ich 1, darthun könne, daß ich meinen Antheil vom Gewinn noch von Frölich zu empfangen habe. (Ich habe bereits oben erklärt, daß gar kein Accord zu Stande gekommen.). 2, wenn ich ihm die mir gesandte Quittung wieder ausliefere. Diese hatte ich schon Einmal zurückgeschickt, als gänzlich unbefriedigend. Er schickte sie mir zum zweytenmale, und da dieß völlig unnütze Papier gar keinen Werth für mich

[1]) Diese Ausführung tut Kotzebues Feindschaft gegen Napoleon keinen Abbruch.

hatte, so habe ich es längst weggeworfen. Nöthigenfalls könnte ein Amortisations-Schein darüber ausgestellt werden. Ich kann mich aber überhaupt auf keine Bedingungen bey dieser Zahlung einlassen, da ich dieselbe, nachdem ich nun Einmal zu klagen gezwungen worden, blos von der Gerechtigkeit eines Erlauchten Richters erwarte, der sonder Zweifel, auch den Ersatz der Kosten mir zubilligen wird, deren designation ich hier beyfüge und zum Urtheil submittire.

Ich ersterbe

Allergnädigster Kayser und Herr!
Ew. Kayserl. Majestät
getreuester Unterthan
A. v. Kotzebue.

(K.-M. Eing. sub № 5544, S. 4 f.)

Diese Erregung und Gereiztheit, die sich hier außer in dem wiederholten Anfangssatz, auch in Unterstreichungen, mancherlei Wendungen und in dem gesamten Ton des Schreibers kund tun, zittern in beiden nun Verfeindeten nach. Und Jahre nachdem diese Eingaben geschrieben wurden, im Herbst 1812, in dem 5. Heft der Grille erscheint Kotzebues Aufsatz „Die Entstehung des Freymüthigen. Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten" (Gr. 3—31).

Hier greift Kotzebue mit der gleichen Gewandtheit, dem gleichen leicht zu Gebote stehenden Witz, den er handhabte, als er einst mit Merkel in gemeinsamer Front gegen gemeinsame Feinde stritt, den früheren Bundesgenossen an. Er bezieht sich auf einen Aufsatz Merkels in dessen „Zeitung für Litteratur und Kunst", in dem dieser über die Entstehung des „Freimütigen" spricht.

Kotzebue wirft zunächst die Frage auf, warum dieser Aufsatz in der genannten Zeitung abgedruckt sei, da doch gleichzeitig die kurz zuvor erschienenen „Charaktere und Ansichten", ein Buch, das denselben Aufsatz enthält, in „Jedermanns Händen" (Gr. 4) sein konnte, und findet die Antwort: „Merkels Bücher nemlich kommen nicht in Jedermanns Hände (wie seine seufzenden Verleger wohl wissen) eine Zeitung hingegen, wenn gleich aus zehn andern zusammengestoppelt, wird in Kaffee- und Bierhäusern gelesen" (Gr. 4). Darauf sucht er ihm Wechsel im Urteil nachzuweisen, erinnert ihn daran, wie er die Gestalt der Octavia zuerst ablehnend beurteilt, dann aber ihr und im allgemeinen der Kotzebueschen Kunst nicht genug Lob spenden konnte: „ein ausgezeichnet großes dramatisches Genie" (Gr. 8) nannte er nun den Gestalter der Octavia und erklärte, wie Kotzebue anführt, unter anderem, daß „eben sowohl als er den Muth gehabt habe, Göthe zu tadeln, er jetzt auch den Muth haben werde, zu unter-

ſuchen, ob der Dichter, dem drey oder vier Nationen ſo unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht ein vortrefflicher Dichter ſey?" (Gr. 8). Der Grund zu dieſem Urteilswechſel ſei darin zu ſuchen, daß Merkel, als Kotzebue im Herbſt 1802 nach Berlin kam, erkannt haben mochte, daß er die Freundſchaft des bekannten Schriftſtellers wohl gebrauchen könne. Dieſe Annahme deckt ſich mit der Charakteriſtik, die Kotzebue in der oben zitierten Burleske gibt.

Der Darſtellung ſeines Gegners Zug für Zug folgend, entwirft Kotzebue nun ſein anders gefärbtes Bild der Entſtehung des „Freimütigen" und macht ſeine Gloſſen zu den Ausführungen des (wie er meint) höchſt unglücklichen Kollegen von der Feder. Ein „Gedächtnißfehler" ſei es geweſen, wenn der Herr Doctor geſagt: „Wir entwarfen den Plan" (Gr. 10) der Zeitſchrift. Er, Kotzebue, habe ihn entworfen. Den Vorſchlag gemeinſamer Arbeit indeſſen habe Merkel mit „großer Begierde" (Gr. 11) ergriffen, ſei aber über Gebühr anſpruchsvoll in ſeinen Forderungen geworden, ſo daß man ihn abweiſen mußte. Daraufhin — ſo wird der Faden des Berichtes fortgeführt — gab Merkel nach einem halben Jahr eine eigene Zeitſchrift „Ernſt und Scherz" heraus, die nach Angabe des ſchadenfrohen Zerpflückers nur geringen Abſatz fand. Mit Liebe verweilt dieſer bei der Tatſache, daß ſo manche Bücherſendung, die er erhielt, in Ernſt und Scherz als Makulatur verpackt geweſen, nimmt ſelbſtgefällig Notiz davon, daß es dem Redakteur des neu eröffneten Blattes nicht gelungen, „ſeinen komiſchen Ernſt und traurigen Scherz" (Gr. 14) durch eine Fehde mit ihm, dem bereits anerkannten und allenthalben geſchätzten Schriftſteller, zu heben. Er ging auf dieſe nicht ein, was ihm um ſo leichter fiel, als das Blatt einen ſo kleinen Leſerkreis hatte, „daß der Ernſt wie der Scherz ungehört verhallten" (Gr. 15). In dieſem Zuſtande war die Zeitſchrift, als die Vereinigung mit dem „Freimütigen" erfolgte. Es iſt alſo klar — ſo meint Kotzebue — wie unter dem Publikum die Antwort auf die Frage lauten wird: „Ob nun durch dieſe Begebenheit der Freymüthige" Merkels „Blatte, oder" Merkels „Blatt dem Freymüthigen einverleibt worden?" (Gr. 18).

Kotzebue wendet ſich da mit verſchärftem Nachdruck gegen die Ausführungen, wo Merkel mit dem Anſpruch auf ſelbſtändige Geltung und Ruf neben ihm, dem Schriftſteller ſeltener Erfolge, hervortritt. So betont er mit einem bei aller Glätte des Stiles nicht zu verkennenden heftigen Akzent: „Es hat überhaupt nur zwey Epochen in dem Leben des Herrn Doctors gegeben, in welchen er ſich einer

Art Celebrität erfreute: die Erste, als er seine Letten geschrieben hatte, durch welche er Aufsehen erregen wollte und erregte; die Zweyte, als ich ihm die Redaction des Freymüthigen übertrug. Da er seitdem wieder in das gebührende Dunkel zurückgetreten ist, so mag man sich nicht wundern, daß er von dem Rufe, den der Freymüthige unter meiner Leitung erworben hatte, sich so viel als möglich zuzueignen, und dadurch gewissermaßen seine Existenz zu verlängern strebt. Arme Leute gehn mit dem wenigen Ersparten wirthschaftlich um, und thun wohl daran" (Gr. 6). Der gesteigerte Nachdruck tritt deutlich zutage. Ja, es klingt hier sogar eine gewisse Besorgnis um den eigenen Ruf durch, der nicht zuletzt auch durch die direkten Angriffe und indiskreten Mitteilungen von den Vorgängen hinter den Kulissen der literarischen Werkstatt verkürzt werden könnte. An einer anderen Stelle wird es deutlich: „Hätte der Herr Doctor nicht meinen Ruf so vielfach angetastet, ich wollte ihm gern den Ruhm, nach dem er so ängstlich strebt, gelassen haben" (Gr. 30).

Und nicht nur hier wird dieser Zug sichtbar. Verborgen liegt er irgendwie allen Handlungen und Unternehmungen dieses sonderlichen Lieblings der Fortuna zugrunde. Lickte hinter dem prickelnden Nadelstichfeldzug gegen die massive Wucht überragender Größe nicht die nervöse Unraſt des um seinen Ruf mehr als um sein inneres Wachstum Besorgten hervor? So auch hinter dem Versuch, den erhabenen Freundschaftsbund zu erschüttern? Zeigte sie sich nicht auch in dem Streit mit den Brüdern Schlegel? Trat sie nicht aus ihrer Verborgenheit, den Tiefen des Unbewußten, an den Tag, da in der Prozeßführung Zweideutigkeit und Koketterie mit der Verworfenheit des Partners, dem der Ankläger keineswegs reiner gegenübersteht, hindurchschimmert? Wurde sie nicht deutlicher noch in der Preisgabe an die Öffentlichkeit (B. 215–221)? Scherz, Halbwahrheit, Verschleierung müssen Stützen bauen.

So erhebt sich vor dem Blick des Betrachters das Bild eines Menschen, der, von ruheloſem Tätigkeitsdrange umgetrieben, seine Vielgeschäftigkeit zu höherer Bedeutung hinansteigern will, indem er das fieberhafte Streben seiner beweglichen Natur an die Erlangung des Ruhmes heftet und so mit der je größeren Ausschließlichkeit dieser Zielsetzung desto mehr und mehr verliert, was er anstrebt.

Wenden wir uns Merkel zu.

Auf das entschiedenste lehnt dieser seinerseits es ab, mit dem ehemaligen Streitgenossen in allem gleichen Schritt gegangen zu sein. Schon in der Verhandlung über den Titel — so betont er in einer

Aufzeichnung zur Geschichte des Freimütigen (M.-J. 139—143) — begann die Meinungsverschiedenheit. Kotzebue nämlich hatte nach Merkels Angabe die Absicht, die Zeitschrift „Der Teekessel" zu nennen, weil sie über literarische Vorgänge unterhalten und „durch leichten witzigen Scherz" (M.-J. 140) literarische Gegner bekämpfen sollte. „Ich schlug es indes mit Bestimmtheit ab, in einem solchen Blatte — mitzukochen. Mir schwebte der Zweck vor, durch dies Blatt zur Nation über und für ihre höheren Interessen zu sprechen. Ich bestand darauf, es „Der Freimütige" zu nennen" (M.-J. 140 f.), was Kotzebue, wie bereits bekannt, abstreitet. Diesem gegenüber also nimmt Merkel die ernstere Tendenz für sich in Anspruch, und nachdem er mit sichtlicher Selbstzufriedenheit bei der Szene verweilt, in der sein nunmehriger Gegner angeblich in peinlicher Verlegenheit ihm gegenüber gewesen, und die deutlich gezeigt haben soll, wie viel Kotzebue an seiner Mitarbeit lag, macht sich Merkel an eine Kritik des „Freimütigen" Der Titel, der unberechtigterweise beibehalten worden, habe nur als Maske gedient. Unvorsichtig genug, seien zwei „Larven", die tragische und die komische, über den Titel gesetzt worden: „Freimütigkeit en masque!" d. h.: „Freimütigkeit ist hier eine Maske " (M.-J. 141). Ferner sei der Druck wegen des hohen Honorares, das den Mitarbeitern versprochen wurde, „ungefällig eng" (M.-J. 141) gewesen, der Preis des Blattes hoch. Und nun gar der Inhalt. Sehr gemischt war er. Erzählungen, Theater- und Modeberichte, Exzerpte aus älteren Büchern und so fort, hauptsächlich aber Ausfälle gegen literarische Feinde füllten die Spalten. Mit einem Wort, es fehlte dem Blatt an einem „bestimmten Charakter" (M.-J. 142). Der Inhalt entsprach nicht dem Titel.

So stand es nach Merkels Bericht um den „Freimütigen"

Hingegen die Zeitschrift „Ernst und Scherz", die im Juli 1803 begann, stellt sich im Lichte dieser Aufzeichnung als Muster eines Blattes dar. „Auch in den Nebensachen, die dem Leser zuerst in die Augen fallen mußten" (M.-J. 142), sollte „Der Freimütige" überboten werden. Die Vignette stand, anders wie diejenige, die Kotzebue für seine Zeitschrift gewählt hatte, in Zusammenhang mit dem Titel. Sie zeigt eine aufrecht stehende Weizengarbe. Über den Zusammenhang dieser Abbildung mit dem Titel und vor allem Inhalt hatte die Vossische Zeitung ihre eigene Meinung:

Frage: He, warum stehn die meisten Ähren
In Merkels Garbe steif, als ob von Draht sie wären?
Antwort: Ei, das begreift ja jedes Kind:
Weil sie schon abgedroschen sind.

Auch Druck und Papier der Zeitschrift lobt Merkel. Vor allem aber betont er die Originalität des Inhalts, die er in der „Einheit des Charakters" (M.-J. 142) sah. Nachdem er ein Kompliment Kotzebues, das dieser ihm des treffenden Witzes wegen gemacht, wie im Vorübergehen erwähnt, unterstreicht er den ruhigen, ernsten Anstand und die Gediegenheit seiner Art gegenüber dem „populärern und reichern" (M.-J. 142) Witz Kotzebues. Dann sonnt er sich im Bewußtsein seines Sieges. Kotzebue trägt ihm die Mitredaktion des „Freimütigen" an. Merkel schreibt ihm die Bedingungen vor und gibt der Zeitschrift einen neuen Charakter. Es folgt eine Angabe verbessernder Neueinrichtungen.

Dieser durchaus gefärbte Bericht sticht auf das entschiedenste von der gleichfalls polemischen Darstellung Kotzebues ab, der wiederum für sich allein das Verdienst der Initiative und die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen, Merkel aber in die Rolle eines undankbaren literarischen Emporkömmlings herabdrücken will, der einzig ihm seine allerdings schnell verblichene literarische Existenz schuldig ist.

Es soll hier nicht der Versuch unternommen werden, jedem der Herausgeber seinen gebührenden Anteil an dem besprochenen Unternehmen zuzuerkennen, noch näher untersucht werden, ob des einen, ob des andern Polemik in diesem oder jenem Falle sachlich begründet erscheint. Hier interessiert lediglich die Tatsache, daß die beiden ehemaligen Bundesgenossen in einem gehässigen, selbst kleine und intime Blößen nicht schonenden Streit miteinander begriffen sind, der jedem von ihnen die von beiden so sehr erstrebte Anerkennung des lesenden Publikums sichern soll.

Kotzebues literarische Polemik ist deutlicher umrissen worden.

Wie aber zeigt sich Merkel in seinem Verhalten zu Persönlichkeiten der geistigen Welt?

Aus seiner livländischen Heimat nach Deutschland gelangt, suchte der junge, unternehmungslustige Schriftsteller Fühlung mit der geistigen Welt zu gewinnen und kam auch mit einer Reihe prominenter Persönlichkeiten in Berührung. Er bemühte sich, wie er selbst sagt, ein nüchterner Betrachter zu sein, da er schon nach seiner „Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer" (M.-J. 26) geboren sei.

Während eines Aufenthaltes in Weimar besuchte er eine Abendgesellschaft, in der auch Goethe anwesend war. Kurz vorher hatte er die Xenien gelesen, die ihm von Goethe bereits eine nachteilige

Meinung beigebracht. Nun tritt er in den Saal. Und man lese die Schilderung, die er von dieser Begegnung gibt: „Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster, stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich soeben die Xenien gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an. Ich glaubte, den Triumph strafloser Insolenz feiern zu sehen" (M.-J. 27). Man kann sich des Eindrucks persönlicher Gereiztheit nicht entziehen, die sich vor allem in der Häufung auftrumpfender Momente kund tut: im „Prunkzimmer" steht „prunkend" Goethe, mit „stolzer Miene", von beiden Seiten und von vorne durch Kerzen und Kronleuchter beleuchtet. Seht: wie viel Pomp! Und doch hat er die Xenien geschrieben, für die er bestraft werden müßte. Durchsichtig genug, gibt Merkel selbst den Grund seiner Gereiztheit zu erkennen. Er wird Goethe als Verfasser der „Letten" vorgestellt. Dieser nimmt nur kurze Notiz davon, ohne sich länger in seiner Rede unterbrechen zu lassen. Das verletzt Merkel, um so mehr, als er sich in gewisser Beziehung Goethe überlegen fühlt. Er glaubt sich berechtigt, in bezug auf seine „Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen" (M.-J. 27). „Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein" (M.-J. 27), verrät sich der Aufzeichnende im Vorübergleiten. Auch eine Zurechtstellung Goethes muß sich Merkel in dieser Abendgesellschaft gefallen lassen, worauf er sich, auf das höchste gereizt, aus dem „bewundernden Halbkreise" (M.-J. 27) zurückzieht, um sich nie wieder Goethe zu nähern. Aus der Art der Darstellung geht hervor, daß Merkel bestrebt ist, seine Erzählung so zu färben, daß er nicht als Blamierter, ja in gewissem Sinne sogar überlegener Goethe gegenüber erscheint. Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung zerrt Merkel einige gesellschaftliche Belanglosigkeiten hervor und stellt zum Schluß fest, daß er späterhin als Kritiker „mit freier Unbefangenheit" (M.-J. 28) Goethes Schriften beurteilt habe (M.-J. 26 - 28), worauf hingewiesen wurde, als von Kotzebues Angriffen gegen Goethe die Rede war.

Auch Schillers persönliche Bekanntschaft machte Merkel.

Wie er ausdrücklich betont, hatte er ihn nicht aufgesucht, denn es lag nicht in seiner „Individualität, die Zelebritäten aufzusuchen und ihnen den Hof zu machen" (M.-J. 28), sondern einem Freunde zuliebe, der Merkel dringend gebeten, einen Brief persönlich zu besorgen, begab er sich in das Haus Schillers. Der wegwerfende

Ton der Schilderung ist in den folgenden Sätzen unverkennbar: „Ich tat es (Merkel spricht von dem Besuch) eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sofa. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete und sich dabei durch Wein begeisterte. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen. Man weiß ja aus seinen Biographien, daß sein glänzendes Dichtergenie mancherlei Schwächen zu übersehen zwang" (M. J. 29). Auch hier zittert der Ton der Gereiztheit. Dieser steigert sich im Verlaufe der weiteren Darstellung. Schiller sah nach Merkels Worten in ihm nichts anderes „als einen Studenten der Medizin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen" (M.-J. 29). Allein Schiller täuschte sich. Merkel war nicht deswegen gekommen, sondern seines Freundes Graß wegen, dessen Brief er überreicht hatte, und um den auch das Gespräch ging. Merkel erinnert sich nicht eines Komplimentes, das er Schiller gemacht hätte. Auch nicht über dessen Werke sprach er. Und hier entgleitet dem Aufzeichnenden die scheinbar kühl vorgebrachte Mitteilung, daß Schiller auch von seinen (Merkels) Schriften keine Notiz nahm. „ so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde fast mit Bedauern, daß ich Graß' Wunsch erfüllt hatte" (M.-J. 29). Indessen läßt ihn dieses Übergehen seiner schriftstellerischen Produktion nicht ruhen. Er kommt wieder darauf zurück und beeilt sich mitzuteilen, daß, als er Schiller wieder einmal zufällig traf, dieser bereits mehr von ihm zu wissen schien und sie in „lebhafterem Gespräch" (M.-J. 29) in dessen Gärtchen umhergingen. Darauf nimmt er sich die Mühe, einige Tatsachen zurechtzustellen, die ihn als Feind Schillers erscheinen lassen, weist den Vorwurf zurück, daß er Goethe und Schiller habe veruneinigen wollen, bedauert, daß er durch „boshaft niedrige Deutungen" (M.-J. 30) solcher Art beim Publikum in Mißkredit gerate, (in dieser Besorgnis zeigt sich, wo eigentlich ihn der Schuh drückt), und schließt ähnlich wie in seiner Aufzeichnung über Goethe mit der Behauptung, daß er stets eine gerechte Kritik angestrebt, Schiller weder einseitig bewundert noch dessen Schwächen übersehen habe (M.-J. 28—31).

Mit Fichte kam Merkel gleichfalls in Berührung. „Scharfsinn und Energie des Charakters" (M.-J. 32) gesteht er ihm zu und

findet auch sonst wohl ein Wort der Anerkennung für ihn. „Drollig" (M.-J. 32) indessen mutet den an den Schriften der Aufklärer Herangebildeten die Behauptung an, daß der Denker an die Grenze menschlichen Denkvermögens gelangt, so daß Merkel einem Medailleur vorschlug, eine Medaille zu verfertigen, die eine Sackgasse und den hineinlaufenden Fichte darstellen sollte, der an die Schlußmauer stößt und ruft: „Hier ist das Ende der Welt!" (M.-J. 32). Dieser Scherz erscheint verhältnismäßig harmlos und zum Teil wohl aus der immerhin sachlichen Einstellung des Rationalisten geboren, obwohl Merkel sich schwerlich ernster mit der Philosophie Fichtes beschäftigt hat, wie unter anderem auch aus dem Hinweis hervorgehen mag: „Ich ließ mich in Jena einmal bereden, bei ihm (Fichte) zu hospitieren, stieg abends um 7 Uhr in einem unfreundlichen Häuschen zwei Treppen hinauf in eine wenig erhellte, kleine Stube, wo ich etwa acht oder zehn Hörer beisammen fand. Mir schien sein Vortrag noch dunkler als seine Stube, und ich kam nicht wieder" (M.-J. 34). Neben diesen verhältnismäßig harmlosen Ausfällen finden sich solche gehässiger Natur. Er spricht von Fichtes bedrängten Vermögensverhältnissen und spottet darüber, daß dieser seine Philosophie zum Broterwerb mache, daß er ein neues System aufstellen mußte, um existieren zu können. Der Eifer seines Kämpfertums beweist — so scheint es Merkel — „daß er mehr für den Herd stritt, als für den Altar der Wahrheit" (M.-J. 33). Mit einem gewissen Wohlgefallen (und wir kennen bereits das Wohlgefallen Merkels an peinlichen Situationen, in die er seine Widersacher sich gegenüber versetzt sieht, von dem Streit um den „Freimütigen" her) teilt Merkel weiterhin mit, daß Fichte nach seiner Entlassung ihn in Berlin aufgesucht habe und ihn zur Teilnahme an seinen (Fichtes) öffentlichen Angelegenheiten bewegen wollte. Fichte wußte nicht, daß Merkel in einem kleinen Roman ihn soeben verspottet hatte, was er aber später erfahren haben mochte, denn er wandte sich — wie Merkel annimmt, aus diesem Grunde — als Bundesgenosse der Schlegelschen Schule gegen den Spötter (M.-J 31—37).

Diese Bundesgenossen Fichtes, die Brüder Schlegel und ihren Kreis, verschont Merkel gleichfalls nicht. Er schildert, wie er in dem Jenaer „Paradiese" des öfteren einem jungen Mann begegnet, „der eine sehr wichtige Miene machte" (M.-J. 42). Auf Merkels Frage wurde geantwortet: „Das ist August Schlegel!" (M.-J. 42). Das Wort „ist" deutet auf anerkannten Ruf. Und nun geht Merkel an die Zerpflückung dieses Rufes. Er wirft ihm vor, daß er im Streben,

die unumschränkte Herrschaft auf dem Gebiete der Literatur an sich zu reißen, die Miene eines wegwerfenden Kritikers angenommen, nacheinander, soweit es „tunlich schien" (M.-J. 43), anerkannte „Zelebritäten" (M.-J. 43) angegriffen, die in nichts gesündigt hatten, als daß sie schon vor Schlegel dagewesen und dessen Ruhm verdunkelten. Eine Reihe aber „von Köpfen von sehr mittelmäßigen Talenten" erklärt Schlegel für „Genies" (M.-J. 43). Und — fährt Merkel fort — „ so schuf er sich Anhänger, die nicht von ihm abfallen konnten, da ihr eigner Ruf mit dem seinigen stieg oder sank. Zu diesen gehörten vorzüglich sein eigener Bruder, Tieck, Novalis und wer sich ihm sonst mit tiefer Ehrfurcht nahte und zu diesem Zirkel taugte" (M.-J. 43). Weiter berichtet Merkel von einem Streite, der sich nach seiner Ansicht auf höchst materieller Grundlage vollzog, und der zur Folge hatte, daß A. Schlegel als Mitarbeiter aus der Literatur-Zeitung ausschied, die ihm bislang „Schauplatz und Werkzeug" (M.-J. 43) zur Erlangung der literarischen Diktatur geboten. Mit Zufriedenheit konstatiert Merkel: Schlegels „Herrscherplan war gescheitert" (M.-J. 44), und fügt dann mit einer Spitze gegen das, wie er meint, durch den Ruf des genannten Blattes bewirkte Emporkommen Schlegels hinzu: „wenn er ihn (den Herrscherplan) nicht durch eigene Kraft fortsetzen konnte." Die folgende Darstellung soll die Zweifelhaftigkeit dieser „eigenen Kraft" dartun. Den nun beginnenden Feldzug der Schlegel und ihrer Anhänger vergleicht Merkel mit dem „Muckrennen" (M.-J. 44) vom Unglück betroffener Javanesen, die opiumberauscht durch die Gassen rennen und wahllos niederstoßen, was ihnen in den Weg kommt. Um aber überlegene Dichter, die man auf dem Felde der Leistung nicht schlagen konnte, aus der Mode zu bringen, wurden — so stellt es sich Merkel dar — „Spielereien" in Umlauf gesetzt: „der altdeutsche Ton, läppische Märchen, die Gedichtsformen der Italiener und Spanier, die Assonanzen, endlich gar die Frömmelei und Mystik" (M.-J. 44). Nebenher macht Merkel auch mitunter zutreffende sachliche Bemerkungen.

Skizzenhaft, halb lobend, halb tadelnd, fertigt er den jüngeren Schlegel ab und erwähnt zum Schluß mit gönnerhafter Miene, daß dieser sich in Wien als Staatsdiener in einem bestimmten Anlaß „würdig gezeigt" (M.-J. 45) habe (M.-J. 42–45). Gar zu persönlichen Charakter scheinen Merkels Kritiken an sich zu tragen, wie es sich aus dem Angeführten ergibt.

Diesen Charakter zeigen auch seine Erinnerungen an einen

anderen romantischen Schriftsteller, an Jean Paul. Zu Beginn — das gleiche betont unabhängige Verhalten einer Größe gegenüber, wie es sich besonders in seinen Aufzeichnungen über Goethe und Schiller zeigte. Nicht aus freien Stücken, sondern nur, weil ein Bekannter ihn „dringend" dazu auffordert, geht er mit diesem zu Jean Paul, bei dessen Anblick er sich unangenehm berührt fühlt, so daß er wie den Besuch bei Schiller und Goethe so auch diesen unternommen zu haben bedauern muß. Er macht ihm keinerlei Komplimente über dessen Schriften, was er freilich hätte tun sollen, denn durch diese Unterlassung macht er sich den bekannten Schriftsteller zum Feinde. Nachdem Merkel eine kurze literarische Würdigung versucht, fällt er wieder ganz in den alten Ton zurück, schildert, wie auf einer gemeinsamen Reise Jean Paul, hinter dem Wagen hergehend, den Inhalt des Gesprächs mit ihm (Merkel) aufzeichnete, wie er in Berlin, als ihn Jean Paul zu einem Gastmahle, das diesem zu Ehren in einem öffentlichen Garten gegeben wurde, aufforderte, zur Antwort gab: „Lieber Richter! Ich schmeichle mir, wirklich zu viel Substanz zu haben, um Ihren Schatten zu spielen" (M.-J. 75). Und mit der gleichen Freude, die der Leser bereits wahrnehmen konnte, der Freude an peinlichen Situationen, in denen er nur zu gern seine Gegner ihm gegenüber erblickt, betont Merkel: „So ließ ich ihn stehen, und das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten. — Doch nein, " (M.-J. 75). Darauf zerrt er Intimitäten, die sich auf Jean Pauls Heirat und sonstiges Privatleben beziehen, hervor und schließt mit einer absprechenden Schilderung der Frau von Kalb (M.-J. 73—76).

So zeigt sich ein eigentümlich gleichbleibender Rhythmus in Merkels Verhalten gegenüber berühmten Persönlichkeiten, die von ihm (wie ihm scheint: nichtachtend-) kühle Notiz nehmen, deren Überlegenheit ihm peinlich fühlbar wird, oder deren Gegnerschaft wenn nicht immer vielleicht Nichtachtung, so doch Ablehnung ihm gegenüber dartun mag. Hier nun sucht der irgendwie in seinem innersten Wesen Angetastete ein Gleichgewicht zu finden, ja sich zu dem Gefühl der Überlegenheit zu erheben, sei es daß er auf seine gesellschaftliche und geistige Unabhängigkeit pocht, unter anderem immer wieder mit einem gewissen nervösen Nachdruck betont, nie bekannte Persönlichkeiten von sich aus aufgesucht zu haben, sondern auf andere Weise mit ihnen in Berührung gekommen, ja von diesen aufgesucht worden zu sein, sei es daß er sich an peinlichen Situationen weidet, in die Männer von Namen und geistigem Rang ihm gegenüber geraten

(auch die peinliche Situation, in die er Goethe gegenüber geriet, sucht er zu einer für Goethe peinlichen zu wandeln), sei es daß er aus deren Intimitäten und Einzelheiten des Alltaglebens, die er ausbreitet, sein Überlegenheitsgefühl nährt, sei es daß er die Miene eines überschauenden Kritikers annimmt, was nicht ausschließt, daß er es in dem einen oder dem anderen Falle gelegentlich auch ist.

Wie aber steht es um sein Urteil über ihn Anerkennende?

Hier stehe voran Herder. Merkel wird nicht müde, das Lob Herders mit gleichzeitigen wegwerfenden Seitenblicken auf Goethe zu verkünden. Auch in diesem Falle aber betont er zuerst, daß er den großen Mann erst aufsuchte, nachdem Böttiger ihm „dringend" vorgestellt hatte, daß es eine Beleidigung für den großen Mann wäre, wenn der Besuch unterbliebe. „Unter allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte (betont Merkel), ist keiner, der so vorleuchtend wie Herder Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Er sah die Menschenwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspektive an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte, und eine weite Strecke des Wegs, auf dem sie weiter schweben mußte" (M.-J. 61). An einer anderen Stelle heißt es: „Was war Herder eigentlich? — Mit mehr Phantasie, Gefühl und Kunsttalent, als beide besaßen, der dritte Mann zu Baco und Leibnitz. Man finde der Klasse einen Namen!" — (M.-J. 60). Gleich zu Beginn seiner Erinnerungsblätter über diesen Großen von Weimar läßt er die aufhellende Bemerkung fallen, dieser habe ihn wie einen alten Bekannten aufgenommen und sogar einige lobende Worte über den Schriftsteller Merkel gesagt. Auch an einer anderen Stelle sonnt sich Merkel in der weitherzigen Anerkennung, die seiner Individualität wird. Als die Herderin von einer glänzenden Karriere spricht, die Merkel vielleicht bevorsteht, platzt Herder heraus: „Der eine Karriere machen! Der! Sieh ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegenteil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die große Welt in der Nähe sehn; das ist alles." Und einige Zeit darauf: „Laß ihn gehen! Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut" (M.-J. 58). Merkel räumt allerdings gleich darauf ein, daß es sich nicht so sehr um einen Beweis der Zufriedenheit mit ihm, sondern vielmehr um den „Ausdruck seiner (Herders) allgemeinen Achtung

für Individualität überhaupt" (M.-J. 58) handelte. Aber der Ton des Berichtes zeigt deutlich die überaus große Empfänglichkeit für diesen „Ausdruck" der allgemeinen Achtung. Merkel unterstreicht ferner, wie eng verbunden er sich mit Herder und dessen Familie fühlte, wie gern Herder ihn in seinem engsten Zirkel sah, wie Herder „gewöhnlich mit trübernstem Gesichte auftrat, sich allmählich erheiterte, erwärmte, endlich in aufwallendem Feuer der lebendigste, witzigste von allen wurde", wie er dann seine „erhabenen Gedanken" (M.-J. 58) dem engen Kreise vertraute (M.-J. 56—62).

Auch fröhlich konnte der große Geist im Kreise der Seinigen sein. An einer Stelle heißt es, daß Herder oft in seiner (Merkels) Gegenwart über Jean Paul lachte (M.-J. 74). Durchaus als Vertrauter Herders will Merkel genommen sein, in gewissem Sinne als Gleichberechtigter, um dessen Hilfe es dem bedeutenden Manne unter Umständen zu tun sein konnte. So führt Merkel die Ernennung Herders zum Präsidenten auf einen Artikel zurück, in dem er für diesen eintrat (M.-J. 57). Nicht ohne wohlgefällige Ausführlichkeit schildert er ferner, wie er dem in einer mißlichen und gefährlichen Lage Befindlichen durch Entschlossenheit Hilfe brachte (M.-J. 34 f.).

Auch von Wieland ist es bekannt, daß er Merkels Talent schätzte, wie auch Müller-Jabusch bestätigt und belegt. Es handelt sich um einen Brief Wielands an Böttiger vom 4. August 1798. Hier äußert sich Wieland sehr anerkennend über Merkels Buch „Rückkehr ins Vaterland" Er nennt es „das einzige Gegenstück" zu Yoriks sentimental journey, „dieses Lieblingsbuches aller Leute von Gefühl, Geschmack und Geist", ohne indessen eine Nachahmung zu sein, und behauptet, „daß es in jedem Betracht neben dem Exquisitesten, was unsere Sprache aufzuweisen hat, stehen kann" (M.-J. 70).

Wie nun urteilt Merkel über Wieland?

„ die sonderbare" — so steht er bewundernd vor dem Reichtum dieses Geistes — „sich oft geradezu widersprechende Mannigfaltigkeit in dem Charakter seiner Schriften verwirrte meine Ansicht des Mannes. Hier scheint er als ein Schwärmer, an dessen Heiluug man verzweifeln möchte: dort als der hellste philosophische Kopf, vor dessen durchdringendem Blick jedes Vorurteil zerfließt; hier ist er von zärtlicher Empfindsamkeit bis zur Ohnmacht übermannt: dort zerlegt er kalt und licht als tief erfahrener Psycholog die Leidenschaft in ihren feinsten Regungen und belächelt sie; hier scheint er bloß

in der Welt der Phantasie atmen zu können: dort überrascht er durch gründliche Gelehrsamkeit und so tiefe Kenntnis des Weltlaufs, daß man einen Wahrsagergeist aus ihm zu hören glaubt, und wiederum, wenn der Moralphilosoph in ihm alles andere unterworfen zu haben scheint, steht er plötzlich als großer Dichter da" (M.-J. 63). Gleich darauf aber kann er es nicht unterlassen, zu erwähnen, er habe auch Wieland bei aller Verehrung nicht aufgesucht, sondern zufällig getroffen, um auf der folgenden Seite darauf hinzuweisen, „daß der ehrwürdige berühmte Greis" ihm „viel mehr Beweise seiner Güte gab, als" er „ihm Ausdrücke" seiner „wirklich tiefen Hochachtung darbrachte" (M.-J. 64). Merkel hat, es ist wahr, vom frühen Jünglingsalter an Wieland verehrt. Immerhin dürfte, wie aus dem Ton der Aufzeichnung hervorgeht, die Verehrung späterer Jahre nicht ohne Zusammenhang mit der Stellung Wielands zum Schriftsteller Merkel gewesen sein. In dem Maße wie dieser den vertrauten Umgang mit Wieland unterstreicht, treibt er die Spitze wiederum gegen Goethe um so wirkungsvoller hervor. Ungemein — so pocht Merkel — schätzt Goethe den „ehrwürdigen Greis", dieser jenen sehr viel weniger. Sehr bittere Urteile über Goethe seien Wieland unter vier Augen entfallen (M.-J. 62—70).

Es sei verstattet, das Bild, das sich nach und nach ergeben hat, durch einen Blick auf die Jugend Merkels zu vervollständigen.

Frühreif, wie es ist, steht das Kind vor seinem verschlossenen und verbitterten Vater, der in die Einsamkeit der Studierstube sich vergräbt, und weckt in dem alten Manne ein stilles Glück: der Vater spürt in seinem Sohn das eigene Leben verjüngt erwachen, erkennt in ihm den werdenden Genossen der geistigen Strebungen, die sein so wunderliches pastorales Leben zurückgezogener Landeinsamkeit ausfüllten. Und keine Mühe scheut der sonst Mürrische, den Geist des Knaben zu wecken und in die Richtung der Aufklärungsideen zu leiten, die der Inhalt seiner schönsten Stunden des Meinens und Sinnens gewesen. Ganz taucht der jugendliche Denker in die geistige Welt des Vaters und lebt in ihr so, daß er seine Umgebung vergißt, sich vom Umgang mit Altersgenossen abschließt. In dieser Welt lebt er fort, als er zuerst eine Leseschule, dann die Domschule zu Riga besucht. Seinen Kameraden gegenüber bleibt er fremd. Den Religionslehrer setzt er durch Einwände, die er Voltaires Schriften entlehnt, in Verlegenheit. Da ruft ihn der Tod des Vaters wieder heim. Hier beginnt er sich ganz auf eigene Hand fortzubilden. Fast drei Jahre versinkt der junge Forscher (er hat das

13. Jahr nicht überschritten) in die Bibliothek seines Vaters, die in der Hauptsache Werke französischer und italienischer Aufklärer enthält. Voltaire, Bayle, Freiherr von Bar und Wieland erregen seine besondere Aufmerksamkeit. Mit Zähigkeit macht er sich an die Erlernung der lateinischen, französischen und italienischen Grammatik, so daß die Pforten zu den in der Bibliothek vorhandenen Geistesschätzen nacheinander vor ihm aufspringen. Immer sicherer und selbstbewußter fühlt sich der junge Autodidakt auf dem von ihm beschrittenen Wege werden. Da bereitet eine Versteigerung der Bibliothek seinen einsamen Studien ein Ende. Er wird Hauslehrer auf Annenhof bei dem Kreismarschall Transehe. Und hier ist es, wo in ihm der Gärungsprozeß einsetzt, der ihn zu der Anwendung der aufklärerischen Gedanken und Normen treibt, zu der Anwendung auf die engbegrenzten, historisch bedingten Verhältnisse seiner Heimat. Ein Kreis junger Gelehrter und Hauslehrer scharte sich um den jungen Edelmann Friedrich von Meck, von dem man wußte, daß er mit Kant im Briefwechsel stand. Merkel wurde bald zu einem vertrauten Freunde des Erbherrn von Pernigel (eben Mecks). Es wurde viel und in die sinkende Nacht hinein über die Retablierung der Menschenrechte disputiert. Aus der Summe dieser Anregungen wie aus der von seinem Vater überkommenen Geistesrichtung wuchs der Verfasser der „Letten" mit all dem Mut und der Entschiedenheit wie all der verbohrten Starrheit des Autodidakten hervor. Ein bedeutender Mann wie Sonntag ermuntert den jungen wagemutigen Schwimmer. „Ihr Buch ist geschrieben." — So äußert sich Sonntag in einem Brief vom 9. Januar 1796 an Merkel. – „Soll es ohne Weiteres unterdrückt werden? Möchte das sagen, wer da wollte, Sie würden sich nicht darnach richten, und ich würde vor mir selbst erröthen, wenn ich den muthigen Versuch eines sich opfern wollenden Menschenfreundes mit einem solchen Rathe zurückzuweisen fähig wäre" (E. 187). So ist er im Jahre 1796 in Leipzig, um sein Buch noch vor dem bevorstehenden Konvent in die Welt zu werfen. Selbstbewußt steht der junge Autodidakt in der Welt, stolz auf das errungene Gut rationaler Betrachtung, aber auch überempfänglich für Anerkennung wie Tadel (E. 155—202).

So hebt sich dem Blick des Beschauers das Bild eines Menschen, der den Wert seiner literarischen Persönlichkeit dadurch zu steigern sucht, daß er die zähe Energie seiner in Selbsterarbeitung bewiesenen wie gestählten Kräfte auf die Erlangung einer anerkannten Stellung innerhalb der großen Welt richtet, und der wo immer er Zurück-

setzung oder Anerkennung zu erfahren meint, eine gewisse Überlegenheit in sich zu gründen und diese auch seinem Publikum einzusuggerieren sucht, sei es daß er Berührung mit bedeutenden Persönlichkeiten anstrebt und ausbeutet, sei es daß der Ton es macht, in dem er von diesen zu sprechen sich berechtigt glaubt, sei es der Streit, in den er sich verwickelt, so auch mit Kotzebue.

Kehren wir zu der Frage zurück, wie die Trennung zweier, wie es schien, so eng verbundener literarischer Kampfgenossen zustande kommen konnte, so wird man kaum den besprochenen Prozeß als Grund anführen. Er ist nicht viel mehr als ein Anlaß. Nicht der Prozeß trennte sie, nicht, wie Merkel anzudeuten scheint, die Verschiedenheit ihrer Charaktere, sondern die Gleichheit des im tiefsten Kern ihrer Natur begründeten Wesenszuges, und dieser trennte sie nicht nur, sondern verband sie auch.

In dem Streben, ihren Ruf zu gründen und gemeinsam gemeinsame literarische Gegner zu bekämpfen, schlossen sie sich zusammen. Anfängliche Rivalitäten wurden zugunsten des gleichen Zieles bald übersehen. Die Rivalität stieg, oder wenigstens traute sich Merkel zu, mit dem bei dem breiten Publikum so beliebten Schriftsteller konkurrieren zu können. Kotzebue hingegen empfand dieses als Anmaßung des Emporkömmlings, den er gern restlos in die Rolle seines schattenhaften Trabanten herabgedrückt sehen wollte. Und so richten die beiden Bundesgefährten mit der gleichen Erbitterung, mit der sie ihren Ruf gegen gemeinsame Gegner verteidigt, ihre Waffen gegeneinander.

Merkel und Kotzebue: jener zeigte neben dem Streben nach Anerkennung die Kraft agitatorischen Feuers und Bekennermut, dieser neben der Besorgnis um seinen Ruf viel spielenden Witz und Laune und ein gewisses Mitleid, das, zu jener Rührseligkeit seiner Tage verwässert, doch eben als sachte Regung auf dem Grunde des Herzens schlummert.

Merkel und Kotzebue, sie sind, jeder für sich genommen, mehr als die genannten mit dem Verborgensten der Psyche in Verbindung stehenden Züge ihrer Wesenheit. Auf der Schnittlinie ihrer Berührung aber treten diese Züge entscheidend, mit der Kraft der Natur an das Tageslicht hervor und werden zum Schicksal ihrer geeinten wie getrennten Wege.

Verzeichnis der benutzten Literatur, der Quellen und der Abkürzungen.

Eckardt, Julius, Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und kultur-geschichtliche Aufsätze, Leipzig 1868 = E.

Kotzebue, August v., Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, 8. Jahrgang, bei C. J. G. Hartmann, Riga 1810 = A.

Kotzebue, August v., Die Biene, oder neue kleine Schriften, 2. Jahrg., 3. Bd. 1809 = B.

Kotzebue, August v., Die Grille. In zwanglosen Heften, 5. Heft, Königsberg 1812 = Gr.

Papiere berühmter Persönlichkeiten, Kotzebue-Merkel, Ms[1])-Convol., befindlich in der Lettländischen Staatsbibliothek, Riga = K.-M.

Müller-Jabusch, M., Thersites. Die Erinnerungen des deutsch-baltischen Journalisten Gabriel Merkel, 1796–1817, hrsg. und mit Zwischenk. vers. von — Berlin 1921 = M.-J.

Salomon, Ludwig, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Bd. II, 2. A., Leipzig 1906 = Z.

[1]) Einstweilen ohne Signatur, da die lettländische Staatsbibliothek ihren ganzen Bestand noch nicht geordnet und signiert hat.

Gedanken zu einer morphologischen Auffassung der Natur

Von Roland Mettig

(Schluß)

IV Die Entwicklungskurve

Unter der Annahme, daß ein bestimmtes Entwicklungsstadium die Norm, den Höhepunkt der Entwicklung darstellt, hat sich in der Betrachtungsweise der Individualentwicklung folgende Auffassung herangebildet. Die Entwicklung verläuft in einer Kurve, deren beide Schenkel ziemlich gleich lang sind. Bis zu einem bestimmten Punkt entwickelt sich das Individuum, wird immer stärker und stärker, erhält seine endgültige normale Form, dann geht es allmählich bergabwärts, das Tier wird schwächer und schwächer und stirbt.

Wenn man die Formentwicklung im Auge behält, so ist der Verlauf ein ganz anderer. Mit recht undeutlich ausgeprägter Form beginnt die Entwicklung, zum Ende hin wird die Form immer ausgeprägter, immer deutlicher, wird zum Schluß fast übertrieben betont. Dann tritt der Tod ein. Wohl kann dem Tode eine kurze Zeit des

Verfalls vorausgehen, aber diese Zeit ist im Vergleich zur Gesamtentwicklungsdauer ganz gering. Die Kurve hat einen langen aufsteigenden Schenkel und einen jäh abfallenden.

Es ist, als wenn die Natur, falls es ihr gelungen ist, die Form innerhalb der Individualentwicklung vollkommen zum Ausdruck zu bringen, restlos befriedigt ist und nun sofort zerstört, um das Material nicht ungenutzt liegen zu lassen. Wie das Kind, das baut und, sobald es ein Muster fertiggestellt hat, es vernichtet, um aus denselben Steinchen ein neues zu bauen, oder wie der Künstler, der ein Lied komponiert hat und es liegen läßt, falls es vollendet ist, und was Neues beginnt.

Wenn wir die Anfangsstadien der Entwicklung der verschiedenen Lebewesen untereinander vergleichen, so finden wir weitgehende Ähnlichkeiten. Diese Ähnlichkeiten gehen so weit, daß es nur Spezialisten mit großer Mühe gelingt, manchmal auch nicht gelingt, die Unterschiede zu finden Nehmen wir die Eizelle der Säugetiere, die Samen der Pflanzen. Die Larven der Insekten Je spätere Stadien wir vergleichen, desto deutlicher werden die Unterschiede, doch auch in relativ späten Stadien ist es, z. B. bei einjährigen Vögeln (Möven), nicht immer leicht die Arten zu unterscheiden. Erst bei älteren Tieren, gewöhnlich mit der Erreichung der Geschlechtsreife wird die Form so deutlich ausgeprägt, daß man sie unschwer unterscheiden kann. Dennoch ist die Ausprägung der Form hiermit nicht beendet, sie geht immer weiter und weiter. So finden wir bei ganz alten Exemplaren verschiedene Abnormitäten in der Färbung, in der Form, handle es sich um Vögel, Fische, Bäume oder sonst etwas anderes.

Es ist vollkommen einleuchtend, daß die Systematik nicht eine beliebige Stelle der Entwicklung als Ausgangspunkt für ihre Klassifizierung nehmen kann. Wählt sie ein zu frühes Stadium, so werden verschiedene Arten in eine zusammengeworfen, da sie einander gleichen. Nimmt sie ein zu spätes Stadium, so entstehen zuviel Arten, oder aber die Zahl der für die Art kennzeichnenden Merkmale wird auf ein Minimum reduziert. Sie schlägt einen Mittelweg ein und wählt einen irgendwie bestimmbaren Moment, sei es nun die Geschlechtsreife, als Ausgangspunkt, als Basis für ihre Beschreibung der Art. Es ist dieses praktisch das Einzigmögliche. Theoretisch eine Konvention. Und man begehe nicht den Fehler, diese konventionellen Punkte in der faktischen Individualentwicklung für besonders bedeutend anzusehen. Es sind beliebige Punkte, nicht Höhepunkte der Entwicklung. Nach derjenigen Auffassung, die einen Kampf ums

Dasein als erklärendes Moment einer Veränderung der Eigenschaften annimmt, die mit einer stetigen und immer besseren Anpassung rechnet, bedeutet der Tod im individuellen Leben das Platzmachen zugunsten Jüngerer, womöglich Besserangepaßter. Er bedeutet das Fiasko des Individuums. Es taugt nicht mehr für eine kommende Zeit. Nach unserer Auffassung ist er der sinnvolle Schluß nach einem vollkommenen Resultat. Das Gemälde ist beendet. Der Bau ist vollendet. Das Stück ist gespielt. Es wird keine Melodie dadurch wertvoller, daß sie zum Schlager wird. Auch in der Natur sind die Schlager verpönt, ist die Dauer kein Plus. Nur wer in der Dauer den Hauptwert sieht, kann im Tode das Unglück, den Nonsens erblicken. Dasselbe gilt natürlich für das Aussterben der Arten. Nach dem Höhepunkt der Entwicklung einer Art, nach ihrem größten Formenreichtum, treten die obenerwähnten Degenerationsformen auf, die ihre Fortpflanzungsmöglichkeit schon stark beschränkt finden. Ist aus einem bestimmten Material alles Mögliche geschaffen worden, so ist die Natur an den Wiederholungen nicht mehr interessiert. Das Aussterben der Art bedeutet nicht ihre Untauglichkeit, ihre Nichtlebensfähigkeit, sondern ihre erreichte Vollendung. Daß in der Geschichte etwas Ähnliches vorliegt, hat, glaube ich, Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes" zeigen wollen. Es ist bei den aussterbenden Arten nicht ein Niedergang aller Qualitäten zu verzeichnen, sondern einzig der geschlechtlichen. Die Dekadenz eines Volkes ist ja auch oft mit gewaltigen Kulturleistungen verbunden.

Neben dem natürlichen Tode, der den Abschluß der Vollendung bedeutet, haben wir den künstlichen durch Vernichtung zu betrachten. Hier tritt der Konkurrenzkampf allerdings in Kraft. Es ist aber schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die hierbei zustandekommende Auswahl keineswegs fehlerfrei ist. Wir sehen, daß ein jedes Individuum in der Zeit der Geschlechtsreife ungezählten Nachkommen das Leben gibt. Ganz sinnlos wäre dieses, wenn es der Natur nur an der Schaffung eines Werkes, eines Gedankens, einer Idee läge. Wir sehen aber weiter, daß alle diese noch recht gleichen, wenig differenzierten, wenig angepaßten Individuen vernichtet werden, so lange sie eben dies sind. Sie werden als Beutetiere nur in der Jugend verwendet und am Ende ihrer Entwicklung. Hat ein Individuum eine bestimmte deutliche Ausprägung erreicht, so ist die Zahl seiner Feinde viel geringer. Ich weise auf die uralten Bäume, Krokodile, Schildkröten, Fische hin. Dies gilt natürlich nur für den Fall, daß die individuelle Entwicklung noch fortschreiten kann, was

ja bei den eben erwähnten Tieren (Bäume, Krokodile) der Fall ist. Ist keine individuelle Ausprägung mehr möglich (Schmetterlinge), so tritt der natürliche Tod ein, der selbstverständlich von einem gewaltsamen abgelöst werden kann (Hase — Fuchs, Schmetterlinge — Vögel). Der künstliche Tod, die Vernichtung, setzt dort ein, wo noch keine formale wesentliche Ausprägung stattgefunden hat, in einem Stadium also, wo die vernichteten Individuen noch relativ gleich, jedenfalls einander sehr ähnlich sind. Es tritt hier wieder das gänzliche Uninteressiertsein der Natur am zahlenmäßig Großen zutage. Dasselbe ist auch dort der Fall, wo die Vernichtung in Aktion tritt. Wir beobachten meist, daß wo, durch irgendwelche willkürlichen oder zufälligen Umstände hervorgerufen, plötzlich eine Massenvermehrung einer Art vorsichgeht, sofort auch eine großstilige Zerstörung einsetzt. Ich weise auf die Heuschreckenschwärme, auf die Hasenplagen hin. Feinde, Epidemien besorgen hier die Vernichtung. Besonders häufig geschieht dies, wenn der Mensch zu Massenzuchtversuchen schreitet und nun peinlich auf das Fernhalten aller ungünstigen Umstände bedacht ist. Jedem sind die Gefahren, die solchen Massenzuchten drohen, bekannt, ich erinnere an die Musterforsten Deutschlands, die plötzlich auf hunderten von Hektar von Schädlingen (Nonne) aufgefressen wurden. Es ist hier so, als läge die Natur schon auf der Lauer, um ein Hintertreiben ihrer Gesetze, in diesem Falle des Individualitätsprinzips zu rächen. Wird künstlich eine Einheit vervielfältigt, so schmilzt die Natur dieses unnütz verwendete Material wieder ein. Zwischen dem natürlichen Tod und dem gewaltsamen Tod bestehen somit dieselben Unterschiede, wie zwischen Vollendung und Vernichtung.

V Die Individuen höherer Kategorie

Wir beobachten im Reiche der Lebewesen die verschiedensten Beziehungen zwischen Individuen verschiedenster Art. Schon seit altersher haben einzelne dieser Beziehungen die Wissenschaft lebhaft interessiert, so die vielfachen Formen von Symbiosen: Synökie, Parasitismus, Mutualismus. Einige dieser Beziehungen sind so eng, daß man, wie z. B. bei den Flechten, die verbundenen Individuen für ein Individuum gehalten hat. In vielen Fällen läßt sich eine Isolierung der verbundenen Individuen schwer denken. Es scheint nun in der Natur die Tendenz vorzuliegen, unter gewissen Umständen aus Individuen durch irgendwelche Verkoppelung ihrer Interessen, oder durch Ausnutzen der einseitigen Interessen eines Individuums in

bezug auf ein anderes neue Individualitäten zu schaffen. So hat eine Trennung der Flechten in Algenfäden und Pilzmycel eine rein theoretische Bedeutung, aber ebensowenig hat es von dem hier vertretenen Standpunkt aus einen Sinn, die ausgewachsene Kiefer von den ihren Stamm bedeckenden Flechten zu säubern, oder, sagen wir, ein bestimmtes Säugetier von den seinen Darm und seinen Mundspeichel bevölkernden Bakterien resp. Würmern isoliert zu denken. Vom Standpunkt der Systematik, die Ordnung in das von der Natur geschaffene Chaos an Formen zu bringen hat, können natürlich nur begrenzte und einheitliche Gebilde als Einheiten angesehen werden. Die Biologie kennt Individualitäten höherer Ordnung, ebenso die Geographie. Der Bienenschwarm, der Ameisenhaufen, der Wald, die Wiese, der Teich sind in bestimmtem Sinne ebenfalls Einheiten, Individualitäten. Faßt man die Entwicklungsgeschichte als die Geschichte der einzelnen Arten auf, so fallen diese Individualitäten höherer Ordnung außer den Bereich der von ihr zu erfassenden Objekte.

Faßt man Entwicklungsgeschichte aber als Entwicklung des Lebendigen auf, so müssen auch sie Berücksichtigung finden, und da beobachten wir die Tendenz, je weiter wir in der Individualentwicklung der Lebewesen weiterblicken, daß das Individuum Symbiosen im weitesten Sinn mit anderen Individuen eingeht. Der junge Baum hat eine unberührte Rinde, der alte eine von den verschiedensten Pflanzen und Tieren bedeckte. Die junge Muschel eine glatte Schale, die alte — ist von verschiedenen Crustaceen bedeckt. Der junge Scheibenpilz ist unversehrt, der alte hat einen von Larven durchfressenen Stiel usw. Es sind diese Symbiosen keineswegs zufällige, jedenfalls nicht einmalige. Und ebenso bedeutet die Symbiose keineswegs immer Krankheit oder Untergang des einen Individuums. Wahl aber bedeutet die Teilnahme an einer Symbiose, welcher Art sie auch immer sei, stets eine Veränderung irgendwelcher Qualitäten. Sei es nun die Gesamtform, die dadurch verändert wird (Flechten, Baum im Walde), oder die Form oder Farbe bestimmter Teile (von Flechten bedeckter Stamm, von Crustaceen bedeckter Muschelpanzer), sei es der Verlust verschiedener Organe (Parasyten) und Ausbildung anderer (Pilz- und Bakterienspritzen der Insekten), sei es eine chemische Veränderung der Gewebe (Blut mit Antikörpern, Kalkausscheidung bei Trichinen). Und wenn man ein Individuum auf einer späteren Stufe der Entwicklung betrachtet, wo es meist Symbiosen mit anderen Individuen eingegangen ist, so finden wir die Eigenart, die Indivi-

dualität als solche noch determinierter, noch ausdrücklicher vor. Falls dieses Kombinieren von Individuen zu Individuen höherer Ordnung als Prinzip gilt, so werden die Seuchen, von denen wir vorhin sprachen, nicht nur als Vernichtung überzähliger gleichartiger Individuen angesehen werden müssen, sondern als Versuche der Natur, solche Symbiosen einzugehen. Daß ihr dieses mitunter gelungen ist, zeigen die Fälle, wo Tiere und Menschen ruhig mit Bakterien weiterleben, die sonst tödlich wirken würden (Lues), und die Tatsache, daß ihre Leistungen dadurch nicht im mindesten gehemmt, mitunter sogar gesteigert werden.

VI. Die Stellung des Menschen innerhalb der Naturentwicklung

Daß eine Entwicklungsgeschichte, die den Menschen außerhalb der Betrachtung ließe, nur unvollkommen wäre, ist einleuchtend. Nehmen wir den Menschen allein mit seinen körperlichen Eigenschaften, so steht er recht ungünstig da. Ein Teil der Eigenschaften, die gerade die Stärke seiner Klasse bilden: das Haarkleid, die hohe Entwicklung der Sinnesorgane, sind verschwunden oder stark zurückgegangen. Es ist selbstverständlich, daß man den Menschen mit allen seinen Qualitäten in die Betrachtung hineinnehmen muß, und seine wesentlichsten Qualitäten sind eben seine geistigen Durch die Entwicklung des Geistes hat er die durch Rückbildung mancher Organe hervorgerufenen Nachteile teilweise verbergen können. Ich weise auf die Technik hin. Daß die ganze Technik ein Teil, wenn auch nur ein Bruchteil der Auswirkungen menschlichen Geistes ist, braucht nicht ausdrücklich betont zu werden. Der Mensch ist das typische Geisteswesen. Es ist so, als hätte die Natur sich bei Schaffung dieser Lebewesensart freimachen wollen von dem im Materiellen Beschränkten. Als versuchte sie es einmal in „Geist" zu schaffen. Nur in Geist. Gewiß verwendet sie noch die Materie zur Schaffung des Körpers, aber dieser ganze Körper ist hier beim Menschen doch in erster Linie Ausdrucksmittel des Geistes. Wenn wir die Menschen in ihren körperlichen Teilen denken, betrachten, meinen, so ist doch für uns das Wesentlichste das Gesicht des Menschen, sein Ausdruck, seine Mimik, erst in zweiter Linie die Gestalt, und nur für einen ganz begrenzten Teil von Menschen kommt der außerhalb des Gesichtes befindliche Muskelbau in Frage (so für Maler, Tänzer, Turner, Sportsleute). Es sei denn, daß der Körper besonders augenfällig groß, klein oder mißgestaltet wäre. Der Mensch ist in erster

Linie Gesicht, das heißt: auch in seinem Körper schätzen wir gewöhnlich das Geistige.

Keyserling sieht in dem Chauffeurtypus die Idealgestalt des modernen Europäers. Manch anderer will ihn im deutschen Gelehrten oder im Großkaufmann sehen. In jedem Falle ist dieses ein Betonen des Geistigen im Menschen; in allen diesen Fällen ist die Körperentwicklung auf ein Minimum zurückgegangen; sogar die persönliche Fortbewegungsarbeit fällt fort.

Eine Naturauffassung, die einen Kampf ums Dasein und beständige Anpassung allein im Auge hat, rechnet mit der Entwicklung der Technik und daher auch mit der Entwicklung des Geistes ebenfalls. Sie sagt: Nahrung, Raummenge sind begrenzt, es bleiben am Leben nur die, die dank einem zufällig entwickelteren Intellekt sich neue Schutz-, Angriffs- und Nahrungsmittel ersinnen usw. und so gelangen wir zu der heutigen raffinierten Technik. Es behält diese Auffassung nur in dem Falle recht, wenn sich das Menschengeschlecht als eben körperlich schwach ausgestattet denkt. Denn nur die hohen technischen Leistungen, nicht aber die Zurückentwicklung der Organe (Integument, Gesicht, Geist) wird hierdurch erklärt. Denn dieses letztere ist keineswegs als Anpassung anzusehen. Denn wenn man den heutigen Menschen in einer Wildnis sich selbst überläßt, so geht er wohl elend zugrunde, fristet höchstens eine Zeitlang noch ein sehr elendes Dasein. Die körperlichen Leistungen des Menschen sind eben minimale, weil er ganz für den Geist gebaut, geschaffen ist. Wenn eine heutige Jugend und ein Teil der Amerikaner von einem goldenen Zeitalter träumen, in welchem der Mensch wieder körperlich stark, mit vorzüglichen Sinnesorganen ausgerüstet, selbständig wird existieren können, so ist dieses ein schöner Traum, der den Gang der Naturentwicklung total verkennt. Hat die Natur einen Weg beschritten, so gibt es kein Zurück mehr. Hat die Natur ein Wesen für den Geist geschaffen, so kann man nur auf dem von der Natur vorgezeichneten Wege vorwärtsgelangen, nicht aber den von ihr früher gemachten Weg zurückgehen. In diesem Zusammenhange ist die Perversität einer Sportbegeisterung besonders deutlich.

Falls wir den menschlichen Körper als das Wesentliche der Menschen ansehen, so verläuft der individuelle Entwicklungsgang des Menschen in jener Kurve mit den gleichen auf- und absteigenden Schenkeln, die wir schon bei den Tieren besprachen und ablehnten. Die körperliche Entwicklung geht etwa bis zum 25. Jahre aufwärts, dann hält sie sich bis etwa zum 40. Jahre auf einer bestimmten

Höhe und geht dann bis zum 60. oder 70. Jahre (bis zum Tode) langsam hinunter. Etwas ganz anderes beobachten wir, wenn wir die geistige Entwicklung des Menschen verfolgen; da nimmt der Reichtum an Entfaltung und Ausbildung bis ins hohe Alter zu, bis zum Tode, oder bis kurz vor dem Tode. Hier erhalten wir wieder die Kurve mit dem langen aufsteigenden und dem kurzen jäh abfallenden Schenkel. Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, im Leben Goethes oder Bismarcks den Höhepunkt der Entwicklung auf das 30.—40. Lebensjahr anzusetzen, sie dort als beendet anzusehen; die Entwicklung dieser Männer währte bis zum Schluß des Lebens. Auch vom Standpunkt unserer Entwicklungskurve ist ein plötzlicher Tod der sinnvollste. Wo die Kurve ihre höchste Stelle erreicht hat, reißt sie ab. Nicht umsonst preist man die Menschen glücklich, die auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit und Entwicklung durch den Tod dahingerafft werden. Wenn eine Weiterentwicklung nicht mehr möglich ist, wenn eine noch stärkere Ausprägung der Individualität nicht mehr erzielt werden kann, wenn das zur Verfügung stehende Material erschöpft ist, so gibt es kein Verharren, kein Dauern. Es ist erreicht. Schluß. Tod. Einschmelzung des Materials.

Auch hier können wir es beobachten, daß die jugendlichen Individuen einander viel ähnlicher sind als die Erwachsenen, daß die ganz Alten noch viel verschiedener sind als etwa die 40-jährigen. Nicht umsonst wird der Ausdruck „Original" meist nur für alte Menschen verwendet. Aus diesem Grunde kann man mit viel größerem Recht von dem „einjährigen Kinde" als von etwas Einheitlichem sprechen, als etwa vom 50-jährigen Mann.

Innerhalb der Entwicklung der menschlichen Rassen und der Völker finden wir dieselben Gesetzmäßigkeiten, die wir bei den Tierarten vorfanden. Auch hier sehen wir: hat ein Volk einen Höhepunkt (gemeint ist natürlich nur ein kultureller, ein geistiger Höhepunkt) erreicht, so stirbt es aus. Bei einem bestimmten Kulturniveau beginnt eo ipso der Geburtenrückgang. Er ist durch keinerlei Maßnahmen aufzuhalten. Er ist das Anzeichen dafür, daß es zu Ende ist. Man kann dieses pessimistisch als ein „Dies Volk ist zu nichts mehr nütze" oder optimistisch als ein „Wir haben unsere Aufgabe erfüllt" ansehen, der Tatbestand ist derselbe und kann durch eine oder die andere Wertung nicht geändert werden. Nirgends finden wir den Kulturhöhepunkt mit dem Zeitpunkt des maximalen Bevölkerungszuwachses zusammenfallen. Überall setzt er viel später ein und da-

nach kommt sehr bald der jähe Verfall des Volkes. Es ist Sache der Historiker und Kunsthistoriker, dieses zu untersuchen.

Schließlich finden wir auch beim Menschen die verhältnismäßig spät einsetzende Zusammensetzung von Individuen zu höheren Einheiten. Denn Gemeinschaften jeglicher Art, handele es sich um Nationen, Staaten, Städte, oder was es sonst sein mag, können in einem bestimmten Sinne als Symbiosen aufgefaßt werden. Sie sind in vielen Fällen so eng, daß das Einzelglied, aus ihnen herausgelöst, rettungslos zugrunde geht. Nehmen wir den Spezialisten-Fabrikarbeiter, den Beamten. Da wir im Menschen die typischen, die wesentlichsten Merkmale im Geistigen sehen, ist selbstverständlich, daß die Individuen höherer Kategorie ebenfalls auf Grund dieser wesentlichsten Qualitäten zustande kommen. Daß auch hier ein grenzenloser Reichtum an Kombinationsmöglichkeiten vorliegt, zeigt uns die Geschichte, Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und andere Disziplinen. Und deutlicher als sonst erkennen wir das Einzigartige, das Einmalige einer jeden Form.

Zusammenfassung

Der Verlauf der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen wird gewöhnlich in der Form des Stammbaumes dargestellt. Am Fuße des Stammes finden wir einzellige Lebewesen; nach neueren Forschungen sollen dieses Bakterien sein; darauf spaltet sich der Stamm in 2 Stämme, in das Tierreich und das Pflanzenreich. Aus den Einzelligen gehen die Vielzelligen hervor, im Tierreich sind es die Hohltiere, von den Hohltieren entspringen drei Zweige von Leibeshöhlentieren: die Rückennerver (die Wirbeltiere), die Stachelhäuter, die Paarnerver, der Zweig Wirbeltiere führt vom Amphioxus über die Fische und Amphibien zu den Reptilien, von diesen stammen Vögel und Säugetiere ab usw.

Günstiger als diese Darstellung in Baumform ist die Darstellung in Form von konzentrischen Kreisen. Auf dem größten, dem äußersten Kreise müßten alle heute lebenden Tier- und Pflanzenarten resp. ihre Gattungen, Familien oder Ordnungen angeordnet sein. Im Zentrum oder auf dem dem Zentrum am nächsten gelegenen Kreise würden sich die Einzelligen befinden. Der äußerste Kreis ist die geologische Gegenwart, der innerste etwa das Kambrium, dazwischen lägen dann mit zunehmender Größe die Kreise: Silur, Devon, Karbon, Dyas, Trias, Jura, Kreide, Tertiär, Diluvium. Auf diesen Kreisen wären die paläontologischen und hypothetischen Vorfahren der heutigen Lebewelt anzuordnen. Bei absoluter Vollkommenheit würde vom Zentrum zu jedem einzelnen heutigen Lebe-

wesen ein ununterbrochener Radius aneinandergereihter Formen führen. Wenn man einen Stein in das Wasser wirft, so bilden sich Kreise, die immer größer und größer werden. Dem äußersten dieser Kreise gleicht die Entwicklung der Lebewesen. Zu Beginn ist er ganz klein, doch der Ring dehnt sich und dehnt sich. Er ist unendlich groß, und die Mitte ist schon wieder spiegelglatt, die Mitte — die Vergangenheit. Jeder einzelne höchste Punkt der Welle bedeutet Vollendung, bedeutet Tod unzähliger Individuen.

Und etwas anderes wird auch durch dieses Bild dargestellt — die Zunahme der Formen. Die Natur begann mit einem verhältnismäßig einfachen Thema — „die Einzelligen", sie variiert das Thema, variiert es bis heute. Und manche der heutigen Einzelligen (Protozoen) haben einen ganz ungeheuer komplizierten Bau. Daneben beginnt sie ein zweites Thema — die Vielzelligen. Anfangs in ziemlich einfachen Formen (Hohltiere), später in komplizierteren — Leibeshöhlentiere. Das Thema Leibeshöhlentiere wird wieder auf dreifache Weise variiert: Rückennerver, Radialnerver, Paarnerver usf. Hier ist das interessante Phänomen zu beobachten, daß auch unter Tieren nur wenige Formen von radialsymmetrisch angeordneten Lebewesen, dagegen viel mehr bilaterale Formen zu finden sind, da laut mathematischen Gesetzen die radiale Symmetrie weniger Variationsmöglichkeit bietet als die bilaterale.

Wie ist nun dieser Formenreichtum in der Natur zu erklären? Die praktische Naturauffassung sah in der Selektion, in der Auswahl der Geeignetsten die Ursache der Entwicklung. Unter der Entwicklung versteht sie eben dieses absolute Sichanpassen zwecks Ausnutzung der jeweiligen Umwelt. Wir sahen, daß nur ein ganz geringer Teil der Qualitäten des Individuums und der Art den praktischen Anforderungen Rechnung trägt. Niemals läßt sich eine solche Formentfaltung aus der Auswahl unter mehr oder weniger gleichen gutangepaßten Individuen ableiten. Aus dem Chaos des Gleichartigen wird kein noch so starker Freßtrieb, Geschlechtstrieb oder Wärmetrieb jemals etwas anderes als das nur Nützliche schaffen. Und wir sahen, daß das Nichtnützliche, das Unpraktische den Reichtum des Lebens, des Lebendigen ausmacht. Käme es auf Dauer an, dann wäre ein Stillstand der Entwicklung das Gegebene.

Im Reiche der Ideen, in einem weder zeitlichen, noch räumlichen Reiche, in dem Reiche, in dem alle mathematischen Gebilde in letzter Reinheit liegen, liegen auch die Ideen der Lebewesen. Es hat dieses Reich einen unendlichen Reichtum an Formen. Unsere räumliche

zeitliche Welt mit ihrem Raum, ihrem Licht, ihrer Wärme, ihrer Dauer ist das Feld, auf dem eine Macht die Ideen verwirklicht. Das Material ist begrenzt und arm, und die Ideen lassen sich nicht verwirklichen. Ein jedes Individuum, eine jede Art ist Ausdruck einer bestimmten Idee, unvollkommener Ausdruck, wie die gezeichnete Linie unvollkommener Ausdruck einer mathematischen Linie ist. Es ist auch gar nicht denkbar, daß es jemals gelingen wird, die mathematische Linie darzustellen. Es wird auch nie gelingen, die Ideen der Lebewesen in Form von Lebewesen darzustellen. Und doch sind sie Ausdruck bestimmter Ideen und sind die Ideen in ihrem Wesen erkennbar. Es gilt eben das Wesen der Individuen und der Arten zu sehen, zu erfahren. Es gehört eine intuitive Begabung dazu. Gänzlich verkehrt ist hierfür der Weg, die stoffliche und physikalische Zusammensetzung zu erforschen, die Form aus den stofflichen, physikalischen, mechanischen Bedingungen abzuleiten. Gewiß besteht auch eine chemisch-physikalische Kontinuität innerhalb des entwicklungsgeschichtlichen Ablaufs. Aber ebensowenig wie das chemisch-physikalische Geschehen das Wesentliche für das Zustandekommen eines Ölgemäldes ist, sondern einzig das Genie eines Künstlers und seine Idee, ebensowenig ist dasselbe das Wesentliche für die Existenz des Lebewesens. Ebenso wie das Gemälde eine Schöpfung ist, ist auch das Lebewesen eine Schöpfung. Und es ist die Entwicklungsgeschichte nicht eine Geschichte des Konkurrenzkampfes, der unter ungünstigen Bedingungen auf Grund von minderwertigen Trieben geführt wurde, sondern eine Schöpfungsgeschichte. Welche Macht hier der Schöpfer ist, ob ein Gott, ein Schicksal, die Entelechie oder sonst etwas, das zu entscheiden ist Sache jedes einzelnen.

Haben wir uns aber dafür entschieden, das Leben als ständige Schöpfung, als ständige Verwirklichung von Ideen zu sehen, so wird mit einem Mal auch das Selbstverständliche des Zeitlichen offenbar. Es folgt daraus das Desinteressement an der Dauer, an der Zeit, an der Masse. Das Nichtinteressiertsein am Mittel. Und hat erst die Wissenschaft die Mittel von ihrem Thron gestoßen, so sind die weiteren Folgen unabsehbar. Dann wird auch die Naturwissenschaft wahre Geisteswissenschaft werden.

Als nächstes bescheidenes Ziel für diese Naturauffassung gilt es, das kleinliche Schnüffeln nach Ursachen aufzugeben, wo Ideen regieren, und sich des anmaßenden Erklärens zu enthalten, da man eine Schöpfung nicht erklären, nur begreifen und in keinem Falle vorausbestimmen kann. An die Stelle von Dünkel trete Ehrfurcht

Alter und Jugend

Von Bernhard Hollander

Aus der Reihe der uns zugegangenen Kritiken des Artikels „Väter und Söhne" veröffentlichen wir zunächst den Aufsatz eines Vertreters der alten Generation. Da die Kritik damit nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, lassen wir demnächst einen weiteren Aufsatz zu diesem Thema folgen. Heute verweisen wir zugleich auf den Beitrag „Die Generation der Älteren Brüder" in der „Umschau" dieses Hefts.

Die Schriftleitung.

Dr. H. v. Rimscha hat unter dem Titel „Väter und Söhne" im vorigen Heft dieser Zeitschrift ein Problem behandelt, das nur schwer eine alle befriedigende Lösung finden wird, weil subjektives Empfinden, rein persönliche Erfahrungen ein objektives Urteil erschweren. So wird auch der Verfasser kaum auf eine allgemeine Zustimmung rechnen können, ja seine Ausführungen werden häufig zum Widerspruch reizen. Wenn ich mich zu dem Artikel äußere, so wird der Verfasser vielleicht darin eine Bestätigung seiner Theorie des Gegensatzes von „Väter und Söhnen" sehen, aber ich glaube, ganz unabhängig von den Generationen sprechen zu können, nicht als „Vater" zum „Sohn", sondern als Mensch zum Menschen.

Die Schriftleitung der „Balt. Mon." bemerkt sehr richtig zu dem Artikel Rimschas, daß ihrer Meinung nach eine Klärung des Problems nicht von der formalen, sondern vielmehr nur von einer inhaltlichen Bestimmung des Gegensatzes zwischen Vätern und Söhnen erwartet werden könne. Das Fehlen dieser inhaltlichen Bestimmung ist in der Tat sehr zu bedauern. Es wird von Gegensätzen gesprochen, aber nicht gesagt, worin sie bestehen; es werden Behauptungen aufgestellt, die nicht bewiesen werden. Der Verfasser geht von bestimmten Voraussetzungen aus, deren Richtigkeit erst erörtert werden müßte.

Zum Verständnis muß vorausgeschickt werden: zu den „Vätern" gehören nach Rimscha alle Männer, die über 40—42 Jahre alt sind; von 30—42 Jahren ist man „älterer Bruder", bis zum 30. Jahre „Sohn" Rimscha behauptet nun, daß zwischen Vätern und Söhnen bei uns ein Gegensatz vorhanden sei, daß dieser aber geleugnet, in Abrede gestellt werde. Ihm gegenüber steht die Ansicht Dr. Wittrams („Balt. Mon." 1928 H. 1, S. 9), der von einer ebensooft besprochenen wie beklagten Spannung zwischen der Generation der Väter und dem jungen Geschlecht spricht. Sehr

richtig bemerkt Wittram: „Kinder unserer Zeit sind wir, wie die Väter Kinder der ihren; andere Sterne sind es, die über unseren Wegen gestanden haben.“ Daß dieser Gegensatz, diese Verschiedenheit vorhanden und stets anerkannt ist, glaube ich wohl behaupten zu können, aber in Abrede ist wohl gestellt worden, daß bei uns eine feindliche Spannung, eine unüberbrückbare Kluft zwischen den Generationen bestehe. Einzelne Fälle können hierbei nicht ins Feld geführt werden. Ein Beweis für die eine oder andere Behauptung wird schwer gegeben werden können. Mit mir werden wohl viele Väter der Jugend das Recht einräumen, anders zu sein als sie selbst waren oder sind. Es wäre traurig, wenn eine solche Verschiedenheit nicht vorhanden wäre. Das würde ja einen Stillstand, also den Tod bedeuten. Wenn die zum Leben notwendige Bewegung auch einmal abwärts gehen sollte, so wäre das noch kein Unglück; sie kann dann zu einem um so höheren Aufschwung führen. Väter und Söhne werden wahrscheinlich nicht nur über Bubiköpfe, kniefreie Röcke der Damen und Pluderhosen der Jünglinge, über Foxtrott und Jazzband-Musik, sondern auch über ernstere Fragen der Kunst und Literatur sehr verschiedene Meinungen haben. Daraus kann man aber doch noch nicht auf eine Spannung, eine Feindschaft schließen. In den wichtigsten Lebensfragen der Heimat sehen wir, daß zu allen Zeiten und auch jetzt verschiedene Ansichten vertreten sind, aber das Lebensalter, die Generationen spielen dabei meist keine Rolle. Wenn gelegentliche Klagen der einen Generation über die andere verlautbart werden, so braucht auch daraus noch nicht auf eine Spannung geschlossen zu werden. Dr. Wittram stellt z. B. der Generation der Väter aus der Blütezeit des Individualismus das junge Geschlecht mit dem Gemeinschaftserlebnis vom Jahre 1919 gegenüber. Gemeinschaft sei heute ein weithin dominierendes Bedürfnis. Diesen letzten Satz werden wir Alten — ich gehöre ja wohl schon zur Generation der „Großväter“ — sicher unterschreiben, und wir glauben auch, das in unserem Leben zum Ausdruck gebracht zu haben, aber wir gerade vermissen oft eine Betätigung dieses Gemeinschaftsgefühls bei den jüngeren, im Berufsleben stehenden Männern, die oft gar zu sehr ihre eigenen Wege gehen. Das gibt aber Rimscha doch noch nicht das Recht, von den „scharfen Anklagen der alten Generation gegen die viel gescholtene heutige Jugend“ (S. 273) zu reden. Man habe an der heutigen Jugend sehr viel auszusetzen und werfe ihr sehr vieles vor. Fast alles, was man an Vorwürfen findet (S. 280). „Wenn man“ — so fährt er fort —

„bei uns harte, wenn man scharfe, anklagende Worte hört, so hat sie bestimmt der Mund eines Alten gesprochen und so waren sie wahrscheinlich gegen die „heutige Jugend" und deren Zeit gerichtet. Wer hätte je aus dem Munde der Söhne nur halb so scharfe Worte gehört? Den Söhnen wird häufig genug vorgehalten, wie verächtlich, wie jeder Anerkennung unwert die Gegenwart sei und alles, was sie hervorgebracht hat (mithin auch die Generation dieser Zeit)" usw. Da der Verfasser keine näheren Angaben macht und ich seine persönlichen Erlebnisse nicht nachprüfen kann, so vermag ich nur festzustellen, daß ich solche harte Worte kaum je gehört habe und daß mir in unserer zeitgenössischen baltischen Literatur keine derartigen Schmähworte über unsere Jugend begegnet sind. Ich finde dort meist durchaus freundliche Worte. So fordert ein „Vater", Schulrat Wachtsmuth, indem er die Jugend als unsere Zukunft bezeichnet, geradezu, daß „wir unsererseits Verständnis für die Kräfte zeigen, die sich in unserer Jugend von heute auswirken wollen" (Rig. Rdsch. 1926 Nr. 113). Man wird von einem solchen Manne wohl ebensowenig wie von Dr. B. v. Schrenck sagen können, daß sie sich „vor einer wirklichen Bewegung der Jugend" scheuen und sie „klugerweise zu verhüten" suchen (S. 280). Ja, wo sind dann die Männer, die das tun? Wo sind die, die sich der „bei uns üblichen geistigen Bevormundung der Jugend" schuldig machen? (S. 279). Ich kann ebenso gut behaupten, es sei von den Alten die Notwendigkeit betont, daß die Jugend ihren Weg *selbst* finden müsse. Diese spielt doch jetzt im öffentlichen Leben eine viel größere und selbständigere Rolle, als es in früheren Zeiten der Fall war. In verschiedenen Organisationen hat die Jugend Sitz und Stimme und kann ihre Meinung zur Geltung bringen. Ohne jegliche Bevormundung werden die Nöte der Jugend in den großen allgemein-studentischen Verbänden, die früher garnicht existierten, von ihr selbst beraten. Die baltische Jugend hält, wie Rimscha an anderer Stelle sagt („Um die baltische Zukunft" S. 5), fest an der Tradition, daher muß sie wissen, ebenso wie wir Alten, daß wir, alle Generationen, *eine* Schicksalsgemeinschaft bilden, — wie wir oft gesungen haben: „Alt und jung und Sohn und Vater sei die Bruderhand gereicht" Dr. Rimscha behauptet weiter, daß die Gegenwart bei uns im weitesten Sinne negiert werde (S. 279, 281): „Man negiert bei uns bekanntlich grundsätzlich den Erfolg und lähmt damit gar leicht den Mut zu frischer Tat. Jahrhundertelanges äußeres Wohlergehen, jahrzehntelanges geistiges Streben ohne jegliche Rücksicht auf die über alles günstigen äußeren Umstände

ließen uns den äußeren Erfolg als verächtlich erscheinen, ließen uns vergessen, daß heute die Dinge sehr anders liegen, daß jenes, was früher vielleicht möglich und berechtigt war, heute nicht mehr möglich und nicht mehr berechtigt ist. Müssen wir uns da nicht doch mit der Zeit anders einstellen? Ist es nicht so, daß wir heute Dinge brauchen, auf die wir bis jetzt selbstverständlich verzichten konnten? Sind wir heute nicht auf einen äußeren Erfolg geradezu angewiesen? Die heutigen Söhne können die grundsätzliche Negation von Zeit, Zeiterscheinungen und Zeiterfolg nicht akzeptieren. Sie wollen und sollen bejahen!"

Ich muß gestehen, daß mir dieser ganze Abschnitt wie auch der folgende, in dem von der mir selbstverständlich erscheinenden Pflicht der Jugend, neue Werte zu schaffen, gesprochen wird, unverständlich geblieben ist. Vielleicht bin ich bereits zu weltfremd geworden, aber, wie ich höre, stehe ich hierin nicht allein da. Inwiefern wird der Erfolg bei uns negiert und erscheint verächtlich? Ich weiß nur, daß ein jeder Erfolg, den ein Balte zu verzeichnen hat, ob er nun von einem Vater oder Sohn errungen wird, in unserer Mitte mit Freude begrüßt wird. Wir freuen uns, möchte ich behaupten, neidlos, wenn die Jugend unser geistiges Kapital durch neue Werte bereichert, und niemals habe ich gehört, daß die veränderten Bedürfnisse der neuen Zeit geleugnet werden. Daß man die Generation der Söhne durchaus zu Worte kommen lassen will, wird vielleicht auch dadurch erwiesen, daß einer ihrer Vertreter Schriftleiter der „Balt. Mon." ist. Voller Staunen las ich aber auch die Worte von dem „jahrzehntelangen geistigen Streben ohne jegliche Rücksicht auf die über alles günstigen äußeren Umstände" Welche Jahrzehnte hat der Verfasser dabei im Sinne gehabt? Ich vermute die Zeit, in der die jetzigen Alten jung waren, also vor ca. 40 Jahren, sagen wir, von 1885 an. Passen jene Worte auf diese Zeit? Dr. Rimscha hat wohl nicht daran gedacht, daß wir damals in einer Periode großer geistiger Not lebten, daß wir von 1885—1905 die morituri waren und manche eine Auflehnung gegen das Schicksal des bevorstehenden Untergangs für aussichtslos hielten. Von einer „guten Zeit vor 1914" werden wir Alten wohl immer nur in sehr beschränktem Sinne sprechen. Es war eine gute Zeit für uns insofern, als die deutschen Balten eine starke wirtschaftliche Stellung einnahmen, als sie in politischer Beziehung und in der Verwaltung noch meist die Führung hatten und eine geschlossene Einheit bildeten, aber wir haben damals auch viel, sehr viel erlitten.

Noch gegen eine weitere von Dr. Rimscha vertretene Ansicht muß ich mich wenden. Er behauptet, daß die Generation der „älteren Brüder" (30—40 Jahre) nicht nur an Zahl gering, sondern auch der Qualität nach nicht hervorragend sei, d. h. kurz gesagt: nicht viel tauge; sie habe nur wenig zu sagen. Beweis: in der „Balt. Mon." ist von ihnen nur ein Artikel veröffentlicht. Weiß Dr. Rimscha vielleicht, wie viel von ihnen sonst geschrieben ist und wie viel Vorträge von ihnen gehalten sind, in denen sie Wertvolles dargeboten haben? Ein zweiter Beweis: auf einem Euphonie-Abend habe ein älterer Bruder ein Referat gegeben, das ihnen, den Söhnen, nichts geboten habe. Vielleicht hätte Dr. Rimscha hier besser im Singular sprechen sollen, denn am selben Abend fällte mir gegenüber ein anderer Sohn ein ganz entgegengesetztes Urteil. Ich vermute, daß der Verfasser noch andere Beweise für seine Behauptung hat, aber er verschweigt sie uns. Leider erscheint es mir nicht angängig, hier Namen aufzuzählen. Eine flüchtige Umschau unter den allein in Riga lebenden Vertretern der älteren Brüder beweist aber schon, daß sie mehrfach führende Stellungen einnehmen und zu den angesehensten Männern ihres Berufes gehören. Völlig aus der Luft gegriffen erscheint mir die Behauptung: „Es fehlt ihnen das feste, klar erkennbare Fundament, auf dem sie stehen, es fehlt der Unterton, der ihrer Stimme Schwungkraft und Klang verliehe. Es ist, als täten sie alles mit etwas schlechtem Gewissen" Solche Anklagen sollte man nur erheben, wenn sie auch genau bewiesen werden können, — was aber naturgemäß schwer ist.

Wenn ich zu den Äußerungen Dr. Rimschas Stellung genommen habe, so ist es nicht geschehen, um den Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen zu verschärfen, sondern um Mißverständnisse zu beseitigen. In dem Grundgedanken stimme ich mit dem Verfasser ganz überein, daß die Jugend das Recht hat, anders zu sein, als das Alter. Sie soll in ihrer Zeit leben; sie soll aber auch an einer neuen Zeit, — ihrer Zukunft arbeiten.

Kritik der Fiktionen

I

Deutschland nach den Wahlen des vorigen Monats bietet ein merkwürdiges Bild. Die Sozialdemokratie hat gesiegt, die Deutschnationalen haben verloren. Wohin man blickt, macht sich diese Tatsache geltend. Es scheint, als sei die Demokratie gesichert — auf lange hinaus. Wer sich daran gewöhnt hat, im Parlament einen getreuen Spiegel der Volksstimmung zu sehen, der kann nicht anders, als die Prognose stellen: die Demokratisierung schreitet fort, trotz der Erstarkung der kommunistischen Partei. Der soziale Wohlfahrtsstaat ist im Wachsen. Die Weimarer Verfassung bedarf keines außerordentlichen Schutzes mehr — sie ist im Willen der Massen des deutschen Volkes verankert. Der Sozialdemokratie ist eine im formalen Sinne konservative Aufgabe erwachsen, sie ist sich ihrer bewußt, und niemand hält sie mehr für eine revolutionäre Partei. Hier liegen aber zugleich ihre größten Schwierigkeiten. Das Anschwellen der kommunistischen Stimmen bedeutet für sie eine parlamentarische Belastung, zugleich eine geistige Belastung, die früher oder später die parlamentarische Mechanik verwirren muß.

Die Partei der Rechtsbürgerlichen steht in ihren Grundfesten erschüttert da. Die Gründe für diese Tatsache sind nicht weit zu suchen. Ihrer Führung hat sowohl außenpolitisch, als auch innenpolitisch die große Linie gefehlt. Im Grunde ist es nichts anderes, als die Ideenlosigkeit, der sie zum Opfer gefallen ist: die Unfruchtbarkeit ihrer politischen Vorstellungen, das Fehlen eines neuen Führungsideals, die Unklarheit ihres Verhältnisses zur Demokratie.

Nun ist es aber ein schwer entschuldbarer Fehler — das gilt heute für fast alle europäischen Länder — wenn man den Stand der Volksstimmung am Parlamentsbarometer ablesen zu können meint. Und für Deutschland gilt das gegenwärtig in besonderem Maße. Der Zusammenbruch der Deutschnationalen hat in weite und wertvolle Kreise des Volkes eine geistige Erschütterung getragen, die sich zunächst in Ratlosigkeit äußert; es werden Stimmen laut, die bald einem parlamentarischen Radikalismus, bald einer geistigen Annäherung an die Demokratie das Wort reden. Hier spielt sich vielfach die gleiche Tragödie ab, wie wir sie nach dem Umsturz der mittel- und osteuropäischen Rechtsordnungen bei zahllosen im Glauben an die Kraft der alten Ordnung ergrauten Männern haben beobachten können: im ehrlichen Bemühen, ein Verhältnis zum Neuen zu finden,

gaben viele auch das von den alten Werten preis, dem gerade heute wieder Bedeutung zukommt. Geleitet vom aufrichtigen Wunsch, sich in eine neue Welt zu schicken, verzichteten viele mit Gewissenhaftigkeit darauf, die Summe ihrer Erfahrungen und Erkenntnisse einer jüngeren Generation gegenüber geltend zu machen. Gewiß fehlt es nicht an Beispielen, wo das Alter mit verständnislosen Augen, verbittert und gramvoll, in die anders gewordene Welt schaut; aber nicht weniger häufig ist der andere Fall: manch einer wurde nach dem Zusammenbruch der Monarchien Demokrat, in der Meinung, den Sinn der Zeit zu verstehen, — der nicht erkannte, daß er sich damit einem weltanschaulichen System verschrieb, das überall in der Welt einer tiefgreifenden Umwandlung entgegenreift.

Das Merkwürdige am Bilde des gegenwärtigen Deutschland ist nun dieses, daß die Reichstagswahlen dieses Jahres in garkeiner Weise als ein Ausdruck des politischen Willens der Nation angesehen werden dürfen — ungeachtet dessen, daß die großen Parteien nach wie vor im Vollbesitz der politischen Macht sind. An sehr zahlreichen Stellen im Volke regt sich ein neuer politischer Geist, ungestaltet vielfach, in unklaren, aber zu innerst als richtig erkannten Gefühlen, in Kritik und Ärger, ohne Zusammenhang und ohne geistige Einheit, aber nach Klarheit ringend und der Leitung durch einen führenden Willen harrend. Scheinbar steht das Werk von Weimar fest gegründet da; in Wirklichkeit wird sein weltanschaulicher Boden von einem Gewirr von Quellwassern langsam und gründlich unterspült. Darum mag der Bau noch lange stehen. Es ist unser Volk, das in die geistige Auseinandersetzung mit dem Erbe des Rationalismus eingetreten ist, — ein langsames und gewissenhaftes Volk. Wann hätte es je um einer Tat willen mit dem einheitlichen Instinkt der Volkheit auf das Recht, sich in ungelöster Problematik zu widersprechen, verzichtet?

II

Wenn ein Mann, der sein Volk so gut kennt, wie der Verfasser der „Volksbürgerlichen Erziehung" und Herausgeber des Hamburger „Deutschen Volkstums", Dr. Wilhelm Stapel, in einer in Buchform veröffentlichten Reihe von Aufsätzen die Begriffsbilder des demokratischen Liberalismus einer ebenso scharfen wie glänzenden Kritik unterzieht[1]), so kann das als ein ähnliches Sympton gedeutet werden,

[1]) Wilhelm Stapel, Die Fiktionen der Weimarer Verfassung. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg/Berlin Leipzig 1928.

wie die verschiedenen neuartigen Kräftebildungen außerhalb der Parteien, die in allen Ländern des Reiches entstehen und sich entwickeln. Schrifttum und Gemeinschaftsbildung sind die beiden wichtigsten Mittel, mit denen die psychologischen Voraussetzungen politischer Gestaltung einem allmählichen Wandel unterworfen werden. Insofern kommt der Schrift von Dr. Stapel politische Bedeutung zu.

Die Aufgabe, die Stapel sich stellt, faßt er selbst an verschiedenen Stellen folgendermaßen zusammen: „Hier handelt es sich nur darum, die Irrtümer des geltenden Systems zu durchschauen. Wir wollen zunächst nichts andres, als saubere Begriffe und ehrliche Wörter." „Unsere Aufgabe kann es jedoch nicht sein, der Weimarer Verfassung einen neuen Verfassungsentwurf gegenüberzusetzen. Es wäre unserer Grundeinstellung zum politischen Leben entgegen, wenn wir versuchen würden, die Arbeit des Staatsmannes am Schreibtisch zu tun. Wir beschränken uns darauf, die Gedanken der Menschen von den leeren Abstraktionen hinweg wieder in die Wirklichkeit zurückzuführen." Hiermit sind Aufgabe und Bedeutung aller im tieferen Sinne konservativen Kritik ein für alle Mal gekennzeichnet. Der Einwurf, man dürfe nicht Kritik üben, wenn man nicht angeben könne, wie es „besser" gemacht werden soll, wird mit dem Hinweis auf zweierlei abgelehnt. Einmal widerspricht die Vorstellung von einem „Bessermachen" der Überzeugung des konservativen Menschen, der die Begriffe gut und böse nur auf Wesen mit Gewissen, nicht aber auf Zustände in Anwendung zu bringen vermag. Deshalb finden sich bei konservativen Schriftstellern viel weniger praktische, als vielmehr sittliche Forderungen. Dann aber lehnt der konservative Mensch, im Gegensatz zum Rationalisten, es grundsätzlich ab — das wird noch einmal betont — sich eine Idealverfassung zu konstruieren. „Für uns handelt es sich nur darum, uns von den Begriffsträumen des Rationalismus zu lösen und wieder mit unbescholtenen Augen die wirklichen Kräfte und Mächte des Lebens zu sehen. Aufgabe des Staatsmannes ist es, den wirklich bauenden Kräften der Zeit zur Anerkennung und Legalisierung zu helfen. Aufgabe des Schriftstellers kann es nur sein, den Blick und das Gefühl für die wirklichen Kräfte dadurch zu schärfen, daß er die Fiktionen in ihrer Wesenlosigkeit aufzeigt." Von hier aus ist die phänomenologische Kritik W. Stapels an den demokratischen Fiktionen als eine von Grund auf positive zu verstehen; sie wird mit Geist und gedanklicher Schärfe gegenüber folgenden Grundbegriffen in Anwendung gebracht:

Volkswille, Volkswahl, Verantwortlichkeit vor dem Volke, Repräsentation des Volkes, Volkssouveränität, Gerechtigkeit. Das Buch gewinnt gleichermaßen durch seine außerordentliche Klarheit, wie durch die Wärme und Kraft, mit der es geschrieben ist. Im folgenden sollen nur die Grundgedanken kurz wiedergegeben und Einzelheiten nicht berührt werden. Mancher nur angedeutete, gewissermaßen nebenher ausgesprochene Gedanke bedürfte genauerer Untersuchung. Anderes ist in der „Volksbürgerlichen Erziehung" ausführlicher dargestellt.

Volkswille

Die Fiktion, die mit dem Begriff „Wille des Volkes" verbunden ist, besteht in folgendem: erstens tritt in der modernen Demokratie nicht der Wille der Gesamtheit der Volksgenossen, sondern nur der Wille der Mehrheit in Erscheinung (das mechanistische Denken söhnt sich damit aus, indem es voraussetzt, daß die Minderheit sich in Mitarbeit und Opposition als Korrektiv zur Geltung bringt und daß dadurch ein „Durchschnittswille" entsteht); zweitens kann der an einem Stichtage wahlberechtigte Teil des Volkes nicht als Gesamtvolk betrachtet werden (zur Gesamtheit des Volkes gehören sowohl die Toten wie namentlich die Ungeborenen. Abstimmungsberechtigt ist im Verhältnis zum Ganzen des Volkes immer nur eine zufällige Masse von Individuen); drittens kann von einem Willen der Masse nicht die Rede sein, sondern nur von ihren Trieben und Wünschen. So fordert Stapel dazu auf zuzugeben, daß in der Mehrheitsdemokratie nicht der Volkswille, sondern die Massenlaune entscheide.

Volkswahl

Ist jede Wahl entweder ein Akt des Instinktes oder ein Akt des Willens, so ist zu untersuchen, wann der Volksinstinkt und wann der Volkswille wählt. Bei der Instinktwahl ist erforderlich, daß der zu Wählende eine fest umrissene, als Charakter weithin wirkende Persönlichkeit ist und der Wähler einen ungebrochenen und unverfälschten Instinkt besitzt. Beides ist bei Wahlen in großen Verhältnissen nicht allzu häufig anzutreffen. Die Willenswahl hat zur Voraussetzung, daß der Wähler fähig ist, die Wahlvorschläge objektiv zu beurteilen. Wie oft ist das bei Massenwahlen der Fall? Vor allem aber: bei den Wahlen in der modernen Großdemokratie wird der Wähler nicht auf dem Wege der Überzeugung für den einen oder anderen Vorschlag gewonnen, sondern mit Hilfe von Suggestion. Es handelt sich statt um Willensgewinnung um Willensausschaltung

mittels des bei jeder Wahl unentbehrlichen Suggestionsapparates. Daher ist die politische Wahl in einer Großdemokratie nichts als eine Fiktion.

Der Wahlfeldzug ist ein Suggestionsfeldzug, der nicht dem Wahrheitswillen, sondern dem kapitalkräftigen Willen, nicht der gebildeten Persönlichkeit, sondern dem geschickten Psychotechniker die meisten Chancen gewährt. Hinzu kommt noch der Umstand, daß bei der Wahl — im Gegensatz zur Ernennung — vom Kandidaten keinerlei sachlicher Befähigungsnachweis verlangt wird.

Verantwortlichkeit

„Wahre Demokratie besteht in der Verantwortlichkeit." Demokratie ist „da gegeben, wo das Volk — nicht mitregiert, sondern — die Möglichkeit hat, die Regierenden mit Leib und Leben für ihre Taten verantwortlich zu machen." Im Gegensatz dazu ist das Prinzip der heutigen Demokratie die Deckung der politischen Führer. An die Stelle der Billigung des Gewissens tritt die Billigung einer Majorität. Statt daß der Führer moralisch gebunden und praktisch frei ist, liegt es heute genau umgekehrt. Die Verantwortlichkeit ist zu einer Fiktion geworden.

Repräsentation

Das Gottesgnadentum, der Sinn der Stellvertretung des Monarchen, kann nur vom magischen Denken aus verstanden werden. (Stapel schlägt dafür den Ausdruck paralogisches Denken vor.) Stellvertretung ist Führertum im religiösen Sinne. Führertum im biologischen Sinne ist organische Funktion, d. h. die Ausübung einer vom Schicksal oder von der Gemeinschaft übertragenen Aufgabe. „Beide, die Funktion wie die Stellvertretung, sind reale Vorgänge des Gemeinschaftslebens, das eine Mal paralogisch symbolisiert, das andere Mal logisch analysiert."

Zwischen diesen beiden Vorstellungen steht der Begriff der Repräsentation, der „Darstellung des Gesamtwillens", der weder Stellvertretung noch Funktion, sondern eine staatsrechtliche Fiktion ohne psychologische Realität ist. Überzeugend wird nachgewiesen, daß Willensübertragung ein psychologischer Nonsens ist. Die „Darstellung" des Gesamtwillens in der Repräsentation ist nichts als die fiktive Hypostase des Einzelwillens bestimmter Individuen — „eine vernüchterte Glorie und eine verflüchtigte Realität"

Volkssouveränität

Wie dem Religiösen das Schicksal als der Wille Gottes, dem Rationalisten als der eigene Wille erscheint, so erkennt der monarchisch Gesinnte das Schicksal als die höhere Macht an, während der demokratische Mensch auf den vernünftigen Willen vertraut. Bedeutet Geburtsherrschaft, daß „das Volk der Leitung Gottes anheimgegeben" wird, so heißt Volksherrschaft, daß es sein Schicksal selbst in die Hand nimmt. Volkssouveränität ist der Grundbegriff der demokratischen Staatsform. Auch er ist eine Fiktion. Souverän ist nur ein Wesen mit Wille und Gewissen, also der einzelne Mensch. Das Volk als Masse kann weder Willen noch Gewissen haben. Damit ein Volk souverän sei, muß der Staat sich auf das Gewissen der Menschen gründen. Daß die Hoffnung darauf in der Großdemokratie ein utopischer Wahn ist, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Daß das Volk nicht souverän ist, noch sein will, beweist es durch seine Teilnahmlosigkeit in politischen Dingen. Diese Interesselosigkeit weitester Kreise ist im Grunde gesund und natürlich, denn es ist ehrlich und anständig, nur das zu tun und nur davon zu reden, was man versteht. (Hier ist hinzuzufügen, daß diese Teilnahmlosigkeit in den Fällen, wo es sich um eine klare Gewissensentscheidung handelt, also bei Wahlen, die im Zeichen nationaler Selbstbehauptung stehen, ein Unrecht ist.)

Gerechtigkeit

Es ist wohl das inhaltreichste Kapitel, in dem der Begriff der liberalen Gerechtigkeit einer Kritik unterzogen wird, einer positiven und fruchtbaren Kritik. Der Verfasser setzt an die Stelle der liberalen die generative Gerechtigkeit. Die biologische Grundlage seiner Gedankenwelt tritt hier besonders klar zutage. Die Zusammenfassung dieses Kapitels lautet:

„Die göttliche Gerechtigkeit geht andere Wege als die liberale Gerechtigkeit. Diese wird auch der Wirklichkeit nicht gerecht: die liberale Gerechtigkeit, die von einem rein fiktiven Bild der Gesellschaft ausgeht, nimmt nicht die generativen Anforderungen des wirklichen Lebens in ihren Willen auf, sondern widerstreitet ihnen. Sie setzt eine mechanische und abstrakte Gerechtigkeit der Individuen an die Stelle der organischen und funktionalen Gerechtigkeit des Lebens. Die Gerechtigkeit darf nicht von den Verschiedenheiten der Menschen absehen, sondern sie muß eben diesen Verschiedenheiten gerecht werden. Sie darf gleicherweise nicht von den inneren Zusammenhängen des Lebens absehen, sondern muß gerade von ihnen aus

werten. Das kann sie nur, wenn sie dem Organismus des Ganzen „gemäß" urteilt. Nicht: Omnibus omnia, sondern: Suum cuique."

Dieser kurzen Zusammenfassung, wie dem ganzen Buch liegt die Erkenntnis zugrunde, von der aus Stapel die Ideen des Liberalismus beurteilt, daß sie nämlich in der Mitte zwischen der religiösen und der biologischen Welt stehen. Danach ist es dem Rationalismus wohl geglückt, die religiöse Wirklichkeit zu verlassen, nicht aber, die psychologische und biologische Wirklichkeit zu erreichen; darum schweben seine Ideen im Reich der Fiktionen.

Der Untertitel des Buches, dessen Inhalt wir kurz wiedergegeben haben, lautet: „Versuch einer Unterscheidung der formalen und der funktionalen Demokratie" Stapel versucht, gestützt auf die volkskonservative Tradition der deutschen Demokratie, auf Arndt und Fichte, den Begriff Demokratie mit einem neuen Inhalt zu erfüllen. Er gelangt zu folgenden Grundsätzen für die praktische Gestaltung der Verfassung: weitgehender Ausbau der Selbstverwaltung; Schaffung eines Herrenhauses als zweiter Kammer; Veredelung der Wahlen z. B. durch vereinbarte Einschränkung der Suggestionsmethoden; biologische Durchgliederung des Volkes durch Schaffung von funktionalen Gruppen von verschiedenem Staatswert und folglich verschiedenem Einfluß auf den Staat; Ausgestaltung des Kooptationsrechts. Diese Forderungen sind nicht neu. Ob man für politische Formen dieses Gepräges die Bezeichnung demokratisch beibehalten will, hängt dann letzten Endes nur davon ab, ob man den heute vielfach diskreditierten und ideologisch erstarrten Begriff der Demokratie für lebensfähig genug hält, um zu erwarten, daß er unmittelbar einen so tiefgreifenden Bedeutungswandel übersteht. Jeder der Grundsätze, zu denen Stapel sich bekennt, trägt ein aristokratisches Element in die Demokratie. Die Demokratie kann ihren Ruf wiederherstellen, die alte Werbekraft ihres Namens wiedergewinnen, wenn sie weise genug ist, den heute noch leisen sehnsüchtigen Ruf der Zeit nach aristokratischer Führung nicht zu überhören. Aber sie ist „zu klug, um weise zu sein" R. W.

Noch einiges zur estnischen Politik von 1917/1918

Das „Waba Maa" vom 23. Mai d. J. Nr. 118 enthält eine „L." gezeichnete Besprechung meines Aufsatzes über „Die Politik der Esten 1917/1918"[1]), die einige ergänzende Streiflichter auf die damaligen Verhältnisse wirft, welche den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" nicht vorenthalten werden sollen. Allerdings bedürfen einige Bemerkungen des Herrn L., der übrigens mit den politischen Vorgängen jener Zeit gut vertraut ist, noch einer gewissen Ergänzung.

Anknüpfend an meine Bemerkung[2]), im ganzen mir vorliegenden Material finde sich keine einzige Andeutung dafür, daß seitens der Esten ein Versuch gemacht worden sei, die natürliche Bundesgenossenschaft der baltischen Ritterschaften im Kampfe gegen den russischen Zentralismus zu suchen, schreibt Herr L.:

„Wirklich: warum wurde dieser natürliche Bundesgenosse nicht gesucht? Dafür gab es mehrere Gründe. Einen nannte Baron Dellingshausen in seinem Bericht an den außerordentlichen Landtag vom 28. März 1918: im Jahre 1917 hatten die Führer der Ritterschaft aus Berlin Instruktionen erhalten, sich von der Bewegung der sog. Fremdvölker Rußlands fernzuhalten."

Hier irrt Herr L. Der betreffende Passus des Landtagsberichts lautet wörtlich: „Im August 1917 erhielten wir von Herrn von Stryk durch einen unserer jungen Landsleute die erste Mitteilung, die unserer Hoffnung auf Loslösung des Landes von Rußland den ersten festeren Rückhalt gab; gleichzeitig wurde uns angeraten, vorläufig eine abwartende Stellung einzunehmen, aber gegen jede Vergewaltigung unserer Rechte Protest einzulegen. Vor Abmachungen mit den sogenannten Fremdvölkern wurde dringend gewarnt." Hieraus geht einwandfrei hervor, daß die von Herrn L. angeführten „Instruktionen aus Berlin" erst im August 1917 in Reval eintrafen, zu einem Zeitpunkte also, wo das Gesetz vom 30. März und die Regeln vom 27. Juni längst in Kraft getreten, der Maapäew bereits gewählt und zusammengetreten, das erste Stadium der politischen Aktion der Esten in St. Petersburg mithin schon fait accompli war, und zwar ohne daß eine Fühlungnahme mit der ritterschaftlichen Vertretung gesucht worden wäre. Aber ganz abgesehen hiervon ist es ein wesentlicher Unterschied, ob mit den sogenannten Fremdvölkern Abmachungen getroffen werden, die die Verwandlung Rußlands in einen Föderativstaat bezweckten (eine Politik, die auch in estnischen Kreisen nicht auf ungeteilten Beifall stieß), oder gemeinsam mit den eigenen Heimatgenossen an die Neuordnung der Verhältnisse im eigenen Lande geschritten wird. Daß übrigens während des erwähnten ersten Stadiums der estnischen Politik, d. h. während der Durchsetzung der Autonomiebestrebungen, ein Zusammengehen von Esten und Deutschen nicht ausgeschlossen war, wenigstens von deutscher Seite nicht a priori abgelehnt worden wäre, geht aus einem Tele-

[1]) Vgl. „Baltische Monatsschrift", 59. Jahrgang 1928, Heft 2/3 und 4, S. 63 ff., 202 ff.

[2]) a. a. O. S. 205.

gramm hervor, das anläßlich des Konfliktes zwischen dem Gouvernements-kommissar Poska und dem Arbeiter- und Soldatenrat im Mai 1917 abgeschickt wurde und in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet:

„Dem Ministerpräsidenten der Provisorischen Regierung. Petrograd. Endesunterzeichnete Vertreter estländischer gesellschaftlicher Organisationen der örtlichen Bevölkerung deutscher Abstammung protestieren in Solidarität mit der erdrückenden Mehrheit aller Bürger überhaupt gegen den Antrag des Revaler Arbeiter- und Soldatenrats auf Ersetzung des Gouvernementskommissaren Poska durch eine andre Person. Im Interesse der Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung ist es notwendig, daß Poska im Amte bleibt.

Estländischer Ritterschaftshauptmann
Baron Dellingshausen.

Vorsitzender des Estl. Adeligen Güter-Kreditvereins
J. Hagemeister.

Vorsitzender der Estl. Literärischen Gesellschaft
B. v. Wetter-Rosenthal.

Vertreter einer Gruppe der örtlichen Advokatur
G. Zoege von Manteuffel.

Vertreter des Estl. Landwirtschaftlichen Vereins
E. von Bodisco.

Vertreter einer Gruppe der örtlichen Kaufmannschaft,
Vizepräsident des Revaler Börsenkomitees
Ed. Höppener.

Vertreter der Gesellschaft praktischer Ärzte der Stadt Reval
A. Friedenthal."

Diese „Berliner Instruktion" kommt als Erklärung der oben angeführten Tatsache daher nicht in Frage; ausschlaggebend müssen wohl die anderen, von Herrn L. leider nicht näher bezeichneten Gründe gewesen sein, die mithin bisher unaufgeklärt geblieben sind.

Herr L. fährt fort:

„Eine irrtümliche Annahme Wrangells bedarf hierbei einer Zurechtstellung. Indem er bei der Beratung im Innenministerium auch die livl. Edelleute Baron A. Meyendorff und Baron Pilar von Pilchau findet, meint er, daß Vertreter des estländischen Adels deshalb nicht dorthin geladen worden wären, weil die Esten damals radikaler als die Letten gewesen wären. Dem ist nicht so: Meyendorff und Pilchau (sic) hatte das Innenministerium geladen und nicht als Vertreter des Adels, sondern als Kenner der baltischen Selbstverwaltung in der Reichsduma und im Reichsrat."

Diese Zurechtstellung nehme ich gerne zur Kenntnis, muß aber bemerken, daß der Irrtum auf Seiten des Herrn Prof. Piip liegt, in dessen Aufzeichnungen, die diesem Teile meines Aufsatzes zugrunde lagen, die genannten Herren und Baron Möller-Sakomelsky bei Aufzählung der Teilnehmer an der Beratung „Vertreter der bisherigen ritterschaftlichen Selbstverwaltung" genannt werden.

Am interessantesten sind folgende Ausführungen des Herrn L.:

„Diese Schlußfolgerung (sc. daß die estnischen Führer die Stärke und Gefährlichkeit der Bolschewiken zu spät erkannt und zu niedrig eingeschätzt hätten) kann nur mit einem gewissen Vorbehalt als richtig anerkannt werden. Damals, im Jahre 1917, hatten sogar die Bolschewiken selbst keinen sehr großen Glauben an den Bestand ihrer Macht. Es waren sehr außergewöhnliche Weltereignisse und Konstellationen nötig, damit sie längere Zeit erhalten blieb. Auch unter den Esten hielten viele sie für eine Eintagsfliege, einige aber hofften sogar, daß es mit ihr leichter sein würde Nationalitäten-Politik zu treiben, als mit Kerenski. Diese wurden natürlich bald enttäuscht. Was aber nicht getäuscht wurde, das war die damalige allgemeine Grundanschauung der estnischen politischen Kreise vom Bolschewismus — nämlich von seiner militärischen und außenpolitischen Schwäche. Den Esten war es vollkommen klar, daß die Vertreibung der Bolschewiken aus dem Baltenlande keiner einzigen auswärtigen Macht, welche die Ostsee beherrscht, irgendwelche Schwierigkeiten bereiten konnte. Daher sah man im Winter 1917/18 die Herrschaft der Bolschewiken als ganz vorübergehende Erscheinung an, während, wie Wrangell aus den Beratungen über die Unabhängigkeit richtig schließt, viel ernster mit der kommenden deutschen Okkupation gerechnet wurde.

Die estnische Politik war daher diese ganze Zeit über wissentlich passiv. Sogar derartige Momente wie die Sitzung des Maapäew am 15. November 1917 und die Unabhängigkeitserklärung vom 24. Februar 1918 waren in erster Linie nicht so sehr als tatsächliche Staatsumwälzungen gedacht, wie als juridische Akte, die erste — um die höchste Gewalt auf die Landesverwaltung zu übertragen, die zweite — um diese höchste Gewalt zur Unabhängigkeitserklärung anzuwenden. Diese Akte waren nicht nur innenpolitisch, sondern mehr noch außenpolitisch gedacht. Sie sollten die zukünftige Stellung Estlands bei der erwarteten Liquidierung des Weltkrieges mitbestimmen, welche nach den allgemeinen Erwartungen der Esten durch die Bolschewikenumwälzung und den Brester Frieden noch lange nicht als vorbestimmt anzusehen war."

Der von Herrn L., dem gewiß die bessere Kenntnis der damaligen Stimmung unter den estnischen Führern eingeräumt werden muß, meiner Auffassung gegenüber gemachte Vorbehalt besteht also darin, daß die Stärke des Bolschewismus von den Esten im Winter 1917/18 keineswegs unterschätzt worden sei, da sie tatsächlich nicht groß war und der Fortbestand des Bolschewismus nur durch das Zusammentreffen einer Reihe von außergewöhnlichen Ereignissen möglich wurde. Letzterer Ansicht kann ich mich nicht anschließen. Es ist doch eine Verkennung des Wesens der russischen Revolution, ja des Russentums überhaupt, wenn man den russischen Bolschewismus als eine quasi zufällige Erscheinung auffaßt. Die Geschichte, der Charakter und der soziale Aufbau des russischen Volkes brachten es mit sich, daß mit dem Sturze der alten Ordnung über Rußland das Chaos zwangsläufig hereinbrechen mußte: denn weder im zunächst ans Ruder kommenden liberalen Bürgertum, noch in der riesigen amorphen Masse der Bauern waren aufbauende Kräfte vorhanden, die der gigantischen Aufgabe einer Neuordnung Rußlands auch nur annähernd gewachsen gewesen wären. Das hat sich während der auf den Umsturz folgenden Jahre überall gezeigt: in der Ukraina, in Südrußland, im Kaukasus, in Sibirien und nicht zuletzt in unserer unmittel-

baren Nachbarschaft; einsichtigen Menschen war das aber schon im März 1917, geschweige denn nach dem Bolschewikenumsturz, klar. Die Bolschewikenherrschaft in Rußland war nicht zufällig, keine Eintagsfliege, und wer dieser Auffassung war, mußte sich bitter irren.

Anders lag die Sache in den nichtrussischen Gebieten, so auch in Estland, wo die ganze Geistesrichtung der Bevölkerung dem bolschewistischen Chaos nicht entsprach, weil europäische Kulturbegriffe in allen Schichten Eingang gefunden hatten. Hier war der Bolschewismus eine landfremde und daher zufällige Erscheinung, die durch eine Kraftanstrengung abgeschüttelt werden konnte. Die Frage war nur die, ob genügend Kräfte vorhanden waren, um den Kampf mit dem im Lande sitzenden und im Besitze aller Machtmittel befindlichen Feinde aufzunehmen. Zu jener Zeit, im Winter 1917/18, mußte bei uns augenscheinlich diese Frage verneint werden, was indirekt sowohl aus dem von mir besprochenen Memoirenmaterial, als auch aus den Ausführungen des Herrn L. hervorgeht: wir finden weder in den Memoiren, noch in den veröffentlichten Dokumenten ein Anzeichen dafür, daß der Plan eines Aufstandes gegen die Bolschewikenherrschaft erwogen worden wäre, und Herr L. spricht von der Schwäche der Bolschewiken auch nur insoweit, als daß ihre „Vertreibung aus dem Baltenlande keiner einzigen auswärtigen Macht, welche die Ostsee beherrscht, irgendwelche Schwierigkeiten bereiten konnte", und fügt hinzu, daß die estnische Politik diese ganze Zeit über passiv gewesen sei. Man vollzog oder plante lediglich Aktionen deklarativen Charakters, um seine Ansprüche bei der einstigen Liquidierung des Weltkrieges geltend machen zu können. Wann diese beginnen würde, konnte damals niemand auch nur annähernd berechnen oder voraussehen.

Wenn unter solchen Umständen von den estnischen Führern am 31. Dez. 1917 beschlossen wurde, die Unabhängigkeit zu proklamieren, um die deutsche Okkupation abzuwenden, und dieserhalb mit den Bolschewiken in Verbindung zu treten, so wird die Kritik zwei Punkte berühren müssen. Einmal fällt die schiefe Beurteilung des Bolschewismus in die Augen, wenn von ihm Unterstützung estnischer Nationalpolitik erwartet wurde; Herr L. gibt zu, daß dieses ein Irrtum war. Zweitens aber drängt sich einem folgende Überlegung auf: da eine Vertreibung der Bolschewiken von innen heraus nicht für möglich erachtet wurde (andernfalls wäre sie doch wohl erwogen worden), so konnte diese nur durch „eine auswärtige Macht, die die Ostsee beherrscht", geschehen; zu der Zeit war Deutschland die einzige in Frage kommende derartige Macht, das Eingreifen einer dritten Macht hatte die Zustimmung Deutschlands zur Voraussetzung, die freiwillig nicht erfolgt wäre; eine Änderung dieser Konstellation war in Kürze nicht zu erwarten. Die Alternative, vor der die estnischen Führer standen, war demnach: entweder Vertreibung der Bolschewiken durch den Einmarsch deutscher Truppen oder Fortdauer der Bolschewikenherrschaft auf unbestimmte Zeit. Die historische Kritik wird untersuchen müssen, weshalb die Entscheidung zu Gunsten der zweiten Möglichkeit ausfiel. In der vorliegenden Memoirensammlung findet sich dafür keine Motivierung, es wird gleichsam stillschweigend Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, obgleich der Wunsch nach dem deutschen Einmarsch damals auch unter den Esten „bei einer sehr, sehr großen Menge vorhanden" war[3]). Rein hypothetisch, denn

[3]) „Baltische Monatsschrift" 59. Jahrgang 1928, Heft 1, S. 32 u. 33.

auch für dieses Motiv findet sich kein Hinweis, kann vielleicht ein gewisser Einfluß der — im Gegensatz zu der passiven estnischen — damals überaus aktiven baltischen Politik angenommen werden. Wenn nämlich die baltische Aktion Erfolg hatte und der deutsche Einmarsch Tatsache wurde, so wurde das Land gerettet, ohne daß die estnischen Führer sich durch Abmachungen zu binden brauchten. Der Sperling in der Hand (die rein physische Rettung) brauchte wegen der Taube auf dem Dach nicht aufgegeben zu werden, man konnte durch Deklarationen trotz allem seine Ansprüche voll aufrechterhalten. Durch einen solchen Gedankengang würde auch die sonst widerspruchsvolle Stellungnahme Laamans und Raamots zu erklären sein, die vorschlugen, die Unabhängigkeitserklärung zu verschieben, *weil die Deutschen nicht so bald kommen würden*, nachdem doch eben beschlossen worden war, die Unabhängigkeit zu erklären, *um die Okkupation abzuwenden*. Sollte die Deklaration die Okkupation abwenden, so mußte sie sofort erfolgen, bevor der deutsche Einmarsch beschlossene Sache war; sollte sie aber lediglich die politischen Ansprüche der Esten für den Fall der Okkupation aussprechen, ohne die Okkupation selbst zu verhindern, so war es richtig, sie zu verschieben, bis die Deutschen vor der Tür standen, wie es ja auch später tatsächlich geschehen ist. Dieser Punkt bleibt fürs erste noch ungeklärt.

Herr L. fährt fort:

„Ein sehr interessantes Beispiel dafür, wie wenig die baltischen Deutschen mit den Anschauungen der Esten vertraut sind, ist die Annahme Wrangells, daß die Bemerkung vom 26. Februar 1918 im Tagebuche des Prof. Lüüs: „„Es war auch schon zu bemerken, daß eine Bedrückung kommt"" — die Frucht einer späteren Umarbeitung des Tagesbuches sei, denn sie klinge zum mindesten merkwürdig prophetisch.

So merkwürdig das auch Baron Wrangell erscheinen mag, aber gerade ebensolche „prophetische" Voraussicht der deutschen Bedrückung kann man aus den damaligen estnischen Blättern schon mehrere Monate früher durch ganz unzweifelhafte Zitate feststellen. So daß das Tagebuch des Prof. A. Lüüs einer späteren „Überarbeitung" garnicht bedurfte. Seine „Prophetie" war Allgemeingut des estnischen Volkes; aus ihr sprach die jahrhundertelange instinktive Erfahrung selbst."

Ich habe Herrn L. schon oben die bessere Kenntnis der Stimmung unter den Esten eingeräumt. Hier kommt es aber garnicht darauf an, was diese Stimmung (die übrigens nicht so ungeteilt war, wie es aus den Worten des Herrn L. herausgelesen werden könnte) von einer deutschen Okkupation *erwartete*, sondern was am zweiten Tage dieser Okkupation *als Tatsache* im Tagebuch vermerkt wird: es sei an diesem Tage schon zu bemerken gewesen, daß eine Bedrückung herannahe. Daß eine militärische Besetzung durch eine fremde Macht namentlich in den ersten Tagen jeder Privatperson unangenehme Beschränkungen auferlegen muß, ist selbstverständlich, besonders aber, wenn der Zweck der Besetzung, wie hier, eine Säuberung des Landes von bolschewistischen Elementen war. Aus diesen Zwangsmaßnahmen der ersten Tage auf eine kommende Bedrückung schließen zu wollen, ist offenbar verfehlt. Man kann aus diesem schiefen Urteil auf eine spätere Eintragung schließen, welche Vermutung ich in vorsichtiger Form ausgesprochen habe, oder aber folgern, daß gewisse Kreise des Estentums

der deutschen Okkupation von vornherein so feindlich gegenüberstanden, daß sie deren Tätigkeit verurteilten, bevor noch ein Anlaß dazu gegeben war. Das ist psychologisch erklärlich und dürfte vorgekommen sein. Eine Verallgemeinerung ist hierbei aber nicht zulässig, wie nicht nur die persönliche Erinnerung an jene Zeit, sondern auch die von mir mehrfach zitierten Ausführungen aus estnischer Feder lehren.

Abschließend bemerkt Herr L.:

„Wrangell hat Recht, daß in der estnischen Politik von 1917/18 vieles ohne längere Vorbereitung improvisiert wurde. Besonders, daß die Esten den Kampf gegen Petersburg gerade von dem Punkte an fortsetzen, bis wohin ihn die Ritterschaft ihrer Zeit geführt hatte, kam damals wohl wenigen Esten zum Bewußtsein. An diesen historischen Wendepunkten handelte Estland meistens nach seinem Instinkt und das half an manchen Stellen, wo unmittelbare Hinweise fehlten."

Die Besprechung des Herrn L. hat mir persönlich manchen neuen Einblick in die Vorgänge der damaligen verworrenen und schicksalsschweren Zeit gegeben; viele Punkte bleiben aber noch zu klären, bevor einmal die objektive Geschichte jener Epoche geschrieben werden kann. Uns Zeitgenossen liegt es ob, sine ira et studio Bausteine zu dieser zukünftigen Geschichte zusammenzutragen, wobei der eine den anderen ergänzend und verbessernd unterstützen muß. In diesem Sinne habe ich die Ausführungen des Herrn L. dankbar begrüßt und in dieser Absicht sind auch diese Zeilen geschrieben.

Baron Wilhelm Wrangell

Umschau

Der Umschwung in Elsaß-Lothringen und der Osten

Der Colmarer Autonomistenprozeß hat vor aller Welt die Tatsache enthüllt, daß es wieder eine elsaß-lothringische Frage gibt. Die Desavouierung der Pariser Friedensmächelei von 1919 durch den unaufhaltsamen Gang der Ereignisse schreitet sichtlich fort. All die vielen „Fragen" der krisenschwangeren Vorkriegszeit, die durch den Sieg der Westmächte und die von ihnen durchgeführte Neuordnung Europas aus der Welt geschafft werden sollten, erweisen sich als ungelöst. Der Fall Elsaß-Lothringen ist einer der peinlichsten. Hier hatte Frankreich gejubelt: Die Abstimmung ist vollzogen. Hier hatte man mit Befriedigung festgestellt, daß die Elsaß-Lothringer weder zum Reich zurückstrebten, noch sich mit den übrigen auslanddeutschen Volksgruppen solidarisierten. Man hatte die deutsche Schule, man hatte die Verwaltungsautonomie abgebaut und war auf keinen energischen Widerstand gestoßen. Aber das „Mißbehagen", diese fatale chronische Krankheit dieses Grenzstammes, grassiert wieder im Lande. Wie verbreitet die Unzufriedenheit ist, zeigte der überraschende Erfolg der Autonomiebewegung, die vor etwa drei Jahren ihren Anfang nahm und in Kürze zu einer so volkstümlichen Angelegenheit wurde, daß sich keine Partei der Stellungnahme, nur wenige einer positiven Einstellung entziehen konnten.

Mit einer kulturellen Autonomie ist es dabei keineswegs geschehen. Die Bedürfnisse und die Gewöhnungen reichen weiter. Die Bedürfnisse wurzeln gewiß

im Kulturellen. Aber die Gewöhnungen sind bestimmt durch die deutsche Zeit mit ihrer kommunalen und landschaftlichen Selbstverwaltung, ihrem nahezu bundesstaatlichen Parlamentarismus. So stellt Elsaß-Lothringen einen ganz eigenartigen Fall dar: ein deutsches Grenzland, das sich der gefühlsmäßigen Solidarisierung mit der Gesamtnation entzieht, das aber politisch durch das Reich geschult und gleichermaßen unbewußt durch Sprache und Sitte der Nation verhaftet ist und nun den Aufprall auf romanische Kultur und Staatlichkeit erfährt.

Damit sind die eigentümlichen Beziehungen dieser Vorgänge zu der nationalitären Problematik des Ostens bereits angedeutet. Elsaß-Lothringen wächst nicht aus einer auslanddeutschen Situation in die Problemzusammenhänge europäischer „Minderheiten" hinein, sondern es ist viel eher anzunehmen, daß es sich auf dem Wege über ein allgemein europäisches Nationalitätsschicksal allmählich der Zugehörigkeit zu den übrigen auslanddeutschen Volksgruppen bewußt werden könnte. Aber was ihm an Deutschbewußtheit fehlt, das ersetzt es reichlich durch objektive Anteilnahme an deutscher Problematik, die es vor sich selbst und deshalb mit gutem Gewissen vor der Welt verleugnet. Unter den Verteidigern der Colmarer Angeklagten finden sich Vertreter der anderen Fremdstämme Frankreichs. Auch dieser Erscheinung kommt sinnbildliche Bedeutung zu. Das elsaß-lothringische Deutschtum fügt sich nicht durch Beziehungen zum übrigen Deutschtum, wohl aber zu den anderen „Minderheiten" Frankreichs in die allgemeine Problemlage ein und wirkt innerhalb Frankreichs wie ein Seuchenträger, der nichts von Art und Herkunft der Krankheitsstoffe — im Sinne westeuropäischer Staatsideologie — ahnt, die er ins wiedergewonnene „Vaterhaus" einschleppt.

Man soll Schlafwandler nicht anrufen, sonst stürzen sie ab. Es ist weder anzunehmen noch zu wünschen, daß diese Zeilen elsässische und lothringische Leser jenseits des Rheines erreichen. Aber es ist notwendig, daß die Wachen den Gang der Schlafwandler verfolgen, namentlich wenn sie in irgend welcher Weise doch an deren Schicksal gekettet sind. Das trifft für das Deutschtum im Osten, das seinen Platz besser kennt, ohne Zweifel zu: schon deshalb, weil die Entfachung einer Minderheitenbewegung in Frankreich diesen Staat in seinem Verhalten in Genf und in anderen internationalen Gremien zweifellos beeinflussen und möglicherweise manche unerwünschte Querverbindungen zu anderen nationalitätenfeindlichen Staatsvölkern herstellen wird.

Wir haben die Nationalitätenbewegung nicht in den Westen hereingetragen. Man hat uns vielmehr westliche, für den Osten ungeeignete Staatsformen aufgedrängt, dadurch ist die Nationalitätenbewegung in einen noch entzündlicheren Zustand getreten und das wirkt nunmehr auf den Westen zurück. Damit wächst Westeuropa, wie sich das schon in der Südtiroler Frage ankündigte, in Fragestellungen hinein, in denen es östlicher Erfahrungen und Lösungsversuche nicht entraten kann. Und schneller vielleicht, als wir erwarten und wünschen könnten, wächst sich unsere ostmitteleuropäische Verantwortung zu einer allgemein europäischen aus. Das ist die zunächst symptomatische Bedeutung, die der Umschwung in Elsaß-Lothringen für das Grenz- und Auslanddeutschtum im Osten hat. M. H. B.

Misdroy 1928

In die Problematik des Baltentums in Deutschland konnte einen genauen Einblick gewinnen, wer zu Pfingsten dieses Jahres am Vierten baltischen Jugendtag in Misdroy teilnehmen durfte. Es war eine große Schar von Gästen aus allen Teilen des Reiches zusammen-

geströmt, im ganzen gegen 100 Personen, Angehörige der verschiedensten Generationen und Söhne aller Landschaften der baltischen Heimat. Die drei Tage der Misdroyer Tagung führten die Teilnehmer in der verschiedensten Weise zusammen: nacheinander am Begrüßungsabend, im Gottesdienst, zu den Referaten und Aussprachen, im Konzert, dann auf dem Ball und zuletzt zum Kommers. Es bot sich genug Gelegenheit, das baltische Internat kennenzulernen, das weit über baltische Kreise hinaus Ruf und Bedeutung gewonnen hat; nur die Hälfte seiner Zöglinge sind Balten — ein Beweis dafür, daß die besondere Art baltischer Erziehungsmethoden auch unter Reichsdeutschen Anerkennung zu gewinnen beginnt.

Die wichtigsten Eindrücke vom Jugendtag lassen sich in folgender Weise zusammenfassen. Das Baltentum in Deutschland durchlebt gegenwärtig eine Krisis, die von einigen weitschauenden Balten in Deutschland schon vor einigen Jahren vorausgesehen wurde. Den meisten Balten in Deutschland ist es in den letzten Jahren gelungen, in ihrem neuen Lebenskreise festen Fuß zu fassen. Daraus ergab sich eine Verflechtung in neue Beziehungen, unter denen die alten leiden müssen. Es ist das eine natürliche und gesunde Entwicklung, der Rechnung getragen werden muß. Das krampfhafte Festhalten an einer Gemeinschaft, die man nicht mehr als lebendig empfindet, fördert nicht, sondern hemmt das Leben. Die Frage nach der Lebenskraft der alten Bindung ist die entscheidende.

Man mußte den Eindruck gewinnen, daß diese Fragen von dem weitaus überwiegenden Gros der Balten in Deutschland mit nüchterner Sachlichkeit erkannt werden, und das ist umso höher anzuschlagen, als die Gefahr, sich in eine von Erinnerungsbildern erfüllte romantische Traumwelt einzuspinnen, angesichts des Schicksals, das die meisten betroffen hat, nahelag. Einer von denen, die sich in Deutschland auf Grund von Charakter und Leistung eine Stellung errungen haben, antwortete auf eine Frage, die diese Gefahr berührte, mit einem ungläubig-erstaunten Lächeln, das jeden Beweis überflüssig machte: „Wir — und Romantik! Wer ist davon ferner, als wir?"

Konnte man sich diesem Eindruck garnicht verschließen, so trat einem gerade in Misdroy nicht minder stark etwas anderes entgegen. Gerade diejenigen, die sich der Problematik des baltischen Daseins in Deutschland bewußt sind, fühlen sich der Heimat auch heute noch verpflichtet, und derselbe Balte, dessen bereits Erwähnung geschah, gehört zu den nicht wenigen, die heute an eine baltische Aufgabe in Deutschland glauben. Das vielgebrauchte Wort von der „baltischen Art" enthält eine tiefere Wahrheit, als manche, denen seine häufige Verwendung ärgerlich ist, vermeinen. Auf den ererbten und mit viel Treue gepflegten seelischen baltischen Kräften ruht alles, was als die baltische Aufgabe in Deutschland angesehen werden kann. Die Treue und Kraft, mit der diese Aufgabe ergriffen wird, kann uns in der Heimat nur mit Dank und Freude erfüllen, und die Erfolge, die sich hier anbahnen, geben die Gewähr, daß man auf dem richtigen Wege ist. Man hat seine Stelle im deutschen Volksorganismus im großen und ganzen bereits gefunden — nicht auf Grund rednerischen Selbstgefühls, sondern in schlichter, unermüdlicher Tagesarbeit, die sich ins Ganze des Volkes einzugliedern verstanden hat.

Für die Jugend, die ihre bestimmenden Eindrücke in Deutschland empfangen hat (ein äußeres Zeichen: sie hat nicht selten die reichsdeutsche Sprechweise angenommen), liegen die Verhältnisse naturgemäß vielfach anders, als für die Älteren. Aber wenn Stil als ein sinnvoller Aus-

druck einer inneren Haltung angesehen werden darf, so gab es auf dem baltischen Jugendtag in Misdroy für den Außenstehenden kaum ein schöneres Erlebnis, als den Ball, der sich in Formen abspielte, die äußerlich überwiegend der Moderne entstammten und innerlich vom Geist der alten vornehmen baltischen Geselligkeit geadelt waren. Hierin gab sich der jüngste Schüler nicht anders als der Mann, und in dieser selbstverständlichen Ritterlichkeit ebenso wie im ehrlichen Bemühen auch der Jüngsten um eine Antwort auf die Fragen baltischen Schicksals gab sich stark und lebendig die Macht baltischer Überlieferung kund.

Freilich, in Misdroy zeigte sich nur ein kleiner Ausschnitt des baltischen Lebens Möchten Tagungen dieser Art durch Teilnahme und Gespräche eine recht weite Wirkung erhalten! Ende Juni findet in Berlin der Delegiertentag des Baltenverbandes statt. Wir in der Heimat können nur wünschen, daß es ihm gelingen möge, in klarer Erkenntnis der Wirklichkeit die brennenden baltischen Probleme in Deutschland einer Lösung entgegenzuführen, die die wertvollsten baltischen Kräfte in Deutschland der Heimat dienstbar erhält; daß uns auch in Deutschland Balten, deren Herz für die Heimat schlägt, erhalten bleiben, ist eine baltische Lebensfrage. R. W.

Die Generation der „Älteren Brüder"

Eine Erwiderung

In dem Artikel „Väter und Söhne. Ein Beitrag zum Problem der Generationen bei uns Balten" von Hans von Rimscha (Baltische Monatsschrift, 59. Jahrgang. Heft 5, 1928, S. 271 - 284) geht der Verfasser von der Voraussetzung aus, daß bei uns zurzeit ein Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen bestehe. Weiter behauptet er (S. 274), daß diese „Kluft" durch folgenden Umstand „vertieft und erweitert" worden sei: „Weil die Generation der Älteren Brüder versagt hat, weil generationsmäßig an ihrer Stelle eine Lücke klafft, weil sie, sofern sie nicht im Kriege fielen, zum Teil äußerlich von uns fortgingen und nun einfach fehlen, jedenfalls aber sich nicht fähig zeigten eine Brücke zu schlagen, die Väter und Söhne miteinander verbinde — "

Zu der Generation der „Älteren Brüder" werden vom Verfasser alle diejenigen gerechnet, die heute 30—40 (resp. 32—42) Jahre alt sind.

Wenn gegen eine ganze Generation der Vorwurf erhoben wird: sie habe versagt, so lohnt es sich der Mühe nachzuprüfen, wer eigentlich zu dieser Generation gehört, und da gelangen wir zu folgenden Ergebnissen.

Es gehören zu dieser Generation alle die Männer, die den ganzen Weltkrieg mitgemacht haben, nicht als passive Zuschauer, sondern als aktive Soldaten. Es gehören dazu alle die, die ihr vor kurzem begonnenes Studium abbrechen mußten und mehrere Jahre als Offiziere und Ärzte im russischen Heer an den verschiedenen Fronten tätig waren. Nachdem der russische Krieg beendet war, kehrten die am Leben Gebliebenen größtenteils in die Heimat zurück und bildeten in Südlivland den Stamm der Baltischen Landeswehr, in Nordlivland den Stamm des Baltenregiments. Beiläufig bemerkt wurden fast sämtliche Führerposten (Gruppenführer, Halbzugführer, Zugführer, Schwadronsführer, Kompagnieführer) während des Krieges gegen die Bolschewisten fast ausschließlich von Vertretern dieser Generation bekleidet. Nachdem Livland von den bolschewistischen Truppen gesäubert war, gaben die Vertreter dieser Generation teilweise ihr Studium auf, suchten und fanden Arbeit — sie sind heute als kaufmännische Angestellte, als Techniker und in an-

deren Berufen tätig —, teilweise aber setzten sie ihr Studium fort, beendeten es und arbeiten heute als Pastoren, Ärzte, Lehrer, Richter, Rechtsanwälte u. a. m. hier im Lande.

Von dieser Generation nun behauptet Herr v. Rimscha, sie habe versagt und habe jedenfalls „gar wenig zu sagen" (S. 276). Herr Dr. v. Rimscha wird natürlich eine so schwere Anklage nicht so leichthin erheben, sondern nur auf Grund ernster Beweise; er führt einen Beweis an und bezeichnet ihn selbst als „schlagend": von den 26 größeren Artikeln der „Baltischen Monatsschrift", die vor einem Jahr neu zu erscheinen begann, wurde ein einziger von der Generation der älteren Brüder geliefert.

Offenbar für diejenigen, die auch schlagenden Beweisen gänzlich unzugänglich sind, führt Herr Dr. v. Rimscha noch 2 weitere Beispiele an: 1) auf den Diskutierabenden des wiedererstandenen Klubs Euphonie seien „verschwindend wenig" ältere Brüder anwesend, und 2) ein Korreferat eines Vertreters der Generation der älteren Brüder habe „klar und deutlich" gezeigt, daß sie „uns, den Söhnen, wirklich nicht das bieten können, was wir brauchen"

Weitere Beweise führt Herr Dr. v. Rimscha nicht an. Ich fürchte, daß, wenn alle Beweise Herrn Dr. v. Rimschas dieselbe Schlagkraft haben sollten wie diese, es ihm passieren könnte, daß das Gewicht seiner Behauptungen merklich Einbuße erleidet.

Herr Dr. v. Rimscha schließt seine Ausführungen über die älteren Brüder (S. 278) mit den Worten: „Die Generation der Älteren Brüder fehlt deshalb, weil sie (im geistigen Verstande des Wortes) keinen eigenen, einheitlichen „Stil" hat, weil ihr als Generation die Physiognomie fehlt, die den Vätern in so hohem Grade eigen ist. Es fehlt das feste, klar erkennbare Fundament, auf dem sie stehen, es fehlt der Unterton, der ihrer Stimme Schwungkraft und Klang verliehe. Es ist, als täten sie alles mit etwas schlechtem Gewissen."

Für diese letzten Behauptungen liefert Herr Dr. v. Rimscha nicht einmal schlagende Beweise.

Wenn „Stil" und „Physiognomie" hier überhaupt etwas bedeuten können, so können sie allenfalls eine bestimmte geistige Haltung, eine bestimmte Gesinnung bedeuten, und letztere sind der Generation der älteren Brüder keineswegs abzusprechen. Die Männer dieser Generation sprechen nicht viel. Der Krieg macht die Menschen still. Wer im Kriege gewesen ist, hat den großen Vorzug der Tat und des Beispiels vor Worten und Reden gesehen. Nichts ist im Felde mehr verpönt als die Phrase. Geschätzt wird Sachkenntnis und Arbeit. Die Männer dieser Generation arbeiten und tun dieses mit gutem Gewissen.

Das Fundament, auf dem diese Generation steht, ist eigentlich schwer zu übersehen: es ist das Erleben des Krieges und die Leistung: die Befreiung der Heimat.

Herr Dr. v. Rimscha scheint zu meinen, daß es nur einen Weg zu der jüngeren Generation gäbe, den Weg durch die Presse, durch Zeitschriften und durch öffentliche Reden. Es gibt aber noch andere Wege. Solche sind beispielsweise persönlicher Verkehr und gemeinsame Arbeit. Und auf diesem Wege sagt, glaube ich, die Generation der Älteren Brüder den Jüngeren sehr viel, sagt es ihnen nicht in Worten, sondern durch Tat, Arbeit und Beispiel, sagt ihnen vernehmlich, daß Tüchtigkeit und Gesinnung mehr wert sind, als Programm und Phrase. Ich bin überzeugt, daß hierdurch die Kontinuität von den Vätern zu den Söhnen besser gewahrt wird, als durch jegliche künstliche Aussprachen.

Und ebenso bin ich davon überzeugt, daß viele der „ganz Jungen" diese un-

ausgesprochenen Worte, trotz mangelnden „Untertons", „Schwungkraft" und „Klanges", dennoch deutlich vernehmen und viel weniger taub sind, als sie nach den Ausführungen Dr. v. Rimschas erscheinen.

Roland Mettig

Wirtschaftselend

Der Grund, weswegen der Westen immer wieder mit dem Kommunismus paktiert, ist ökonomischer Natur; wirtschaftliche Erwägungen sind es, die für die Aufrechterhaltung von Beziehungen mit dem Sowjetstaat ausschlaggebend sind; die „Logik" des wirtschaftlichen Kalküls zwingt zum Handel mit der USSR. und damit praktisch zur Anerkennung des Kommunismus im europäischen Osten.

Der Grund dafür, daß die wirtschaftlichen Belange ausschlaggebend sind, — ist die Überbewertung wirtschaftlicher Güter, ist die materialistische Einstellung, in der alle maßgebenden politischen Personen, Marxisten und Bourgeois's, einig sind. Einst bestimmte die Religion die Politik, heute tut es das ökonomische Denken. Wenn wir von der Bevorzugung ökonomischer Interessen frei würden, könnten wir die Welt von der Herrschaft des Kommunismus befreien; wollen wir auf Ideale verzichten, so müssen wir so lange warten, bis die Börse eingesehen zu haben glaubt, daß Moskau ihr gefährlich sei.

Skeptiker werden vielleicht sagen: ob Moskau oder Börse, schließlich ist eine Tyrannei so übel wie die andere, und die Opfer, die diese heischt, sind kaum weniger gewaltig, als die, die jenes fordert; nur zwischen diesen beiden hätten wir zu wählen, tertium non datur.

Aber dem ist nicht so. Für diejenigen, die noch kämpfen wollen, handelt es sich nicht um Opfer, weder um dieses, noch um jenes, handelt es sich vielmehr um die Zerschlagung jenes modernen Götzen „Mensch" dem gegenüber sowohl Marx als Börse die Rolle von Dienenden zufällt. Wenn wir nur den Willen aufbringen, unvoreingenommenen Auges der Wirklichkeit gegenüberzutreten, offenen Herzens der Wahrheit zu lauschen, dann werden wir nicht nur dessen inne werden, daß der Materialismus abwirtschaftet, wir werden auch die Kraft fühlen, das Primat des Ökonomischen zu zerstören, frei zu werden im Geist, um frei zu werden im Handeln.

Auf den Zusammenbruch Ost- und Mitteleuropas folgte der Zusammenbruch des europäischen Kontinents im allgemeinen. Aus der Asche europäischen Lebens aber wird neues Leben geboren. Schon spüren wir seinen ersten Hauch. Nicht in Parlamenten, Kabinetten, Räten, Akademien und Zeitungen, — in den Herzen weniger vielleicht, aber immer deutlicher tönt der Ruf nach der Erlösung aus dem „Wirtschaftselend" der Gegenwart. Mögen die allzeit Satten ironisch lächeln: Jugend hat immer seine Kräfte in Idealismus verpulvert! Mögen die allzeit Grauen und Halben im Alltagsgeräusch ihrer Lebensstraße ein Sehnen nach der Götzendämmerung der Gegenwart nicht spüren. Die Scheidungsstunde der Geister wird jedem schlagen.

H. Stegman

Bücherbesprechungen

Graf Alexander Stenbock-Fermor, Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. — Stuttgart, J. Engelhorn Nachf., 1928.

Ein baltischer Werkstudent, der während der Inflationszeit über ein Jahr als Bergarbeiter im Ruhrgebiet ein Proletarierleben unter Proletariern geführt hat, versucht, wie es im Vorwort heißt, „einige Bilder aus dieser seltsamen, den meisten Menschen so wenig bekannten Welt wahrheitsgemäß zu zeigen“ Das Ergebnis sind einige Kapitel zum Thema „Europäisches Sklavenleben“, die in ihrer Summe einen Zeitspiegel darstellen.

In eine „seltsame, den meisten Menschen wenig bekannte Welt“ führt Graf Stenbock den Leser: genau genommen in eine Welt, die der uns gewohnten wesensgleich ist und nur in ihrer äußeren Erscheinungsform abweicht, nur in ihrer brutalen Ehrlichkeit fremd anmutet. Die überwiegende Mehrzahl unserer Zeitgenossen, welchem Volk, Staat, Stand, Beruf und Geschlecht immer sie angehören mögen, gleichen jenen bedauernswerten Schatzgräbern im Kohlenschacht, die mit Widerwillen ihr Tagewerk verrichten, um den Lohn sinnlos zu vertun. — „Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut.“ Aus dieser trüben Erkenntnis heraus reift der Entschluß: „Meine Seele sollst du haben!“ Am Erwerb und Gewinn der Daseinskämpfer unserer Tage ist die Seele nicht beteiligt, und damit ist den sauren Wochen wie den Festen Inhalt und Segen genommen. Der Pakt mit dem Geist der Gegenwart, der seinen Pferdefuß in amerikanischem Schuhwerk, seine Hörner unter der bolschewistischen „Tibeteika“ versteckt, hat uns armen betrogenen Toren Ersatz, Imitation, Falsifikat für Echtes gebracht: Betrieb für schaffende Tätigkeit, Amüsement für Freude, Erotik für Liebe, Automatengeflimmer und Automatengeplärr für Kunst, blöde chiliastische Erwartung eines Paradieses in dieser Welt für Religion. Daß die Anfänge der Herrschaft dieses Geistes im XVIII. Jahrhundert zu suchen sind, ändert nichts an seiner Verruchtheit.

Ist die Hoffnung zu kühn, daß das Buch unseres jungen Landsmanns wenigstens einigen seiner Leser die Augen öffnet und sie zur Einsicht bringt, daß Umkehr not tut? Mg.

Winfried Behling, Aus der Vergangenheit des Stadt-Waisenhauses zu Riga. Riga, 1928. Der Reinertrag dieser Schrift ist zum Besten der Deutschen Fürsorgezentrale bestimmt.

D. Oskar Schabert, Präses der Deutschen Fürsorgezentrale in Lettland, hat der verdienstvollen Broschüre folgendes Geleitwort geschrieben:

„Die Zeit verwischt leicht die scharfen Züge der Geschichte. Aber in ruhigen Tagen lassen sich bei genauem Nachsehen noch lange die Spuren derselben deutlich erkennen.

Revolutions- und Kriegszeiten sind darin charakterisch, daß sie die Geschichte ganz ausmerzen wollen, um im Handumdrehen zu behaupten: so, wie es jetzt ist, war es immer. Um so notwendiger ist es, daß nach solchen schweren geschichtsfeindlichen Zeiten die geschichtliche Arbeit kraftvoll einsetzt, um zu erhärten, wie es wirklich einst war, und aus diesem Einst das Recht für das Heute abzuleiten.

Cand. W. Behling hat es in der vorliegenden Schrift unternommen, durch die Geschichte des Rigaschen Waisenhauses aufzuzeigen, welches die Zweckbestimmung dieser Stiftung gewesen, die sich durch Jahrhunderte hindurch behauptet.

Eine solche Arbeit ist um so wertvoller für die Zeit, in der man weithin für das geschichtliche Recht kein Verständnis hat, weil man sich mit dem formalen Recht begnügt, das so leicht zu drehen und zu deuteln ist.

Der Verfasser hat die Quellen fleißig benutzt und sie objektiv zu werten gesucht,

— daß ihm die Liebe zur Anstalt, der sein Wirken gilt, die Feder geführt, bewahrt seine Arbeit vor Trockenheit.

Möge sein Beispiel viele Nachfolger finden. Wir haben so viele Stiftungen aus alten Zeiten, deren Geschichte von den Menschen unserer Tage vergessen ist. Solche Stiftungen stehen in der Gefahr, ihrem Zweck entfremdet zu werden und damit uns verloren zu gehen.

Geschichte dient der Wahrheit. Wahrheit ist aber eine feste Mauer. Um das alte Rigasche Waisenhaus hat der Verfasser diese Mauer aufs neue zu errichten gesucht, das ist des Lobes wert."

Wir wollen noch besonders auf das letzte Kapitel der Schrift hinweisen, in dem die gegenwärtige schwere Lage des 1651 gegründeten alten deutschen Waisenhauses eine eindringliche Schilderung erfährt. Die Anstalt leidet unter zwei schweren Übelständen: vor allem hat sie heute nur die Hälfte der 1914 tätigen Arbeitskräfte, obgleich die Arbeit kaum geringer geworden ist. Darunter muß natürlich die Erziehungsarbeit schwer leiden; ja es ist soweit gekommen, daß die eigentliche pädagogische Arbeit infolge der Überlastung der Zöglinge mit hauswirtschaftlicher Kleinarbeit und der allgemeinen Überlastung der Erzieher überhaupt in Gefahr ist. Ferner macht sich das Fehlen einer deutschen Fürsorgeerziehungsanstalt namentlich hier schädigend bemerkbar. Dem Waisenhaus dürfen nicht die Aufgaben einer Fürsorgeanstalt für schwer erziehbare Kinder aufgebürdet werden. Und eben besteht diese Gefahr und macht die Arbeit für die wenigen Erzieher im Hause zu einer unendlich schweren. Hier tut Abhilfe dringend not — wie ja auch auf zahllosen anderen Gebieten deutscher Arbeit im Lande. Und hier wie dort ist es eine Frage der äußeren Mittel; denn an opferfreudiger Hingabe fehlt es nicht. Die Schrift von Behling schließt mit einem Bekenntnis dazu.

Aus deutschen Zeitschriften

Auslese von Aufsätzen April—Juni 1928

Von der Wandlung unseres Lebensgefühls von Dr. Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum, Juni 1928).

Die Zucht, von Dr. Paul Ernst (Deutsches Volkstum, Mai 1928).

Die preußische Kunstbürokratie von Dr. Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum, Mai 1928).

An Thomas Mann von Dr. Rudolf Fischer (Deutsches Volkstum, Mai 1928).

Deutsche Theaterprobleme der Gegenwart von Wilhelm Michel (Der Kunstwart, Mai 1928).

Chaplin, der Held des Untermenschlichen von Wilhelm Michel (Der Kunstwart, Mai 1928).

Aufgaben des Verlagsbuchhandels, von Hans Friedrich Blunck (Der Ring, 1928, Nr. 19).

Das österreichische Problem von C. Dumba (Deutsche Rundschau, Mai 1928).

Volkstum und Staat von K. C. von Loesch (Der Ring 1928, Nr. 21).

Nordamerika und die Sowjetunion, Persien und der Petroleumskandal von Dr. Karl Hoffmann (Der Ring 1928, Nr. 18).

Der Ruck nach links in der Sowjetunion von Axel de Vries (Baltische Blätter 1928, Nr. 10).

Die lettländische Gesetzgebung im 2. Halbjahr 1927, von Bezirksrichter H. Stegman (Rigasche Zeitschrift für Rechtswissenschaft, 2. Jahrgang 3. Heft, Mai 1928).

Wodurch kann die deutsch-baltische Schule dem Niedergang unserer baltischen gesellschaftlichen Kultur entgegenwirken? von Dr. W. Schlau—Mitau (Die deutsch-baltische Schule, 2. Jahrgang Heft 1).

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Ostlocarno-Gefahr

Von Herbert Schroeder

Es mag paradox erscheinen, in einem Augenblick, da an der polnisch-litauischen Grenze Kriegsvorbereitungen getroffen werden, die die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich lenken, wo Marschall Pilsudski unverhohlen von seinem „Spaziergang nach Kowno" redet und der Legionärskongreß in Wilna am 12. August wie ein Alp auf Osteuropa lastet, von einem Ostlocarno und gar von der Gefahr eines solchen zu sprechen. Wäre in einem solchen Sicherheitsvertrag, den man in etwas freier Analogie Ostlocarno zu nennen pflegt, nicht doch am Ende das Mittel zu sehen, das dem balkanisierten Osteuropa den Frieden zu geben vermag, nach dem alle die, in deren Händen das Geschick dieser Zone ruht, zu streben behaupten? Würde die Locarno-Idee eine den tatsächlichen Lebensnotwendigkeiten der Völker entsprechende Lösung des Nachkriegs-Europa-Problems in sich schließen, oder zum mindesten eine entschiedene Tendenz dorthin bekunden, so wäre in ihr in der Tat ein vorzügliches Heilmittel zu erblicken. Man hat sich jedoch statt dessen in Locarno und Genf mit einem Kurieren an den Symptomen begnügt und durch eine recht zweifelhafte Suggestivbehandlung die Krankheitserscheinungen zu heilen versucht, die allein auf operativem Wege zu beseitigen waren. Locarno bedeutet somit die künstliche Stabilisierung ungesunder Verhältnisse, wobei allerdings der persönlichen Geschicklichkeit der Urheber dieses Vertrages die Anerkennung nicht vorenthalten werden darf.

Wenn somit für Europa im allgemeinen in der Locarno-Lösung eine Gefahr und der Keim zu späteren Konflikten gegeben sind, so trifft dieses in besonderem Maße für Osteuropa zu, dessen außenpolitische Nöte man ebenfalls seit längerem mit dem Narkotikum eines solchen Paktes zu betäuben bestrebt ist. Die Krankheitserscheinungen des Ostens sind besonders tiefgreifende und die durch staatliche Tradition aufgespeicherten natürlichen Widerstandskräfte besonders gering. Danziger Korridor und Wilna-Korridor sind die beiden Schlagworte, die die Lage kennzeichnen. Das meiste ist hier noch im Fluß und sucht nach seiner natürlichen Gleichgewichtslage. Folgendes kommt hinzu und dürfte das vielleicht schwerwiegendste

Argument gegen eine unnatürliche „Locarno"-Stabilisierung der Verhältnisse im Osten sein. Die Geschichte, sowohl die politische als auch die Kulturgeschichte, hat die osteuropäische Randzone im wesentlichen als Vorfeld der politischen und kulturellen Energien des Westens gesehen. Von dort gingen die entscheidenden Impulse aus, die diesem Gebiet seine historische Gestalt verliehen, von dort bezog es die organischen Säfte für sein geschichtliches Wachstum. In dieser organischen Verbundenheit mit dem mitteleuropäischen Geschehen ist vielleicht das innere Lebensgesetz der Unabhängigkeit dieser Randzone zu erblicken. Dieser Zusammenhang würde durch ein Ostlocarno, wie es von seinen geistigen Urhebern heute geplant ist, zweifellos gefährdet und unterbunden werden. Es würde Mitteleuropa im nahen Osten ausschalten. Locarno würde hier ein Erstarren bedeuten, dem ein Verdorren und Zerbröckeln nur zu leicht auf dem Fuß folgen könnten. Es soll hier dabei nicht auf die technischen Einzelheiten eines solchen Ostlocarnos eingegangen werden, auch nicht auf das Sonderproblem „Rußland", sondern es soll lediglich die rein grundsätzliche Bedeutung eines solchen Planes betont werden, in der Voraussetzung, daß auch die sogenannte „praktische" Politik solchen grundsätzlichen Zusammenhängen auf die Dauer nicht ungestraft zuwiderhandeln kann.

Analysiert man die ostpolitischen Vorgänge der letzten Wochen, so ergibt sich die bemerkenswerte Tatsache, daß man im Augenblick, trotz allen Waffengerassels, einem solchen, gegen die mitteleuropäische geschichtliche Linie des Randstaatengebiets gerichteten Ostlocarno näher ist denn je. Wenn auch nicht der Form nach, so doch jedenfalls der Sache nach. Sämtliche Spannungsverhältnisse dieses Gebiets wurden durch den polnisch-litauischen Streit um Wilna gewissermaßen auf einen Generalnenner gebracht. Dieser Streit aber scheint nun doch einer machtpolitischen Lösung zugeführt zu werden, die in ihren Auswirkungen einem Ostlocarno gleichkommen muß. Es würde viel zu weit führen, hier den großen Zusammenhängen der Randstaatenpolitik, der Beteiligung Englands und Frankreichs, den verschiedenen Bündnisbestrebungen usw. im einzelnen nachzugehen. Im allgemeinen geht man nicht fehl, wenn man die Lage so auffaßt, daß die Westmächte — auf die dabei zwischen England und Frankreich durchaus bestehenden ostpolitischen Gegensätze soll ebenfalls nicht weiter eingegangen werden — die Randzone von Finnland bis Rumänien unter ihrem Einfluß zu halten bestrebt sind, um einerseits einen cordon sanitaire gegen den Kommunismus, andererseits ein geeignetes Vorfeld zur Vorbereitung

geschäftlicher Aktionen in der Sowjetunion, zum mindesten aber einen Beobachtungsposten zu haben. Gleichzeitig bedeutet dieser Zustand den besten Damm gegen ein machtpolitisches Wiedererstarken Deutschlands, womit insbesondere den französischen Interessen gedient ist. Zum Kern dieser Stellung hat man dabei Polen gewählt. Die baltischen Staaten mit diesem Machtmittelpunkt Polen in ein engeres Verhältnis zu bringen ist seither eine der Hauptaufgaben der Randstaatenpolitik der Westmächte, wobei der Wilnastreit das wesentlichste Hindernis bildete und den linken Flügel Polens ungesichert ließ. Wird das Wilnaproblem im polnischen Sinne gelöst, d. h. erlangt Polen die Möglichkeit, Litauen seinem machtpolitischen Einfluß unterzuordnen, es friedlich zu durchdringen, so ist die Lage im Osten stabilisiert, ist sachlich ein Ostlocarno zustandegekommen, denn es gibt heute keine Macht, Rußland wohl inbegriffen, die sich einem solchen von England-Frankreich gestützten polnisch-litauischen Block entgegenstellen könnte. Diese Zusammenhänge sind scheinbar gerade an der Stelle seit langem systematisch unbeachtet geblieben, die in erster Linie berufen wäre, eine von geschichtlichem Verantwortlichkeitsgefühl getragene aktive Rolle in der Ostpolitik zu spielen. Berlin hat bisher alle Trümpfe, die es in der Randstaatenpolitik in der Hand hatte, seinen Gegenspielern unentgeltlich ausgeliefert. Der Rolle Deutschlands in der Randstaatenpolitik gedenken, heißt daher gewissermaßen einen Nekrolog verfassen, dessen Schlußkapitel wohl durch die letzthin erfolgte deutsche Demarche in Kowno bezeichnet wird. Es ist leider nicht daran zu zweifeln, daß man sich in England erst dann für Polen als den Eckpfeiler der englischen Ostpolitik entschieden hat, als man endgültig gesehen hatte, daß auf Deutschland in dieser Richtung nicht gerechnet werden kann. Der Zeitpunkt fällt in die Periode kurz vor Locarno. Seither ist die Entwicklung eine durchaus logische gewesen. Polen wurde, seit dort mit englischer Hilfe der Staatsstreich Pilsudskis ins Werk gesetzt worden war, in jeder Hinsicht gefördert. Der Besuch des neuen Unterstaatssekretärs des Auswärtigen und bisherigen Botschafters in Berlin, Sir Ronald Lindsay's, in Warschau und die angekündigte Umwandlung der englischen Vertretung in Warschau in eine Botschaft, sind die jüngsten Beweise des englischen Interesses für Polen. In der Wilhelmstraße begnügte man sich dem gegenüber, statt im Osten eine zukunftsorientierte, vorwärtsgerichtete Politik zu treiben, damit, etwas mit Litauen zu kokettieren, und zog es im übrigen vor, im Westen eine auf das Rheinland eingestellte Politik zu treiben, das früher

oder später doch ganz automatisch an Deutschland zurückfallen muß. Selbst einer in erster Linie auf ein gutes persönliches Verhältnis mit den Staatsmännern der Entente gegründeten deutschen Außenpolitik, wie die Stresemann-Linie vielleicht am kürzesten zu definieren ist, wären im Osten die Türen keineswegs notwendigerweise verschlossen gewesen. Man hat aber die dort vorhandenen Aufgaben nicht begriffen und damit eine schwere geschichtliche Schuld nicht nur vor Mitteleuropa, sondern in höherem Sinne auch vor den Randstaaten selbst auf sich geladen. Seit den energischen Vorstellungen des Polen Zalesski in Paris hatte man sich dort endgültig entschlossen, ein Ostlocarno zur Voraussetzung der Rheinlandräumung zu machen, was selbst über den Rahmen des Versailler Vertrages hinausgeht. Alles Weitere entwickelte sich sehr folgerichtig. Während Deutschland nach dem glücklichen Anlauf des deutsch-litauischen Schiedsgerichtsvertrages kostbare Zeit damit vergeudete, bei den folgenden Handelsvertragsverhandlungen mit Litauen in bürokratischer Weise um an und für sich geringfügige Quantitäten der litauischen Fleisch- und Vieheinfuhr zu feilschen, machte die Gegenpartei Polen immer bindendere Zusagen inbezug auf die Lösung der Wilnafrage. Man hat sich deutscherseits zu keiner großen Konzeption der Ostpolitik aufraffen können und, statt konstruktiv zu denken, immer nur restaurativ gedacht. Es soll hier nicht behauptet werden, daß man an maßgebender deutscher Stelle Litauen nur als Tauschobjekt für den Korridor betrachtet hat, doch ist dieser kürzlich vom litauischen Offiziosus „Lietuvos Aidas" erhobene Vorwurf nur zu bezeichnend für den Eindruck, den die unentschlossene und unsichere deutsche Randstaatenpolitik bei den Ostvölkern selbst erwecken mußte. Auch Litauen kann dabei der Vorwurf seines törichten Verhaltens in der Memelfrage nicht erspart bleiben, doch hätte da Deutschland eben der weiterschauende Politiker sein müssen, der sich seiner Erzieherrolle im Osten bewußt ist. Engherzige und kurzsichtige Eifersüchteleien und Brotneid zwischen Königsberg und Memel, kurzum Deutsches, Allzudeutsches, haben weiter dazu beigetragen, der deutschen Führerstellung im Osten Abbruch zu tun.

Nachdem man nun den ganzen Wilnastreit auf Seiten der Westmächte bis zur Unerträglichkeit satt hatte, wurde angesichts der bevorstehenden Völkerbundstagung folgendes Manöver in Szene gesetzt: Polen schlug gewaltigen Alarm, berichtete einerseits von litauischen Kriegsvorbereitungen und ließ anderseits seine eigenen Absichten deutlich durchblicken. Es ist kaum anzunehmen, daß es

tatsächlich zu kriegerischen Ereignissen größeren Maßstabs, geschweige zu den Königskrönungen Pilsudskis, und wovon sonst die Rede war, kommen wird. Aber die absichtlich von polnischer Seite lancierten Gerüchte schafften eine Atmosphäre allgemeiner Nervosität und Verwirrung, die es Polen vorzüglich gestattete, im Trüben zu fischen. Nicht nur wurde Litauen gründlich ins Bockshorn gejagt, sondern — worauf man vor allem spekuliert hatte — auch Deutschland ist ein Opfer dieser Manöver geworden, als es sich zu dem Schritt des Gesandten Moraht in Kowno hinreißen ließ. Was hilft es, wenn auch England und Frankreich ähnliche Demarchen unternahmen — ihre antilitauische Stellungnahme steht seit dem Beschluß der Botschafterkonferenz vom 15. März 1923 fest. Deutschland blieb in litauischen Augen der Wortführer und gewissermaßen eine „Hagengestalt" Was hilft es auch, daß Deutschland nachträglich, nachdem in Moskau und Kowno entsprechende Zurechtweisungen laut geworden waren, einen gleichen Schritt beim polnischen Gesandten in Berlin unternahm und, wie jetzt bekannt wird, auch in Paris und London um entsprechende Demarchen in Warschau nachsuchte. Es hat sich dadurch nicht in die Rolle eines Friedensvermittlers, eines „ehrlichen Maklers" — mit der es übrigens ja auch schon früher Pech gehabt hat — im Osten hineinmanövrieren können, sondern hat damit nur wieder einmal den Westmächten die Kastanien aus dem Feuer geholt, ohne anscheinend selbst das Geringste davon zu haben. Denn selbst eine vorzeitige Rheinlandräumung, von der einstweilen noch keine Rede ist, wäre damit viel zu teuer bezahlt. Kowno hat die deutsche Karte scheinbar endgültig aus der Hand gelegt und bereitet eine Umstellung seiner Außenpolitik vor, für die die Ausführungen des Woldemaras-Offiziosus, daß es schließlich doch das Vorteilhaftere wäre, sich mit Polen gütlich zu einigen, denn andernfalls würde man ja sowieso von Deutschland an dieses verkauft werden, bezeichnend sind. In Gemeinschaft mit Polen könne Litauen, so findet der „Lietuvos Aidas", eine große Rolle im Osten spielen. Gleichzeitig sehen wir, daß die vor der Tür stehende Unterzeichnung des deutsch-litauischen Handelsvertrages plötzlich abgebogen wird und die litauischen Diplomaten in Berlin auf Urlaub gehen. Dieses Kownoer Echo leitet gut über zu einem polnisch-litauischen Kompromiß, den zu finden es schließlich gelingen muß: vermutlich wohl auf lockerer föderativer Grundlage, die englischem staatlichen Denken ja besonders geläufig ist. Der Psychologie-Professor Woldemaras muß sich schließlich doch sagen, daß es auf die Dauer schon psychologisch nicht

angeht, sich in den Augen der ganzen Welt zum Störenfried zu machen und gleichzeitig den mächtigsten Staaten der Welt trotzen zu wollen. Er selbst oder eine Koalitionsregierung werden schließlich kapitulieren müssen. Ja, es ist anzunehmen, daß bereits heute die Situation so weit ist, daß Woldemaras nur darauf wartet, von der Übermacht zum Nachgeben gezwungen zu werden. Aus freien Stücken kann er das natürlich nicht tun. Zusammenfassend kann also gesagt werden: durch das polnische Manöver hat sich Deutschland zu einem Schritt verleiten lassen, der Litauen Polen in die Arme treibt und zu einer Einigung beider Staaten auf Kosten Deutschlands führen muß. Ein Schwabenstreich schlimmster Art, der dem Ausbau organischer Beziehungen zwischen Mitteleuropa und seiner östlichen Randzone nicht weniger hinderlich sein kann, als seinerzeit der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Tannenberg. Der Osten ist abgeriegelt, die Gegensätze sind überkleistert. Poincaré hat endlich sein Ostlocarno und eine gewisse Entschädigung für den sauren Apfel des Kellog-Paktes dazu. Ob es im weiteren Verlauf der Ereignisse nun auf dem angedeuteten friedlichen oder gewaltsamen Wege zu diesem Ostlocarno kommt — in jedem Falle wird es sich gegen Mitteleuropa richten.

Für die baltischen Staaten kann eine solche Lösung des polnisch-litauischen Konflikts natürlich nicht ohne Rückwirkungen sein. Schon heute macht sich dort allerorts eine verstärkte diplomatische Regsamkeit geltend, wobei die polnischen Diplomaten am rührigsten sind. Es sei nur an den unlängst lancierten polnischen Versuchsballon einer Föderation zwischen Polen-Litauen-Lettland erinnert, hinter dem angeblich auch englische Politiker stecken sollen, und deren Zweck es sein soll, Litauen den Anschluß an Polen schmackhafter zu machen. Dieser Ballon wurde bezeichnenderweise in Estland steigen gelassen, das bekanntlich bereits vollends im Schlepptau der polnischen Außenpolitik schwimmt. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß die Paktverhandlungen mit Rußland seinerzeit auf einen Wink Polens hin abgebrochen wurden. Der polnische Gesandte in Reval Chorwat ist jetzt nach Helsingfors versetzt worden, wo er bei Außenminister Procopé, ehemals finnischem Gesandten in Warschau und erklärtem Polenfreund, kein allzu schweres Spiel haben dürfte. Mit dem Gesandtenwechsel fällt bemerkenswerterweise ein Konzert der finnischen Presse zusammen, das für ein stärkeres Zusammenarbeiten Finnlands mit den anderen baltischen Staaten (lies: Polen) wirbt und erklärt, daß die bisherige außen-

politische Isolierung Finnlands nur der Sowjetunion genützt habe. Auf den Rigaer Gesandtenposten soll gar der gewiegte Leiter der Ostabteilung des Warschauer Außenministeriums, Holuwko, ernannt werden, was deutlich zeigt, daß man gesonnen ist, alles daran zu setzen, um auch Lettland, das mit seinem russischen Handelsvertrage abseits der polnischen Kombinationen stand und im übrigen eine Politik besonnener und kluger Zurückhaltung trieb, in die polnische Linie hereinzuzwängen. Zwischen Warschau und Bukarest schließlich fahren fast andauernd Delegationen der Generalstäbe und Auswärtigen Ämter hin und her. Am interessantesten ist im Augenblick wohl die Haltung Lettlands, schon seiner Schlüsselstellung zwischen Polen-Litauen und dem Nordflügel der Randstaaten wegen. Polnischerseits versucht man dabei sehr geschickt die Frage des Libauer Hafens und der Libau-Romnyer Bahn als Hebel zu benutzen, um einen Druck auf Lettland auszuüben. In diesem Zusammenhang verdient u. a. auch der kürzliche Besuch des litauischen Kriegsministers und intimsten Vertrauten Woldemaras', des Generals Daukantas, in Riga Beachtung [1]).

Wie sich die gesponnenen diplomatischen Fäden im einzelnen zu einem Knoten schürzen mögen — das bedeutsamste Ereignis der letzten Wochen ist ohne Zweifel die Ausschaltung Deutschlands aus der Ostpolitik. Auch die Beziehungen Deutschlands zu Rußland sind dabei übrigens seit dem Schachty-Prozeß bis auf den Gefrierpunkt abgekühlt. Dieser Vorgang muß von unabsehbaren Folgen sein, nicht nur für Deutschland selbst, sondern auch für das Randgebiet, das dadurch der führenden politischen Mitarbeit eines starken und mit dem Osten geschichtlich verbundenen Staates beraubt und den politischen Kombinationen und Experimenten solcher Großmächte überantwortet wird, die an der Ostsee keine historisch verwurzelten, organisch begründeten Interessen vertreten und die niemals eine innere Verantwortung für dieses Gebiet empfinden können. Sie werden ihm daher auch niemals einen über das Materielle hinausgehenden dauernden Halt geben können. Ein solcher aber reicht, wie die Geschichte lehrt, nicht aus auf einem Boden, wo nicht nur um territoriale, sondern auch um kulturelle und ideelle Güter und Werte gekämpft wird, wo Ost und West sich gegenüberstehen. Ein aktiver englischer Diplomat hat unlängst in

---

1) Außenminister Ballod hat allen diesen Bestrebungen gegenüber allerdings erneut die Versicherung strikteſter Neutralität abgegeben.

persönlicher Unterhaltung den Ausspruch getan, daß die Lösung des Wilnaproblems für England keine Frage der Gerechtigkeit, sondern der Zweckmäßigkeit sei. Er hat damit ebenso sehr Recht (vom Standpunkt Englands), wie Unrecht. Denn die Lösung dieser Frage, wenn sie keine Scheinlösung sein soll, darf keineswegs nur eine solche der Zweckmäßigkeit — kommerzieller in erster Linie — sein. Sie muß vor allem eine dem inneren Lebensgesetz dieser Zone, ihrer mitteleuropäischen Verbundenheit und Bedingtheit Rechnung tragende sein. Das Ostlocarno, dessen Umrisse durch die letzten Ereignisse in greifbare Nähe gerückt sind, würde diesen Anforderungen diametral entgegengesetzt sein und bedeutet deshalb keine Befriedigung, sondern eine ernste Gefahr.

Der „Neue Kurs" in Finnland und seine Träger

Von Freiherrn Erik von Born

Die nachfolgenden Ausführungen des finnländisch-schwedischen Verfassers entstammen einer größeren, noch ungedruckten Arbeit, die die Russifizierungspolitik in Finnland zum Gegenstand hat.

Die Schriftleitung.

Mit dem Jahre 1898, in dem der finnländische Ministerstaatssekretär v. Daehn seinen Abschied erhielt, Kuropatkin zum russischen Kriegsminister und Bobrikow zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurden, beginnt die zweite Periode der Russifizierungspolitik in dem Großfürstentum, die mit der ersten russischen Revolution unter Verkündung der neuen Verfassung für Rußland ihren Abschluß finden sollte. Die aufwallende finnlandfeindliche Stimmung in Rußland war in dem genannten Jahre zur Siedehitze gesteigert und wurde während der Feiertage bei der Enthüllung des Alexander-Denkmals in Moskau im August 1898 von Rein als gegen alle Finnländer als solche schlechthin gerichtet empfunden. Von der russischen Presse gestützt und von der öffentlichen Meinung getragen, konnten die Angriffspläne gegen Finnland reifen, konnten die führenden Männer ihren systematischen Kampf gegen Finnland beginnen und den Zaren zum Bruch der Verfassung drängen.

Die finnlandfeindliche Strömung in Rußland hatte in den Verhandlungen des berühmten „Komitees Pobjedonoszew" einen leidenschaftlichen Ausdruck gefunden, das unter dem Vorsitz

des Oberprokureurs zur Neugestaltung des finnländischen Militärwesens in St. Petersburg tagte. Während ein kleineres Komitee zur Regelung der mit dem Militärwesen verknüpften finanziellen und administrativen Fragen in dem General Schaumann und dem Obersten Antell wenigstens zwei Finnländer besaß, die zu den besten Patrioten Finnlands zählten (Schaumann war Vater des späteren Mörders Bobrikows), bestand das „Komitee Pobjedonoszew" — abgesehen von dem neuen finnländischen Ministerstaatssekretär General Procopé — aus lauter Russen mit mehr oder weniger stark ausgeprägter finnophober Gesinnung. Als tatkräftigste Mitglieder dieses Komitees, dessen Aufgabe dem Wunsch und der Initiative Bobrikows und Pobjedonoszews im Bunde mit Großfürst Michael Nikolajewitsch entsprungen sein dürfte, erscheinen neben den Mitgliedern des russischen Reichsrats Frisch, Solski und Astrowski, dem Justizminister Murawjew, dem früheren Generalgouverneur Grafen Heiden und dem im Amte tätigen Gontscharow der neuernannte Kriegsminister Kuropatkin, der spätere Generalgouverneur für Finnland Bobrikow und der damalige Reichssekretär und spätere finnländische Ministerstaatssekretär und russische Innenminister v. Plehwe, denen sich noch der politische Schriftsteller Borodkin als Protokollführer anschließt.

Als hoher kirchlicher Würdenträger in Rußland hat Pobjedonoszew schwerlich sein ganzes Interesse auf den russischen Vorstoß gegen die Verfassung Finnlands entfaltet; er leugnete, wie schon früher angedeutet, dem Verfassungsbruch jemals seine Zustimmung gegeben zu haben, und ist Finnland stets recht fremd geblieben; obwohl die griechisch-orthodoxe Kirche im Jahre 1892 in dem Bischofsstift Wiborg im Großfürstentum einen festen Stützpunkt erhalten hatte. Pobjedonoszew hat aber zweifellos bei dem russischen Vorstoß gegen Finnland im Bunde mit Kuropatkin die allgemeinen Richtlinien gegeben und hat öfters dem Zaren Nikolaus II., soweit die Berichte hierüber zutreffen, Vorträge in den Reformfragen des finnländischen Militärwesens gehalten, deren Ausarbeitung in das Spezialgebiet Kuropatkins fiel. Um die Jahrhundertwende galten in Finnland als grimmigste und einflußreichste Feinde seiner Autonomie Großfürst Michael Nikolajewitsch, der jüngste Bruder Alexanders II. und früher ein Gönner v. Daehns, Kuropatkin, Bobrikow und v. Plehwe.

Was Kuropatkin in seiner geheimen Denkschrift an den Zaren vom Jahre 1900 und in seinen „Denkwürdigkeiten über den

russisch-japanischen Krieg" vom Jahre 1908 niedergeschrieben hat, steht in vollem Einklang mit der Wiedergabe seiner mündlichen Äußerungen in Bezug auf die finnländische Frage, die wir in den Aufzeichnungen des Grafen Armfelt besitzen. Wenn Kuropatkin in seinen Schriften auf neue Rüstungen und Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes drängt, den Gegensatz mit England in Asien friedlich schlichten will, den Zugang zum Bosporus als Endziel Rußlands hinstellt und Finnland „mit Sanftmut, aber mit Nachdruck" verrussen will, so hat er in Begleitung Bobrikows und von zahlreichen Zeugen umgeben dem finnländischen Ministerstaatssekretär General Procopé und seinem Adjunkten Armfelt nach Angabe des letzteren den „neuen Kurs" in Finnland in eigener Person verkündet, indem er mit erhobener Stimme, mit zornigem Blick und mit dem Fuße stampfend ausrief: „Ich sage Ihnen, daß Seine Kaiserliche Majestät nunmehr kraft seines Herrscherwillens eine neue Ordnung einzuführen beschlossen hat!" (vgl. den russischen Originaltext bei Armfelt).

Wenn die Slawophoben spöttelnd behaupten, Kuropatkin habe nur für den Zaren geschrieben und sei kein Feldherr, sondern höchstens Staatsmann gewesen, so ist ihnen hierbei recht zu geben, denn als Militärschriftsteller und Mitglied russisch-finnländischer Komitees hat Kuropatkin die russische Armee vergrößern und die besonderen finnländischen Heeresbestände sprengen helfen, während seine unter Skobelew in Turkestan ausgebildete Feldherrnbegabung und seine strategischen Kenntnisse Asiens bei Mukden versagten. Mit seinem Hinweis darauf, daß 81 Prozent aller russischen Feldzüge für Rußland glücklich verlaufen sind, ist Kuropatkin unbedingt als einer der stärksten Hintermänner bei der Vorbereitung der finnländischen Militärvorlage und des Februarmanifestes von 1899 anzusehen, und wenn wir unter den russischen Machtpolitikern „Panasiaten" und „Panslavisten" unterscheiden, so zählt Kuropatkin eher zu den letzteren, zumal er in seinen Schriften und in einer Rede in Dorpat den Krieg gegen Japan später als „unpopulär" hinstellte, und die Slawophoben sein politisches Streben als gegen den Westen, gegen Deutschland, Österreich, Schweden, Finnland und die Türkei gerichtet empfinden.

An Hand der Aktenstücke des finnländischen Ministerstaatssekretariats in St. Petersburg ist nachgewiesen worden, daß der Zar auf Antrag Kuropatkins die Wahl Bobrikows zum Generalgouverneur für Finnland getroffen hatte. Der schlechte Klang, den dieser Name in Finnland besitzt, rührt von den Zielen und dem

Wirken Bobrikows her, über die er in seinem Bericht über die Verwaltung Finnlands an den Zaren ein umfangreiches Selbstbekenntnis ablegt. Von dem Grafen Armfelt, der, obwohl Finnländer, zu den höchsten russischen Kreisen die besten Beziehungen hatte, wird Bobrikow als „Vagabund" bezeichnet, während der Mann der objektiven Wissenschaft und des sachlich-historischen Denkens, der Vizekanzler Rein, den General Bobrikow mit einem „räuberischen Eindringling" in Finnland vergleicht, gegen den nackte Gewalt am Platze ist, und seinen Mörder, Eugen Schaumann, als Finnlands „Wilhelm Tell" verherrlicht und ihn zum Welthelden erhebt. Nach einer allerdings wenig glaubhaften Mitteilung des russischen Staatsrats Oerstroem an den überraschten Hjelt soll sich sogar Plehwe über die Ermordung Bobrikows gefreut haben; und nur wenige finnländische Patrioten, wie z. B. der Rechtsgelehrte Wrede, haben die Tat Schaumanns als politischen Gewaltakt entschieden mißbilligt. Andererseits wird von den russischen Nationalisten auf den „echt russischen Geist" hingewiesen, der unter Bobrikow in Finnland Wurzeln zu schlagen begann, aber durch die Schwäche seiner nächsten Nachfolger, Obolenski und Gerhard, zerstört worden sei. Im allgemeinen galt Bobrikow, der dem späteren berüchtigten Generalgouverneur Seyn in mancher Hinsicht als Lehrmeister gedient haben mag, in Finnland als eine kühne, wortreiche und verschlagene Persönlichkeit, die den Zaren Nikolaus II. völlig beherrschte, ihn gegen Finnland und die Finnländer aufhetzte und bald in hoher Gunst am Hofe stand, obwohl er durch seinen Mangel an Takt und Erziehung in den höchsten Kreisen als Parvenu betrachtet wurde.

Die Tätigkeit Bobrikows, über die ausführliches Material vorliegt, läßt erkennen, daß er in erster Linie bestrebt war, der russischen Sprache größere Verbreitung in Finnland zu verschaffen — „Die Sprache ist die geistige Fahne des Reiches" —; durch seine Initiative entstand die erste russische Zeitung in Finnland, und die inländische Presse wurde mit allem Nachdruck geknebelt. Ein starker Widerwille Bobrikows gegen die hohe Volksbildung in Finnland macht sich bei seinem Einschreiten gegen die volksbildende Tätigkeit finnländischer Studenten und in seinem Bestreben, die finnländische Universität zu verrussen, bemerkbar, worüber Hjelt ausführliche Berichte publiziert hat. Starkes Ärgernis rief in Finnland sein System der Spionage hervor, sowie der starke Zustrom russischer Händler und Gendarmen, ebenso die durch Bobrikow veranlaßte große Verschwendung von finnländischen Staatsmitteln. Graf

Armfelt bringt darüber dokumentarische Belege, indem er nachweist, daß Bobrikow nicht nur dem Zaren Nikolaus II. die Zustimmung zur Gewährung einer doppelten Besoldung aufoktroyierte, sondern sich sogar die Besoldung seines Adjunkten Schipow verschaffte und diesen zu einem willigen Werkzeug in seiner Hand herabdrückte. Als Losung diente Bobrikow volle Vereinheitlichung der russischen und finnländischen Verwaltung auf allen Gebieten, um die Rassenfeindschaft in der untrennbaren russischen Reichsfamilie zu beseitigen. Wegen dieses Programms zur Knebelung der finnländischen Autonomie und wegen seiner „kleinlichen Gewinnsucht", welch letztere russischerseits als Ausdruck des Geldbedarfs für Propaganda und politische Spionage gerechtfertigt werden mochte, läßt Armfelt das Attentat Schaumanns als „göttliche Nemesis" erscheinen.

Wenn Kuropatkin und Bobrikow einwandfrei die tatkräftigsten persönlichen Faktoren in dem beginnenden russischen Feldzug gegen die autonome Sonderstellung Finnlands waren, so lassen sich die Ansichten über die Rolle v. Plehwes in der finnländischen Frage nicht auf die gleiche Linie stellen. Als zuverlässiges Quellenmaterial in Bezug auf die Rolle Plehwes können neben der Briefpolemik zwischen Plehwe und dem englischen Journalisten William J. Stead die Aufzeichnungen des ehemaligen Rektors der Universität Helsingfors, Hjelt, und des Vizekanzlers Rein gelten, die beide in Angelegenheiten der finnländischen Universität mit Plehwe in engeren Konnex getreten waren, seitdem dieser als Nachfolger Procopés in St. Petersburg auch den Posten als Universitätskanzler zu bekleiden hatte. Sowohl Hjelt als Rein sind von parteipolitischen Vorurteilen im großen und ganzen freizusprechen, da sie sich selber nur in formeller Hinsicht als Anhänger der jungfinnischen Partei bezeichneten und beide stets bemüht waren, die politisch-historischen Fragen rein sachlich zu behandeln. Rein hat außerdem dem Wirken Plehwes ein besonderes Studium gewidmet und an der russischen Plehwe-Biographie Kritik geübt, sowie die Aufsätze Plehwes in der „Nouvelle Revue" einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Während Hjelt bei seinen zahlreichen Besuchen bei Plehwe in St. Petersburg im November 1899, im Dezember 1900, im März und November 1901 und später noch mehrmals bis kurz vor der Ermordung Plehwes im Juli 1904 von diesem den Eindruck eines pflichtgetreuen, korrekten russischen Beamten mit sich brachte, der den Finnländern und ihrer Universität von Anfang an keineswegs feindselig gegenüberstand, der aber über die Verhältnisse in Finnland,

zumal über die Sprachenverhältnisse teilweise schlecht orientiert und in dem Wahne befangen war, daß nur die Schweden in Finnland Opposition gegen die Maßnahmen der russischen Regierung trieben, und daß in Finnland eine geheime politische Verbindung unter Führung Mechelins existiere, kam Rein bei seinen vier Plehwe-Besuchen im November 1899 und Dezember 1900, sowie im November 1901 und im April 1902, davon zwei zusammen mit Hjelt, zu dem Ergebnis, daß Plehwe keineswegs an den Vergewaltigungsmaßregeln in Finnland unschuldig gewesen wäre, daß er aber im Grunde liberalen Reformen gerne entgegenkommen wollte, soweit sich diese mit den „Reichsinteressen" und den Prinzipien der autokratischen Staatsform vereinbaren ließen. Es handelte sich also nach Plehwes eigenen Worten um den heiklen Versuch, die „lokale Autonomie mit der Autokratie zu vereinigen" Die Äußerungen Plehwes an Hjelt und Rein sind jedoch nicht ohne Widersprüche, denn wenn Plehwe bei der einen Gelegenheit betont, er billige weder die Haltung der „Moskowskija Wjedomosti" in der finnländischen Frage, noch sei er ein Freund kräftiger Repressalien, so heißt es bei der nächsten Gelegenheit, daß in anderen Ländern, wie in dem von ihm als Vorbild gepriesenen zentralistisch regierten Frankreich, die Freiheitsrechte der Untertanen im Interesse der öffentlichen Ruhe und Sicherheit manchmal zeitweise aufgehoben werden mußten, und daß auch für finnländische Beamte die Worte Gambettas gälten: „Il faut se soumettre ou demettre!"

Dieselbe Doppelzüngigkeit bei Plehwe, die in den miteinander übereinstimmenden Aufzeichnungen Hjelts und Reins in die Augen springt, tritt auch in den Berichten Armfelts zutage, der eine längere, diskrete Unterredung mit Plehwe im Frühjahr 1900 hatte und ihn während seiner Amtstätigkeit in St. Petersburg später öfters sprechen konnte. Armfelt gegenüber soll Plehwe geäußert haben, niemand in Rußland denke daran, die finnländische Autonomie zu vernichten; später soll er Bobrikow geradezu als einen Schädling bezeichnet haben, während er andererseits das Vorgehen der Kosaken gegen die Bürger bei den Straßenkrawallen in Helsingfors als berechtigt ansah. Bei alledem glauben sowohl Hjelt und Rein wie Graf Armfelt an die Redlichkeit Plehwes, der in vielen Fragen eine „zögernde Haltung" eingenommen habe und gern Entgegenkommen zeigen wolle, so lange wenigstens, bis er, nach den Worten Armfelts, in dem Zweikampf mit Bobrikow den kürzeren gezogen hatte. Dieser Auffassung stimmen noch viele Politiker in Finnland, wie Senator

Mechelin und Kasten Antell, bei, die Rein gegenüber den Glauben vertraten, Plehwe wolle wenigstens hören, obwohl er bezüglich der Opposition in Finnland und der Rolle der Schweden falsche Vorstellungen und Vorurteile hegte.

Ein weit schärferes Urteil über Plehwe wird von V. M. v. Born abgegeben, der als Abgeordneter des aufgelösten finnländischen Landtags zusammen mit Professor Otto Donner Plehwe im Juni 1900 in seiner Wohnung in St. Petersburg besuchte, um ihm wegen des „Sprachenmanifestes" vom 20. Juni 1900 ein von 79 Abgeordneten des Landtags unterzeichnetes Schreiben zu überbringen. Born, der hierüber einen in historischen Werken häufig genannten Bericht veröffentlicht hat, war gezwungen, jenen „Weltmann mit dem blassen Gesicht" mit seinen Augen zu durchbohren, um ihn von einer Unterbrechung seiner Ansprache abzuhalten und ihn zur Annahme des Schreibens zu bewegen. Auch der Schwager Borns, der Staatsrat und spätere finnländische Gesandte in Stockholm Alexis Gripenberg, scheint Plehwe als viel gefährlicher für die finnländische Autonomie anzusehen, als es die Vorgenannten taten, indem er auf die Beziehungen Plehwes zur „dritten Abteilung", der geheimen russischen Polizei, zur „Ochrana", hinweist und ihn daher geradezu als einen „Schurken" bezeichnet.

Daß Plehwe, dem ostpreußischen Adel entsprungen, in dem bunt gemischten Warschau aufgewachsen und als Untersuchungsrichter in den Nihilistenprozessen aus den Räumen des Polizeidepartements auf den Sockel der Weltberühmtheit emporgestiegen, tatsächlich eine schöpferische politische Kraft in Rußland und ein Staatsmann von Charakter gewesen ist, mag bei alledem zweifelhaft erscheinen. Die russischen Revolutionäre, welche die Bombe gegen ihn warfen, mochten in ihm die Seele des verhaßten Systems erblickt haben. In Finnland wird sein staatsmännisches Genie indessen im allgemeinen geleugnet; und er hat selber die Verantwortung für die finnländische Politik Bobrikow auferlegt. Wie viele seiner Kollegen, z. B. der Minister v. Giers, die eine ähnliche Vergangenheit wie er besaßen, ist Plehwe zweifellos ein treuer Diener des Zaren und mit dem bestehenden System eng verwachsen gewesen, dessen Bedeutung er in den Worten zum Ausdruck brachte: „Salus reipublicae summa lex!"

Zuletzt ist noch der Tätigkeit des russischen Generalleutnants Borodkin, der mütterlicherseits aus Finnland stammte und die Sprachen des Landes kannte, eine kurze Aufmerksamkeit zu schenken.

Er hat sozusagen sein ganzes Leben der russischen Finnlandpolitik gewidmet, indem er über 20 Bände über die finnländische Frage verfaßte und besonders bestrebt war, gegen die im Ausland meist vorherrschende und von ihm als „tendenziös" verurteilte Meinung in dieser Frage zu agitieren. Für Borodkin hatte die finnländische Frage eine recht einfache Lösung gefunden in der Erwägung, daß die russische Hauptstadt nur durch die völlige Beherrschung Finnlands durch Rußland gesichert wäre; und unter dem Decknamen „Abow" hatte er in diesem Sinne in der „Nowoje Wremja" gegen Finnland geschrieben. Wenn Borodkin auch nicht direkt in Finnland wirkte, so hatte er nach den vorliegenden Aufzeichnungen unter den Offizieren des Generalstabes doch eine eifrige Propaganda gegen die Autonomie des Großfürstentums getrieben, die nach Finnland reisenden Russen über die finnländische Frage in seinem Sinne aufgeklärt und als Wortführer des Finnland-Ausschusses des „Slawischen Wohlfahrtskomitees" und Mitglied russisch-finnländischer Komitees im Bunde mit Sergejewski den russischen Standpunkt mit Nachdruck verfochten und die finnländischen Gesetze seinen Landsleuten nach seiner Auffassung interpretiert.

Die propagandistische Tätigkeit Borodkins und vieler seiner Kollegen und Gesinnungsgenossen, die nicht direkt an den Russifizierungsmaßregeln in Finnland beteiligt waren, aber an der Presse und öffentlichen Meinung in Rußland einen festen Rückhalt besaßen, lassen die später von einer russischen Fürstin an den finnländischen Doktor Törngren geäußerten Worte, daß niemand in Rußland das Vorgehen der Regierung Finnland gegenüber gebilligt habe, zum mindesten als sehr naiv erscheinen. Eher mochten die Worte des älteren Grafen Alexander Armfelt ihre Berechtigung gefunden haben, daß Finnland an jenem Tage eine der festesten Stützen seiner Autonomie verlieren würde, an dem die konstitutionelle Staatsform in Rußland Eingang gefunden hätte und der ausschlaggebende Wille des Monarchen aus der Staatskunst ausgeschaltet würde.

Neue Wege politischer Schulung und Disziplin

Eine Skizze

Von Wilhelm Rosenberger

Mindestens seit der Revolution herrscht auch in Deutschland der Glaube, daß Entscheidungen im sozialen, vor allem aber im politischen Leben nur durch Mehrheitsbeschlüsse sanktioniert werden können. Das ist die sogenannte Souveränität des Volkes, die sich in Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften und den Abstimmungen der so gewählten Vertreter äußert, und so setzt es sich fort in allen Gliederungen des sozialen Lebens von den größten Organisationen bis zu den kleinsten Vereinen. Demjenigen, der die Vorzüglichkeit und Selbstverständlichkeit, die Heiligkeit des Systems anzweifelt, wird entgegengehalten, daß es eine andere Art der Ordnung menschlichen Zusammenlebens nicht gäbe. Es bliebe sonst nur, so meint man, die Anarchie oder die Diktatur, der Absolutismus, sei es eines legitimen Monarchen, sei es eines emporgekommenen Gewaltherrschers.

Die zahlreichen aristokratischen Systeme der Staatengeschichte waren schon in dem offiziellen Geschichtsunterricht vor dem Kriege zu einer blassen Erinnerung geworden und mit dem Stempel des Ausnahmezustandes versehen. Daß vor allem auch die Frühzeit germanischer Geschichte von einer aristokratisch geordneten Oberschicht getragen worden ist, wurde verschleiert durch die Betonung der Gleichberechtigung der Bevorrechtigten, die man als Demokratie ausgab. Die aristokratische Bestimmtheit der mittelalterlichen Staatenordnung, gerade auch in Deutschland, wurde verdeckt durch rahmenlose Herausstellung der großen Kaisergestalten, oder sie wurde als Beleg für die Unbrauchbarkeit einer solchen Ordnung dargestellt, wenn es sich um die kraftlosen Zeitabschnitte der deutschen mittelalterlichen Geschichte handelte.

So ist Kenntnis und Gewöhnung aristokratischer Führung aus dem öffentlichen Bewußtsein der Nation verschwunden; und die herrschende Meinung hält auch den größten Teil der sogenannten Rechten, vor allem in den parlamentarischen Parteien, in dem Glauben, daß eine andere, als die demokratische Ordnung des öffentlichen Lebens auf Menschenalter hinaus unmöglich sei.

Man bekämpft deshalb auch mit so leidenschaftlicher Erbitterung alle Ansätze eines anderen Systems, sei es den Faschismus in Italien, sei es die Diktatur des Proletariats in Rußland, die ja in Wirklichkeit auch eine Herrschaft der Wenigen ist, wenngleich ihnen der Ehrentitel der „Aristoi" nicht zuerkannt werden kann. In den größeren Verbänden der nationalen Bewegung in Deutschland taucht hier und da schüchtern die Meinung auf, daß man — etwa mit dem Stahlhelm oder mit dem Nationalsozialismus — nicht eigentlich die offiziell proklamierte Volksgemeinschaft erstrebe, sondern daß man bei einer Verwirklichung der eigenen politischen Ziele zu einer Beschränkung der politischen Rechte auf die eigenen Anhänger kommen werde. Ja wir lasen neulich sogar einmal das Wort Aristokratie in diesem Zusammenhang bei einem Nationalsozialisten.

Für den politischen Menschen liegt allerdings die eigentliche Frage, der Reiz des Handelns und Beobachtens, nicht in diesen Möglichkeiten aristokratischer Neubildung. Denn es handelt sich dabei immer noch um Massen, die als tragende Schicht organisatorisch gesammelt, gehalten und betreut werden können. Das wirklich politische Problem, die Kunst der Menschenführung, beginnt erst in der Schicht der Persönlichkeiten, d. h. der mit eigenem Wollen und mehr oder weniger umfassendem Gestaltungsdrang Begabten. Diese Menschen, die nicht organisatorisch geleitet und nutzbar gemacht werden können, sondern dauernd persönliche Beobachtung, Ansprache und Auseinandersetzung verlangen, — sie sind die Gruppe, deren Sammlung, Durchbildung, gegenseitige Einspielung und, schließlich, deren praktischer Einsatz an den entscheidenden Stellen politischen Lebens die Voraussetzung aristokratischer Führung und — auf die Dauer gesehen — Staatsordnung ist.

Da wir glauben, daß das augenblickliche deutsche System der parlamentarischen Demokratie den nationalen Belangen nicht gerecht werden kann und wir eine Restauration weder für möglich, noch vor allem für ein Mittel der dauerhaften Neuordnung halten, so widmen wir diese Betrachtung der Frage, ob es in Deutschland Ansätze zur Bildung einer politischen Schicht im aristokratischem Sinne gibt und wie diese weiterentwickelt werden können.

*

Demjenigen, der deutsche Verhältnisse vor dem Kriege gekannt hat, fällt als erstes Zeichen neuer Formen auf, daß, vor allem in der

jüngeren Generation, eine starke Neigung zu politischem Austausch in elastischerem Rahmen vorherrscht. Die Gewandtesten und Lebendigsten unter ihnen beschränken sich nicht auf einen Bund, einen Verein, oder gar eine Partei, sondern sie suchen Anregung und Information an vielen Stellen und bevorzugen, wenn sie selbst zu Gruppenbildungen schreiten, die gesellschaftlich lockere Form des Klubs. Die Zahl der politischen Klubs und entsprechender Gruppen ohne festen organisatorischen Rahmen ist in den großen Städten und überall im Lande recht erheblich. Daneben sind in den zahllosen Organisationen der nationalen Bewegung, von den Jugendbünden über die Wehrverbände bis zu den wirtschaftlichen und Berufsorganisationen, zahlreiche einzelne, die, ohne die Bindung ihres engeren Kreises aufzugeben, sich über die größeren Zusammenhänge zu unterrichten versuchen und mit dem einen oder anderen politischen Zentrum Fühlung halten. Das alles ist in den zehn Jahren seit dem Kriege von starker pädagogischer Wirkung gewesen. Schulungs-Tagungen und -Wochen sind geradezu Mode geworden. Auch die literarische Produktion auf politischem Gebiete ist im Vergleich zur Vorkriegszeit ungeheuer gewachsen, und wir sehen begabte und eifrige Jugend, die sich auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, aber auch des außenpolitischen Lebens zu informieren versucht, auf zahllosen Fahrten und Reisen. Es wimmelt in Deutschland von Fäden, die von den Einzelnen und Gruppen quer durch alle Organisationen und Sachbereiche gesponnen werden.

Zwei Gefahren bleiben allerdings bestehen: erstens, daß in diesem Durcheinander von persönlichen und sachlichen Bestrebungen kein Kristallisationspunkt vorhanden ist, kein Kern entsteht, daß die richtunggebenden und ordnenden Kräfte nicht stark genug sind; und die zweite Gefahr, daß trotz aller Aufgeschlossenheit und Voraussetzungslosigkeit der Kriegs- und Nachkriegsgeneration der alte deutsche Drang zur Eigenbrödelei oder zum Gruppenwesen den Kampf der Richtungen und Weltanschauungen untereinander entfesselt, statt daß das Ringen miteinander zum gemeinsamen Einsatz gegen die inneren Widerstände und schließlich nach außen führt.

Vielleicht kommt man dem, was eine politische Führerschicht an ordnenden Sätzen braucht, am besten näher, wenn man zunächst von den hemmenden Eigenschaften ausgeht. Die neu-deutsche Führersehnsucht hat dazu geführt, daß jede Gruppe ihren Führer für d e n Führer hält. Die Gläubigkeit verführt dazu, alle guten Eigenschaften und alle Kräfte in diesem Führer vereinigt sehen zu wollen, seine

Mängel und Schwächen nicht zu sehen. Die Folge ist einerseits, daß alle führenden Persönlichkeiten außerhalb der eigenen Gruppe ebenso verzerrt nach der negativen Seite gesehen werden, und daß andererseits jede ernstliche Enttäuschung an dem eigenen Führer zu einer Palastrevolution führt. Aristokratische Haltung würde es sein, zu wissen, daß jeder Mensch, also auch jeder Führer, Fähigkeiten und Mängel hat, und daß es nicht darauf ankommt, die einen oder anderen absolut zu nehmen, sondern die positiven Seiten auszuwerten und die schwachen Seiten mit Ergänzung durch andere Menschen zu mildern. Grundzug aristokratischer Bindung ist ja eben das Gruppenhafte. Nicht ein Einzelner bringt die Gesamtleistung zustande — das wird im Leben eines Volkes nur dem Genius gelingen, der alle hundert Jahre einmal geschenkt wird —, sondern die Gruppe der Talente ist es, die in gegenseitiger kluger Ergänzung die notwendige Gesamtleistung hervorbringt. Dazu gehört vor allem die gegenseitige offene Kritik (die allerdings die positiven Fähigkeiten dem anderen ebenso klarmachen müßte, wie seine Schwächen) und das Bemühen um Selbsterkenntnis: Erkenntnis der Grenzen des eigenen Könnens und Selbstbewußtsein, gestützt auf den geprüften Wert der eigenen Fähigkeiten.

Ein zweiter Zug gegenwärtigen deutschen Wesens, der wohl insbesondere preußisch bedingt ist, neigt dazu, die straffe Gliederung, eine äußerlich erkennbare Stufung zu verlangen. An die bürokratische und militärische Hierarchie gewöhnt, kann man sich ein freiwilliges und sozusagen unausgesprochen bleibendes Rang- und Abstandsverhältnis nicht mehr denken. Die grundsätzliche „Parität" ist aber innerhalb eines aristokratischen Kreises sicher eine weitere Grundvoraussetzung. Unter Freien gehört die aufrechte Selbstverständlichkeit zum Stil, dessen Verletzung — sowohl durch aufdringliche Unterwürfigkeit, wie durch Mangel an Achtung und Abstand — aus dem Kreise der Freien und Gleichen ausscheidet. Wir müssen lernen, zwischen den verschiedenen Notwendigkeiten der verschiedenen politischen Grade zu unterscheiden: so gut und notwendig straffe Gliederung und Stufung für Truppe und Beamtentum, wie für jede Gefolgschaft sind, so wenig kommen sie als äußere Ordnung für die eigentlich führende Schicht in Frage. In ihr gelten andere Tugenden, als: Gehorsam, Selbstverleugnung und Einordnungsfähigkeit. In dieser oberen Region sind Wagnis und Verantwortung oberstes Gebot. Hier herrscht wie in der Natur eine dünne Luft, die dem Schwachen gefährlich werden kann. Daraus

darf aber nicht die Folgerung gezogen werden, daß die Atmosphäre geändert werden müßte: wer sie nicht verträgt, muß sie verlassen.

Eine dritte Schwäche deutschen Wesens ist — wiederum nur für die politische Führerschicht — die Neigung zur Sachlichkeit und Gründlichkeit, zur Systematik. Man verlangt für die Arbeit der Gruppen und der einzelnen einen wohlvorbereiteten, bis ins einzelne entworfenen Plan der Arbeit und weiß nichts von Wert und Notwendigkeit der freien, scheinbar zufälligen, unzusammenhängenden und der Augenblickslage entsprungenen Teilhandlung. Das Wissen von der Bedeutung des gesellschaftlichen Spiels, des scheinbar nur spielenden Umgangs in Gesprächen mit Männern und Frauen wird in der Vorstellung solcher Menschen auf die Kreise der Diplomatie beschränkt. Die Politik ist ihnen Handwerk, Technik und bestenfalls Generalstabsarbeit, während sie dem aristokratischen Bewußtsein Kunst oder Spiel und freies schöpferisches Wollen ist.

*

Nach diesen mehr negativ abgrenzenden Gegenüberstellungen herrschender politischer Methode mit den Erfordernissen und Gegebenheiten aristokratischer Formung seien noch einige positive Merkmale der in Bildung begriffenen politischen Schicht in Deutschland genannt.

Eine auffallende Unterscheidung gegenüber der Vorkriegszeit ist zum Beispiel, daß die persönlichen Beziehungen sehr viel zahlreicher und verzweigter sind, sehr viel weiter reichen, als das früher üblich war. Man kann wohl sagen, daß in der jüngeren Generation jeder, der auf irgend eine führende Stellung Anspruch macht, jeden anderen Unterführer, auch im Ziele ganz anders gerichteter Kreise kennt: die Publizität des jugendlichen Lebens ist ja viel größer geworden, die literarische und rhetorische Übung sehr viel weiter verbreitet. Den Führern in der Jugendbewegung war es in ihrem Ausdehnungsdrang auch ganz selbstverständlich, daß sie Beziehungen zu entsprechenden Kreisen des Auslandes aufnahmen. Sie haben sich damit im Laufe der Jahre Kenntnisse und Beziehungen geschaffen, die für spätere außenpolitische Arbeit nützlicher sein können, als die Ausbildung manches offiziellen Diplomaten. (Damit soll den gruppenweisen Fahrten der Jugendbewegung ins Ausland, die oft sehr wahllos und ohne politische Überlegung ausgeführt werden, nicht das Wort geredet

werden.) Bei dieser Einstellung liegt es nahe, daß man seinen Verkehrskreis, vor allem den sachlich-männlichen, nicht zu eng begrenzt. Bei aller inneren Exklusivität begegnet man den Fremden ohne Mißtrauen und verlangt keine „Referenzen", sondern verläßt sich auf den unmittelbaren Eindruck.

In dieser Schicht weiß man bei aller Schätzung der Leistung sehr wohl, daß die Sicherung auch politischer Gruppen in den Charakteren liegt, daß das Sein der Menschen wichtig ist wie ihr Tun. „Freie Bahn dem Tüchtigen!" war nicht umsonst offizielle Parole geworden in dem Augenblick, in dem die deutsche Demokratie siegte. Gerade in einem Kreise von Gleichen und Freien wird die Leistung neidloser anerkannt, und die Leistenden kommen zur Führung aus gemeinsamer Bejahung der sachlichen Notwendigkeiten. Dabei ist manches erleichtert dadurch, daß die Führung nicht durch äußeren Anspruch und Rang betont wird. In diesen Kreisen ist es auch selbstverständlich, daß der Aufstieg in die Führung im allgemeinen das Werk von Generationen ist. Das Erbe, das oft schon in Namen und Besitz angedeutet ist, wird von Geschlechtern gesammelt, und nur genialische Ausnahmen schaffen den Aufstieg im Laufe eines kurzen Menschenlebens.

Noch ein Drittes ist damit verbunden: diese Menschen, die die Kette der Geschlechter und die Verpflichtung des Erbes bejahen, sind meist auch landschaftlich und stammesmäßig gebunden. Sie kennen die Vielgestaltigkeit Deutschlands und achten sie. Sie haben nicht den Ehrgeiz, von einer Zentrale aus das deutsche Leben zu regeln und zu regieren. Ihr Ideal ist das Zusammenspielen der führenden Kräfte in allen Landschaften unter der Führung derjenigen Persönlichkeiten, die durch Sein und Leistung die beste Gewähr für eine deutsche Lösung verbürgen. (Darum scheint ihnen auch eine konstruktive Lösung der Reichsreform nicht so wichtig: die wirkliche Neugliederung des Reiches kann nur in einem großen Aufbruch sich vollziehen, bei dem sich zeigen wird, wie weit die Wirkung der einzelnen stammesmäßigen Gruppen reicht, wie sich ihr Einflußgebiet gegeneinander abgrenzt.)

Die auf diesem Wege erstrebte und angebahnte Bildung des Dritten Reiches wird eine ungeschriebene Verfassung haben und ihre Führung wird zunächst unsichtbar sein.

*

Die Voraussetzung zu alledem ist eine große, geistige Einheitlichkeit, die man in Deutschland nach dem Kriege nicht voraussetzen durfte, aber die wohl schon seit Beginn des Jahrhunderts sich anbahnte. In dem Jahrzehnt seitdem ist an dieser geistigen Umschmelzung von unzähligen Kräften gearbeitet worden. Ihre Vollendung ist die Voraussetzung erfolgreichen und dauerhaften Handelns der Aristokratie, von der wir sprechen.

*

Die Zeichnung der Ansätze und Möglichkeiten, die wir mit diesem Aufsatz versucht haben, ist nicht eine gedankliche Konstruktion. Sie ist nicht nur das Ideal der jüngeren Generation oder einzelner Menschen in Deutschland, sondern sie ist in vielen Kreisen, deren Verbindung untereinander lose und voll Spannung sein mag, im Werden. Es gilt sie zu üben, ihre Methoden zu verbessern und sie auf die ganze Schicht derer auszubreiten, die als ihre Träger in Frage kommen.

Groß-Riga

Von Heinz Pirang

(Schluß [1])

Der „Wunschplan" für die Stadterweiterung gibt das Zukunftsbild in groben Umrissen, ohne Einzelheiten und nur andeutungsweise in kleinem Maßstab. Seine Herstellung ist verhältnismäßig einfach, denn im Grunde genommen bestehen für ihn keine technischen Schwierigkeiten. Diese treten erst bei der weiteren Durchgestaltung auf.

Im graphischen Bild eines Stadtplans lassen sich zwei Hauptelemente des Aufbaus einer Stadt erkennen: die Straßen und die von diesen umschlossenen Bodenflächen. Ähnlich wie bei einem Netz gibt es Fäden und Maschen, die hier jedoch sehr verschiedene Größen und Formen haben.

Diese Fäden und Maschen im Stadtplan stehen zueinander in Wechselbeziehung. Bei der genaueren Durcharbeitung müssen die Straßen und Flächen der Aufteilung daher gleichzeitig ermittelt und festgelegt werden, wenn auch zunächst getrennt und nur in allgemeinen Zügen. Dieses erfolgt im sog. „Verkehrsplan" und im „Flächennutzungsplan" Bei diesen Plantypen, die ihrem

[1]) Vgl. oben Seite 313 (1928, Heft 6).

Wesen nach ebenfalls einen generellen Charakter tragen und noch nichts Endgültiges darstellen, kommt es vor allem darauf an, eine möglichst organische Verbindung zwischen dem bereits bestehenden Stadtgebilde und dem im Wunschplan angedeuteten Zukunftsgebilde herbeizuführen. Hier entstehen nun die Schwierigkeiten für den Städtebauer, dessen Aufgabe es ist, den „Verkehrsplan" und den „Flächennutzungsplan" zu einer in sich harmonisch abgeschlossenen, formgerechten und zweckgerechten, künstlerischen Einheit zusammenzukomponieren, d. h. die städtebauliche Gestaltung des „Generalbebauungsplans" zu schaffen.

Damit sind die wesentlichen Etappen im Arbeitsbereich eines modernen Städtebauers gekennzeichnet. Aus dem „Wunschplan" gehen hervor der „Verkehrsplan" und der „Flächennutzungsplan", aus denen schließlich der „Generalbebauungsplan" entsteht. Dem Sinne nach bedeutet diese Gliederung mit anderen Worten: Programmaufstellung, Analyse und Synthese.

Im Rigaschen Städtebau-Büro sind die Vorarbeiten, wie oben dargelegt wurde, bereits vor einigen Jahren in Angriff genommen worden. Eine reinliche Scheidung der Arbeitsetappen nach Art der oben erwähnten Dreigliederung konnte aus praktischen Gründen indes nicht eingehalten werden. Teils lag das an Organisationsmängeln, teils an der Unzulänglichkeit des kartographischen Ausgangsmaterials. Solange die einheitliche Vermessung des erweiterten Stadtgebiets fehlt, müssen wir uns mit einem sehr verschiedenwertigen Planmaterial begnügen. Neben städtischen Vermessungen sind wir gezwungen russische, bezw. deutsche Generalstabskarten als Unterlage zu benutzen. Das erschwert natürlich die Arbeit außerordentlich.

Wie in Riga, so steht es in Bezug auf die Bebauungspläne ähnlich in allen anderen Städten Lettlands. Die Arbeit geht zu langsam vonstatten. Die zunehmende Bautätigkeit wird gehemmt. Nun hat die Regierung im Juni dieses Jahres verfügt, daß alle Städte bis zum April 1929 mit ihren Bebauungsplänen fertig zu sein hätten! Nach Berechnungen von autoritativer Seite würde das die sofortige Anweisung von etwa $1^1/_2$ Mill. Lat und die Einstellung von ungefähr 1000 außeretatmäßigen Landmessern für alle Städte zusammen erfordern! Ferner würde es bei uns im Lande an den nötigen, fachmännisch vorgebildeten und erfahrenen Städtebau-Architekten mangeln, die diese Riesenarbeit zu leisten imstande wären. Der Ukas ist also unausführbar.

Bis zum Generalbebauungsplan für Groß-Riga hat es noch gute Weile. Zunächst beschäftigt uns der Verkehrsplan und der Flächennutzungsplan, die beide mit schwer zu lösenden Problemen eng verknüpft sind. Von einer allseitigen Erörterung dieser umfangreichen und sehr verwickelten Materie kann hier füglich nicht die Rede sein. Wir wollen uns auf einige besonders aktuelle Einzelheiten städtebaulicher Planprobleme beschränken.

Ehe unser städtisches Straßennetz in seinem näheren Ausbau im Verkehrsplan festgelegt wird, muß das Eisenbahnliniennetz im Einvernehmen mit der zuständigen Behörde klargestellt sein. Hier spielen verkehrstechnische, handelspolitische und strategische Erwägungen eine gewichtige Rolle. Die geopolitisch bedingte Lage Rigas an der west-östlichen Scheidegrenze erschwert die Gestaltung des Eisenbahnknotenpunktes sehr erheblich durch die gebotene Berücksichtigung der zwei verschiedenen Spurweiten auf den Bahnen Deutschlands und Rußlands. In Riga muß die Vermittlung erfolgen, sowohl in Bezug auf den Personenverkehr, wie auch den Güterverkehr. Ferner sind in das Eisenbahnnetz die vielen neuprojektierten Schmalspurbahnen unseres Landes sachgemäß einzufügen. Für die einer Großstadt entsprechenden Bahnhöfe für Fernverkehr, Nahverkehr und Vorortverkehr müssen die geeigneten Punkte ausgesucht werden, ebenso für die Güterbahnhöfe, die Umladebahnhöfe und die Abstellbahnhöfe. Das gesamte Eisenbahnverkehrsnetz muß in geeigneter Weise mit dem in Zukunft zu erweiternden Wasserverkehrsnetz, mit den Hafenanlagen in Verbindung gebracht werden usw.

Rigas Hauptpersonenbahnhof wird eine Durchgangsstation sein und nicht eine Kopfstation. Alle nach Osten laufenden Züge werden etwa bei Solitüde ihre Fahrt beginnen, und alle Züge nach Berlin und dem übrigen Westen etwa bei der Station Jägel. In den dichter bebauten Stadtteilen wird das Bahngleis hochzulegen sein. So werden u. a. in Zukunft die Stationen Sassenhof, Alexanderhalt und Nordeckshof Hochbahnsteige erhalten, damit der Straßendurchgangsverkehr nicht durch die niedrig gelegenen Bahndämme behindert wird.

Das Güterverkehrsnetz der Eisenbahnen muß sowohl auf das ausgedehnte Hinterland, wie auch auf die Häfen und die Industriebezirke innerhalb der Stadt Rücksicht nehmen. Eine im Osten und im Westen der Stadt anzulegende Güterumgehungsbahn wird, den Erfordernissen des zukünftig vermutlich anwachsenden Transitverkehrs

Rechnung tragend, so angeordnet werden müssen, daß sie den Ortsverkehr möglichst wenig belästigt. Neue Gleisanlagen und Stationen erfordern die projektierten Eisenbahnen Riga—Zarnikau—Lemsal auf dem rechten und Riga—Baldohn—Bauske auf dem linken Dünaufer.

Mit der geplanten Anlage eines großen Industriehafens im Gelände der Spilwe und eines modernen Handelshafens im Mühlgrabener Gebiet erfährt der Seeverkehr eine grundlegende Umgestaltung, zugleich wird dadurch auch natürlich das Eisenbahnnetz stark beeinflußt.

Ist die Frage der Bahnlinienführung in der Hauptsache geklärt, sind die Plätze für die verschiedenen Stationen ermittelt, dann erst kann eine systematische Ausgestaltung des Straßenverkehrsnetzes vorgenommen werden. In einer Großstadt unterscheiden wir Radial- oder Ausfallstraßen einerseits und Peripherie- oder Ringstraßen andererseits. Im Stadtplan Rigas sind Ausfallstraßen bereits seit altersher in charakteristischer Ausprägung zu erkennen. Rechts der Düna: der Weidendamm, die Freiheitsstraße, ehemals Alexanderstraße, die Rumpenhöffsche Straße und die Moskauer Straße, links: die Bauskesche Straße, die Mitauer Chaussee, die Kalnzeemsche, Schlockssche und Dünamündsche Straße. Obgleich diese genannten Straßen ihrer Richtung und ihrer Funktion nach echte Ausfallstraßen sind, entsprechen sie jedoch in ihren Breitenmaßen den modernen Verkehrsansprüchen keineswegs. Daher sind entweder Verbreiterungen durch Beschneidung der Anlieger erforderlich, oder aber, wo solches möglich ist, sucht man neue Straßenzüge in weniger dicht bebauten Stadtteilen anzulegen. Als Beispiel wäre hierfür die Ausfallstraße an den Strand zu nennen, eine außerordentlich dringliche Neuanlage. Die Schlockssche Straße wird bis zur Goldinger Straße entsprechend verbreitert, dann aber über die Ecke des jetzigen Botanischen Gartens hinweg in die Annenhöffsche Straße übergeleitet, in deren Verlauf sie bis an die Strandbahn geht und von dort aus wieder auf die Richtung Schlockssche Straße einmündet.

Die Peripheriestraßen Rigas sind nur mangelhaft ausgebildet und erfordern größere Eingriffe in den Bestand bebauter Grundstückkomplexe auf beiden Stadthälften rechts und links der Düna.

Ebenso wie die genannten Hauptverkehrsstraßen bedürfen auch die Nebenstraßen vielfacher Korrekturen. Um diese nach einheitlichen Gesichtspunkten und systematisch durchzuführen, wird ein allgemeiner

Straßenregulierungsplan aufgestellt. Solche Regulierungen hat die Stadt schon in früheren Jahrzehnten vornehmen, hat viel enteignen und dementsprechend zahlen müssen. Wir werden heutzutage aus verkehrstechnischen Gründen größere Ansprüche zu stellen und die Straßen bedeutend breiter anzulegen haben. Vor allen Dingen wegen des Autoverkehrs. Das Auto hat dem modernen Städtebau völlig neue Wege gewiesen. Wir kommen mit den vorhandenen Straßen nicht mehr überall durch, auch wenn man sie breiter macht. So z. B. wird der gesteigerte Autoverkehr an den Strand ohne Frage nicht bewältigt werden können, wenn wir keine Autoschnellverkehrsstraße schaffen. Eine solche ist im Verkehrsplan vorgesehen und wird, vom Brückenkopf der einstmals zu erbauenden Waldemar-Brücke ausgehend, über Schwartzenhof—Nordeckshof als Hochstraße hinüberführend, via Pupe an den Strand geleitet werden.

Bei zunehmender Besiedlung beider Stadthälften rechts und links der Düna wird es nötig werden, eine bessere Verbindung zwischen Stadt und Transdüna anzuordnen. In absehbarer Zeit wird die Waldemar-Brücke zu erbauen sein. Zwischen dem Schloß und dem Zollrayon wird sie beginnen und über Klüversholm auf die Richtung Schwalbenstraße zugeführt werden müssen. Die Schwalbenstraße wird verbreitert und durch eine Regulieruug in die Achse der großen Transversal-Ausfallstraße nach Kalnzeem verlegt werden. Eine andere feste Dünabrücke wird sodann die Südseite der Moskauer Vorstadt mit Bienenhof zu verbinden haben.

Beide neuen Brücken werden eine günstigere Ausgestaltung des zukünftigen Tramliniennetzes ermöglichen. Je weiter sich die Stadt nach aueßn hin entwickelt, um so mehr wird das reine Radialverkehrs-Schema zugunsten mehrerer geeigneter Querverbindungslinien einzuschränken sein. Für die Waldemar-Brücke kommt eventuell ein Schnelltram an den Strand in Betracht, der über Annenhof geführt werden dürfte.

Mit diesen kurzen Hinweisen auf einige der wichtigeren Fragen unserer zukünftigen Verkehrsgestaltung wollen wir uns hier begnügen. Es ist selbstverständlich, daß angesichts dieser Fülle von Problemen, Projekten und Wünschen die Aufstellung eines reifen Verkehrsplans für Groß-Riga nicht im Handumdrehen erfolgen kann.

Genau dasselbe gilt nun ebenfalls für den Flächennutzungsplan. Auch hier häufen sich die Schwierigkeiten bei jedem Schritt ins Ungemessene.

Das zukünftige Groß-Riga wird eine Fläche von etwa 20,000 ha einnehmen. Nach welchen Gesichtspunkten ist dieses Riesenareal städtebaulich zu gestalten? Wir unterscheiden im modernen Stadtplan folgende Flächenelemente: City, Geschäftsviertel, Wohnviertel und Industrieviertel. Dazu kommen Parks, Grünflächen, Dauerwald, Sportplätze und das erforderliche Land für Straßen und öffentliche Plätze. Es versteht sich von selbst, daß dieses gewaltige Gebilde einer Zukunftsstadt von 1½ Millionen nicht bis in die letzten Einzelheiten schon heute auf dem Papier festgelegt werden kann. Unsere Aufgabe besteht lediglich darin, in groben Konturen das Gesamtgebiet so zu gliedern, daß ein möglichst günstiger Ablauf des Lebensprozesses dieses menschlichen Sammel-Organismus so weit gewährleistet scheint, wie es den höchsten Anforderungen unserer Jetztzeit entsprechen würde. Was heute so oder so bestimmt und erstrebt wird, erfolgt im Hinblick auf das Wohl kommender Generationen. Städtebau ist Baukunst auf weite Sicht.

Im Vordergrund des Interesses neuzeitlicher Städtebaupolitik steht das Wohnproblem. Dieses ist gegenwärtig eine Frage der breitesten Öffentlichkeit und das wichtigste Kapitel im Bereich des sozialen Gedankens. Schon vor dem Kriege gab es ein Wohnungselend für die überwiegende Mehrheit der großstädtischen „unteren Hunderttausend" Zu einem Wohnungselend trat in der Nachkriegszeit die Wohnungsnot hinzu, die mit grausamer Härte auch in das Lebensgefüge der Wohlhabenden zerrüttend eingriff. Vorübergehend steigerte sich die Wohnungsnot zur Wohnungskrisis. Jede Großstadt wurde zwangläufig zu Abwehrmaßnahmen veranlaßt und suchte zunächst mit Notbehelfen durchzukommen.

Ein solcher Notbehelf ist u. a. auch die Erbauung von Mietkasernen mit Kleinwohnungen, wie sie bei uns errichtet wurden. Den Forderungen des modernen Städtebaus widerspricht solches durchaus. Wir streben zur Auflockerung im Siedlungswesen, nicht zur Verdichtung. Daher die Forderung nach weiträumiger Bebauung, nach niedrigen Häusern, der Zug zum Wohnen im Grün, in Licht und Luft. Im städtebaulichen Nutzungsplan sind die für Siedlungszwecke geeigneten Baugelände zu geschlossenen Komplexen zusammenzuhalten und mit guten Verkehrsmitteln zu versehen. In dieser Beziehung ist unsere Stadt sehr begünstigt. Beiderseits der Düna sind herrliche Wohngebiete zu finden. So z. B. die Waldungen bei Magnushof, die Gegend rings um den Stintsee, den Jägelsee und die anderen

Waldseen, die Wälder bei Bickern, bei Katlakaln, Olai, Bebberbeck, Pupe, Preedaine (Kiefernhalt) usw.

„Siedeln" heißt nach Kampffmeyer „die Menschen mit dem Boden in dauernde Verbindung bringen", sie in einem Hause seßhaft machen. Um einheitliche Siedlungen schaffen zu können, muß die Kommune über das Land zu verfügen imstande sein. Bei uns sind jedoch große Strecken des besten Siedlungsbodens dem „Landfonds" zugezählt, jener wenig erfreulichen Institution, die ihre Sonderinteressen vertritt und der Allgemeinheit mehr schadet als nützt.

Im Städtebauplan der Neuzeit sucht man die Wohnform in der Peripherie dem Kleinhaustypus zu nähern, im Zentrum schließt man sich an das vielstöckige Mietwohnhaus und dazwischen staffelt man die Haushöhe. Man ordnet die Wohnflächen in Zonen an. In Westeuropa und namentlich in Deutschland hat man aus Vorliebe für das Kleinhaus vielfach versucht, die schon vor Jahrzehnten festgelegten Zonen in Bezug auf die normalen Haushöhen zu reduzieren. Heute ist man von diesen allzurigorosen „Herabzonungen" wieder abgekommen. Man kann das hohe Stockwerkshaus nicht plötzlich verschwinden lassen, ohne wirtschaftliche Einbußen zu erleiden. Gegenwärtig neigt man dazu, gewisse größere Landgebiete wohl dem Kleinhaus zuzuweisen, jedoch an den breiten Hauptverkehrsstraßen, auch innerhalb der Kleinhauszonen und bis in die Peripherie hinaus, das Hochhaus zuzulassen. Dieser Gesichtspunkt setzt eine zweckmäßige Anordnung und Verteilung von Straßen je nach ihrer Bestimmung voraus: Hauptverkehrsstraßen, Geschäftsstraßen und — Wohnstraßen.

Die im Bebauungsplan einzuführende Zonenaufteilung der Siedlungsgebiete setzt eine bestimmte Bauordnung voraus. Diese muß dem Plan angepaßt werden. Der vertikale Aufbau muß mit dem horizontalen Ausbau übereinstimmen. Bei uns in Riga baut man noch heutzutage nach einem Baugesetz, das teilweise auf den russischen „Stroitelnij Ustaw" zurückgeht, der für das ganze ehemalige Zarenreich galt und natürlich vollkommen unzeitgemäß ist. Das Stadtamt hatte schon vor dem Kriege eine Umarbeitung der Bauordnung in Angriff genommen. Im Herbst 1914 sollte sie der Stadtverordnetenversammlung vorgelegt werden. Die durch den Krieg unterbrochene Arbeit ist heute von neuem wieder aufgenommen worden. Eine mehrgliedrige Kommission ist mit anerkennenswertem Eifer bei der Sache. Nach etwa einem Jahr dürften wir mit

unserem Gesetz so weit sein, wie anno 1914. Einstweilen hat das Stadtamt temporäre Bestimmungen erlassen, die durch allerlei sehr vernünftige Milderungen speziell den Kleinhausbau erleichtern und fördern (1926).

In der städtebaulichen Praxis findet das Bestreben nach guten Grundstücksformen für den Wohnbau häufig recht schwierige Umstände vor. Namentlich in solchen Gebieten, die schon bebaut sind, aber umgestaltet werden müssen. Die Änderung oder Beseitigung seit altersher bestehender Besitzgrenzen ist bei uns noch nicht durch ein allgemeines Gesetz prinzipiell geregelt, wie etwa in Deutschland. Dort wird bei Parzellierungen das „Umlegeverfahren" angewandt, welches von dem berühmten Frankfurter Oberbürgermeister Adickes 1892 beantragt und seitdem als die „lex Adickes" segensreich wirksam ist. Danach können Grundstücksgrenzen überall dort abgeändert werden, wo es das allgemeine Wohl verlangt — aber nie ohne Wahrung der Rechtsansprüche der Besitzer. Keine Enteignung ohne angemessene Entschädigung oder entsprechenden Tauschwert.

Neben den für Wohnzwecke zu reservierenden Geländeflächen sind im Stadtgebiet solche für die Industrie vorzusehen. Bisher wurde bei uns in dieser Hinsicht völlig planlos verfahren. Mitten in den schönsten Wohnvierteln stehen rauchende Schlote und ratternde Maschinen. Das muß in Zukunft anders werden. Man wird nicht gewaltsam vorgehen und etwa an Zwangsaussiedlung denken, wohl aber an geeigneter Stelle so günstige Existenzbedingungen für Fabrikbetriebe zu schaffen suchen, daß diese von selbst auswandern. Nur wird man in bestimmten Gegenden, wie etwa in hochbebauten Stadtteilen, überhaupt keine neuen Konzessionen erteilen dürfen.

Für die Industrie würde man zweckmäßigerweise drei Typen von Bezirken vorsehen: erstens Stadtteile, in denen jede Industrie erlaubt ist, zweitens solche, wo nur bestimmte, wenig störende Industriearten geduldet werden, und drittens solche, wo jede Industrie verboten ist.

Im Rigaschen Stadtplan sind mehrere reine Industriegebiete vorgesehen. Das größte für diesen Zweck bestimmte Gelände erstreckt sich von Ilgezeem bis nach Bolderaa in unmittelbarer Verbindung mit dem Industriehafen. Andere Industrieviertel finden sich bei Thorensberg—Bienenhof, bei Dahlen, wo eventuell das geplante

Kraftwerk hinkommt, bei Jägel, an der Roten Düna, bei Mühlgraben usw.

Gegenüber dem ausgedehnten Industriehafen soll in Zukunft der Handelshafen für Groß-Riga entstehen, so daß beide Ufer des Düna-Unterlaufs den gesteigerten Ansprüchen einer modernen Industrie- und Handelsstadt dienstbar gemacht sein werden.

Im Flächennutzungsplan unserer Stadt sind neben den Wohn- und Industriegebieten die für eine Großstadt unentbehrlichen Freiflächen für Grünanlagen aller Art vorgesehen. In dieser Beziehung bietet Transdüna bessere Möglichkeiten als die Altstadtseite. Diese ist, abgesehen vom Anlagenring, so stark bebaut, daß nennenswerte Grünreservate erst recht weit vom Zentrum einsetzen. In Transdüna dagegen liegt der Siegespark, der ehemalige Peterpark, mitten im Zentrum. Er wird nicht bebaut werden, sondern soll durch ununterbrochene Grünverbindung über den Marienmühlenteich und den Park von Lindenruh mit dem Waldgebiet an der Westperipherie zu einem Ganzen zusammengeschlossen werden. Eine noch ungelöste Frage ist die der Platzwahl für das geplante Allettländische Stadion. Der von einer speziellen Kommission in Vorschlag gebrachte Platz in der Nordecke des Kaiserwaldes wird von einsichtigen Fachleuten im Städtebau abgelehnt. Wollte man es dort anlegen, so wäre das gleichbedeutend mit einer Vernichtung gerade der allerwertvollsten Waldpartien am Stintsee, unserer „Riviera“ Für das Stadion ließe sich vielleicht am besten ein Platz in der Gegend zwischen Pupe und Preedaine (Kiefernhalt) empfehlen. — Für die Bedürfnisse des modernen Sports haben wir im allgemeinen sehr günstig gelegene Freiflächen in großer Menge zur Verfügung, so daß Riga in Bezug auf die Volksgesundheit, auch wenn es einmal zu einer Millionenstadt geworden sein wird, jedenfalls einwandfrei dastehen dürfte.

Aus den hier angeführten Einzelheiten läßt sich klar erkennen, wie groß die mannigfaltigen Schwierigkeiten sind, die dem Städtebauer bei der Planbearbeitung entgegentreten. Insbesondere ist das Programm für. ein zukünftiges Groß-Riga so reich an ungelösten Problemen, weil diese Zukunft einstweilen schwer voraus zusagen ist.

Kant und der baltische Geist

Von Viktor Grüner

Die Beziehungen Kants zu unserer Heimat sind mannigfacher Art. Daß sein Bruder Prediger in Kurland war und seine Werke von Hartknoch in Riga erstmalig verlegt wurden, sind z. B. Tatsachen, die Stoff genug für interessante Schlußfolgerungen liefern. Wichtiger jedoch scheint mir die Untersuchung der Urteile, die sich aus Kants reicher Denkarbeit auf die Beschaffenheit des menschlichen Geistes beziehen, sowie eine Konfrontation dieser Urteile mit der spezifischen Veranlagung des baltischen Geistes. Das ist eine Aufgabe, die, wie ich hoffe zeigen zu können, einen gewissen aktuellen Wert hat, indem sie über die Beziehungen des 18. Jahrhunderts hinausgeht und den großen Königsberger Denker auch für unsere baltische Gegenwart und ihre Probleme fruchtbar macht.

Der baltische Geist, erwachsen aus der Eigenart eines einstmals kolonisatorischen Bevölkerungsschlages, entbehrt, wenn wir zunächst seine Struktur ins Auge fassen, des grüblerischen Zuges. Im Kampf ums Dasein, Land und Herrschaft sind in ihm Eigenarten entwickelt worden, die auf spekulative Gedankenarbeit Verzicht leisten, ja, die auch den sog. „regressiven" Rationalismus, das Zurückgehen auf die gedanklichen, aus der Erfahrung gewonnenen Gründe der Wirklichkeit, als Zeitverschwendung ansieht. Die empirische Durchdringung der Wirklichkeit, die praktisch-geistige Beherrschung der einschlägigen Probleme erscheint den Nachkommen der Kolonisatoren, die über Land und Meer fuhren, auf Entdeckung und Gewinn ausgingen, mit Natur und Menschen kämpften, wichtiger, als die Lösung komplizierter Denkprobleme oder der Ausbau einer lückenlos geschlossenen Weltanschauung. Dieser Tendenz entspricht die baltische Wertschätzung des „gesunden Menschenverstandes", als Gegensatz zu allen grüblerisch-spekulativen Anlagen der menschlichen Vernunft. Die Struktur des baltischen Geistes weist somit in erster Linie einen vorwiegend robusten Zug auf. Die subtile Geistestätigkeit wird zugunsten der derberen zurückgestellt; jene erscheint dem baltischen Empfinden sehr häufig als „Spitzfindigkeit", was durchaus ein Verdammungsurteil involviert; die diskursive Fähigkeit aber der menschlichen Denktätigkeit wird bei uns oft kurzerhand als „zersetzender Verstand" abgetan. Der gesunde Menschenverstand des geborenen Praktikers, des prädestinierten Führers in sozialen, ökonomischen und politischen Fragen, steht am höchsten im Kurse. Der baltische Geist reagiert auf diese Anlagen

so intensiv, daß er Gefahr läuft, auch dort beizupflichten, wo es sich um Scheinwerte auf diesem Gebiet handelt, also gewissermaßen das Opfer des sog. gesunden Menschenverstandes zu werden, wenn dieser mit der nötigen Entschiedenheit vorgeht. Kant hat diese angeborene Wertschätzung natürlicher Weltklugheit und Menschenkenntnis wie folgt charakterisiert (in seinen „Reflexionen"):

„Es gibt ein bequemes Mittel, ohne alle Einsicht trotzig zu tun, nämlich die Berufung auf den gemeinen Menschenverstand. In der Tat ist's eine große Gabe des Himmels, einen geraden (oder wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschenverstand zu besitzen. Aber man muß ihn durch Taten beweisen, durch das Überlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht dadurch, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen hat, man sich auf ihn als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen Menschenverstand berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeit, dabei es der schalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopf getrost aufnehmen und es mit ihm aushalten kann. Solange aber noch ein Rest von Einsicht da ist, wird man sich wohl hüten, diese Nothilfe zu ergreifen. Und bei Lichte besehen ist die Appellation nichts anderes, als eine Berufung auf das Urteil der Menge; ein Zuklatschen, über das der Philosoph errötet, der populäre Witzling aber triumphiert und trotzig tut."

Noch schärfer sind die folgenden Urteile:

„Der sogenannte gesunde Verstand ist angeborene ignorantia." „Sich auf Beistimmung der allgemeinen Menschenvernunft zu berufen, kann der Metaphysik nicht gestattet werden, denn das ist ein Zeuge, dessen Ansehen nur auf dem öffentlichen Gerüchte beruht."

Das alles bedeutet eine ziemlich herbe Kritik unserer geistigen Struktur, resp. des von uns an ihr Bevorzugten. Der gesunde Menschenverstand der Meißel, für grobe Arbeit, für das, was der Russe „топорная работа" nennt, brauchbar, für höhere Erkenntnis, für eigentliche geistige Betätigung eher ein Hindernis.

Wie recht Kant mit dieser Kritik hat, beweist die doppelte Gefahr, die der baltischen Geistesstruktur droht und im Lauf unserer Heimatgeschichte mehr als einmal akut geworden ist. Auf der einen Seite droht der Geistestätigkeit, die durch mannigfache Erfolge des gesunden Menschenverstandes auf praktischem Gebiet verwöhnt ist, die Selbstüberschätzung, das übergroße Selbstvertrauen, das die glückliche Improvisation mit soliden Kenntnissen und wirklich basierten Fähigkeiten verwechselt. Die Folge ist ein verhängnisvolles Wirtschaften aus dem Vollen, das Kant treffend wie folgt charakterisiert:

„Der so nicht schulmäßig sondern geniemäßig philosophiert, wirtschaftet aus dem Vollen, welches dann einen nahen Bankerott weissagen läßt. Die

kritische Philosophie ist diejenige Vernunftwirtschaft, welche zuerst ihren Vermögenszustand untersucht, um zu wissen, wie weit sie in ihren Ausgaben gehen kann, und sieht aus wie ein Pinsel gegen den geistreichen Kopf, der wie ein gewisser Minister von seiner Staatsverwaltung rühmt: je mehr Schulden er macht, desto reicher wird er."

Die Selbsttäuschung solcher Naturen ist verhängnisvoll: es sind Menschen, die alles kennen und nichts wissen, die die äußere Bemeisterung und Verfingerung der Dinge mit ihrer Durchdringung vertauschen. Sie dirigieren, aber sie beherrschen nicht wirklich. Das Extrem dieser dilettantischen Art, mit geistigen Problemen umzugehen, ist das Durchgehen des gesunden Verstandes, das Umschlagen in sein Gegenteil: in Schwärmerei; eine Gefahr, die, wenn wir an moderne Auswüchse baltischer Geistigkeit denken, garnicht zu unterschätzen ist. In der „Kritik der Urteilskraft" fällt Kant hierüber das nachfolgende Urteil:

„Schwärmerei kann in einem aufgeklärten Zeitalter nicht aufkommen, als nur wenn sie sich hinter einer Schulmetaphysik verbirgt, unter deren Schutz sie es wagen darf, gleichsam mit Vernunft zu rasen."

Sein Gegenmittel aber, im Hinblick auf eine auch heute unter uns im Schwange gehende Form der Vernunftraserei, ist ebenso drastisch als trefflicher:

„Wider diesen Unfug ist nichts weiter zu tun, als den animalischen Magnetismus magnetisieren und desorganisieren zu lassen, solange es ihm und anderen Leichtgläubigen gefällt, der Polizei aber es zu befehlen, daß der Moralität hierbei nicht zu nahe getreten werde. Weitläufiges Widerlegen ist hier wider die Würde der Vernunft und richtet auch nichts aus; verachtendes Stillschweigen ist einer solchen Art von Wahnsinn besser angemessen, wie denn auch dergleichen Ereignisse in der moralischen Welt nur eine kurze Zeit dauern, um — anderen Torheiten Platz zu machen."

Ich habe mit Obigem natürlich ein Extrem herausgegriffen, das glücklicherweise kein durchgängiges Merkmal baltischer Geistesveranlagung ist. Trotzdem wird sich nicht leugnen lassen, daß weit allgemeinere Gefahren auf derselben Linie liegen. Als solche wäre die Bevorzugung des emotionalen Denkens, der auf Gemüts- und Stimmungsmomenten beruhenden Denktätigkeit, zu nennen, im Gegensatz zur logisch-rationalen. Eine durch den baltischen Lebenszuschnitt früherer Zeiten bedingte Auffassung der eigenen Geistigkeit, die monopolisiert erschien auf bestimmte soziale und nationale Kreise der Heimat, verführte den Balten nicht selten zum Trugschluß, neben dem Reichtum auf anderen Gebieten auch auf geistigem Gebiet ein Grandseigneur zu sein, was sich dann unter dem Mangel wirklich tiefgreifenden geistigen Besitzes auf mannigfache Art rächen mußte.

Neben dieser unberechtigten Großzügigkeit in der Betätigung geistigen Lebens droht uns die zweite Gefahr: der Mangel an Einheitlichkeit unserer geistigen Tendenzen. Die Neigung, sich auf verschiedenen Gebieten zu versuchen, der Hang zur Polyhistorie, der Mangel an wirklich sich konzentrierender geistiger Kraft führt, wie Kant treffend sagt, zur „zyklopischen Gelehrsamkeit", zu einer solchen also, die des einsichtigen Auges ermangelt und nur das nach Möglichkeit weitsichtige ausbildet. Die Abneigung gegen das, was wir so gerne als „unfruchtbare Spekulation" abtun, rächt sich auch hierbei, denn es ist in Wirklichkeit der Mangel an systematisierender Vernunft, der uns anhaftet. Wir wittern, sobald die geistige Tätigkeit an einen Aufbau schreitet, alsbald einen unhaltbaren Luftbau, unser Denken ist horizontal-anordnend, aber nicht vertikal-gliedernd und durchdringend. Daraus erklärt es sich, daß wir gute Historiker, aber schlechte Metaphysiker sind, ja die Arbeit des Philosophen als Zeitvergeudung geringschätzen. Unser geistiger Besitz wird dadurch leicht mosaikartig; wir wissen dieses und jenes, sind vielleicht vielseitiger, mit größerem Interessenkreis versehen als andere, aber das Einheitliche fehlt. Wir haben entweder Kenntnisse, aber keine geschlossene Weltanschauung, wenigstens keine metaphysisch begründete, oder wir dilettieren in einer auf wenige Lieblingsgedanken, auf einige „Steckenpferde" basierten Weltanschauung ohne systematisches Wissen; dabei kann es dann nur zu leicht passieren, daß die „übel zusammengenähten Bruchstücke von Wissenschaft und Moral", wie es Schleiermacher nannte, in Verwirrung geraten. Mehr als einmal ist es in der Geistesgeschichte geschehen, daß aus dem Diffusen das Konfuse wurde, und unsere baltische Geistesbetätigung ist diesem Verhängnis nicht immer entronnen.

Dasjenige, was Kant als Sicherheit gegen diese Entgleisungen geistiger Tätigkeit aufbietet, ist gesättigt von der reichen Erfahrung eines Mannes, der sein Leben lang nur Denker gewesen ist und das Instrument des Geistes souverän beherrscht. Wie nüchtern klingt es aller Schwarmgeisterei auf geistigem Gebiete gegenüber, was der gereifte Philosoph über die drei Schritte der Vernunft sagt:

> „Der erste Schritt in Sachen der Vernunft, der das Kindesalter derselben auszeichnet, ist dogmatisch. Der zweite Schritt ist skeptisch und zeugt von Vorsichtigkeit der durch die Erfahrung gewitzigten Urteilskraft. Nun ist aber noch ein dritter Schritt nötig, der nur der gereiften und männlichen Urteilskraft zukommt, welche feste und ihrer Allgemeinheit nach bewährte Maximen zum Grunde hat, die Kritik der Vernunft, wodurch nicht bloß Schranken, sondern die bestimmten Grenzen derselben bewiesen werden."

Und gegenüber der Vorliebe für eine ästhetisch aufgeputzte Philosophie urteilt Kant:

„Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch; und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren, möchte so wohl aufgenommen werden, als der für den Kaufmann, seine Handelsbücher künftig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben."

Überhaupt ist es nicht das Pathos des schwärmenden Dilettanten, das geistig ins Gewicht fällt, sondern das Bathos des reifen Denkers. Nicht Leidenschaft, sondern Tiefe. Philosophie ist Tiefseeforschung. Wie groß Kants Bescheidenheit ist, wenn er an die Geistestätigkeit dieser Art denkt, mögen folgende willkürlich ausgewählte Belegstellen zeigen:

„Philosophie besteht darin, seine Grenzen zu kennen." „Man kann niemals Philosophie, sondern nur philosophieren lernen." „Die Metaphysik ist nicht für Kinder und Jünglinge, sondern für Männer. Sie ist eine Art von Revision der Vernunft."

Ist nicht Kant mit diesen Urteilen auch unserer heutigen wissenschaftlichen Praxis und Denkarbeit so etwas wie das nimmer ruhende moralische Gewissen? Gegen allen Dilettantismus, gegen flache Popularisierung der Philosophie, die oft nichts anderes ist als Verpöbelung, gegen alle Schwarmgeisterei an Stelle eindringlicher Forschung und Grenzbestimmung erhebt der große Weise von Königsberg seinen Protest, der in einer Zeit, da philosophische Betätigung oft genug zum Zeitvertreib ästhetisierender Müßiggänger wird, wahrlich nicht überhört werden sollte.

Auf der anderen Seite hat nun Kant ebenso deutlich die Majestät philosophischer Betätigung hervorgehoben. „Metaphysik ist die Vollendung der Kultur der menschlichen Vernunft, die unentbehrlich ist, wenn man gleich ihren Einfluß als Wissenschaft auf bestimmte Zwecke beiseite setzt Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein." Es ist die Notwendigkeit der Zusammenschau, der Synthese, der Anordnung zum Ganzen hin, ohne die auf die Dauer keine Geistesarbeit möglich ist, die von Kant unermüdlich hervorgehoben wird, als das einzige Gegenmittel gegen Zerfahrenheit, Systemlosigkeit und damit auch Wertlosigkeit geistiger Bemühungen. Freilich: er hat gesehen, daß diese Forderung die

Kräfte des Durchschnittsgeistes übersteigt. „Es ist nicht eben nötig, daß jedermann Metaphysik studiere", heißt es tröstlich in diesem Zusammenhang. Aber diese Erkenntnis kann nicht verhindern, daß die Aufgabe zur Synthese dort, wo höheres Geistesleben sich zeigt, gegenüber allem bloß Zufälligen, Gelegentlichen, Dilettantischen bestehen bleibt. Und dieser grandiose Zug Kants zum Metaphysischen hin macht ihn für unsere baltische Geistesarbeit bedeutungsvoll, wenn anders sie ihren Eigenwert auch in der Zukunft zu wahren gedenkt.

Was ich soeben an Erkenntnissen für die Struktur des baltischen Geistes, an Kant gemessen, auf psychologischem Wege herauszuarbeiten suchte, das läßt sich auch noch philosophisch nachprüfen. Bekanntlich beherrscht bei Kant die Lehre von der Struktur der menschlichen Vernunft sein sog. Apriorismus, die Annahme, daß der Mensch sich der Dinge um ihn vergewissert vermittelst eines ganzen angeborenen Apparates von Anschauungsformen und Begriffskategorien, die seinem Geiste, unabhängig von der empirischen Erfahrung, mitgegeben sind und mit denen er also zum Entstehen der Erkenntnis seinen ganz unerläßlichen Beitrag liefert: das sog. Apriori. Es ist fernerhin bekannt, daß Kants einseitig logische Auffassung des Apriori sich nicht halten läßt und daß alsbald bei gründlicherem Nachdenken die Notwendigkeit auftaucht, auch ein psychologisches und ein metaphysisches Apriori neben das logische zu setzen. Das verschiebt Kants ganze Fragestellung: für ihn hatte es sich wesentlich um das Zustandekommen der Erkenntnis gehandelt, jetzt wird daneben auch die seelische Erscheinung und tiefere Begründung der Erkenntnis wichtig. Welches dieser drei Probleme des Apriorismus verrät die Struktur des baltischen Geistes? Die Frage ist natürlich in Kürze garnicht zu beantworten. Ich kann nur einige Andeutungen geben. Und da will es mir scheinen, als ob die eigentlich erkenntnistheoretische Frage, also die nach der Entstehung der Erkenntnis, uns relativ am wenigsten interessiert. Wir fühlen kein Bedürfnis, das logische Apriori unseres Geistes irgendwie aufzuhellen, kennzeichnet unser Denken doch jene Selbstverständlichkeit, die eine besondere Mitgift der Natur an uns ist, die Selbstverständlichkeit, mit der wir geistige Tätigkeit als ein Faktum auffassen, ohne uns über ihr Entstehen Rechenschaft abzulegen. Auch für die sublime Frage, inwiefern das logische Apriori mit dem psychologischen übereinstimmt, bezw. zu ihm in Gegensatz tritt, berührt uns wenig. Wir grübeln nicht viel über die seelische Erscheinungsform, über die Zeitfolge der einzelnen Erkenntnisakte nach. Das Einzige, was unseren Geist

deutlicher kennzeichnet, wäre das transzendente Apriori, die Begründung der Erkenntnis durch überindividuelle Fundamente. Und in diesem Stück trägt vielleicht wohl die Struktur des baltischen Geistes eine besondere Prägung. Handelt es sich darum, geistige Betätigung tiefer zu basieren als auf menschliche Interessen und zufällige Einwirkungen von außen her, so darf vielleicht gesagt werden, daß die Geistesregungen uns als aufgegebene Pflicht erscheinen, die vor der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen feststeht, als Verpflichtung einer irgendwie dazu prädestinierten geistigen Elite. Natürlich ist das nicht immer logisch geklärt, eine dahingehende Tendenz jedoch paßt ja zum ungeschriebenen Ehrenkodex unseres baltischen Deutschtums, in dem verborgen oder offenkundig der Grundsatz „noblesse oblige“ figuriert. Es gibt eben auch in bezug auf die geistige Struktur einer Rasse ein formbildendes Prinzip, und in diesem Sinne ließe sich vielleicht von dem eigentümlichen ethisch-pflichtmäßigen Aprioriismus des baltischen Geistes reden, der geistige Betätigung, oder doch mindestens geistiges Interesse als unablöslich von einer bestimmten Gesellschaftsschicht, also als für sie obligat ansieht. Wie aber Kant auch in diesem Stück unser Gewissen zu schärfen vermag, wo Bildung und geistige Regsamkeit als ungeschriebene Ehrenpflicht einem ganzen Geschlecht in die Wiege gelegt ist, zeigt sein ernster Mahnruf: „O curas hominum! Schwache Menschen, ihr gebt vor, es sei euch bloß um Wahrheit und Ausbreitung der Erkenntnis zu tun; in der Tat aber beschäftigt euch bloß eure Eitelkeit.“

Neben der Struktur unseres Geistes möchte ich noch etwas zu seiner inneren Verfassung ausführen, das mir bei der Beschäftigung mit Kant aufgefallen ist. Wenn es erlaubt ist, eine charakteristische Note unserer Veranlagung hervorzuheben, dann ist sie im Optimismus zu sehen, der unserer geistigen Tätigkeit eignet. Wir neigen durchaus zu einer sehr hohen Bewertung, ja zu einer Überschätzung derselben; und zwar ist es der aristokratische Charakter der Geistesbildung und -arbeit, der uns fesselt. So sind wir meist gute Pädagogen, aber kaum je taugliche Politiker, wir gelten als starke Lebenskünstler, aber schwache Menschenkenner. Es ist uns wohl, solange wir uns den Luxus einer autonomen geistigen Lebensführung leisten können, und wir fühlen viel stärker die Verpflichtung, uns zu unserem eigenen Bedarf geistig zu beschäftigen, als mit dem Wort oder gar mit der Schrift an die Öffentlichkeit zu treten; aber dieser Optimismus, geistige Betätigung als Privatsache zu betreiben, wird bei jedem

Konflikt, bei jeder Auseinandersetzung mit dem geistig Andersartigen oder dem Nichtgeistigen im Leben leicht zuschanden. Ganz unwillkürlich verbindet sich mit dieser Hochschätzung der rein geistigen Lebenswerte auch ein entschiedener Kulturoptimismus. Es ist der Ideenkreis des deutschen Idealismus, für den unser Geist — wenigstens gilt das von den älteren Generationen — ein ganz besonders feines Sensorium zu haben scheint, und zwar der vorzugsweise literärisch-ästhetisch gerichtete Idealismus. Die Folgen dieser, wenn ich so sagen darf, „Gemütsverfassung des baltischen Geistes" sind sehr weitreichende. Philosophisch zeitigt sie eine entschiedene Abneigung gegen die berechtigten Probleme des Skeptizismus und eine noch intensivere Feindschaft gegenüber dem theoretischen Materialismus, in bezug auf die Lebenshaltung einen entschiedenen Hang zur ästhetischen Durchdringung derselben. In der eigenen Denkweise zeigt sich daher oftmals eine äußerste Empfindsamkeit gegenüber konträren Geistesrichtungen: der eigene Standpunkt ist — ganz bezeichnend für den Idealismus — nicht nur das wissenschaftlich Unantastbare, sondern auch das moralisch Notwendige, ein in jeder Beziehung sturmfreies Gebiet, das nicht nur mit wissenschaftlichen Mitteln, sondern auch mit dem ganzen Gewicht persönlichen Ehrgefühls zu verteidigen ist, während die gegnerische Position gerne auch als sittlich minderwertig gebrandmarkt wird. Endlich zeitigt diese Geistesrichtung auch den für den Idealismus typischen religiösen Optimismus, den Glauben an die Güte und die Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur.

Diesem ganzen optimistisch gefärbten Geisteszustand des baltischen Menschen muß nun eigentlich der Grundzug des reifen Kantischen Geistes diametral entgegengesetzt sein. In der Kantfestschrift der Königsberger Fakultät hat Vaihinger das Problem des Kantischen Pessimismus erörtert und ist zum Resultat gekommen, daß verschiedene Gründe ihn die anfängliche Position, die entschieden optimistisch war, aufzugeben gezwungen haben. Dieser Zwang ist so stark gewesen, daß Kant seine im Jahre 1759 erschienene Jugendschrift „Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus" 33 Jahre später, also im reifen Mannesalter, entschieden desavouiert hat und sie aus der Zahl seiner Schriften zu streichen wünschte. Vieles, wie gesagt, mag ihn dazu veranlaßt haben. Neben der eigenen schwächlichen Konstitution, die ihn pessimistisch stimmte, ist es vor allem die Beschäftigung mit Hume, der ihn aus dem dogmatischen Schlummer erweckt hatte, als ob die geistige Betätigung so ohne weiteres zur Erforschung der Wahrheit genüge. In seinen „Beobachtungen über

das Gefühl des Schönen und Erhabenen" steht bereits die Schilderung des Melancholikers, die als Selbstcharakteristik Kants gilt. Neben dieser Gemütsverfassung ist es der pietistische Einschlag seiner Erziehung, der auch dem religiösen Optimismus gründlich zu Leibe rückt in der bekannten Lehre vom radikal Bösen im Menschen, von der Goethe in seltsamer Verständnislosigkeit geurteilt hat, sie sei ein Schandfleck in Kants System — alles Zeichen dessen, daß der Bildungs- und Kulturoptimismus des deutschen Idealismus vom reifen Kant abgelehnt worden ist. Das will nicht sagen, daß Kant einem philiströsen Entrüstungspessimismus oder einer verzweifelten, misanthropischen Welt- und Lebensauffassung gehuldigt hätte, es bedeutet nur eine Absage an die Einseitigkeit des optimistischen Rationalismns Leibnizscher Provenienz, den sich der ästhetisch-literarische Idealismus zu eigen gemacht hatte. Mir scheint diese Komponente der Kantischen Gedankenwelt für unsere baltische Geistesverfassung von Wert zu sein. Es ist sicherlich verfrüht und sachlich unberechtigt, heute von einem Zusammenbruch oder gar von einer Liquidation des deutschen Idealismus zu reden. Aber daß er ins Stadium einer schweren Krisis getreten ist, wird sich nicht leugnen lassen. Ist aber unsere baltische Geistestätigkeit auf Gedeih und Verderb mit ihm verknüpft, so wird Kants kritischer Idealismus uns den Dienst leisten können, in der großen Krisis des optimistisch gerichteten literarischen Idealismus dasjenige auszuscheiden, was an ihm einer vertieften Kritik nicht standhält. Wir befinden uns mit unserer ganzen Denkweise, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, vielfach noch gleichsam in der vorkritischen Periode und bedürfen auch in dem, was unserer baltischen Veranlagung etwa besonders ans Herz gewachsen ist, dringend der Korrektur, die Kant, wiederum ohne daß wir uns darüber klar sind, am landläufigen Idealismus längst vorgenommen hat. Dazu rechne ich, um nur Einiges zu nennen, die Selbstbescheidung auf dem Gebiet der gedanklichen Leistung, die Kant Leibniz, aber auch Hegel gegenüber auszeichnet, ich zähle dazu die Bekämpfung des selbstbewußten und seiner Leistungen trunkenen Kulturoptimismus, sowie vor allem den empirischen Pessimismus in der Beurteilung der menschlichen Natur durch Kant, die der christlichen Auffassung der menschlichen Sünde näher kommt, als alles, was der literarische Idealismus hervorgebracht hat. Ist es heute ein vertiefter und geläuterter Pessimismus, der sich auf der ganzen Linie des geistigen Lebens durchsetzt, als erste Etappe auf dem Wege zu neuer, höherer Erkenntnis, so kann Kant in diesem Stück unserem

baltischen Geiste mehr Führer sein aus der schweren Krise heraus, als irgend eine andere Geistesgröße des deutschen idealistischen Zeitalters. Freilich: hierbei liegt neben Kants Größe auch seine Schranke. Die Überwindung des Pessimismus läuft ja bei ihm nicht hinaus auf transzendente, sondern auf immanente, immer noch im Bereich des Menschlichen liegende Faktoren." Die Berührung mit dem Christentum ist nur eine punktuelle, auf eine Einzelerkenntnis hinauslaufende; es ist das Gebiet der Sünde, das in Kants Fassung eine Verbindungslinie zum Christentum zuläßt. Wo es sich aber um Rettung aus diesem Pessimismus handelt, da läuft es bei Kant nicht auf Daten von oben her, sondern auf Postulate von innen her hinaus, nicht auf Gnade, sondern auf Pflicht. Aber immerhin: die Tatsache, daß Kant den Pessimismus nur als Durchgangspunkt gelten läßt und zu seiner Überwindung aufruft, daß er jedem fatalistischen Verzweiflungspessimismus einen Riegel vorschiebt, macht ihn zu einer Größe, die unserem baltischen Geist unendlich viel zu bedeuten hat, gerade wenn die fortschreitende Erkenntnis letzterem vieles von seinem Bildungsoptimismus und seinen idealistischen Traumgebilden zerstört. Anderseits berührt auch Kants ethischer Rigorismus, so ergänzungsbedürftig er sonst auch scheinen mag, in uns eine verwandte Saite: in der strengen Pflichterfüllung gegenüber jeder schwächlichen Empfindelei, jeder ästhetisierenden Lebenshaltung haben baltischer und preußischer Geist zahlreiche Berührungspunkte. Wieviel Kraft aus diesbezüglichen Äußerungen Kants auch gerade manchen unerquicklichen Erscheinungen der Gegenwart gegenüber unserem baltischen Geist zuströmen kann, zeige sein Ausspruch über die Hypochondrie:

„Die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Objekt, mutlos zu überlassen — ohne den Versuch zu machen, über sie durch die Vernunft Meister zu werden — die Grillenkrankheit oder Hypochondrie ist das gerade Widerspiel des Vermögens unseres Gemüts, über seine krankhaften Gefühle Meister zu sein; eine Art von Wahnsinn, welchem freilich wohl irgendein Krankheitsstoff zugrunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar gefühlt, sondern als bevorstehendes Übel von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird, wo dann der Selbstquäler, statt sich selbst zu ermannen, vergeblich die Hilfe des Arztes anruft Ein vernünftiger Mensch statuiert keine solche Hypochondrie er geht mit diesem Anspruch seines inneren Gefühles zur Tagesordnung über, d. h. er läßt seine Beklommenheit an ihrer Stelle liegen, als ob sie ihn nichts anginge, und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, mit denen er zu tun hat."

Ebenso wird unserer Art dasjenige direkt zusagen, was Kant über die Stellung in der Gesellschaft und über die Erziehung zu sagen hat:

„Es ist Pflicht, sowohl gegen sich selbst, als auch gegen andere, sich nicht zu isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen von sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem allumfassenden der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen; nicht eben, um das Weltbeste zu befördern, sondern die Annehmlichkeit in der Gesinnung, die Verträglichkeit, die wechselseitige Liebe und Achtung (Leutseligkeit und Wohlanständigkeit) zu kultivieren und so der Tugend die Grazien beizugesellen, welches zu bewerkstelligen selbst Tugendpflicht ist."

„Ich wünschte, daß man unsere Jugend mit den Beispielen sog. edler (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsamen Schriften so viel um sich werfen, verschone und alles bloß auf die Pflicht und den Wert, den ein Mensch sich in seinen eigenen Augen durch das Bewußtsein, sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, ausspetze, weil, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglicher Vollkommenheit herausläuft, lauter Romanhelden hervorbringt, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das überschwenglich Große viel zugute tun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein scheint, frei sprechen."

Und ist es von jeher eine Eigenart baltischer Lebenskunst gewesen, auch den Tod in die Rechnung des Lebens einzustellen, wenn es not tut, so wird der folgende, klassische Erhabenheit atmende Ausspruch Kants in uns eine verwandte Saite berühren:

„Gesittete Menschen nehmen so Abschied aus dem Leben, wie aus der Gesellschaft, gleich als wenn sie vermuteten, solche einmal wieder zu sehen. Sie scheuen sich entweder als Poltrons zu sterben, oder als Niederträchtige im Andenken zu bleiben, oder auch die Überlebenden zu beleidigen und böse auf sich zu machen."

Gewiß: so groß und erhaben dieser sittliche Ernst des Kantischen Systems sein mag — zur höchsten Höhe menschlichen Erlebens hebt uns das noch nicht empor. Die Höhepunkte religiöser Erfahrung fehlen dieser ethischen Erhabenheit Kants; wir atmen da Gletscherluft, aber uns leuchtet noch nicht die Sonne der christlichen Erlösungsidee. Das ist der Mangel, den insbesondere Hamann an Kant getadelt hat. Trotzdem werden wir sagen können, daß auch im Leben Kants die Stunden nicht gefehlt haben, in denen Ahnungen dieser rettenden Gottesnähe durch seine Seele zogen. Auch diese Erkenntnis gehört ins Kapitel der Beziehungen Kants zu baltischem Geist. Ein kurländischer Pastor zitiert in einer Stammbucheintragung ein sonst unbekanntes Wort des Philosophen, in dem es heißt: „Alle Bücher, die ich gelesen, haben mir den Trost nicht gegeben, den mir das Wort in der Bibel, Psalm 23, 4 gab: Ob ich schon wanderte im

finsteren Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Herr, bist bei mir." Der Eintragende hatte zu diesen Worten folgenden Zusatz gemacht: „Dieses so tröstliche Bekenntnis des Weltweisen von Königsberg sei auch das unsere." Es ist nur ein einzelstehendes Zeugnis von genuin religiöser Färbung aus dem Munde Kants, das hier überliefert ist. Daß es durch baltische Vermittlung geschieht und hier tiefstes Verständnis fand, mag uns ein lieber Gedanke sein. Im übrigen wird der baltische Geist auch dieses mit Kant gemeinsam haben, daß die tiefsten religiösen Einsichten in keuscher Zurückhaltung im Herzen bewahrt bleiben, statt in langatmigen Reden breitgetreten zu werden. Es gereicht uns aber zum Trost, daß auch der große Weise ein Feingefühl gehabt hat für jene letzten Dinge, die unserem Baltentum in schwerster Zeit Standhaftigkeit und Heldengeist verliehen haben und in die hineinzuwachsen dem größten, wie dem kleinsten Geist Aufgabe und Segen zugleich ist.

Eine baltische Chopin-Schülerin

Von Maria von Grewingk

Über das Musikleben in längst vergangenen Tagen unseres alten Riga ist schon viel geschrieben worden; hier soll von einer Persönlichkeit die Rede sein, über die noch wenig berichtet worden ist: Frau Emilie von Gretsch, geb. von Timm, geb. zu Riga den 21. Juni 1821, gest. den 2. August 1877 zu Pawlowsk bei St. Petersburg, Tochter des Bürgermeisters Friedrich Wilhelm v. Timm und seiner Gattin Emilie, geb. v. Zimmermann [1]). Sie war eine Schwester des bekannten Malers und Akademikers Georg Wilhelm v. Timm und gleich ihm im feingebildeten und kunstsinnigen Elternhause erzogen. Ihr schönes musikalisches Talent wurde schon in jungen Jahren, zuerst von ihrem Vater, der großer Kunstkenner und selbst vorzüglicher Klavier- und Geigenspieler war, später vom Kapellmeister und Musikdirektor Heinrich Dorn in Riga und Adolf

[1]) Der Nekrolog auf Emilie v. Gretsch in den „Rigaschen Stadtblättern" 1877 Nr. 33 fiel mir nach 50 Jahren, im Herbst 1927, wieder in die Hände. Mein Bericht über die bedeutende Frau stützt sich teils auf Selbsterlebtes — sie war als die ältere Schwester meiner Mutter nächst dieser die vertrauteste Gestalt meiner Kinder- und Jugendwelt —, teils auf Erzählungen meiner Mutter und außerdem auf eine Reihe von Briefen meiner Tante, welche sie nach dem Unterricht bei Chopin ihrem Vater geschrieben. Leider ist ein Teil der Briefe im Laufe der Jahre verlorengegangen; der Rest ist in meinem Besitz.

Henselt in St. Petersburg, wo die Familie zeitweilig lebte, ausgebildet; zum Schluß wurde das Studium unter den Händen von Frédéric Chopin, dessen Schülerin sie in Paris in den Jahren 1842—44 war, zur höchsten Zufriedenheit ihres großen Meisters vollendet.[1])

Geboren auf dem einst Timmschen Höfchen „Sorgenfrei" am Stintsee, das Mitte des 18. Jahrhunderts von einer englischen Freimaurergesellschaft angelegt war und dessen altertümliches Haus mit dem originellen hohen Giebeldach heute noch unter uralten Eichen steht, hat Emilie v. Timm im Sommer teils dort, teils am Strande ihre Kindheit und Jugend in fröhlichem Geschwisterkreise verlebt. Sie war ein sinniges, verträumtes Kind, das früh an schöner Natur, Musik und Poesie Gefallen fand. Der Strand war damals nur von Fischern bewohnt; die Familien Timm, Pfab und Bockslaff waren die ersten, die, zuerst in Fischerhäusern lebend, sich dort Sommerhäuser erbauten. Es gab keine geregelte Verbindung, nur die eigenen Pferde und gelegentlich ein Fischerboot brachten die Sommerfrischler zur Erholung hinaus. Im Winter bewohnten die Eltern das auch heute noch stehende, damals eigene Haus an der Kleinen Neustraße Nr. 6, und dort gab es stets ein reges Musikleben. Die Familie bewohnte das ganze Haus. Im Erdgeschoß befanden sich, außer Amts- und Schreibstuben, Studierzimmer meines Großvaters; er arbeitete in seinen Mußestunden unter anderem mit Vorliebe in neun Sprachen und hatte die Eigentümlichkeit, für jede Sprache je einen besonderen Schreibtisch und Bücherschrank zu benutzen; er ist der einzige Lehrer seiner zwei älteren Töchter Liddy und Emilie in Sprachen und Wissenschaften gewesen. Der erste Stock enthielt Empfangs- und Gesellschaftsräume, darunter einen sehr großen Musiksaal, in dem oft interessante Konzertabende stattfanden, an welchen einheimische und auswärtige Künstler auftraten. Das Auditorium bestand aus geladenen Gästen. Im zweiten Stock lagen die Wohnzimmer und im dritten gab es eine Reihe Gastzimmer, wo, wie mir meine Mutter oft eingehend erzählt, manche namhafte Künstler als Gäste geweilt, wie Richard Wagner,

[1]) Chopin ließ ihr später einmal sagen: „qu'il n'oubliera jamais de sa vie le plaisir et l'honneur qu'il a eus à s'occuper de son incomparable talent" (Aus einem Brief von E. v. Gretsch vom April 1845.) Unter den vielen bedeutenden Pianisten, die ich bis zur Gegenwart gehört, ist es allein der weltberühmte junge Alexander Borovsky, dessen Spiel die Werke Chopins ebenso wiedergibt, wie Emilie von Gretsch es tat, also wohl im Sinne des Meisters.

bevor er hier Kapellmeister war, ferner die Pianisten Friedrich Kalkbrenner 1835, Sigismund Thalberg 1839, Alexander Dreyschock 1840, später Adolf Henselt, Julius Schulhoff, Franz Liszt, die Sängerinnen Wilhelmine Schröder-Devrient, Henriette Sonntag, Sabine Heinevetter und andere, deren Namen ich mich nicht entsinne; von den hier lebenden Künstlern und musikalischen Dilettanten seien erwähnt: der Musikdirektor H. Dorn, der Organist Anton Preis, dessen Frau Juliane, geb. Dreßler (Altsängerin), deren Sohn, Kapellmeister Hugo Preis, Gründer und erster Dirigent des „Rigaer Liederkranz", die Gebrüder v. Lutzau (Karl und Samuel), einer von ihnen Komponist, der Violinist Franz Löbmann, schließlich drei junge Verwandte, die Sopransängerin Frl. G. Aaken, später Frau Advokat Caviezel, Frl. K. v. Wiecken, später Frau v. Dahl-Engelhardtshof (Alt), Frl. Bernsdorff, Frl. Brauser. Unter all diesen schönen Anregungen entwickelte sich das Talent Emilie v. Timms immer mehr, und früh schon hat das junge Mädchen an diesen Musikabenden mitgewirkt, oft vereint mit dem Vater als Violinspieler und ihrem als Student der Medizin früh verstorbenen Zwillingsbruder Emil, der ein guter Cellist war. Der als Kandidat der Theologie jung verstorbene Bruder Richard war Flötist. Auch öffentlich ließ sie sich zuweilen hören; wie sie und andere mir vielfach erzählt, hat sie im Schwarzhäupterhause an Wohltätigkeitsabenden einmal mit Henselt und später mit Liszt vereint gespielt, mit letzterem ein Konzert von Mozart, doch läßt sich darüber nichts Genaues feststellen. Henselt war 1839 und 1841 in Riga, Liszt 1842, es ist aber möglich, daß auch er 1839 Riga und das Timmsche Haus, wo er befreundet war, besuchte.[1]) Zu außergewöhnlicher Schönheit herangeblüht, wurde sie in St. Petersburg im Theater vom Historienmaler Karl v. Brülow (geb. 1799, gest. 1852) bemerkt, der sie zuerst aus dem Gedächtnis gemalt und ihre Züge im Altarbild der dortigen St. Petrikirche, sowie in vielen seiner Bilder, befindlich in der Eremitage und der Moskauer Galerie Tretjakow, verewigte. Später machte er als Lehrer ihres inzwischen in die Akademie eingetretenen Bruders Georg Wilhelm ihre Bekanntschaft und vermählte sich mit ihr im Januar 1839; doch nach kurzer Zeit wurde die Ehe gelöst. Dieser hervor-

---

[1]) Im Tonkünstlerlexikon von Moritz Rudolf ist Frl. Timm als Pianistin verzeichnet, die mehrfach in Konzerten 1835—37 aufgetreten, und aus einer Anzeige des Rigaer Musikfestes 1836 ist ersichtlich, daß sie den Krakowiak von Chopin gespielt.

ragende Künstler ist ein selten kluger, feingebildeter, liebenswürdiger und interessanter Gesellschafter gewesen, und die Nahestehenden sahen ihn mit Bedauern scheiden. Fern der Heimat ist er einsam in Mariano gestorben und auf dem protestantischen Kirchhof in Rom bestattet worden. Seine Frau hat er nie vergessen können, wie Zeitgenossen berichtet haben. Die junge Frau kehrte ins Elternhaus zurück und widmete sich ganz der Musik. Der sehr strenge Vater, der als Jenenser Student in Wien mehrfach Beethoven gehört und ihn auch persönlich kennen gelernt hatte, ließ die Tochter meist nur die Klassiker Bach, Mozart, Haydn, Beethoven usw. spielen und wollte von moderner Musik nicht wissen. Der jungen Gesellschafterin meiner Tante, der Pariserin Madame L. de Méry und deren Verwandten, dem Sprachlehrer am Rigaer Kronsgymnasium Henriot und Frau, gelang es, nach langen Kämpfen, vom Vater die Zustimmung zur Reise nach Paris und zum Studium bei Chopin, den sie persönlich kannten, für die Tochter zu erhalten. Mit dieser Gesellschafterin hat sie dort gelebt. Später zog auch der Bruder, der Maler Georg Wilhelm, zu den Damen, der nach Beendigung der Akademie bei Horace Vernet[1]) studierte.

Aus dieser Zeit stammen die Briefe; die ersten fehlen, aus dem Rest will ich das Interessanteste entnehmen. Viel haben mir aus diesen Tagen Onkel und Tante mündlich überliefert, ebenso auch Madame de Méry; sie war später meine Gouvernante. Diese Schilderungen stimmen mehrfach überein mit Bemerkenswertem, das ich kürzlich in dem 1927 in Paris erschienenen vorzüglichen Werk von Guy de Pourtalès „Chopin ou le poête“ las. Es gibt mehr vom Wesen und Charakter Chopins, als die gleichfalls wertvollen Biographien von Weißmann und von Leichtentritt. Chopin lebte 1844 am Square d'Orléans in einem Gartenhause, wo außer ihm George Sand und ihre Freundin Marliani, sowie die Sängerin Viardot-Garcia in getrennten Wohnungen hausten. Emilie v. Timm kannte alle diese Damen; sie lebte, wie es scheint, bei Madame Mérimée, der Mutter des Dichters Prosper M., denn sie erwähnt ihrer zuweilen. Der erste Eindruck G. Sands auf Chopin: „Quelle femme antipathique que cette Sand! Est-ce vraiment bien une femme? Je suis prêt à en douter“ (Chopins Ausspruch zu seinem Freunde Hiller)[2]). Und

---

[1]) H. Vernet, geb. 1789 in Paris, gest. 1863 daselbst, berühmt besonders als Schlachtenmaler.

[2]) Pourtalès a. a. O. S. 94.

doch hat diese Frau verstanden, den weichen, schwachen Chopin zu fesseln und hat ihn, wie er selbst oft gesagt, unglücklich gemacht.

Aus einem Brief des Vaters Timm. Molehill[1], 4. 8. 39. „Emilie ist wieder daheim. Ich kann ihren wiedererwachten und immer in kurzer Zeit ihr reichlich lohnenden Fleiß in der Musik nicht anders als loben. Sie spielt mit Lust und das gewährt auch mir Lust ihrem Spiel zuzuhören, das sich im Vortrage neuerlernter Liszt'scher nocturnes so auszeichnet, daß selbst Dorn — gerade kein Freund vom Loben — es mit den Worten: „Hübsch gespielt" seines Beifalls würdigte, obgleich das noch dazu verstimmte Tischner'sche Unding [ein alter Flügel] dem Vortrage allen möglichen Abbruch tat. Neulich spielte sie dem blinden Berens in der Stadt auf dem neuen Flügel die köstlichen Robert-Variationen vor."

Auszüge aus Briefen Emilie v. Timms. Paris, 10. April/29. März 1844. Nach Ankunft des Bruders und Bericht eines Antrittsbesuches des Geschwisterpaares im Atelier und im Hause bei H. Vernet und Frau: „Am folgenden Tage hatte ich Stunde bei Chopin, Wilhelm begleitete mich dorthin. Chopin empfing mit sehr freundlicher Verlegenheit, erzählte, uns beide schon den Abend vorher im Konzert des Konservatoriums gesehen zu haben, wo in der Tat wir einen genußreichen Abend erlebt, himmlische Musik, Beethoven, Mozart, Cherubini ꝛc. in uns gesogen haben, W. mit ebenso regem Interesse, als der größte Musikkenner. Freilich, die Macht jener Töne ist unwiderstehlich, sie überwältigt alle Welt. Chopins Verlegenheit schrieb ich der fremden Sprache zu, die er zu reden veranlaßt wurde, da ich ihm in deutschen Worten den deutschen Bruder vorstellte, was ich nicht getan hätte, wenn ich nicht einige Tage früher Zeuge einer deutschen, d. h. in sehr bemerkbar polnisch-wienerischem Dialekt geführten Konversation gewesen wäre.

Welch artistisch studentenmäßiges Leben wir Geschwister hier führen. Es ist schön wie ein Traum. W. freut es, daß ein jeder sein Steckenpferd hat: „Du Deinen Chopin, ich meinen Horace." Morgen gehen wir wieder zusammen zu ersterem, von dort begiebt sich W. zwei Häuser weiter zu Vernet. Liszt ist seit drei Tagen hier, wie mir Chopin gesagt, doch hat man ihn noch nicht gehört." — Der Gesundheitszustand des oft leidenden Meisters machte es

[1]) Einst Timmsches Höfchen, nicht mehr vorhanden, nur Hügel, ein Bachtälchen, schöne alte Bäume noch sichtbar an der Strandbahnlinie hinter Thorensberg.

notwendig, den Unterricht früher als beabsichtigt zu unterbrechen. Chopin mußte zur Erholung aufs Land gehen.

Paris, 29. April/14. März 1844. „Chopin scheint es darauf anzusetzen, mir die Trennung von seiner Musik und seinem musikalischen Wesen so schwer als möglich zu machen. Mon Dieu, il ne devine donc pas, que je voudrais vivre cent ans sous l'influence des ses doux accords et de ses bons conseils. Noch niemals hat er mir so viel vorgespielt, wie in der vorletzten Stunde. Er spielte mir 4 nocturnes, die ich noch nicht kannte, und wie bezaubernd, unglaublich schön. Sein Spiel ist durchaus nach der Sangweise Rubinis, der Malibran, Grisi 2c. gebildet, das sagt er selbst; von jedem jener Künstler sucht er das ihnen Eigentümliche spielend wiederzugeben, freilich mit einer Pianofortestimme, während jene über andere Mittel zu gebieten hatten und haben. Doch das soll in Bezug seines Spiels kein Schaden sein; er bringt unendliche Wirkung durch seine Harmonie hervor; ich höre mit größerer Andacht seinem edlen, geläuterten, dabei stets weichen und zarten Spiel zu, als Grisi es vermocht hat durch ihren leidenschaftlichen, oft überraschend, oft aber gar nicht schönen Jubelgesang mich hinzureißen. Ein neues, einfaches Mittel, um ein wundervolles Ziel zu erlangen, hat Chopin mir heute noch anvertraut; ich habe es gefühlt, wo es fehlte, konnte mir aber nicht sagen, was es war. Um treu seinem Grundsatz guten Sängern spielend nachzustreben, hat er das Geheimnis dem Pianoforte abgelauscht, das Atmen auszudrücken. Bei jeder dem Sänger erforderlichen Aspiration muß der nicht mehr profane Spieler (das darf ich grace à mon amour propre wohl sagen) Acht darauf haben, de lever le poignet de le laisser retomber sur la note chantante avec la plus grande souplesse imaginable. Diese souplesse zu erlangen, ist die schwerste Aufgabe, die ich kenne. Wenn aber einmal solch ein Versuch gelingt, so lacht das eigene Herz vor Freude über den schönen Klang, und Chopin ruft: „c'est cela parfait, merci!“ Letztens spielte ich, nachdem ich mich erquickt und erwärmt durch seine nocturnes, die himmlische Sonate von Beethoven d-moll mit dem schönen finale, das ich als Kind zu Deiner großen Zufriedenheit auswendig wußte. Diese Erinnerung an unsere ehemalige Freude (Du schenktest mir einen halben Dukaten!), dazu die Gemütsbewegung, die Chopins Spiel hervorgebracht hatte, und außerdem noch der wundervolle Klang seines Instrumentes, alles endlich trug dazu bei, mir Beethoven in andrer Glorie erscheinen zu lassen, als ich bisher ihn zu erblicken

vermocht. Auch drückte sich dieses tiefere Verständnis, mir unbewußt, in meinem Spiel aus; ich versuchte nach langer Zeit wieder dieses einfach schöne Werk, trotzdem war Chopin ganz zufrieden mit meiner Auffassung, d. h. er war überrascht, lächelte halbtriumphierend, sagte, er habe mich noch nie Beethoven so „sagen gehört" (entendu dire), es sei ganz, was es sein müsse; ‚vous comprenez B. à merveille, je veux dire, comme il doit être compris et comme dans ce temps-ci on ne sait plus le comprendre, excepté un petit nombre de personnes, dont le nombre ne peut pas être grand et auxquelles vous appartenez. Le mécanique en cela n'est plus rien pour vous; après l'avoir joué une fois vous le savez donc — vous n'avez qu'à vouloir, pour dire admirablement bien ces choses admirables'."

Den 30. April. „Gestern versuchte ich bei Chopin seine nocturne. Ich wußte, ich fühlte noch deutlich in mir nach, wie ich sie von ihm gehört hatte, aber teils die Noten, die mir unbekannt waren, teils eine gewisse Beklommenheit, die sich in unserem Wesen und unseren Leistungen ausspricht, wenn wir unruhig oder traurig gestimmt sind, hinderten mich, die Musik so auszudrücken, als ich sie in Gedanken mir hersang und nicht die Kraft hatte laut werden zu lassen. Nun ist es wundervoll zu sehen, mit welchem Takt Chopin es versteht „de mettre à son aise" und mit welchem Geist er durchzudringen weiß, ich möchte sagen, in die Gedanken derer, die er vor sich sieht oder hört, und mit welch zarten nuancen er sein Wesen gegen jeden verändert. Pour m'encourager il me dit entre autre: „Il me semble, que vous n'osez pas vous exprimer, comme vous le ressentez. Plus de hardiesse, de laisser aller. Imaginez vous, que vous êtes au Conservatoire et que vous y entendez la plus belle execution du monde. Veuillez l'entendre et vous l'entenderez ici par vous même. Ayez pleine confiance en vous même; ayez la volonté de chanter comme Rubini et vous y réussirez. Oubliez qu'on vous écoute et écoutez vous toujours vous-même. Je vois que la timidité, que le manque de confiance en vous sont une espèce de cuirasse sur vous, mais à travers ce cuirasse j'apercois autre chose, que vous n'osez pas toujours avouer, et c'est nous priver nous autres. Quand vous êtes au Piano, je vous donne plein pouvoir de faire, tout ce que vous voulez, suivez librement l'idéal, que vous vous êtes créé, et que vous devez sentir en vous, soyez bien hardie, bien confiante en votre pouvoir et votre force et ce sera toujours bien ce que vous direz. Cela

me ferait tout autant de plaisir de vous entendre jouer avec un laisser-aller parfait, que m'est insupportable la suffisance devergondée des vulgaires." — Ich bin froh, daß Chopin noch nicht von seiner Abreise spricht, obgleich sie doch wohl im Mai zu erwarten ist. Ich werde auf keinen Fall früher nach Heidelberg, ungeachtet der dringenden Aufforderungen, die uns von dort kommen, wir werden, ich für meinen Meister und W. für den seinigen stets edelsinnigen, gütigen, bleiben, bis der Augenblick der Trennung ohne unser Zutun da ist."

Paris, 7. Mai/25. April 1844. „ Dieses Mal ist es Liszt, den ich nach langer Zeit endlich so habe spielen gehört, daß man fühlte, er vergaß die Erde und alles darauf und schöpfte, der Hellsehende, seine Töne aus einem lichten Reiche, das unser blödes Auge nur mit sehnsüchtigen Blicken aus der Ferne zu erreichen vermag! Berlioz, der geniale Musiker, gab jenes Konzert, das durch Liszt geweiht wurde; er spielte viermal, begann aber mit dem Weberschen Konzertstück, und so unglaublich wundervoll, daß seine eigenen übrigen Leistungen dagegen farblos erschienen. L. war in jener halben Stunde von einem heiligen Feuer ergriffen, das mit dem besten menschlichen Willen auch er nicht nach Belieben in sich herunterbeschwören kann, es ist immer ein Beweis hoher Gnade, es ist der heilige Geist des Künstlers, dem seine Kunst zur Gottheit geworden! Man muß hinzufügen, daß Berlioz' Orchester begleitete, bestehend aus besonders gewählten Meistern des Konservatoriums. Chopin, Liszts strengster Kritiker, war auch ganz ergriffen, als er von jener Zauberleistung sprach, er sagte mit gesenktem Kopf und nur halblaut sprechend: c'etait beau, prodigieusement beau und blieb einige Augenblicke stumm in Nachdenken versunken. Liszt wagte Ungeheures, indem er einen Satz der Symphonie fantastique von Berlioz, die vom Orchester brillant ausgeführt, unmittelbar darauf allein auf dem Pianoforte wiederholte. Cétait encore quelquechose de prodigieux! In einer Loge sah man Döhler, Thalberg, Alexandre Dumas, Eugène Sue. Chopin, ach! mein guter Genius hat mir schon Tränen gekostet; gestern sagte er mir, daß gegen den 20. Mai er von Paris scheiden würde. Nun ist es also aus. Ich mußte wohl darauf gefaßt sein, nicht immer im Himmel gleichsam zu leben, dennoch fällt es mir schwer auf die Seele, die bisherigen Freuden gegen die Heidelbergs zu vertauschen. Gestern in der Stunde hat Chopin gespielt, wie ich ihn noch nie gehört. Er schien das Ideal seiner poetischen Seele erreichen zu wollen; das erste Mal, als er

seine Nocturnes vorspielte, entschuldigte er sich, de le n'avoir pas dit, comme il voudrait, que je l'entende, und wiederholte sie mit solch gesteigerter Vollkommenheit, daß ich unwillkürlich, vor stillem Entzücken, lächeln mußte! Er sagte mir und nicht heute zum ersten Mal: „cela vous jouerez bientôt comme moi, ce n'est qu'une bluette pour vous." Ich weiß nicht, ob er mir nur dadurch Mut und Kraft geben will; es macht mich stutzen, weil es wirklich ungeheuer viel gesagt ist." 20. Mai: „W. hat sich eine Wohnung in Versailles in der Nähe des neuen großen Ateliers Vernets eingerichtet und ich soll nachfolgen, bald hält mich ja in Paris nichts mehr zurück. Chopin ist, seit er am 2. Mai seinen Vater verloren, noch angegriffener als sonst; er ist freilich noch hier, aber zu schwach, um Stunden zu geben, bis zum nächsten sonnenhellen Tage, der ihn aufs Land bringen soll. Seit vorgestern haben wir aber das rauheste, nasseste Oktoberwetter. Ausnahmsweise gab mir der gute freundliche Herr und Meister noch eine Stunde, die letzte. Er gab mir Anleitung, wie jede seiner Etuden zu benutzen und zu studieren sei. Bei einigen fand er es nicht nötig, ein Wort hinzuzufügen, „car vous le comprenez parfaitement", meinte er. Es war mir selbst eine stille Freude, mit Leichtigkeit spielen zu können, was mir ehemals, namentlich als ich bei Henselt jene Etuden arbeitete, halsbrechende Schwierigkeiten zu sein schienen. Chopin (ich glaube, er sieht durch die Haut ins Herz) sagte in derselben Minute, als jener angenehme Gedanke, jene Entdeckung des Fortschrittes mich beschäftigte: „n'est ce pas, cela vous parait maintenant bien facile, ce n'est plus comme autrefois? Eh bien! Dans ce peu de temps vous avez fait des progrès que c'est un charme!" Er sagte mir, ich würde es um einige Monate selbst deutlicher fühlen als jetzt, wenigstens setze er bei mir solche Nachwirkung voraus, da er bei seinen „meilleures élèves" solche Erfahrung gemacht habe. Als die Stunde schlug, die des Abschiedes, wurde mir ganz eng ums Herz. C'est donc fini, sagte ich mir halblaut. Chopin nahm mich mit seinen beiden Händen an die Hand, wünschte mir freundlich „tout le bien et tout le bonheur possible dans ce monde, un heureux voyage" etc. In Betreff der Musik wünsche er mir nichts, da mein eigenes Wünschen hinreiche. Ich wollte ihm danken, fand aber in meiner Beklommenheit nur die Worte: „je ne sais pas dire de belles phrases; je ressère tout en moi-même, mais je le garde." Chopin sah mich mit seinen glühenden Künstleraugen wieder so an, daß ich, je ne sais pas pourquoi, ganz rot wurde, bald aber zu

meiner gewöhnlichen Ruhe wieder kam, als ich sah, daß er ganz weich, ganz betreten war; er reichte mir noch einmal die Hand, stammelte unverständliche Worte, und nur als ich schon halb an der Tür war, vernahm ich diese: „d'avoir fait votre connaissance!“ Das übrige mag ich mir zur Vervollständigung der Phrase hinzudenken und ich ermangele nicht nach Weiberart meiner eitlen Phantasie den freiesten Lauf zu lassen. Ich erinnere mich mit wehmütiger Freude jedes freundlichen Blickes, jedes Wortes des kranken Meisters; ich gehe mit ängstlicher Gedächtnistreue alle Stunden, die 33, die ich in seiner Künstlernähe verbringen durfte, durch und gefalle mich darin, Spuren von Seelenverwandtschaft zu suchen und zu finden. Es ist vielleicht sehr verwegen, sehr anspruchsvoll von mir, solche Gedanken mir nur zu erlauben, aber dieses zarte poetische Gewebe, womit ich meine Träume in Erinnerung jener unvergeßlichen Zeit auszuschmücken mir gestatte, trägt wahrlich nicht dazu bei, daß ich des Lehrers Musik weniger schätze, pflege und, darf ich's sagen, heilig halte. Sa musique n'est pas de ce monde et la joie qu'elle me cause n'est pas non plus de ce monde. — Ich schreibe unverhohlen wie ich denke, und ich denke, wie ich fühle. Es fehlte mir an Mut, vom nächsten Jahr mit Chopin zu sprechen, ich fürchtete, ihm peinliche Gedanken zu verursachen, da ich Zeuge war, wie er einer scheidenden Schülerin, die um seinen zukünftigen Schutz bat, zur Antwort gab, mit halb vor Ungeduld, halb vielleicht vor Kummer zitternder Stimme: „l'année prochaine dites vous, mais nous en sommes loin, mon Dieu, je ne sais pas, je ne dois plus y songer, je ne puis rien vous promettre; suivez seulement les conseils, que j'ai pu encore vous donner.“

Aus einem Brief an ihre Mutter. Versailles, 26. Mai 44. „Ich vergehe vor Unruhe und Sorgen, wenn ich an zwei mir unendlich teure Wesen denke, die Gott uns zu entreißen droht — unseren armen, guten Emil [der Zwillingsbruder] und — warum soll ich es verschweigen — den unglücklichen Chopin! Beide, ach, scheint es, gehen ihrem frühen Ende rasch entgegen; ich wage nicht durch erzwungene Hoffnung mir Seelenruhe zu erkünsteln. Mein Bruder, jung an Seele und Herz, hofft gewiß selbst, damit tröste ich mich; dagegen geht der andere mit stiller Verzweiflung auf sein Grab zu. Er fühlt seine eigene Schuld an seiner Vergänglichkeit, bereut schwer die einst vergeudeten Lebenskräfte und weiß jetzt nicht mit Resignation zu dulden, weil seine feurige Seele ihn mit immer neuen Fesseln an das Leben scheint ketten zu wollen,

während der Körper zusammensinkt. Wie lange er es noch aushalten wird, das weiß nur Gott! Seit 4 Jahren, sagt man, kämpft er gegen den Tod; oft habe ich Chopin seine Tränen verbergen, verschlucken sehen, oft ihn sagen hören: „ach, ich bin zu nichts auf der Welt mehr gut.“ Die Jugend beneidet er seufzend um ihre Kraft. Von W. sagte er: „Ihr Bruder ist so jung und stark, ich bin so alt und schwach.“ O, dergleichen Klagetöne könnte ich unendlich viele anführen, wenn ich nicht fürchtete unrecht darin zu tun, daß ich von einem Wahlverwandten so viel rede, während die Eigenen, Liebsten in Sorge und Kummer daheim weilen. Was mir in der nächsten Zukunft bevorsteht, wenn W. mich über den Rhein nach Heidelberg bringen wird, wo wir den Sohn des Hauses schon vorfinden werden, darauf bin ich wohl einigermaßen schon vorbereitet, doch mit mir selbst noch nicht einig. Ich bin mit der Stille und klösterlichen Ruhe recht innerlich zufrieden, weil ich weiß, daß der Pariser Lärm mir doch nicht den verlorenen maëstro zurückgebracht hätte.“ 28. Mai 44. „Durch Herrn Pfeiffer, associé von Pleyel, bin ich zu dem besten Flügel in Versailles gekommen. Ich habe bisher mehr auf harten als auf weichen Tastaturen gearbeitet; das hat mir die Finger sehr gestärkt. Dagegen kann man bei solchem Anschlag unmöglich sich die feinsten Nuancen der Bewegungen von Handgelenk und Vorderarm und wieder jeder Finger einzeln sich zu eigen machen. Das habe ich bei Chopin, auf dessen schönem Flügel mit beinah wieneriſchem Anschlage oft erfahren. Er selbst nennt es „traitre perfide“. Was mir auf dem soliden, festen Erard ganz gut gelang, wurde dort hart, brusque, unschön. Chopin fand es gefährlich, ein Instrument von schönem Klang und hartem Anschlag, wie die Erardschen sind, zu lange zu benutzen; er sagt, es verwöhne: „qu'on tappe, qu'on frappe dessus c'est égal, le son est toujours beau et l'oreille ne demande pas autre chose parcequ'elle est sous le son plein et sonore.“ Man kann aber nur bei Chopin le charme du son jusqu'à l'infini bewundern, sein decrescendo in Masse, wie im kleinsten détail ist ebenso zauberhaft schön, als es unglaublich schwer ist; es kann nur von Chopin und Liszt so vollkommen gegeben werden. Das ist e i n e Nuance, und wie viele gibt es ihrer, gekannte und ungekannte, nur in den Tiefen der Seele noch existierende. Ich arbeite jetzt gewissenhaft und mit wehmutsvollem Genuß alles, das mich mein lieber, unvergeßlicher Meister gelehrt. Jeder Ton ist eine neue Erinnerung, keine so süß und schön als diese, und ich weiß sie mir oft zu verschaffen, indem ich viel spiele.“

An den Vater. Paris, 11. Juni 44. „Der König gibt Diners, es sind Festtage, täglich Theater ꝛc. Als man, der Modewut ergeben, im hôtel de ville, zum Einweihungskonzert sich halbtot drängte, saß ich ruhig und glücklich in meinem Pariser Erardstübchen. Ruhig, da ich mich nicht durch Mériméesche Überredungskunst verleiten ließ, seiner Mutter in die Menschenmasse zu folgen, glücklich, da ich zwei Stunden vorher, an eben dem Festtage das schönste Konzert im Konservatorium gehört hatte und noch alle Klänge in mir nachhallen fühlte. Von Chopin weiß ich nur, daß er in den nächsten Tagen nach Nohan in Berry reist, wo er seine Schwester Louise wiedersehen wird." — 9. Juni: „Wir haben uns zwei Diligencebillette zum 19. Juni nach Brüssel genommen. Jetzt darf ich es sagen, ich freue mich auf Heidelberg; die Sonne ist so schön und warm, das Grün so frisch und kühl, die Herzen dort so gut und weich, ich müßte von Stein sein, wenn ich mich, bei solcher Aussicht, nicht froh und glücklich fühlte. Der Aufenthalt wird mir Ruhe und Frieden geben." — 19. Juni: „Kurz vor der Abreise wurde ich von paradiesischem Duft am Morgen erweckt und fand neben meinem Bett den kleinen Marmortisch bedeckt mit darauf hingestreuten Rosen in allen Formen, Farben und Größen und die schönsten großen Ananas-Erdbeeren, von Madame Vernet in ihrem Gärtchen selbst gezogen. Chopin ist dahin, dahin gezogen, wo es Wärme, Ruhe und Erholung für sein müdes, fröstelndes Wesen geben wird."

Heidelberg, 24. Juni 44. „Eine Stunde vor Köln machte der Eisenbahnzug zwischen Brüssel und Köln Halt und wir benutzten die 20 ruhigen Minuten, um in einem rosengeschmückten Pavillon unseren heißen Durst an den ersten Tropfen Rheinweins in des Rheins Nähe zu stillen, um dabei W.'s Geburtstag durch einen stillen Toast zu feiern." Von Köln ging es mit dem Dampfer und später der Post weiter nach Heidelberg zur Familie Gretsch.

In Heidelberg erteilte Emilie von Timm endlich dem Journalisten Alexius von Gretsch, der seit Jahren um ihre Hand geworben, das Jawort[1]). Am 6. Dezember 1844 erfolgte die Trauung

---

[1]) A. von Gretsch war, wie sein Vater, der Schriftsteller Geheimrat N. J. Gretsch, Herausgeber der St. Petersburger Zeitung „Nordische Biene". Die aus Böhmen stammende deutsch-protestantische Familie v. Gretsch hatte gleichzeitig mit Emilie v. Timm in Paris gelebt und war ihr von St. Petersburg her befreundet.

in Riga, und das junge Paar übersiedelte nach St. Petersburg, ins palaisartige Haus der Familie an der Moika.

Wie im elterlichen Hause in Riga und in Paris bei der Familie v. Gretsch verkehrten bei dem jungen Paar viele Schriftsteller, bildende Künstler und Musiker; so finden sich in den weiteren Briefen die Namen Auber, Bériot, Vieuxtemps, Wieniawski ꝛc., die sie alle besucht. Henselt und Schulhoff waren intime Hausfreunde, Liszt hatte verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Gretsch, ebenso der Bildhauer Baron Clodt v. Jürgensburg.

Emilie v. Gretsch an ihren Vater. St. Petersburg, 19. Jan. 45: „Heute habe ich eine herzerquickende Aussicht, ich erwarte von Minute zu Minute mein zweites Klavier, einen schönen Flügel von Wirth zu bekommen. Auf dem Diner bei Bulgarin war unter anderen Gästen Pauline Viardot-Garcia mit ihrem Mann; B. hatte uns nebeneinander gesetzt, weil, wie er sagte, zwei Anbeterinnen von Chopin nicht getrennt werden dürfen. Freilich haben wir dadurch eine mächtige Sympathie zwischen uns, in uns entdeckt und bezog unser Gespräch sich hauptsächlich auf jenen poetischen Meistersänger und auf dessen Freundin G. Sand, welche seit 6 Jahren auch die der jungen Viardot geworden ist und zwar in solchem Grade, daß sie — „qu'elle voudrait se faire couper en petits morceaux pour elle!“ — Mit Feuer verteidigte die junge Freundin jene oft getadelte Frau; sie sagte geradezu: „le monde outrage cette femme sublime, qui a souffert des martyrs et qui porte encore la couronne d'épines qui le monde, par son jugement faux, souvent même brutal, lui inflige.“ — Chopin selbst habe ich später verlassen als der Zugvogel V.-Garcia, wobei ich eigentlich die Erzählerin war. “

1847 hat E. v. Gretsch mit ihrem Mann Chopin in Paris aufgesucht, doch war er nicht anwesend; sie hat ihn nicht wiedergesehen. 1850 verlor sie ihren Gatten, der auf der Reise nach Madeira einem längeren Lungenleiden erlag. Die trauernde junge Witwe blieb mit 3 Kindern in zartem Alter einige Jahre beim alten Schwiegervater in St. Petersburg und dann kam die Familie alljährlich nach Riga, um am Strande oder in Kremon den Sommer zu verbringen.

Später ging Emilie v. Gretsch zur Erziehung ihrer Kinder nach Karlsruhe in Baden, wo sie von 1862—1870 gelebt; von dort aus hat sie auch zwei Mal die Verwandten in Riga besucht. Auch in Deutschland bestand ihr Verkehr aus Künstlern und Schriftstellern. Intime

Freunde waren V. v. Scheffel, der Maler Prof. Adolf Schrödter, Anton v. Werner, der Schweizer Carl Philipp v. Reiff, dessen Mitarbeiterin sie war bei einer Neuauflage seines Wörterbuchs; sie beherrschte 6 Sprachen, darunter auch Lettisch, — Erinnerung an ihre Jugend im Baltenlande. Ein großer Kreis von jungen Balten, Freunde ihres Sohnes, die mit ihm im Polytechnikum studierten, Korpsbrüder der Karlsruher „Baltica“ versammelte sich stets in ihrem Hause.

Sie hat viel und oft an den Badischen und Württembergischen Höfen in intimen Cercles gespielt. Seit 1871 lebte E. v. Gretsch in St. Petersburg, im August 1874 hat sie zuletzt ihre Geschwister gesehen, als sie mich aus der Waldeinsamkeit des Persetales in die rauschende Märchenwelt Petersburgs, zur Zeit der damaligen Festtage — Hochzeit im Kaiserhause — brachte. Fast ein Jahr hatte ich das Glück, bei ihr zu leben und edelste Kunst zu genießen. Das Leiden, das ihr drei Jahre später den Tod brachte, begann damals und raubte ihr den Schlaf; da lauschte ich oft die Nächte durch ihrem wunderbaren Spiel; man hörte viel Bach, Beethoven, Liszt, meist aber Chopin. Viel hat sie mir damals auch von Chopin erzählt, Bilder und Briefe von ihm gezeigt, die jetzt alle verloren sind. Sie hatte zu jener Zeit einen Trio-Abend mit Auer und Davidoff, wo Anton Rubinstein und Henselt zuweilen Zuhörer waren. Bei einer solchen Gelegenheit hat mir Rubinstein gesagt, daß, als er 8 und E. v. Timm 16 Jahre alt waren, er bei ihr Unterricht gehabt, auf Bitten seiner Mutter, die das junge Mädchen in der Nachbarschaft auf einer Sommerfrische spielen gehört. Rubinstein gehörte auch zu den intimen Freunden, seine Frau war eine Jugendfreundin der Tochter von E. v. Gretsch. Oft hat E. v. Gretsch in vornehmen Salons an Gesellschaftsabenden gespielt, in ausländischen Gesandtschaften und bei hohen Würdenträgern, wo auch die genannten Künstler u. a. eingeladen wurden. An die große Öffentlichkeit ist sie nie getreten, weil sowohl ihr Mann als ihr Schwiegervater, später auch ihre Kinder es nicht wünschten. Darum auch haben Chopinsche Biographen sie nie unter seinen Schülerinnen genannt. Nach langen Leiden ist sie, umgeben von ihren Kindern, bei ihrer geliebten Tochter entschlafen.

Nun ruht die edle Frau schon über 50 Jahre, fern ihrer teuren baltischen Heimat, unvergessen von allen, die sie gekannt. Friede ihrem Andenken!

Aus dem gesellschaftlichen Leben einer livländischen Kleinstadt um 1800

Von Ernst Kiwull †

Am 29. März 1914 feierte die Wendensche Gesellschaft Harmonie ihren 125. Stiftungstag [1]).

Das älteste in ihrem Besitz befindliche Dokument stellt einen Kaufkontrakt dar, in welchem die „Directeure der vereinbarten Gesellschaft" — F. v. Zoeckell, W. v. Broemsen und M. Marnitz — vom damaligen Wendenschen Ratsherrn Hassing das Haus am Marktplatz in Wenden kaufen, das bis heute noch in ihrem Besitz steht. Dieses geschah am 29. März 1789.

Wann diese „vereinbarte Gesellschaft" gegründet worden, ließ sich aus den uns vorliegenden Materialien nicht genau ermitteln. Es läßt sich aber daraus, daß die Gesellschaft schon 1789 an den Kauf eines eigenen Hauses geht, schließen, daß sie schon längere Zeit vorher bestanden und finanziell ziemlich sicher fundiert gewesen. Die Gesellschaft wird in den Protokollen bald „vereinbarte Gesellschaft", bald „gemeinschaftliche Gesellschaft", bald „vereinbarte Tanzgesellschaft", auch „Tanzklubbe" genannt.

Im Jahre 1798 — also neun Jahre nach dem Kaufe des Hauses — war eine auf das Haus ingrossierte Schuld von 1600 Thalern Albertus abzuzahlen. Dieses war nun in der Weise möglich, daß 16 Aktien à 100 Thaler Albertus gezeichnet wurden, die unter einzelne Mitglieder verteilt wurden. Die Namen der 15 gebefreudigen Aktionäre und Mitglieder der Gesellschaft lauten: 1) Carl von Günzel, 2) Carl v. Sievers, 3) C. G. v. Kahlen, 4) Karl v. Transehe, 5) F. v. Zoeckell, 6) Dr. Harder, 7) G. v. Palmstrauch, 8) J. v. Weiß, 9) v. Blanckenhagen-Drobbusch (übernahm 2 Aktien), 10) Anton Hülßen, 11) R. Baron Ungern-Sternberg, 12) Peter v. Eckesparre, 13) J. v. Nandelstaedt, 14) v. Rautenfels, 15) L. v. Schwanenberg.

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit verlas der Verfasser einen Bericht über die Geschichte dieser Gesellschaft, der die Grundlage der nachfolgenden Ausführungen bildet. Als Material diente ihm ein Konvolut von Akten und Protokollen der Gesellschaft, die sich in der Bibliothek der Gesellschaft fanden. Alle diese Dokumente und Protokolle sind während des Weltkrieges und während der Bolschewistenzeit vernichtet worden, wo die Räume der Harmonie zu Einquartierungszwecken requiriert waren.

Diese Aktien haben ein Jahrhundert überdauert; die letzten sind während des Weltkrieges gekündigt und dann ausgezahlt worden. Die Aktien wurden mit 5% verrentet und konnten nach einem Jahr gekündigt werden, oder es trat an Stelle der 5% Rente ein „Abonnementsbillett" — die damalige Bezeichnung für eine Mitgliedskarte der Gesellschaft. Die Aktien waren unterschrieben von den Vorstehern Graf Karl Sievers, Leopold v. Schwanenberg, Dr. Harder und J. v. Weiß. In späteren Jahren wurden den Aktionären noch besondere Rechte eingeräumt, so 1813, wo beschlossen wurde, daß immer zwei Aktionäre Vorsteher der Gesellschaft sein müssen.

Am 24. Oktober 1799 erklärt sich die sogenannte „vereinbarte Tanzgesellschaft" für geschlossen und tritt als „perpetuelle Gesellschaft" unter dem Namen „Harmonie" hervor. Am 21. Dezember desselben Jahres werden die Gesetze — Statuten — der Gesellschaft Harmonie dem Generalgouverneur von Liv- und Estland zur Bestätigung vorgelegt. Nach diesen Gesetzen dürfen zur Harmonie nur Personen gehören, die zum erblichen oder persönlichen Adel, zum Gelehrten- oder zum Kaufmannsstande gehören.

Tänze und Maskeraden scheinen in damaliger Zeit eine große Rolle gespielt zu haben. Wir ersehen dieses daraus, daß in den Protokollen die Gesellschaft bald „vereinbarte Tanzgesellschaft", bald „Tanzklubbe" genannt wird, und auch daraus, daß nach den Gesetzen wenigstens viermal im Jahre Maskeraden stattfinden mußten und zwar zwei vor und zwei nach Weihnachten. Außerdem gab es schon damals eine sehr detaillierte Tanzordnung. Der Beginn der Tänze war auf 6 Uhr festgesetzt; bis 7 Uhr wurden Polonaisen getanzt, von 7—9 Uhr Anglaisen, von 9—10 Uhr Polonaisen, Menuetts und Masurisch; von 10—11 Uhr Quadrillen, von 11 bis 12 Uhr Polonaisen, Menuetts und Masurisch. Keine Anglaise und Eccossaise durfte zweimal „heruntergetanzt" werden. Klatschen, Zischen und Stampfen war den dem Tanze Zuschauenden bei 5 Rbl. Strafe verboten. Um 1 Uhr nachts mußte alles gesellschaftliche Vergnügen aufhören; wer länger blieb, hatte 1 Rbl. pro Stunde Strafe zu zahlen.

Nur Polonaisen durften in Stiefeln getanzt werden; an allen übrigen Tänzen durfte nur der teilnehmen, der in Schuhen erschienen war. An Tanztagen war der Eintritt in die Gesellschaft in Sporen und mit Degen oder Stock verboten. Nur Militärpersonen machten eine Ausnahme.

Eines wie großen Ansehens sich schon damals die Gesellschaft erfreute, mag daraus ersehen werden, daß 1799, bei der Gründung der Harmonie, zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden: der Zivil-Generalgouverneur v. Nagell; der Zivilgouverneur v. Richter; der Vizegouverneur v. Behr; der Landrat Graf Mellin; der Obrist der reitenden Artillerie Stawischkoi.

So führt die Harmonie-Gesellschaft, wie es scheint — Protokolle über wichtige Ereignisse fehlen —, ein beschauliches Dasein bis zum Jahre 1806.

Da die Harmonie mehr „sinnlichen Genüssen" nachgeht, konstituiert sich neben bzw. in ihr eine Gesellschaft mit rein „literarischer Tendenz" Die Anregung dazu ging von Dr. Harder aus, der am 10. August 1806 ein Zirkulär zur Errichtung einer Gesellschaft unter dem Namen „Museum" herumschickt.

Am 26. September 1806 findet die erste Sitzung des Museums statt. Dr. Kosegarten wird zum Direktor gewählt und übernimmt die Ausarbeitung eines Regulativs dieser Gesellschaft. Offiziell eingeweiht wird das Museum am 15. Februar 1807 und das Regulativ von allen Stiftern unterschrieben. Die Sitzungen finden in der Harmonie statt.

Das Museum hat nur ca. 18 Monate bestanden und sich in dieser Zeit durch Subskription ein eigenes Billard angeschafft. Wieweit das Billard sich mit der „literarischen Tendenz" vertrug, ist in den Protokollen nicht gesagt. Ende 1807 fordert die Harmoniegesellschaft vom Museum eine Miete für Lokalbenutzung. Dieses ist die Veranlassung zu verschiedenen Konflikten und späteren Konferenzen der Vorsteher der Harmonie mit dem Direktor des Museums, die sich durch das ganze Jahr 1808 hinziehen und schließlich zu einer Verschmelzung beider Gesellschaften im Hause der Harmonie führen. Die Motivierung lautet: „daß in einem so kleinen Orte, als Wenden, ein getrenntes Interesse dem einen Institute sogut wie dem andern zum Nachteil und zum allmählichen Verfall beider gereichen dürfte, das Prinzip der Einheit sie aber in Flor erhalten und alle bisherigen Kollisionen und Inkonsequenzen heben wird." Das Museum wird als „Leseinstitut" mit der Harmonie vereinigt, gleichsam als wäre letztere die Mutter von ersterem. Man kommt dem Museum auch noch weiter entgegen, indem die Harmonie statt der früheren 4 Vorsteher jetzt 5 wählt, von denen einer der Direktor des Museums ist. Die Verhandlungen ziehen sich bis zum Februar 1809 hin. Den Transakt beider Gesellschaften, der am 15. Februar 1809 in Kraft

tritt, unterschreiben die Herren Eberhard, Harder, Girgensohn, v. Palmstrauch, Wilcke, Volkmuth, Sevin, Reichard, Dietrich und Kosegarten und die Vorsteher v. Dietz, A. W. Eberhard, v. Rehbinder und Kosegarten. Es war gestattet, sich als Mitglied sowohl der Harmonie allein, wie des Musei allein zu inskribieren. Die Mitglieder beider Gesellschaften zahlen jährlich 12 Thaler Albertus, die Mitglieder des Musei allein — 10 Thaler Albertus, die Mitglieder der Harmonie allein — 5 Thaler Albertus. Zugleich wird damals zum ersten Mal der 1. Oktober als Stiftungstag festgelegt, an dem der Financier der Harmonie mit dem Museum abrechnet. Zugleich war dieser Tag der letzte Zahlungstermin für den ganzen Jahresbeitrag.

Doch es kommt bald zu neuen Reibungen. Man denkt sogar daran, den Transakt des Museums mit der Harmonie „aufzukündigen" (1810). Der Direktor des Museums Kosegarten schreibt von „unsäglichen Kränkungen" von Seiten der Harmonie — er werde nicht als Direktor respektiert, die Zeitungen werden ohne sein Wissen verschrieben, Aufwärter werden ohne sein Wissen, ohne ihn zu fragen, engagiert, seine Auslagen werden ihm vorenthalten und dergl. m. Wieder kommt es zu zahlreichen Generalversammlungen und Verhandlungen über diese Reibungen. Welch erregte Stimmung in der Gesellschaft herrschte, kann daraus ersehen werden, daß auf einer Versammlung (2. April 1814, Präsenz 24 Mitglieder) der gesamte Vorstand zurücktritt, weil auf einem Zirkulär das Wort „Direction" von einem Unbekannten durchstrichen worden. Bei der Neuwahl werden gewählt: Pierson, v. Wrangell, v. Tiesenhausen und Wilcke.

In diese Zeit (1814) fallen die Kollekten für die Invaliden des vaterländischen Krieges. Es muß eine recht hübsche Summe zusammengekommen sein, da im März 1814 die Harmonie an den Generalgouverneur Marquis Paulucci 500 Rbl. übersendet, wobei noch ein Rest in Wenden zurückbehalten wird für die Zwecke der örtlichen Invaliden.

Soweit es möglich ist, sich aus den alten Protokollen und den Statuten ein Bild vom gesellschaftlichen Leben in der Harmoniegesellschaft zu machen, kann folgendes gesagt werden.

Jeden Donnerstag gab es einen Abend, an dem sich die Gesellschaft — wohl nur die Herren — in der Harmonie zu einem gemeinsamen Abendessen versammelte. Um 7 Uhr wurden „Speisebillets" herumgereicht; das Essen wurde dann um 1/2 9 Uhr auf-

getragen, was durch ein Glockenzeichen bekanntgegeben wurde. Ein jeder konnte sich an den Tisch setzen, wo es ihm beliebte. Getränke mußten sofort nach der Bestellung bar bezahlt werden. Wer sich zu späterer Zeit als 7 Uhr meldete, konnte nur dann auf ein warmes Abendessen rechnen, wenn es dem Ökonom möglich war, sonst mußte man mit einem Butterbrot vorlieb nehmen.

Das Tabakrauchen war in allen Zimmern der Gesellschaft gestattet. Nur an Tanztagen — laut Gesetz Nr. 17 — „erheischt es die Artigkeit gegen das schöne Geschlecht und die Schonung für ihre Kleidungsstücke, von der Rauchfreiheit eine Ausnahme zu machen".

Laut Gesetz 26 waren Spöttereien über die Religion, unbedachtsame Urteile über die Landesverfassung und Regierung, geringschätzende Reden über Männer, deren Rang und Amt Ehrerbietung heischt, verboten. Der Übertreter dieses Gesetzes konnte mit 20 Rbl. Strafe belegt werden. Gesetz Nr. 10 lautet: „Die Vorsteher durch widriges oder beleidigendes Betragen zum Verdruß und Unwillen zu reizen, ist eine sträfliche Verletzung gegen die ganze Gesellschaft."

Das Lesezimmer war an jedem Tage von 10–12 Uhr vormittags und 2—10 Uhr abends geöffnet, an Posttagen bis 11 Uhr.

Kartenspiele waren gestattet, jedoch nur Commercespiele, Hazard verboten bei Strafe der Ausschließung.

Über das Tanzen und die Maskeraden in der Gesellschaft ist schon früher gesprochen worden.

Der erste Ökonom der Harmonie hieß Birkenfeld; doch erfahren wir über die Ökonomie nichts Genaueres. Im Jahre 1813 übernimmt Frau Gouvernementssekretär Julie Schroeder die Ökonomie. Ihr wird der ganze untere Stock des Hauses mit Nebenräumen, Kellern und Stallungen vermietet, und sie hat die Ökonomie zu besorgen und die oberen Zimmer einmal wöchentlich zu kehren. Die Dielen sind nach Erfordern und Verlangen der Vorsteher einige Mal im Jahre zu waschen.

Sehr einträglich scheint die Ökonomie nicht gewesen zu sein, da schon nach einem halben Jahre ein neuer Ökonom, Namens Wittich, unter denselben Bedingungen einzieht.

Im Jahre 1814 lesen wir wieder von einem neuen Ökonom, J. F. Kiparsky. Die einzige Änderung im Kontrakt besteht darin, daß die Zimmer im oberen Stock statt einmal — zweimal wöchentlich gekehrt werden müssen.

Im Jahre 1814 wird ein Komitee von 6 Gliedern der Gesellschaft zwecks „Revidierung und Umformung der Statuten der Harmonie" gewählt, bestehend aus den Herren: v. Tiesenhausen, Pierson, v. Wrangell, Kosegarten, Stegemann und Arzt. Nachdem am 8. Juni 1814 dieser Entwurf des neuen Gesetzbuches von der Gesellschaft angenommen worden, wird er dem Kriegsgouverneur und Ziviloberbefehlshaber von Livland und Kurland, Marquis Paulucci, zur Bestätigung vorgelegt. Da in der Gouvernementsregierung bei der Prüfung der Gesetze des Statutenentwurfs nichts gefunden worden, was „dem Staate, der Religion und den guten Sitten nachteilig wäre", werden am 24. September 1814 „die Gesetze der geschlossenen Gesellschaft zu Wenden, die Harmonie genannt", von der Gouvernementsregierung bestätigt; unterschrieben — Riga, Schloß — von J. Duhamel, G. v. Rickmann, Karl v. Dahl und Sekretär Fr. Faessing.

Die dem Berichterstatter vorliegenden Protokolle der Gesellschaft reichen nur bis in das Jahr 1815; weitere Aufzeichnungen und Protokolle sind wohl verlorengegangen. Wir sind also nur über die ersten Jahrzehnte der Gesellschaft genauer unterrichtet.

Pan-Europa?

Von Georg Baron Manteuffel

(Aus dem „Ring")

Warum Pan-Europa? Um es zu verschweizern? Um „Handel und Verkehr", „Technik und Industrie" so weit vom Menschen Besitz ergreifen zu lassen, daß der Sinn für Verantwortung, daß organische Entwicklung, Heldentum usw. für immer aufhören, Wirklichkeit zu sein? Damit all diese Werte und Normen verschwinden, von denen wir mehr fühlen als „beweisen" können, daß *sie* es sind, um derentwillen man leben kann, daß *sie* es sind, in denen das Volk, dem man angehört, Bestand und Form hat, ja selbst Europa seine Macht und seinen Wert erst findet?

Pan-Europa? Damit der „Untermensch" auf dem Wege über Demokratie, Plutokratie und Sozialismus praktisch die Herrschaft ergreift und zu dem gelangt, was er Führung nennt!

Von solchen Gedankengängen ausgehend, lehnen bei allen Nationen gerade diejenigen alles ab, was mit der Vorstellung Pan-Europa zusammenhängt, durch die allein es denkbar wäre, einmal ein solches zu schaffen. Es drängt sich hier der geschichtliche Vergleich mit Preußen in Deutschland auf. Nicht die sogenannten 48er, die Fortschrittler und Liberalen waren es, die das Reich errichteten, obgleich die Öffentlichkeit es allgemein weit eher von ihnen erwartete, als von den Kräften, die später ausführten, woran die ersten scheiterten.

Wenn man sich zunächst darauf beschränkt, Pan-Europa vom Gesichtspunkt „seiner Außenpolitik" zu betrachten, so vor allem aus folgenden Gründen: die

Jahrhunderte, im Laufe derer Europa Stück für Stück immer neue Teile der Welt politisch, kulturell oder wirtschaftlich sich untertänig machte, scheinen hinter uns zu liegen. Langsam wird es als Ganzes oder in Gestalt seiner einzelnen Bewohner und Staaten in die Defensive gedrängt. Die farbigen Völker erwachen, und wo sie es tun, da hat man den Eindruck, als ob die Zeit für sie liefe und nicht für den Weißen und Europäer.

Ähnlich, wenn auch aus anderen Ursachen und mit anderen Folgen, steht es um die außereuropäischen, weiß besiedelten Teile der Welt.

Natürlich handelt es sich nicht um einen ununterbrochenen, geschlossenen Vorgang. Europäische Staaten werden noch so manchen imperialistischen Sieg davontragen. Was wir beobachten, sind nur die Vorläufer eines Sturmes, dessen sich wohl erst die Enkel zu erwehren haben werden. Die Völker, die der erste Stoß treffen wird, sind wahrscheinlich die, die einen außereuropäischen Besitz haben. Sie brauchen nicht die für einen Widerstand geeignetsten zu sein, auch arbeiten gerade sie nicht auf eine europäische Solidarität im Sinne der Verteidigung hin. In erster Linie gilt dies von Frankreich. Wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß Europa in absehbarer Zeit in eine Verteidigungsstellung gedrängt sein wird, so können England und Rußland, das ja nicht für immer bolschewistisch gesehen werden darf, nicht ausgeschlossen bleiben. Wie jedes Volk, so haben auch Engländer und Russen einen Januskopf. Rußland hat Asien zeitweise bis nach Mitteleuropa hineingetragen, aber es hat auch umgekehrt Europa verteidigt und seine Kultur und Rasse bis tief nach Asien verbreitet. Kein arisches Volk ist seiner geographischen Lage und seiner passiven Widerstandskraft nach, verbunden mit einem schrankenlosen Ausdehnungsbedürfnis, so geeignet, in Sibirien und Transkaukasien einen undurchdringlichen Menschenwall zu bilden, vorausgesetzt, daß es seine Mission im Osten und nicht im Westen sieht, daß es europäisch sein und Europa verteidigen will.

Abgesehen davon, daß England kulturell von Europa nicht zu trennen ist — es ist ja selbst eine Siedlung des Kontinents —, hat kein Volk in solchem Ausmaße wie die Briten neue Wohngebiete für die arische Rasse erschlossen und gesichert. Zwischen diesen und Europa besteht ein Zusammenhang, der locker sein mag, aber geschichtlich gegeben ist und wahrscheinlich in dem Maße enger werden wird, als der Druck der Farbigen sich verstärkt. Ein treffendes Beispiel ist das verschiedenartige Verhältnis Englands zu den einzelnen Dominions. Es besteht aber auch die Gefahr, daß Gesamt-Amerika und die vorwiegend weiß besiedelten englischen Dominions sich endgültig von Europa abkehren. Sie werden es tun, sobald Europa ihnen kulturell, politisch und rassisch nichts mehr zu bieten vermag. Gewiß hat sich England mehr als einmal „taktisch" außerhalb Europas gestellt. Aber gerade seine großen Kriege, die es gegen kontinentale Mächte führte, beweisen, daß letzten Endes sein Schicksal mit dem des Festlandes untrennbar verbunden ist. Man stelle sich bloß einen Zusammenbruch Englands ähnlich dem russischen in seinen Folgen für Gesamteuropa — und für die Kolonialstaaten vor.

Zu einem „Pan-Europa", das fechten will und nicht saturiert dahinleben, gehört als dritter Eckpfeiler Italien. Kriegerisch und militaristisch ist nicht immer dasselbe. Das Schwergewicht des Kampfes kann auf anderen als rein soldatischen Gebieten liegen. Bodenständigkeit, die Fähigkeit ferner, auf zivi-

lisatorische Güter zu verzichten, um vermehrungs- und konkurrenzfähig zu bleiben, sowie das Vorhandensein instinktbewußter, erdverbundener, wirtschaftlich unabhängiger Führer, das sind andere kämpferische Möglichkeiten. Frankreich hat infolge seiner Militär- und Kolonialpolitik nicht nur rassisch den Weg Portugals beschritten. Es hat auch die Voraussetzungen für den Abfall seiner Kolonien geschaffen. Gleichzeitig verdorben, verwöhnt und ausgenutzt, sind diese Kolonien mit ihrer zivilisatorisch französierten Bevölkerung schon jetzt die Keimzellen für die Widerstandsbewegung namentlich in Afrika. In Nordafrika aber, sowie in anderen Mittelmeergebieten kann Italien seinen Bevölkerungsüberschuß absetzen. Nicht nur um egoistische nationale Politik zu treiben, sondern um im Süden jenseits des Mittelländischen Meeres die Aufgaben zu erfüllen, die dem russischen Volke im Osten obliegen.

„Nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse" wird man es schaffen, sondern der Staat, der eine verkannte und undankbare Rolle, gleich Preußen in Deutschland, auf sich nehmen will, wird „Pan-Europa" gründen. Nicht die Männer, die mit keinem Volke, Boden und Schicksal zu tiefst und wesentlich verbunden sind, nicht die, die nur Pan-Europäer sein wollen, werden es aus der Taufe heben. Ihnen wird es bestenfalls gehen wie den Ideologen in der Paulskirche. Aber die Paneuropäer sind ebenso gefährlich wie diese, falls ihnen die Reichsgründung geglückt wäre, ohne das Heer, ohne die Reste ständischen Lebens, ohne den König und ohne den Krieg. So könnten die paneuropäischen Erben, denen dazu so manches fehlt, was die 48er auszeichnete, ein Gebilde zustande bringen, das nichts anderes wäre, als die zusammengefaßte wohl bereitete Beute der Feinde.

Wer jenseits der Grenzen Verbindungen hat, der kann heute Entdeckungen machen, die im übertragenen Sinne jener Zeit entsprechen, als sich sogar nach Jena die Blicke der Deutschen, die Deutschland wollten, auf Preußen richteten und auf Preußen auch in den Zeiten seines Versagens haften blieben. Es ist die fast gläubige Überzeugung — obgleich doch zahllose Vorgänge eigentlich das Gegenteil beweisen sollten —, daß dem Land in der Mitte Europas die Zukunft gehört. Und damit auch die Verantwortung für diesen Weltteil und seine Bewohner.

Man kann einwenden, daß „Pan-Europa" dann nichts anderes sein soll, als eine verschleierte Form für die deutsche Hegemonie. Die Franzosen befürchten es bereits. Ein geschlossenes, widerstandsfähiges Pan-Europa ist aber undenkbar ohne Führung, die Führung undenkbar ohne „Hausmacht"! Eine Zusammenfassung auf parlamentarischer Basis, die die Besten, Stärksten und Verantwortungsbewußtesten ja ebenso automatisch ausschalten würde, wie es bei den einzelnen Staaten heute geschieht, müßte ausgeschlossen sein. Es kämen nur Ungeeignete ans Ruder, solche, die der Plutokratie, der Gewerkschaft usw. verhaftet sind. Große gesunde Völker würden wahrscheinlich beiseite geschoben werden von jenen, für die sich die heutigen demokratischen Lebens- und Verwaltungsformen scheinbar eignen, weil sie von ihnen erfunden und ausgebaut wurden. Nein, an der Spitze müßte das Volk stehen, das den Willen zur Herrschaft aufbringt gerade, indem es die anderen führt und nicht beherrscht. In der Geschichte erweist es sich fast immer, daß zur Herrschaft derjenige der Berufenste ist,

dessen eigene Interessen mit den großen bahnbrechenden Ideen am vollständigsten zusammenfallen.

Vielleicht wird das Schwergewicht sich künftig verschieben und nicht mehr bei einem Staate oder Volke liegen, wie dies ja schon im Mittelalter der Fall war, sei es, zum Beispiel, durch die Religion oder durch das Feudalsystem. Beide waren, was das damalige Abendland betrifft, übernational und überstaatlich. Heute tritt für viele das Problem der „Rasse" in den Vordergrund. Die Nation aber löst, wenn man folgerichtig ist, Begriff und geschlossene Wirksamkeit der „Rasse" bis zu einem gewissen Grade wieder auf. Zunächst werden in der Führung ein Staat und ein Volk stehen, von dem zu verlangen sein wird, daß es einerseits wie alle um seiner selbst willen stark ist, daß es andererseits durch seine Werte und seine Form als letzter Schutz und Hort von denen betrachtet werden kann, die ein Paneuropa im Sinne der Verteidigung wollen.

Der Völkerbund ist vielleicht ein paneuropäischer Vorläufer, aber in der gefahrbringenden Richtung. Nicht nur in diesem Zusammenhange war es ein Fehler rechtsparteilicher nationaler deutscher Kreise, den Völkerbund abzulehnen, ihn zu ironisieren und nur nach seinen praktisch-politischen Leistungen zu beurteilen. Diese Kreise sind damit in denselben Fehler verfallen, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die sogenannten Reaktionäre machten, als sie den Reichsgedanken mit dem der internationalen Demokratie verwechselten. Ein verhängnisvoller Irrtum, durch den sich die wertvollsten Kräfte der Nation von der vorbereitenden Arbeit ausschalteten, ein Irrtum, der schließlich Bismarck zwang, in den neuen Bau liberale Elemente einzufügen. Ob Genf politische Tagesfragen gut oder schlecht löst, ist bei einer Betrachtung auf weite Sicht relativ nebensächlich. Der Vorwurf, den rechte Kreise aus gesinnungsmäßigen und taktischen Gründen erheben mußten, lag mit entsprechender Formulierung etwa in folgender Richtung: Der Völkerbund hat die Amerikanisierung Europas nicht verhindert. Er hat sie sogar gefördert. Darüber hinaus aber und damit zusammenhängend hat er die ersten Anfänge einer kulturellen Vernegerung Europas zugelassen, ohne nach Gegenmitteln zu suchen. Er duldet, daß die französische Militärpolitik in gleichem Sinne wirkt, indem sie die Farbigen nach Europa holt. Er duldet den Bolschewismus; und wenn er ihn ablehnt, so nur aus materiellen, kapitalistischen Gründen. Dieser Bolschewismus, der als konsequenter Marxismus europäischen Ursprung ist, asiatisiert Europa, so wie Frankreich es afrikanisiert. Der Bolschewismus fördert die Bedrohung Europas in seinen Vorburgen, den Kolonien, planmäßig. Vor allem aber ist der Völkerbund selbst das Erzeugnis einer Geistesrichtung, die Europa nur scheinbar zusammenfaßt, um, kleine Katastrophen vermeidend, es großen zuzuführen, nachdem es zersetzt, desorganisiert und seiner lebendigen Kräfte beraubt worden ist. So etwa müßte die Kritik am Völkerbunde lauten. Sie vielleicht würde einen Widerhall bei denen finden, die Neues, Tieferes und Besseres wollen, ohne die gewiß vorhandenen Gleichgesinnten finden zu können.

Wem drängte sich in diesen Zusammenhängen nicht wieder das geschichtliche Beispiel Preußens in der Zeit von 1840 bis 1870 auf? Auch von der späteren Bismarck'schen Politik ließe sich sagen, daß sie nicht nur preußisch und deutsch war. Sie war, und oft in erster Linie, übernational, konservativ,

monarchisch, umsturzfeindlich und fast instinktiv kontinental gebunden. Kontinental mit Einbeziehung Englands. Das sind Ideen und Taten, von denen wir für heute eine andere äußere Vorstellung haben. Wir wissen aber, daß dies alles irgendwie auch in unserem Wollen enthalten ist. Ein Wollen — heute noch so schwer in Worte zu fassen —, das aber im Sinne des ihn erfüllenden Geistes die Fortsetzung des damaligen bedeutet.

Hochmoor

Aus den Erinnerungen eines baltischen Jägers

Von Arthur Guleke

Morgen gilt unser Ausflug dem „Tirel-Sumpf" Es ist dies nicht derselbe, der durch den Durchmarsch und die Kämpfe der Baltischen Landeswehr zur Befreiung Rigas so bekannt wurde — nein, es ist das meilenweit sich erstreckende Hochmoor im Herzen Livlands, mit seinen unzähligen Buchten, vereinzelten, hochwaldbestandenen Inseln, wo der Steinadler noch horstete, über dem der Wanderfalk in reißendem Fluge seine Beute schlägt. Hohe Sanddünen in unserem Revier begrenzen die unübersehbare Fläche und gewähren einen herrlichen Weit- und Rundblick über das am Horizont verschwindende, ewig weiter und höher wachsende Moor.

Die Frühnebel wallen, vor Tau und Tag sind wir aufgebrochen, sitzen auf der Liniendroschke, diesem äußerst praktischen, typisch baltischen Jagdwagen. Unter dem langen Sitzbrett ist eine Plattform angebracht, die als Fußstütze und zum Unterbringen diversen Gepäcks dient. Heut liegen außer den Haferbeuteln für die Pferde beide Hunde zu unseren Füßen. Es ist empfindlich kühl; die Sonne noch nicht über dem Horizont. Die Landstraße führt dicht an einem Ausläufer des Hochmoores vorüber — hier liegt noch eine weiße Nebelschicht dicht über dem Moos, aus dem, wie aus phantastischer Vermummung, mit langen, grauen Moosbärten behangene Wetterfichten aufstreben — und da — wohl 150 Gänge vor uns — ganz gespenstisch sieht es aus — da ragen nur Hals und Köpfe von 4 Kranichen über das Nebelmeer empor. Wie Drometenschall klingt ihr durchdringender Ruf, der die ersten blutroten Strahlen der Sonne grüßt.

Noch wenige Kilometer Fahrt. Wir stellen die Pferde beim Forstwart ab, der nahe am Rande des Hochmoores haust. Wir werfen die leichten Lodenmäntel ab, die uns vor der Morgenkühle schützten. Denn leicht muß man zur Jagd auf Hochmoor gekleidet sein, leicht und kühl. Den Kopf schützt eine flache, weiße Schirmmütze, aus irgendeinem exotischen Schilfgras engmaschig geflochten, die den Sonnenstrahlen wehrt, doch jeden kühlenden Lufthauch angenehm empfinden läßt. Am Riemen über der Schulter hängt das leichte Hühnernetz, der Patronengürtel ist umgeschnallt, alles Kleinzeug der Ausrüstung gehört in die vielen Taschen der Joppe. Trinkbares hüten wir uns mitzunehmen, bis zur Mittagspause wenigstens muß brav gedurstet werden, dann spürt man den Durst nachher nicht mehr und man könnte, wenn's nötig wäre, gut bis zum Abend ohne zu trinken durchhalten. Gewöhnlich aber kehrt man zur Mittagsruhe in einem Bauergehöft am Rande des Moores ein, wo man seinen Durst nach Belieben stillen kann.

So ausgerüstet stiegen wir von der hohen Randdüne hinab ins weite Moor, auf dem die Frühsonnenstrahlen unzählige Tautropfen auf Moos, Busch und Ried wie Diamanten erglühen lassen. Hier links am Rande, in der Dickung aus Laub- und Nadelholz gemischt, liegt sicher eine Kette „schwarzer" Birkhühner, doch wenn wir da eindringen wollten, wären wir durch die niederprasselnden Tautropfen in wenigen Augenblicken durchnäßt bis auf die Haut. Lassen wir das bis zum Spätnachmittag, jetzt geht's auf die freie Fläche hinaus. Nun, Hunde, zeigt, was ihr könnt! Ein Wink, und der Setter fliegt hin wie ein Pfeil von der Bogensehne geschnellt; er nimmt den Sektor links, rechts ist das Suchfeld des im Galopp abgehenden Pointers. Wir zwei Jäger halten die Mitte, annähernd auf dem Radius des Halbkreises vordringend, auf dem die Hunde das Moor absuchen. In gleichmäßigen, wiegenden Galoppsprüngen arbeiten sie ca. 150—200 Schritt vor uns, jeder auf einem Segment von ca. 90 Grad auf und nieder suchend. In der Mitte vor uns schneiden sich oft ihre Bahnen, doch nicht weit dringt einer in das Suchgebiet des anderen ein. Immer wieder fragend auf mich zurückblickend folgt jeder dem Wink meiner Hand und schwenkt zurück, um, wenn verlangt, noch weiter nach rechts oder links hin auszuholen. Wir waten mühselig und langsam durch das tiefe Moospolster vorwärts. Die Sonne brennt heiß hernieder, und nirgends gibt's Schatten. Wie schwierig die Bodenverhältnisse sein können, sieht man auch den wohltrainierten Hunden an, denen trotz sehniger Sprunggelenke, trotz allen Temperaments ihre die Galoppsprünge vorschnellende Hinterhand in der nachgiebigen, wassergetränkten Moosschicht manchmal hinten wegsackt und scheinbar versagt. Wie fördern und federn die Sprünge dann wieder ganz anders, wenn die Tiere festeren Boden unter den Ballen haben! Es gibt dann das gleichmäßige, schöne Wiegen in der Galoppsuche, dem jedes Kenners Auge mit Entzücken folgt. Die meisten Leser werden die Einzelheiten der schönen und sicheren Arbeit der Hunde weniger interessieren. Nur soviel sei gesagt: die Hunde fanden bald eine zahlreiche Kette der selten gewordenen „weißen" Moorhühner, wir Jäger standen auch unseren Mann, und als die Sonne im Mittag stand, hatten wir aus der Kette glücklich 6 Hühner erbeutet. Windstille und drückende Hitze lastete jetzt schwer über dem schattenlosen Moor, das scheinbar ausgestorben in tiefer Einsamkeit dalag — kein Lebewesen zeigte sich, alles, was da kreucht und fleucht, sucht Ruhe und Deckung vor der Glut, die die Luft über der braunroten weiten Fläche vibrieren macht. Auf bloß ½ km Entfernung von uns, zum Rande des Moores hin, winkt uns eine Insel, die gleich einer Oase in der Wüste, überwölbt vom Kronendach hoher Aspen, zu guter Stunde kühlenden Schatten verheißt. Es grüßen die strohgedeckten Dächer unter den Laubkronen freundlich zu uns herüber: dorthin zur Mittagspause und Mittagsruhe! Denn den 4–5 Kilometer weiten Marsch durch den Sumpf spüren wir schon in den Knien und bis 3 Uhr nachmittags liegt alles Wild in Deckung und „macht keine Spur", wie der Lette sagt. Schweißgebadet betreten wir die Insel. Ein köstliches Gefühl ist es, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Freilich, am Boden umherliegende runde, harte Kiefernzapfen oder kleine Kieselsteine drücken schmerzhaft durch die völlig aufgeweichten Sandalen auf die gleichfalls erweichten Fußsohlen. Wir suchen uns am schattigem Abhang einen geeigneten Ruheplatz aus. Die Hunde haben im nahen Teich ihren Durst gestillt und legen sich hechelnd nieder. Die Pfoten in die Luft gestreckt, liegt bald der eine, bald der

andere auf dem Rücken da. In dieser Auslage erholen die Tiere ihre Ballen rasch und gut. Wir werfen uns aufatmend in das duftige Gras. Über uns das leise flüsternde Blätterdach 100-jähriger Aspen, an feinästigem Gezweig lang herabhängend lichtgrünes Laubwerk der weißrindigen Birke, von lauem Winde auf und nieder gewiegt wie wallende Schleier. Unter ihnen träumt sich's wohlig und wir dämmern friedlich vor uns hin. Da tritt der bärtige Wirt des Hofes mit freundlichem Gruß heran und drückt uns kräftig die Hand. Breitspurig steht er da in schneeweißem, hausgewebtem Linnenhemd, eben von der Feldarbeit heimgekehrt. Blaues Auge, blondes Haar, die unvermeidliche Pfeife im Munde. Er fordert uns auf, unter sein Dach zu treten. Wir danken, bleiben lieber im Freien und kommen in ein längeres Gespräch mit dem intelligenten Mann. Sein Vater hat diesen Hof zum Besitz erworben, der Großvater ihn in Geldpacht, der Urgroßvater in Fronpacht besessen. In alter Zeit ist diese Insel — jetzt noch ca. 20 Hektar groß — noch größer und eine Halbinsel gewesen. Dort, wo jetzt ein primitiver Knüppeldamm, über 1/2 km lang, zum „Festland" führt, war früher Ackerland, das jetzt unter drei Fuß mächtiger Moosschicht zugedeckt liegt; das nimmersatte Moor ist darüber hinweggewachsen. Auf dem Festland hat der Bauer noch 15 Hektar, teils Wiese, teils Wald, die er von hier aus bewirtschaftet. Wir hören gern an, was der gesprächige Mann aus alter Zeit erzählt. Ich lenke das Gespräch auf Hof und Haus und habe den Wirt bald soweit, daß er uns seine Wirtschaftsgebäude zeigt. Wir kommen unter anderem auch an den Vorratskeller. Es ist dies ein aus rohen Balken gezimmertes, längliches, strohgedecktes Gebäude, dessen hintere Giebelwand tief in eine Berglehne hineingebaut ist. Öffnet man die Tür an der vorderen Giebelwand, so führen einige Stufen hinab in den sogenannten vorderen Keller, der hell ist. An den Wänden auf breiten Borten stehen viele saubere Holzbütten voll köstlicher, ungerahmter Milch, die, vorher gesäuert, hier zum Kühlen aufgestellt ist. Eine weitere Tür führt in den zweiten Kellerraum, der, „unter Tag" liegend, dunkel und noch viel kühler ist. In diesem Raum erhält sich die Temperatur Sommer und Winter hindurch ziemlich gleichmäßig um + 4—5 Grad R., ein idealer Aufbewahrungsort für alle Hackfrüchte und frisches Fleisch. Ich sprach dem Wirt meine Anerkennung über die zweckmäßige Anlage aus, über die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die hier herrschte.

Durch frischgemolkene Milch, Speck und Brot gesättigt und erquickt — die Hunde hatten auch ihr Teil bekommen — erheben wir uns und werden vom Wirt zur nahen Heuscheune geführt, wo auf frisch duftendem Heu für uns weiße Linnenlaken ausgebreitet daliegen, um uns die Schlafstätte noch anziehender zu machen. „Jetzt müssen Sie zwei Stunden schlafen, Jungherr, alle „Vögel" (d. h. Wild) schlafen auch, kein Birkhuhn macht bei dieser Hitze Spur", sagt der joviale Mann. Wir sind's zufrieden und stimmen ihm bei. Aus tiefem Schlaf werden wir durch gellende Töne geweckt. Eine Magd, in jeder Hand einen kräftigen Holzhammer schwingend, schlägt blitzschnell, mit denselben abwechselnd, auf ein frei aufgehängtes Brett. Die mit der Geschwindigkeit und Regelmäßigkeit des Tickens einer gewandt bedienten Schreibmaschine erzeugten Töne dieses primitiven „Xylophons" dringen laut hallend kilometerweit über das Land und sind auch im tiefsten Forst deutlich zu hören. Sie dienen den Hüterbuben als Signal, das Vieh von und

zum Weidegang zu treiben. Uns trieb es zu rechter Zeit aus der Scheune, denn es ist bereits etwas kühler geworden und die Uhr schon ½4. Reges Leben herrscht auf dem Hof, brüllend ziehen die Rinder zur Tränke.

Gleich als wir von der Insel zum Moor hinabstiegen, hoben wir in der die Insel wie ein Gürtel umgebenden Dickung eine Kette Birkwild, schossen zwei schillernde Junghähne aus derselben weg, hielten uns aber nicht länger mit ihr auf, sondern nahmen unseren Weg zur Mitte des Hochmoors hin. Die Moos-hümpel traten weiter auseinander, die Flächen zwischen ihnen wurden sumpfiger und immer größer, die Krüppelkiefern immer seltener und kleiner, das Gehen wurde schwieriger, Binsen und flockiges Wollgras immer häufiger. Unter hell-gelbem, schleimigem Moos lagen große trügerische Flächen da, verbrämt am Rande von rosa-rotem Moos. Auf diese Flächen zu treten mußte man sich hüten, denn sonst versank man tief, unter Umständen auch ganz in einem kaffeebraunen flüssigen Brei. Die wenigen Hümpel waren binsenbewachsen, schwankten auf ihrem Untergrund und gaben sogar den leichtfüßigen Hunden keinen sicheren Ab-sprung. Ich hätte die unwegsame Stelle nicht aufgesucht, wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß bei großer Hitze die Moorhühner hier gern lagen. Indem wir bereits zur Rückkehr rechts in die Richtung zu unserem Ausgangs-punkt, der Randdüne, einschwenkten, stießen wir auf eine zahlreiche Kette Moor-hühner. Unsere Schüsse erlegten drei, die anderen fielen, in die verschiedensten Richtungen abstreichend, auffallend nah ein, wobei sie sich fliegend dicht am Boden hielten. Woran mochte das liegen? L. machte mich auf ein Paar Wan-derfalken aufmerksam, die allerdings in großer Entfernung und beträchtlicher Höhe ihr graziöses Flugspiel betrieben. Sollten sie die Ursache des äußerst ängst-lichen Verhaltens der Hühner sein? Als die Hunde, weiter vorgerückt, wieder bombenfest vorstanden, waren sie weder durch Zureden noch Streicheln zu be-wegen, weiter vorzugehen. Offenbar lagen die Hühner dicht vor ihnen und wagten, dicht an den Boden geschmiegt, weder zu laufen noch aufzustehen. Wir versuchten sie durch Lärmen und Klatschen hochzumachen. Vergeblich. Der Setter stand, mit der Nase fast senkrecht nach unten weisend, unbeweglich fest, die Augen hatten einen verglasten Ausdruck angenommen, wie man das etwa an einem hypnotisierten Menschen beobachten kann. Ich legte mich neben den Hund zu Boden; trotz schärfsten Suchens keine Feder zu sehen! Fing an, mit den Händen das Heidekraut auseinanderzubiegen und das Moos abzutasten. Da berührte ich mit der Hand ein Huhn, das, flach an den Boden geschmiegt, sich in seinem gelb-braunen Federkleide absolut nicht von seiner Umgebung abhob. Natürlich schnellte es unter der Berührung jäh auf und strich dicht am Boden hin. Im selben Moment hörte ich ein gewaltiges Rauschen links über mir: die sichelförmig ge-schweiften Schwingen weit zurückgebogen, daß die Spitzen derselben über dem Stoße sich kreuzten, die Schultern weit gelüftet, sich um seine Längsachse bald nach rechts, bald nach links werfend (so den Widerstand der Luft in bohrender Drehung leichter überwindend) stieß oder fiel geradezu ein Wanderfalke in steilem Winkel nieder. Ein blitzschnell angebrachter Schnappschuß aber warf das flach hinstreichende Huhn ins Moos, kurz bevor es der kühne Stößer in der Luft schlagen konnte, dem nun nichts anderes übrig blieb, als mit eleganter Seiten-schwenkung hochzusteigen und unverrichteter Sache abzuziehen. Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, einen Wanderfalken so nahe stoßen zu sehen, und war stark

beeindruckt vom machtvoll sich steigernden, reißenden Brausen, das entsteht, wenn dieser herrliche Flieger niederstoßend die Luft durch den weit gespreizten Stoß und die Schwingen hindurchpfeifen läßt. Es war ein interessanter und imposanter Anblick, den ich genießen durfte.

Die Riemen unserer prall gefüllten Beutenetze drückten schon die Schulter und noch 4 Kilometer bis an unseren Ausgangspunkt! Also heim, zumal Aussicht vorhanden, unterwegs noch Wild zu heben. Wir überließen nun den Wanderfalken das unwegsame Jagdgebiet und kehrten ihm den Rücken. Betraten bald darauf eine von schwankem hohem Rohrschilf undicht bestandene Fläche, oberhalb deren ein ganz stattlicher Bach aus einer tief ins Land reichenden Bucht des Moores hereinfließt, um bald darauf im tiefen Moos zu versickern und völlig zu verschwinden. Hier galt es nun vorsichtig zu gehen, jeder Fehltritt konnte verhängnisvoll werden. Obgleich wir nicht tief ins Schilf eindringen konnten, gelang es uns, zwei Krickenten und ein Wasserhuhn zu erlegen. Dann waren wir bald am Fuße der steilen Randdüne angelangt, erstiegen sie und warfen uns, oben angelangt, tiefbefriedigt ins Heidekraut nieder. Wir hatten eine recht große Marschleistung hinter uns: die Abweichungen von der Geraden nicht mitgerechnet, hatten wir von hier bis zur Insel, wo wir Mittagsrast hielten, 4 Km., von dort bis zu den gelben „velna dīķi“ („Teufels-Teichen“) ca. 3 und bis hierher zurück noch reichlich 5 Km. zu gehen, also im ganzen 12. Wieviel mögen aber die Hunde zurückgelegt haben? Setzen wir für das beständige, weitausholende Revieren derselben nur das 6fache von der Strecke, die wir Jäger in derselben Zeit erledigten, so ist das sicher eher zu niedrig als zu hoch gegriffen und ergibt eine Strecke von mindestens 75 Km., im Galopp zurückgelegt, bei Hitze und ungünstiger Bodenbeschaffenheit. Solch einer Leistung ist nur ein anatomisch völlig fehlerfrei gebauter, schnittiger Hund gewachsen, der über das nötige Temperament und absolut geschlossene Ballen („Katzenpfoten“) verfügt. Der bis zum 10. Monat seines ersten Lebensjahres nur mit roher Fleischkost aufgezogene Setter hielt trotz seiner schwarzen, langen Behaarung immer länger vor, als der Pointer in seinem dünnen, hellen Haar, das doch seinen Träger weit weniger unter Hitze leiden ließ.

Wir ließen unsere Blicke noch einmal über die weite Fläche wandern, auf der wir heute so erfolgreich gejagt hatten. Links von uns zog sich die Düne, das Moor begrenzend, noch an die 800 Meter in derselben Richtung weiter, sanft abfallend, bis auf wenige Meter über dem Niveau des Moores. Dort, am Ende der Bucht, reichte ihr von der anderen Seite her die Basis einer Halbinsel die Hand, die weit in das Moor hineinsprang und, mit einem Dickicht aus buntem Laubholzgemisch bestanden, links tief unter uns die andere Seite dieser „Moorbucht“ umsäumte. Diese stille, verschwiegene Bucht hieß im Volksmunde sehr bezeichnend „Dzērvju kakts“ (wörtlich: „Kranichsecke“). Rechts von uns schweift die Düne fast rechtwinklig zurück, dem vorher erwähnten Bache Platz machend, der, von daher zur Mitte des Moores strebend, bald darauf spurlos im Moose verschwindet. Wir sehen das Schilffeld unter uns im Winde sich wiegen. Geradeaus vor uns liegt die „Mittagsinsel“, vom Grün der Aspen überragt; senkrecht steigt der weiß-blaue Herdrauch über den Gebäuden auf und steht wie eine Säule in der stillen Luft, rötlich durchschimmert vom Abendrot. Über diese Insel hinweg schweift der Blick weit hinaus, bis er auf einen schmalen,

dunkelblauen Streifen am Horizonte stößt. Es ist dies ein von links nach rechts hin sich viele Kilometer weit erstreckender Hochwaldzug, der jenseits die schier endlose Moorfläche begrenzt und, mehr und mehr abfallend, schließlich in einer langgezogenen Spitze am Horizont verblaut und verschwindet, dort, wo ganz rechts Himmel und Moor zusammenzutreffen scheinen und die letzten Krüppelkiefern in der Ferne verschwimmen. Die Sonne sendet ihre schräg fallenden Abendstrahlen durch die schütteren Kronen der Föhren, die rings um uns auf der Düne stehen, färbt sie glutrot und wirft ihre riesenlangen Schlagschatten weit in das ebene Moor, das weiterhin im Abendgold unter dem blühenden Heidekraut rosig erglüht. Grün schlängelt sich ein schmales Band von Rohrschilf weit in die Richtung zur Mitte des Moores hin, den Weg bezeichnend, wo in alter Zeit der jetzt im Sumpf versickernde Fluß der Aa zuströmte. Das war noch in historischer Zeit, als das ewig wachsende Riesenmoor sich dem Fluß wie eine Barriere vorlagerte und ihn allmählich aufsaugte. Wie mag es hier vor vielen zehntausend Jahren ausgesehen haben? Die beiden Eiszeiten hatten mit ihren vorstoßenden und rückwandernden Gletschern, mit ihrem Geschiebe dieses gewaltige Becken ausgehöhlt und rings umher die Dünen aufgeschüttet. Dann gab es wohl eine Zeit, in der das Becken von unzähligen zufließenden Schmelzwassern in einen Riesensee verwandelt wurde. Der Fluß hier zur Rechten unter uns strömte ihm zu, auch Abfluß hatte er, wahrscheinlich in das Urstromtal, in dem heute unsere Aa in weiten Krümmungen dahinfließt. Der Zustrom wurde mit der Zeit spärlicher, der Abfluß versumpfte gleich den Ufern des Sees, die zur Mitte hin zuwuchsen. Dann folgte Grünland- und schließlich Hochmoorbildung. In der Mitte sind jetzt noch tiefe, kleine Seen zu finden, während das Moor beständig wächst, sowohl an Mächtigkeit wie an Ausdehnung.

Wie liebe ich diesen hochgelegenen Sitz auf der Düne, von dem aus man über das endlose Moor hinschaut, der Sprache der Erdgeschichte mit ihrem „Stirb und werde" lauschend, dem Ursprung, Zweck und Ziel der Gesamtschöpfung nachsinnend! Man denkt zurück an ferne geologische Epochen, wo alles hier noch im Entstehen und Werden war, an ferne historische Perioden, wo hier schon das unwegsame Moor mitten in unabsehbare, düstere Urwälder gebettet war und kaum je von eines Menschen Fuß betreten wurde. Ich sehe in Gedanken unsere Vorfahren dieses düstere und schöne Land entdecken und erobern, sehe sie ringsumher ihre festen Häuser bauen, die Völker dem Christentum und abendländischer Kultur zuführen, in deren Kreise sie auch noch heute geblieben sind, sehe, wie das schöne Land immer wieder in unendliche Kriege verwickelt wurde: Russen, Dänen, Schweden und Polen raufen um den Besitz; der Erbfeind aus Osten, der „Sarmate" bleibt aber dauernd politische und kulturelle Bedrohung. Schweigend und ernst liegt das riesige Moor da, während rings um es Landes- und Völkergeschicke sich erfüllen. Was sahst du nicht alles, schweigsame Fläche, sahst Not und Tod, sahst feste Häuser rings um dich her in Schutt und Trümmer sinken, in Flammen aufgehen, deren blutroter Widerschein in deinen Seen, deinen Krüppelföhren, deiner Heidekrautdecke sich flackernd widerspiegelte; sahst mühselige Flüchtlinge, die ihr letztes Hab und Gut auf nur ihnen bekannten Pfaden zu den Inseln in deiner Mitte schafften, auf denen verborgen sie ein gefahrvolles, jämmerliches Dasein fristeten, bis Krieg und Kriegsgeschrei verstummte. Jetzt liegst du still da-

freundlich beleuchtet von den Strahlen der sinkenden Sonne. Kein Laut in weiter Runde. Und doch sprichst du. Wie sprichst du zu meiner Seele, herrliches, ewiges Hochmoor, wie hebt dein Anblick aus täglicher Sorge und Not! Die Seele wird frei vom Täglichen, Allzutäglichen, frei das Auge zum Blick aufs Ewige! Es ist, als ob du die bedrückte Seele befreien wolltest vom Schutt des Alltags, unter dem begraben unser besseres Ich dennoch den unausrottbaren Glauben an das Ewige nicht aufgeben kann. Du predigst mir von der Mystik des ewigen „Stirb und werde", die ohne Glauben an die Allmacht eines zielsetzenden Schöpfers mir immer ein unlösbares Rätsel bleiben müßte. Lebe wohl und auf Wiedersehen, du Stätte Körperkräfte stählender Betätigung und edler Freuden, du Jungbrunnen für Herz und Gemüt, auf Wiedersehen, du stummberedtes, in einsamer Schweigsamkeit erhabenes Hochmoor! Wer deine Sprache einmal vernommen, den zieht es mit magischer Kraft zu dir zurück.

Umschau

Der Handelsvertrag mit der Sowjetrepublik und die Wirtschaftslage Lettlands

Im Oktober jährt sich zum ersten Mal der mit der Sowjetrepublik auf vorläufig fünf Jahre abgeschlossene Handelsvertrag. Nach den scharfen Kämpfen um diesen Vertrag vor seiner Ratifizierung ist es allmählich immer stiller um ihn geworden, und auch die Gegner des Vertrages haben sich mit der vollzogenen Tatsache vorläufig abgefunden, da es bisher an Anlässen zur Wiederaufrollung dieser Frage gefehlt hat.

Bei der Neuheit der zur Lösung stehenden Aufgaben, bei der grundsätzlichen Verschiedenheit in der Organisation der beiden Wirtschaftskörper waren namentlich zu Anfang erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, in der Hauptsache infolge der unglaublich schwerfälligen und bürokratischen Arbeitsweise der Sowjetrussen, um die im Vertrage liegenden Möglichkeiten zu verwirklichen.

Aus diesem Grunde hat es oft Monate gedauert, bis aussichtsreiche Verhandlungen über Lieferungen nach Rußland alle Instanzen durchliefen und in die Hände der russischen Spezialisten kamen, wonach dann allerdings sachlich und schnell gearbeitet werden konnte. Bis Mitte August sind von den im Vertrage vorgesehenen Bestellungen im Betrage von 40,7 Millionen Lat etwa 33,6 bei der hiesigen Industrie vergeben worden. Die restierenden 7 Millionen werden voraussichtlich noch bis zum Oktober vergeben werden, so daß der Vertrag in dieser Hinsicht als erfüllt angesehen werden kann, wenn es auch erst die Aufgabe des kommenden Jahres sein wird, dafür Sorge zu tragen, daß die bestellten Waren auch im Vertragsjahre über die Grenze rollen, was für dieses Jahr infolge des allzu schwerfälligen russischen Apparates nicht erreicht werden konnte. Nachdem die anfänglich überspitzten russischen Kreditforderungen auf ein annähernd normales Maß zurückgegangen waren, haben sich die Kreditschwierigkeiten als in der Hauptsache überwindbar herausgestellt. Der Kredit der Lettlandbank hat nur zu einem nicht erheblichen Prozentsatz herangezogen werden müssen, da die Unterbringung der sowjetrussischen Wechsel im Auslande und in letzter Zeit auch bei hiesigen Privatbanken möglich war. Die Abnahme der Waren hat sich gleichfalls normal

vollzogen, und nur in ganz vereinzelten Fällen sind Lieferungen beanstandet worden. Die Abnahme erfolgt in der Regel hier in Lettland, wobei sich die Russen das Recht vorbehalten, die Ware in Rußland nochmals überprüfen zu lassen. In einigen Verträgen ist hierbei vorgesehen, daß bei Meinungsverschiedenheiten ein Expert des Rigaer Börsenkomitees über die konditionsmäßige Lieferung der Ware entscheidet. In anderen Verträgen hat sich das Werk das Recht ausbedungen, vom Vertrage auch nach Abschluß zurückzutreten, falls sich im Laufe der Produktion ergeben sollte, daß die bürokratisch verklausulierten technischen Bedingungen nicht erfüllt werden können. Nach den bisherigen Erfahrungen besteht daher die Meinung, daß sich die im Vertrage vorgesehenen Lieferungen beim Anhalten des bisher seitens der Sowjetrussen gezeigten guten Willens für beide Teile zufriedenstellend durchführen lassen, wenn auch gewisse Änderungen in der aufgestellten Warennomenklatur und der Ersatz von im Vertrage genannten Warengruppen durch andere sich als notwendig erwiesen hatten.

Die nach Abschluß des Vertrages erfolgte Belebung des Importhandels mit Rußland hat nicht annähernd die Ausmaße angenommen, wie anfänglich befürchtet werden konnte. Ein russischer Export scheint vorläufig überhaupt nur möglich zu sein, wenn die Russen eine kaufmännische Kalkulation als bürgerliches Vorurteil unberücksichtigt lassen, und damit sind ihm gewisse Grenzen gezogen. In dieser Tatsache liegen aber auch die Gefahren, die nicht nur unserem Handel, sondern auch unserer Industrie seitens der Sowjetrepublik drohen. Kein Kaufmann ist davor geschützt, daß er nach einem für ihn annehmbaren Abschluß mit den Sowjetrussen über eine gewisse Ware nicht am anderen Tage dieselbe Ware zu einem wesentlich niedrigeren Preise auf den Markt geworfen sieht und somit sein Einkauf trotz richtiger Kalkulation durch diese Geschäftsgebarung der Russen sich als zu teuer erweist und ihm Verluste bringt. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn der russische Zucker im Laufe dieses Jahres zu Preisen angeboten wird, die anfänglich um etwa 60 Santim pro Kilo lagen und bis auf 52 Santim heruntergegangen sind, wobei derselbe Zucker in Rußland 2½mal so teuer verkauft wird; oder wenn der Noworossijsker Zement trotz des kostspieligen langen Transports auf dem Seewege über das Schwarze und Mittelländische Meer hier zu Preisen angeboten wird, die sogar noch unter den Dumpingpreisen der Nachbarstaaten Lettlands liegen? Bei dieser Art des Vorgehens spielt natürlich die Rentabilität für die Russen gar keine Rolle, sondern der Zweck ist allein die Beherrschung des hiesigen Marktes und die Ausschaltung des Imports aus anderen Ländern, wobei schwere Schäden ebenso für die betreffende Industrie wie auch für den Handel in Erscheinung treten können.

Wenn somit die Wirkung des Handelsvertrages auf die Wirtschaftslage Lettlands im allgemeinen vorläufig als günstig zu bezeichnen und für unser Land namentlich bei der sich verschärfenden landwirtschaftlichen Krise die fehlende innere Kaufkraft zum Teil zu ersetzen geeignet ist, so können doch die obengenannten Erscheinungen nicht einfach als eben „bolschewistische Methoden" hingenommen werden. Denn es handelt sich nicht nur um einen billigen Einkauf, sondern dieser billige Einkauf steht im Zusammenhang mit einem handelspolitischen Zweck, der sich gegen unsere wirtschaftliche Selbständigkeit richtet, und hier hört die Freude am billigen Zucker oder Zement ꝛc. auf und es beginnt die unsaubere bolschewistische Vergewalti-

gungsmethode. Ein konsequentes Unterbieten der Weltmarktpreise allein hier auf dem lettländischen Markt, während vom übrigen Ausland höhere Preise gefordert werden, hat schon nichts mehr mit einem reellen Handel zu tun, sondern verfolgt den Zweck, einen solchen unmöglich zu machen. Naturgemäß können wir den Sowjetrussen nicht verbieten, ihre Ware gerade hier zu Schleuderpreisen abzusetzen, im Gegenteil, wir sind gerne bereit, daraus zu vorteilen, dürfen jedoch nicht zulassen, daß ganze Industriezweige hierzulande unrentabel werden und unser Handel leidet. Um unsere Gegenmaßnahmen auszulösen, sollte der Nachweis genügen, daß seitens der Sowjetrussen für ihre Waren hier in Lettland andere Preise gefordert werden, als in anderen Ländern, wobei dann ein staatlicher Eingriff in die wirtschaftliche Betätigung endlich am Platze wäre, ja man könnte für diesen Fall als Gegenmaßnahme sogar eine der bolschewistischen Organisationsmethoden zu erfolgreicher Abwehr anwenden, d. h. einen partiell staatlich organisierten Außenhandel: der Staat gründet eine autonome Organisation, die das Vorkaufsrecht auf alle zum Angebot gelangenden russischen Waren erhält. Jeder beabsichtigte Abschluß mit den Russen oberhalb eines gewissen Betrages ist dieser Organisation anzumelden und sie ist verpflichtet, alle Waren zu kaufen, deren Preise soweit unter den Weltmarktpreisen liegen, daß ein verlustloser Weiterverkauf auf dem Weltmarkte gesichert erscheint. Damit würden alle die Waren, die hier unter einem „Sonderrabatt" aus politischen Gründen zum Angebot gelangen, in den inneren Marktverkehr garnicht eintreten, sondern nach dem Auslande mit hoffentlich größtem Gewinn weitergehen — bis solche Waren nicht weiter angeboten werden. Gewiß wird durch solche Maßnahmen der Bevölkerung ein billiger Einkauf vorenthalten, dieser Vorteil ist jedoch sachlich durch nichts begründet und durch seine Verhinderung wird gerechtermaßen niemand geschädigt, sondern im Gegenteil, der Staat verhindert damit einmal die schädlichen Wirkungen einer gewiß nicht endlos weiterbestehenden Konjunktur auf den inneren Markt und sorgt auf diese Weise für die erforderliche Stabilität der Preise, die erst eine geordnete Kalkulation und Produktion ermöglichen, ohne dabei in die innere Wirtschaft einzugreifen.

Dem Einwand, daß für solche Betätigung dem Staate die Mittel fehlen würden und daß nicht den Sowjetrussen, sondern uns der Atem ausgehen würde, ist durch den Hinweis zu begegnen, daß die ganze Voraussetzung dieser Betätigung allein darauf beruht, daß es sich um rentable Geschäfte handelt. Und für rentable Geschäfte ist immer und überall das Geld vorhanden gewesen, und es wäre gerechtfertigt, wenn für diesen Zweck der bisher nutzlos in der Bank von Lettland lagernde Vorrat an ausländischer Valuta verwendet werden würde.

In einer Zeit, in der unsere Landwirtschaft, die sich von den Folgen der Agrarreform noch keineswegs erholen konnte, erneut von einer Mißernte heimgesucht worden ist, sollten alle Hilfsquellen benutzt werden, um der Wirtschaft über die Krisenzeit zu verhelfen. Die gewährten, gewiß notwendigen Unterstützungen an die vom Unwetter heimgesuchten Landwirtschaften bilden jedoch nur einen Tropfen auf den heißen Stein, mit dem der Ausfall an Kaufkraft noch lange nicht wettgemacht werden kann. Wir erleben das wenig erfreuliche Schauspiel, daß bei einer fortschreitenden Verarmung weiter Bevölkerungskreise der von allen getragene Staat in einem unangemessenen Reichtum verharrt. Gewiß hat er dadurch die Möglichkeit, wenn einmal die Verarmung alle Grenzen

überschritten hat, wie heute in den von der Mißernte betroffenen Gebieten, helfend einzugreifen, sinnvoller wäre aber die Verwendung der Mittel in einer Richtung, die eine solche Verarmung verhindert. Die Krise der Landwirtschaft wird eine Entwicklung beschleunigen, die der Landwirtschaft zu normalen Verhältnissen verhilft, indem vor allem die sinnlose Begrenzung der Größe der Wirtschaften wohl bald zwangsläufig in Fortfall kommen wird.

Aber auch die Wirtschaft in den Städten bedarf einer staatlichen Förderung, bedarf der Forträumung der Hindernisse, die einer freien Entwicklung im Wege stehen. Auf einem Gebiet scheint in letzter Zeit der Anfang gemacht worden zu sein: die beabsichtigte Reform des Steuerwesens. Diese Reform muß jedoch mit einer wesentlichen Verminderung der Besteuerung verbunden sein, um in der gekennzeichneten Richtung zu wirken. Eine Verbilligung ist auch dringend auf dem gesamten Gebiete des Kreditwesens erforderlich, was der Staat auch ohne Zwangsmaßnahmen fördern könnte, indem er den Geldinstituten die Möglichkeit gibt, vorerst die Debetzinsen herabzusetzen. Hierfür wären die Mittel der Lettlandbank einschließlich des Valutavorrates zweckdienlich zu verwenden, die zum größten Teil aus reinen Prestigegründen nutzlos in den Tresors lagern und ohne jeglichen Schaden um die Hälfte vermindert werden könnten. Der Weg wäre der, daß die Lettlandbank jedem Geldinstitut, das sich bereit erklärt, seine Debetzinsen herabzusetzen, den möglichen Ausfall an Einlagen ersetzt, also eine verstärkte Versorgung der Privatbanken mit Betriebsmitteln durch die Lettlandbank. Hierdurch wäre den Banken die Möglichkeit gegeben, den Kredit zu verbilligen, was zusammen mit einer Steuererleichterung wesentlich die gespannte Lage erleichtern würde, auch der Abschluß einer Anleihe könnte auf diesem Wege wesentliche Dienste leisten.

Mit solchen und ähnlichen Maßnahmen könnte viel zur Erleichterung der angespannten Wirtschaftslage getan werden, wie überhaupt unsere Wirtschaft nicht so sehr an der Ungunst der Verhältnisse, als an einem Übermaß falscher wirtschaftspolitischer Maßnahmen krankt, die eine erfolgreiche privatwirtschaftliche Betätigung nicht genügend zum Durchbruch kommen lassen. Natürlich lassen sich die begangenen Fehler nicht von einem Tage zum anderen abstellen, aber wir befinden uns in einer Lage, wo sich manches besser machen läßt und dieses auch ein Vorwärts bedeuten kann. Für diese Zeit der inneren Konsolidierung, die trotz der Mißernte durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt, kann der Handelsvertrag mit Sowjetrußland eine wesentliche Hilfe sein. Es wäre gewiß mehr zu begrüßen, wenn unsere Industrie in der Hauptsache für die technische Entwicklung unserer Landwirtschaft arbeiten könnte und ein Export nur insoweit erforderlich wäre, um neben den hier nicht herstellbaren Gütern auch vom Überfluß anderer Länder kosten zu können. Dieses setzt jedoch eine rentabel arbeitende und im Aufschwung begriffene Landwirtschaft voraus, von der wir sehr weit entfernt sind. Bis dahin können wir, ohne uns schwer zu schädigen, der Hilfe auch des bestehenden Handelsvertrages mit Rußland trotz seiner großen Mängel nicht entraten. Diese Mängel jedoch können in der Hauptsache aus unseren eigenen Kräften behoben werden; auch in der Volkswirtschaft darf man sich nicht ohne Widerstand verblüffen lassen. Die Schäden eines vertraglichen engen Verhältnisses mit dem bolschewistischen Rußland müssen freilich dann in Erscheinung treten, wenn wir selber solche Zustände nicht zu verhindern verstehen, die einer bolschewistischen Infizierung zugänglich sind.

Eduard Knappe

Die Vorschläge des Vereins lettländischer Landwirte

Auf der außerordentlichen Generalversammlung am 1. August d. J. zwecks Beratung der zu ergreifenden Hilfsmaßnahmen zur Behebung des wirtschaftlichen Notstandes wurde nach eingehender Aussprache folgende Resolution gefaßt:

Der Verein lettländischer Landwirte beschließt, folgende Maßnahmen

A. zur Hebung der Landwirtschaft und
B. zur Milderung des bestehenden Notstandes

in Anregung zu bringen und die deutsche Fraktion im Landtag zu ersuchen, ihren Einfluß zu deren Durchführung einzusetzen.

A.

1. In erster Linie die Trockenlegung der Äcker und Wiesen in die Wege zu leiten, zu welchem Behufe die Regierung mit ihren Mitteln die erforderlichen Vorarbeiten (Vorfluten und Regulierung der Abflußgewässer) auszuführen hat. Alle größeren Meliorationsarbeiten, die darauf hinzielen, neues Kulturland zu erschließen, wie z. B. die Trockenlegungsarbeiten am Lubahnschen See, sind zurückzustellen, bis das bestehende Kulturland auf den Stand seiner Vorkriegskultur gebracht ist. Nach Beendigung der erforderlichen Vorbereitungsarbeiten, die, wie gesagt, vom Staate auf seine Kosten auszuführen sind, muß den Einzelwirtschaften durch Gewährung billigen langfristigen Kredites die Möglichkeit gegeben werden, sich durch geeignete Drainage und Grabenanlagen dem Entwässerungsnetze anzuschließen.

2. Die Viehzucht des Landes, auf der die Entwicklung unserer Landwirtschaft beruht, hat in der Art geregelt zu werden, daß für jede einzelne Rasse nur ein Herdbuch im Lande geführt wird. Eine staatliche Unterstützung hat nur den Züchtern der beiden im Lande seit lange eingeführten Rassen (schwarz-weißes Niederungsvieh und Angler-Fühnen) gewährt zu werden. Alle anderen bisher gemachten Zuchtversuche haben sich bei uns als unfruchtbar erwiesen und sind daher abzulehnen. Beim Import von Zuchtvieh ist solange eine weitgehende staatliche Unterstützung durch billige Kreditgewährung zu leisten, bis unsere durch die Kriegszeiten vollkommen desorganisierte Viehzucht wieder auf die erforderliche Höhe gebracht ist.

3. Unsere Torfmoore eignen sich in häufigen Fällen ganz hervorragend zur Gewinnung von Streutorf. Da die Verwendung von Streutorf in der Landwirtschaft von einer ganz hervorragenden Bedeutung ist, so sollte die Regierung dessen Gewinnung unter den Landwirten weitgehend propagieren und erleichtern.

4. Die Erneuerung der Betriebe, die Drainröhren produzieren können und welche heute zu einem großen Teil brachliegen, muß in beschleunigtem Tempo durch Gewährung billiger Staatskredite in die Wege geleitet werden, um dem steigenden Bedürfnis an Drainröhren gerecht werden zu können.

5. Die Tarife für den Transport von Drainröhren und Torfstreu sind möglichst herabzusetzen.

6. Die Landwirtschaft leidet bei uns am Mangel eines leichtzugänglichen billigen langfristigen Kredites, denn die Spezialkredite, die die staatliche Agrarbank ausreicht, genügen nicht, um unsere darniederliegende Landwirtschaft zu befruchten. Ohne die Hinzuziehung ausländischen Kapitals werden wir den jetzigen Zustand nicht abändern und es erscheint daher als erforderlich, dem ausländischen Kapital dadurch die Wege zu ebnen, daß die bestehenden gesetzlichen Beschränkungen der Hypothekenausstellung in lettländischer Valuta aufgehoben werden.

7. Der Verein lettländischer Landwirte begrüßt mit Freuden die Anregung

welche Abg. Albering in der „Brihwa Seme" gegeben hat, und die darauf hinzielt, die durch das Agrargesetz festgelegte Beschränkung der Landbesitznorm zu revidieren.

8. Die staatlichen Unternehmungen auf landwirtschaftlichem Gebiet sind zu verwerfen und möglichst abzubauen, um der privaten Initiative mehr Spielraum zu gewähren, da die Erfahrung es gelehrt hat, daß die staatlichen Unternehmungen meist verlustbringend und teuer arbeiten.

B.

Zur Milderung des durch die Witterungsumstände dieses Jahres hervorgerufenen Notstandes empfiehlt der Verein lettländischer Landwirte neben den durch die Regierung bereits ergriffenen Maßnahmen folgendes:

1. Bei der Verteilung der durch die Regierung zu liefernden Saaten, Kunstdünger und Kraftfutter sind auch solche Wirtschaften zu berücksichtigen, welche außerhalb der direkt vom Notstande betroffenen Gebiete liegen, aber durch die Witterungsumstände gleichermaßen gelitten haben.

2. Den Pächtern und Halbkörnern in den Notstandsgebieten muß außer der Lieferung von Saaten, Kraftfutter, Kunstdünger u. d. a. m. auch noch eine Barkreditgewährung durch langfristige billige Beleihung lebenden und toten Inventars ermöglicht werden.

3. Da die Beschaffung von Streutorf aus den Mooren unseres Landes bei der vorgerückten Jahreszeit in diesem Jahre nicht mehr angängig sein wird, die Beschaffung desselben aber gerade jetzt von der allergrößten Bedeutung ist, um das Winterstroh als Rauhfutter verwerten und einen Teil des Viehes in den Notstandsgebieten durchhalten zu können, ist die Frage eines Importes von Streutorf in Erwägung zu ziehen.

4. Zwecks leichterer Beschaffung von Barkrediten in der jetzigen Notstandslage ist es wünschenswert, daß die Bank von Lettland die Inventarbeleihung der Landwirte wieder einführt.

Das Präsidium
des Vereins lettländischer Landwirte:
W. Baron Fircks
Max von Blaese
Arist von Brümmer

Wenn einer eine Reise tut

Der Pazifist H. von Gerlach und der Vorsitzende des niederösterreichischen Schriftstellerverbandes Dr. R. Kühnelt haben unlängst Estland und Lettland besucht und in Riga von den gewonnenen Eindrücken berichtet. Herr von Gerlach hielt einen Vortrag über den 9. internationalen Friedenskongreß in Warschau und verband seine Ausführungen mit Betrachtungen über lettländische und estländische Verhältnisse. Besonders die sog. Agrarreform in beiden Staaten scheint es Herrn von Gerlach angetan zu haben. Ihre Wirkungen in Estland pries er — wir folgen dem Referat der „Rigaschen Rundschau" — als wohltuend, die Lösung der Entschädigungsfrage in Lettland als außerordentlich glücklich; die Entschädigung der reichsdeutschen Gutsbesitzer in Estland gehe die deutsche Regierung nichts an; die einst „auf Elche pürschenden und in ihren Parks lustwandelnden Barone" könne man zwar vom Standpunkt der Romantik bedauern, der gesunde Menschenverstand aber hieße die Agrarreform eine dringende Notwendigkeit. Herr Dr. Kühnelt hat in der „Jaunakās Sinas" einen Artikel: „Gedanken eines Deutschen über unsere Deutschen" veröffentlicht, der eine absolute Unkenntnis unserer Verhältnisse verrät; das hält aber den Verfasser nicht davon ab, gegen die baltischen Deutschen verschiedene Vorwürfe zu richten, die in der Behauptung gipfeln, daß sie sich nicht am Aufbau der Staaten, in denen sie leben, beteiligen. Es hat keinen Zweck, alles Falsche in den Behauptungen der beiden Reisenden zu berichtigen: das hieße dem Gerede des einen und dem Geschreibsel des anderen zu viel Ehre antun. Nur das eine sei gesagt: bei der sog. Agrarreform in Lettland und Estland handelt es sich durchaus nicht um eine Angelegenheit des baltischen Adels, dem freilich an erster Stelle bitterstes Unrecht geschehen ist, sondern um eine deutsch-baltische Angelegenheit schlechthin. Ohne die entschädigungslose Enteignung des deutschen Grundbesitzes müßten wir heute nicht so bitter schwer um die materielle Sicherstellung unserer Kultur kämpfen. Und die Tatsache, daß die Zertrümmerung des Großgrundbesitzes sich höchst unheilvoll in der gesamten Wirtschaft beider Staaten auswirkt, läßt sich auf die Dauer nicht verheimlichen. Das alles und noch manches andere vom baltischen Auslanddeutschtum sollten heute sogar ein reichsdeutscher Pazifist und ein österreichischer Schriftsteller wissen, wenn sie sich daran machten, von baltischen Dingen zu handeln. Freilich: von Sachkenntnis unbeschwert leichtfertig reden und schreiben ist leichter. Beide Herren aber seien an das gute deutsche Sprichwort erinnert: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Wer sich daran hält, wird wenigstens davor bewahrt bleiben, in fremden Ländern unredlich zu reden und zu schreiben.

W. W.

Aus dem Hotelfenster gesehen

Der Ullstein-Verlag hat vor nicht langer Zeit einen Roman veröffentlicht – in der Reihe der gelben Bücher, 1 Mark das Stück —, der zu der Gattung der Eisenbahnlektüre gehört und keinerlei Interesse zu beanspruchen hätte, wenn er nicht beiläufig eine geographische Schilderung enthielte, die uns in mancher Hinsicht symptomatisch dünkt und uns nachdenklich werden läßt.

Der Mörder kommt auf der Flucht nach Riga, von dem er vorher die Vorstellung hatte, es sei so gut wie Sibirien. Im Hotel de Rome steigt er ab. Die Straßen sind sauber und gepflegt, machen jedoch einen etwas kärglichen Eindruck. Es gibt Gebäude, die ein schüchternes Moos angesetzt haben und aus müden Fensterhöhlen blicken. Nicht jeder

Vorübergehende versteht Deutsch. Unter vielen hundert Firmenschildern der breiten Straße ist kaum ein deutsches. In der griechisch-katholischen Kathedrale findet er geistliche Bilder, die erschütternder sind als alles, was er je in den christlichen Kirchen und in den Museen Deutschlands gesehen. Der Hafen, der Fluß, das Bild Rigas mit seinen Türmen und Dächern ist von malerischer Schäbigkeit.

Im Hotel de Rome lernt der Mörder, der ein deutscher Bildhauer ist, Baron Storck kennen, einen Balten, tätig als Privatsekretär eines lettischen Großkaufmanns. Baron Storck schildert Letten, Russen und Deutsche höchst spaßhaft in ihren Eigenschaften; als Deutscher, besonders als Baron, erfreue man sich bei den Letten keiner besonderen Wertschätzung; der Deutsche sei ein Mensch dritten Grades. Aber die Behörden seien vernünftig, es lebe sich ganz leidlich, man habe nichts auszustehen. Anderen Aristokraten, besonders Agrariern, denen die Regierung nur Bruchteile ihres Besitzes gelassen hätte, ginge es einfach „dreckig" Es seien übrigens nur noch wenige im Lande, und die pöbelhaften Allüren, die sie in ihrer Kindheit gelernt (man duzte die Juden und siezte die Letten allenfalls, wenn sie einen Stehkragen trugen), seien verschwunden.

Major Wihtol, dem Baron Storck eine große Zukunft prophezeit, kommt ebenfalls recht schlecht weg: aus Gründen der Karriere verläßt er seine deutsche Braut, die Stieftochter des Grafen Carven. Diese Dame lernt der Mörder in Majorenhof kennen, wo er im Hotel Jurmala ein Zimmer mietet. Sie ist in Begleitung einer Baronin Wesselberg, die das ganze Baltikum durch ihre Gefräßigkeit kompromittiert. Es ist sehr vornehm im Hotel Jurmala; im übrigen wird in einem Separatzimmer Baccarat gespielt — Baron Storck, Offiziere, ein deutscher Lebemann von Schwergewicht, der unsympathische Rechtsanwalt Doktor Laakon aus Riga, der Heldenbariton von der Lettischen Staatsoper, der Chefredakteur einer Rigaer Zeitung, Schweden und Engländer. Der Mörder findet sein seelisches Gleichgewicht in der Liebe zur Stieftochter des Grafen Carven wieder — als plötzlich der Major Wihtol auftritt und seine verlassene Braut sich seiner glanzvollen und nun nicht mehr durch Karriererücksichten gehemmten Persönlichkeit mit dem brutalen Kinn und den schwedischen Augen unerklärlich rasch wieder anverlobt.

Doch das alles ist wenig fesselnd, und wir hätten kein Wort darüber verloren, wenn nicht die hier halbwegs im Dienste psychologischer Romanführung stehende Art, die Dinge mit den Augen des Globetrotters zu betrachten, in Wahrheit und Wirklichkeit so häufig wäre. Man trifft ein, man steigt im Hotel de Rome ab, man lebt im Jurmala und findet Zeit, sich über das Problem Letten, Russen und Deutsche ein Urteil zu bilden, — ein freundliches, neutrales, unverantwortliches Urteil, das die materiellen Möglichkeiten gesellschaftlicher Repräsentation zum Maßstab nimmt und nichts von der Würde und Tragik des nationalen Schicksals jener begreift, denen es „dreckig" geht.

Eindrücke in Lettland

Am nächsten Morgen erwachte man in Riga, dieser alten Hansestadt, die aber doch so viel stärker Großstadt ist als Reval und in ihrem Äußeren und im Wesen ihrer Bevölkerung ein so deutliches Bild für die sich dort kreuzenden Ströme von Kultur- und Volkseinflüssen wiedergibt. Wie fremd mutet uns schon der starke katholische Einschlag in Riga an! Man braucht nur am frühen Morgen sich vor einer katholischen Kirche hinzustellen und die hineinströmende Menge der Litauer und Lettgaller zu sehen, um den ungeheuren kulturellen Unterschied zwischen der bodenständigen protestanti-

schen Bevölkerung Estlands und diesen Menschen zu erkennen. In ihrem ganzen Habitus eine Ausprägung östlichen Wesens darstellend, schon in der primitiven Kleidung den gewaltigen Unterschied an Bildung und Bewußtheit darstellend, scheinen es uns Menschen zu sein, die in Lettland als baltischen Staat, als Nachfolger der Schöpfung des Deutschen Ordens und der deutschen Städte, kaum hineinpassen.

Starke, primitive, unverbrauchte Kraft, Unbildung, ein Menschenmaterial, das dem Einfluß von Kirche und Staat sicher wesentlich mehr ausgesetzt ist, als der bewußte Lette — das sind die Merkmale dieses Volkes und Volksstammes, die in immer stärkerem Maße das Bild von Riga zu beeinflussen scheinen. Und während das früher in Riga so stark vertretene Proletariat durch kaum vom Boden gelöste, wesentlich triebhafte Menschen durchsetzt wird, scheint auf der anderen Seite die Oberschicht dem Prozeß der geistigen Nivellierung, die die Großstadt mit sich bringt, viel stärker unterworfen zu sein, als dies bei uns der Fall ist. Man beobachte nur z. B. das deutsche Publikum, das nach einem Sonntagsgottesdienst den deutschen Kirchen entströmt! Neben dem markant altbaltischen Typ, den man sofort an der ganzen Haltung, an der Kleidung, wenn man es so ausdrücken will, an ihrer geistigen Physiognomie als baltisch erkennt, sieht man eine auffallend große Zahl von Menschen, die man ebenso gut in Berlin oder sonstwo antreffen könnte. Der Typus des deutschen Großstädters als solchen, der durch das Aufkommen der neuen deutschen Mittel- und Großstadt, wie z. B. Dortmund oder anderer Städte im Rhein- und Industriegebiet, entstanden ist, scheint auf den baltischen Menschen in Riga doch eine starke Rückwirkung ausgeübt zu haben. Es ist dies ja auch nicht weiter verwunderlich, denn die geistigen und materiellen Beziehungen zu Deutschland sind nicht nur in Beziehung auf den deutsch-baltischen Menschen, sondern auch im Hinblick auf das ganze Leben in Riga und Lettland viel stärker und deutlicher, als bei uns in Estland. Es scheint, daß für das Deutschtum in Riga doch allmählich die Gefahr einer, wenn man so sagen darf, Entbaltisierung entsteht. Die Gefahr eines solchen Vorgangs liegt ja darin, daß bei der Vorherrschaft eines solchen Typus des deutschen Städters an und für sich ohne wesenhafte und starke innere Verbindung an das Land oder die Stadt Riga, die Heimatstadt, diese Menschenart zu einer fluktuierenden wird, die bei der geringsten Gefahr oder Veränderung der Konjunktur abströmt und naturgemäß nur eine außerordentlich geringe innere Widerstandskraft gegen die immer wiederkehrenden schweren historischen Schicksale haben kann, denen nun einmal die Baltischen Lande im Lauf ihrer Geschichte unterworfen wurden und denen sie wohl auch in Zukunft nicht entgehen werden.

Auch im Bilde der Volksvertretung wirkt sich diese Zusammensetzung der Bevölkerung Lettlands aus, die uns Estländern so wenig homogen und einheitlich erscheint. Wir besuchten eine Sitzung des Landtags Nicht weit von uns sah man den charaktervollen Kopf des orthodoxen Erzbischofs Joann, als den Vertreter der orthodoxen ecclesia militans. In diesem streitbaren Erzbischof sind noch die Tendenzen verkörpert, die seinerzeit von der orthodoxen Kirche bei uns im Lande vertreten wurden: Großrussentum und Orthodoxie als einzige herrschende Kirche, als Missionskirche unter den Protestanten.

Und nicht weit davon sahen wir den katholischen Priester Ranzan, als Vertreter des katholischen Lettgallertums, in seiner langen Soutane, ein für unser estländisches Auge ungewohnter Anblick. Schon diese zwei Persönlichkeiten verkörpern geistige und politische Kräfte, die

in unserem Lande in dieser Form garnicht zur Geltung gelangen. Und wenn man die jüdischen Abgeordneten eifrig diskutieren sieht und einem die polnischen Abgeordneten gezeigt werden und man einen von ihnen als alten Bekannten begrüßen kann, so wird einem klar, wie vielgestaltig und zwiespältig die politischen Faktoren sind, die über das Schicksal Lettlands bestimmen.

Axel de Vries

(Aus den im „Revaler Boten" erschienenen Reisebriefen „Fahrt in den Frühling".)

Die Religiosität der Kinder in Rußland

Wie die Zeitschrift „Antireligiosnik" Nr. 3 vom Jahre 1928 berichtet, veranstaltete eine Zelle des „Bundes der Gottlosen" in einem Arbeiterviertel Moskaus eine Umfrage unter 615 Schülern (Knaben und Mädchen) der dortigen Mittelschulen. Es war das der erste Versuch des „Bundes der Gottlosen", die Resultate der antireligiösen Propaganda unter der lernenden Jugend (vor allem der Arbeiterjugend) zu kontrollieren. Die Umfrage wurde scheinbar durchaus sachgemäß durchgeführt, so daß eine gewisse Aufrichtigkeit bei den Antworten der Kinder anzunehmen ist. Die Resultate der Umfrage waren folgende:

	Knaben	Mädchen	Zusammen
Es glauben nicht an Gott	183 (77,9%)	175 (46,1%)	358 (58,2%)
Es glauben an Gott	52 (22,1%)	205 (53,9%)	257 (41,8%)
Es beten	40 (17%)	169 (44,5%)	209 (34%)
Es gehen zur Kirche	40 (17%)	154 (40,5%)	194 (31,5%)
Summa	235	380	615

Der „Bund der Gottlosen" ist von den Resultaten dieser Umfrage nicht sehr erbaut. Der Genosse Tararew schreibt dazu:

„1) Die Ergebnisse der Umfrage stoßen die Legende um, daß den Kindern in der Masse die Religion fremd sei. Fast 42% der Kinder, die die Sowjetschule beenden (unter den Mädchen mehr als die Hälfte), sind von dem religiösen Gift verseucht.

2) Die Zahlen widerlegen die Behauptung, daß die Frömmigkeit der Kinder ausschließlich von dem Einfluß der Umgebung abhänge. Die befragten Schüler sind zum größten Teil Proletarier, und man kann kaum erwarten, daß seitens der Eltern eine wirkliche religiöse Beeinflussung vorgelegen hat.

3) Die Zahl derer, die die Kirche besuchen, ist kleiner als die Zahl der Gläubigen, d. h. die Kinder gehen nur aus wirklich vorhandenem religiösem Interesse zur Kirche.

Man muß die antireligiöse Propaganda wesentlich verstärken, und man darf sich nicht einer falschen Sicherheit hingeben in der Annahme, das junge Proletariat sei von Natur gottlos."

Die Zahlen reden eine beredte Sprache. Die Arbeit des „Bundes der Gottlosen" stößt doch auf Schwierigkeiten. Die Religion läßt sich selbst aus den Herzen der Großstadtkinder nicht so ohne weiteres ausmerzen.

R. EV P.

Bücherbesprechungen

Alexander Wegener, Herder und das lettische Volkslied, Pädagogisches Magazin, Heft 1178, Langensalza, Hermann Beyer und Söhne (Beyer und Mann). 1928. 46 Seiten.

In der bekannten pädagogischen Schriftenreihe, die sich außer um das Gebiet der engeren Pädagogik auch um dasjenige ihrer Hilfswissenschaften bemüht, ist die vorliegende Arbeit erschienen, die somit (sei es direkt, sei es indirekt) auf die Förderung unterrichtlicher Zwecke abzielen mag.

Größer noch aber dürfte das rein literarhistorische Interesse sein, das diese Untersuchung bietet. Wird doch die „Genesis des Enthusiasmus" für das Volkslied, wie er in Herders in großen Zügen erahnendem Ingenium aufflammte, mehr und mehr an Raum gewann und so zu jener eminenten geistesgeschichtlichen Bedeutung werden konnte, analysiert, teils auf zeitgeschichtliche Voraussetzungen zurückgeführt und der Versuch unternommen, den Anstoß zu dieser „Genesis" genauer zu lokalisieren.

Der Verfasser gelangt zu dem Resultat, daß in dieser Beziehung Herder eine entscheidende Anregung während seines Aufenthaltes in Riga wurde, daß das lettische Volkslied, vor allem dessen vom Volk gesungene Melodien, die alten Bräuche und Tänze, die auf diesem Boden Herder anschaulich und mit der Kraft lebendiger Offenbarung entgegentraten, einen hervorragenden Anteil am Wachsen des „Herderischen in Herder" hatten.

Diese Tatsache, obwohl in der Forschung bisher nicht unerörtert geblieben, wird doch hier mit Nachdruck betont und auf Grund eingehender Einzeluntersuchung deutlich gemacht, indem unter anderem auch Kurt Stavenhagens Abhandlung „Herder in Riga" herangezogen wird.

Die Ausführungen erhalten eine aufschlußreiche Ergänzung durch den Anhang, in dem der Verfasser neben den Vorreden Herders zu den Ausgaben der „Volkslieder" vom Jahre 1778 und 1779, soweit diese Vorreden von dem lettischen Volkslied Notiz nehmen, neben einem Zitat aus Lessings Literaturbriefen, litauische Dainos betreffend, vor allem sämtliche lettische Volkslieder bringt, die Herder gesammelt, die er indessen nicht alle in seinen „Volksliedern" veröffentlicht. Es ist dem Verfasser durch Hilfe des Stadtbibliothekars Johann Missinsch gelungen, die lettischen Originallieder zu den Übertragungen Herders in der Krischjahn Baronschen Volksliedersammlung zum größten Teil nachzuweisen.

Das bedeutende Interesse, das diese Arbeit somit auch für den Erforscher der lettischen Literatur gewinnt, wird durch weitere Ausführungen des Verfassers noch verstärkt. Nachdem dieser die enge Berührung mit der westlichen Kultur auf mehreren Gebieten skizziert hat, dann Herders Einfluß im Sinne freiheitlicher Entwicklung des Volkstums, so desgleichen in bezug auf Esten und das lettische Volk, dem u. a. auch Männer wie Karl Friedrich Baron Schoultz und Johann Christoph Berens ihre Bemühungen in gleicher Richtung zuwandten, wahrscheinlich gemacht, führt er aus, wie im Gefolge der von Herder entrollten Perspektiven die Liederschätze auch des lettischen Volkes erschlossen wurden. Ein entschiedenes Verdienst erwarben sich Pastore, wie Gustav Bergmann, Georg Büttner, Dr. August Bielenstein u. a., bis der lettische Gelehrte Krischjahn Baron seine große zusammenfassende Arbeit leisten konnte.

Dr. O. v. Petersen

Acta Wrangeliana 1928 Nr. 1.

Das erste Heft dieser in deutscher und schwedischer Sprache erscheinenden Fa-

milienzeitschrift, die von Baron Wilhelm Wrangell in Reval redigiert wird, setzt der Zeitschrift die doppelte Aufgabe, genealogisches Material über die Familie Wrangell der Öffentlichkeit und damit der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen und innerhalb des weitverbreiteten Geschlechts Familiensinn und Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Dem zweiten Zweck dienen u. a. besonders die Veröffentlichung des Protokolls der 3. Sitzung eines ordentlichen Familientages in Strängnäs (Schweden) und die Mitteilungen über Personalveränderungen innerhalb der Familie.

Als Material am wertvollsten sind die fünf Nekrologe auf verstorbene Glieder der Familie, darunter auf den bekannten baltischen Historiker Baron Georges Wrangell, dessen hinterlassene „Geschichte der Wrangel zur dänischen und Ordenszeit", die in der Vierteljahrsschrift des Vereins Herold in Berlin in Fortsetzungen erscheint, auf Beschluß des letzten Wrangelschen Familientages auch als selbständiges Buch veröffentlicht werden soll. Der Nekrolog bringt zum Schluß ein vollständiges Verzeichnis der Schriften G. Baron Wrangells. Das nächste Heft soll eine ausführliche Würdigung des verstorbenen Generals Peter Baron Wrangell, des bekannten Führers der Wrangell-Armee, enthalten.

Mit dem am Schluß des Hefts geführten Nachweis der Abstammung des preußischen Hauses v. Wrangel-Abellen von Karl dem Großen wird ein Beispiel mehr dafür gegeben, wie verbreitet karolingisches Blut ist; bekanntlich dürfen sich sehr viele Familien dieser Deszendenz rühmen. Daß Karl der Große dort als Deutscher Kaiser bezeichnet wird, dürfte nur den nicht stören, der historische Genauigkeit zugunsten historisch-romantischer Vorstellungen zurücktreten zu lassen geneigt ist.

Eine Bedeutung, die über das unmittelbar Familiengeschichtliche weit hinausgeht, wird der Zeitschrift durch den am Anfang des Hefts wiedergegebenen ausgezeichneten Vortrag von Baron Wilhelm Wrangell: „650 Jahre Wrangelscher Familiengeschichte" verliehen. Der Verfasser wirft die Frage nach dem Sinn der Familiengeschichte auf und findet ihn vor allem in der organischen Verbundenheit der Familien mit dem Lande, dem sie angehören. In den Geschicken des Wrangelschen Geschlechts spiegelt sich ein gutes Stück der Geschichte der Ostseeländer wider. Der Anteil aber, den eine alte Familie an der Gestaltung der inneren Form ihres Landes hat nehmen können, beruht darauf, daß eine Generation der andern die gleiche Grundrichtung ihres individuell gewiß verschiedenen Strebens vererbte. „Die feste ererbte Grundeinstellung zu den immer neuen Problemen des Lebens gibt eine große Sicherheit und daher Freiheit neuen Formen gegenüber und innere Unabhängigkeit von diesen. Darin liegt die Bedeutung der alten traditionsbegabten Familien für ihr Land, daß sie einen festen und innerlich unabhängigen Boden bilden, der auch schwere Erschütterungen überdauert und neuen Inhalt aufnehmen kann, ohne daran zugrunde zu gehen. Deshalb ist ihre Bedeutung gerade in Übergangszeiten, wie wir auch heute eine erleben, besonders groß."

Diese Tatsache zu würdigen, ist jeder imstande, an dem die große Hinwendung unserer Zeit zu organisch-biologischem Denken nicht spurlos vorübergegangen, dem Eingliederung des „tieferen Zusammenhanges der Einzelerscheinungen in ein harmonisches Gesamtbild" Bedürfnis geworden ist.

Der Vortrag schließt mit einer schönen Deutung des alten Symbols: Familie als Baum.

Erhält heute Familienforschung und Familienbewußtsein Sinn und Bedeutung vom Leben selbst, so dürfen auch die Acta Wrangeliana als ein Zeugnis

dafür begrüßt werden, daß der Wille zu Einheit und Wachstum in unseren alten Familien lebendig ist; und daß das Bewußtsein von der Kulturbedeutung der alten Familien für ihr Land im Zeichen deutsch-schwedischer Zusammenhänge eine Neubelebung erfährt, ist ein Beweis dafür, daß die Erinnerung gemeinsamen geschichtlichen Schicksals noch nicht erloschen ist.

R. W.

Altes und Neues von Carl Hunnius

Als im Jahre 1898 die „Gedichte" von Carl Hunnius erschienen, fanden sie in reichem Maße die verdiente Anerkennung. Nicht nur in der baltischen Heimat, auch in Deutschland war die Kritik voll hohen Lobes. In der „Baltischen Monatsschrift" schrieb Leopold von Schroeder: „Hier haben wir einen der größten Dichter des Baltenlandes, einen der besten Lyriker der Gegenwart überhaupt zu begrüßen ... Carl Hunnius ist ein genialer Lyriker, auf den seine Heimat stolz sein darf. Was ihn auszeichnet, das ist die fleckenlose Reinheit, die Zartheit, Tiefe und fromme Innigkeit seines dichterischen Empfindens, Denkens und Gestaltens. Er ist in Form und Inhalt gleich vollendet."

Fünf Jahre später folgte die Sammlung „Zu höheren Sternen. Ein Strauß religiöser Lyrik" Sie reihte sich jenem ersten Bande würdig an. Carl Hunnius ist dadurch unter den baltischen Dichtern für immer ein Ehrenplatz gesichert.

Geibel hat es in einem schönen Gedichte ausgesprochen, daß es zwar dem Dichter wohl anstehe, in Bewegung und Kampf der Gegenwart einzugreifen, dies aber für spätere Geschlechter doch nur „ein glänzend Schauspiel" bleibe.

„Das nur wird durch ihre Reihen gehn
mit vollem Wiederklang,
Was er von den ew'gen Dreien: Gott,
Natur und Liebe sang."

Dies Ewige durchweht die Hunniusschen Gesänge, in jener wunderbaren Paarung von Zartheit und Kraft, die das Wesen des Dichterischen bildet, wenn sich dazu die „Eigentümlichkeit des Ausdrucks" gesellt, in der Goethe „Anfang und Ende aller Kunst" erblickte. Hier liegt sicherlich der Prüfstein des echten Talentes. Neben der großen Schar derer, denen die Kraft zu eigener Formgebung fehlt und die in das fertige Gewand längst geprägter Formen schlüpfen, ist gerade neuerdings ein anderer Typus von „Dichtern" aufgetreten, die durchgesuchte Seltsamkeit der Form aufzufallen streben — Originalitätshascherei: „man merkt die Absicht, und man wird verstimmt" Um so größer mußte in solchen Zeiten poetischer Verfälschung die Freude sein, einem echten Dichter zu begegnen, gleich erkennbar an der Art, wie tiefer Gehalt und schöne Form sich in glücklichem Ehebunde zu einander finden. Ein großer Reichtum breitet sich in Hunnius' Gedichten vor uns aus. Sein Fühlen mit der Natur zeigt jene „Verliebtheit" ins Einzelne, die Goethe als spezifische dichterische Eigenheit gepriesen hat. Wie wird die Blumenseele in ihrer hundertfältigen Gestaltung erfaßt! Wer hat die sinnige Linnaea borealis, die keusche Parnassia palustris so zu besingen gewußt, wie Carl Hunnius! Und doch ist jede dieser liebevoll empfundenen Einzelheiten verwoben in die Stimmung des Naturganzen, „zur allgemeinen Weihe" gerufen. Dies Weihevolle der Natur, in ihrem Allleben, wie im Kleinsten, fließt zusammen mit dem, was über den Weiheſtätten der Menschenbrust, als ein Hauch des Ewigen, schwebt. Aber aus noch viel tieferen Seelengründen quillt des Dichters Lied, von dort her, wo die von keinem irdischen Gut befriedigte Seele in Umnachtung und Zerrissenheit sich berührt, ja ergriffen fühlt vom heiligen Geist von oben, von seinen Ge-

walten und Offenbarungen. Hunnius ist vor allem ein religiöser Dichter. Und als solcher hat er einer religionslos werdenden, aber sich von neuem nach Religion sehnenden Zeit das Meiste zu sagen. Er ist ein Dichter des ringenden und überwindenden Glaubens, ein geisterfüllter Zeuge göttlicher Gnadenmacht.

Wer religiöse Klänge von dieser Reinheit und Fülle gefunden, wer uns solche Advents- und Weihnachts-, Oster- und Pfingstgesänge geschenkt hat, wie Carl Hunnius, der sollte in deutschen und baltischen Herzen und Häusern fortleben. Es ist wohl auch nur das an Minderwertigkeiten so reiche Übermaß heutiger literarischer Produktion daran schuld, daß Dichtergaben vom Werte der Hunniusschen nach kaum einem Menschenalter schon fast vergessen scheinen. Sind gar viele unter seinen Gedichten eines immer erneuten Verweilens bei ihnen wert, so sollte auch aus den Goldkammern der Sammlung „Zu höheren Sternen", im Gange durch das Kirchenjahr und seiner Festzeiten, immer wieder dieses und jenes Stück hervorgeholt werden, gläubigen Herzen zur Erbauung, ringenden und suchenden zur Stärkung und Aufrichtung, allen als Lichtspende in irdischem Dunkel.

Carl Hunnius selbst hat gesprächsweise, halb scherzend vielleicht, seine Dichtungen als religiöse Lyrik in botanisch-musikalischer Ausprägung bezeichnet. Und in der Tat: um den himmelan gehenden Grundbau ranken sich gleichsam Blumengewinde und melodische Tonwellen. Wie schön sind in den „Gedichten" die „Tondichterprofile", ein Kranz vollendeter Sonette!

Wenn wir Carl Hunnius einen baltischen Dichter nennen, so tun wir es darum mit besonderem Stolz, weil er ein grunddeutscher Dichtertypus ist. Als solcher ist er, gleich nach dem Erscheinen seiner „Gedichte" auch in Deutschland erkannt und begrüßt worden. „Er ist durch und durch deutsch in seiner ernsten Lebensauffassung, seiner tiefen und innigen Religiosität, seiner Liebe zur Natur und seinem Verständnis für ihre Schönheiten, seinem Vertrauen auf das Gute und Edle in der Menschennatur und in seinem unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Wahrheit über die Lüge. Ist doch alles, was er singt, im eigenen Innersten erlebt" — so äußerte sich damals das „Leipziger Tageblatt". Und die „Münchener Allgemeine Zeitung" schrieb: „Seit vielen Jahren schauen wir Deutsche mit Herzweh nach den Ostseeprovinzen hinüber. Niemand kann voraussagen, welches Geschick das kommende Jahrhundert unsern Brüdern bringen wird. Aber daß die Bewohner dort unsere ganze Teilnahme verdienen, dafür spricht auch das vorliegende Dichterwerk, welches nur ein Deutscher mit deutschem Blut mit deutschem Denken und Empfinden schaffen konnte." Ähnlich ließen sich andere Stimmen vernehmen.

Deutsches Seelentum lebt in diesen Gedichten: jene tiefe Innigkeit und Innerlichkeit, die mit der aller echten Poesie eigenen gesteigerten Empfindungskraft sich den letzten Lebenswerten zuwendet. Im Ringen darum fühlt sich der Dichter in das Feuer des Leidens geführt, in dem keine Mattherzigkeit oder Verschleierung sich regen darf. Mit mannhaftem Kämpfer- und Glaubensmut ficht er es aus. Wahre Dichtung ist der Religion verwandt, sie teilt mit ihr das Heldenhafte.

Von einem Dichter, der uns in solcher Gestalt einmal entgegengetreten ist, muß auch alles Fernere, was seine Muse ihm schenkt, interessieren. Und Carl Hunnius hat in der Folge nicht geschwiegen. Viele, zum Teil mehr aphoristisch gehaltene Dichterworte ließ er, oft an Gedenktage anknüpfend und auf Zeitbegeb-

nisse einen höheren Lichtstrahl werfend, in einzelnen Blättern hinausgehen: immer ein Bannerträger der religiösen und sittlichen Idee, bisweilen freilich in sonderbar anmutenden Formen. Im Jahre 1924 erschien eine neue Gedichtsammlung: „Aus den Märtyrerakten der Liebe. Ein Epiphaniasstrauß neuer religiöser Liebeslyrik." Seltsame und geteilte Gefühle erfassen den Leser, wenn er in den stürmisch und schwermütig, andachtsvoll, aber doch nicht unverworren rauschenden Hain dieser Gedichte eintritt.

Erkannte man in Hunnius, schon nach seinen beiden oben besprochenen Dichtergaben, Anlage und Neigung zu ausmeißelnder künstlerischer Formdurcharbeitung und kunstvoller Sprachbemeisterung, so tritt dies in seinen Altersgedichten noch ausgesprochener hervor. Sie haben vielfach etwas Schwerflüssiges, und die nicht selten gehäufte Ineinanderwebung verschiedenartigster Bezüge droht uns in ein verschlungenes Dickicht zu verstricken.

Geboren aus einer starken Liebesleidenschaft, die den Alternden von neuem in Jugendfeuer tauchte, führen diese Gedichte uns in die dunklen Nächte des Ringens einer Menschenseele um die Kraft zum Entsagen und Verzichten. Der Dichter findet sie, indem die Tiefe seelenvoller irdischer Liebe ihn mit erneuter, glutvoller Kraft hingeleitet in die andere, noch abgründigere Tiefe göttlicher Erlösungs- und Überwindergnade, in der die zerrissene Brust das Vorgefühl seligen Ruhens im ewigen Heimatgelände der Seele findet. „Ein Pfingstbuch" hat es der Verfasser genannt, und man spürt den flammenhaft aufzuckenden, emporreißenden Geist, der durch diese Blätter weht, ohne doch, wie ehemals, zu schöpferischer Formklarheit durchbrechen zu können. Unruhvoll und wechselnd wogt es in ihnen, über die aufgeregten Wellen ziehen dann und wann auch lächelnd scherzende Lichter, dann geht es wieder hinab in die dunkle Tiefe und zum ewigen Ankergrunde.

Religiöse Liebeslyrik ist kein viel betretenes Gebiet, und nicht jedem ist es gegeben, mit dem Dichter in dies Land einer wundersam gepaarten Ergriffenheit von den beiden stärksten Mächten, die in der Unergründlichkeit des Lebens wohnen, zu wandern. Andere Bahnen und Tonarten sind unserer Zeit geläufiger. Wer aber in Carl Hunnius einen wirklichen Dichter erkannt und sich an dieser fein und kraftvoll ausgeprägten Dichtergestalt, gerade auch als einer baltischen, erquickt und erbaut hat, der wird ihm, mitbewegten Herzens, auch auf diese windungsreichen Pfade ureigenen Seelenerlebens folgen. Haben sie nicht mehr den poetischen Wert der früheren Gedichte unseres verehrungswürdigen Landsmannes, so stammen sie doch aus jenen selben Regionen, in denen alles tiefer, geheimnisvoller und weihevoller erlebt wird und nach Gestaltung drängt. Denn auch von diesem Buche darf ja das Wort gelten, das Goethe über seine Marienbader Elegie setzte:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide" —

und, so möchten wir hinzufügen, was ich auf solchem Leidenswege mir an Höchstem erkämpfte.

Burchard von Schrenck

Erwiderung*)

Im Heft 5 der Baltischen Monatsschrift hat meine im 4. Heft abgedruckte Besprechung von Dr. Hans v. Rimschas

*) Infolge monatelanger Inanspruchnahme durch militärischen Lagerdienst hat der Verfasser erst jetzt von der Entgegnung auf seine Besprechung des Buches von Dr. v. Rimscha Kenntnis erhalten.

Buch „Rußland jenseits der Grenzen" eine Entgegnung gefunden, die in ihrem Ton weit über die bei Polemiken solcher Art üblichen und schicklichen Grenzen hinausgeht, deren einzelne Punkte jedoch leider nicht unerwidert bleiben können. Indem ich mich hiermit vorerst gegen Dr. v. Rimschas Anschuldigung, ich hätte ihm Behauptungen „fälschlicherweise untergeschoben", aufs schärfste verwahre, möchte ich folgendes bemerken: 1) wird es niemand, der etwa eine zu Unterrichtszwecken bestimmte Geschichte des Altertums wie auch immer bespricht, einfallen, mit dem Verfasser darüber zu polemisieren, ob der sterbende Cäsar die bekannten überlieferten Worte an Brutus tatsächlich gesprochen hat oder nicht. Dr. v. Rimschas Buch kann nur als an ein breiteres Publikum sich wendend bemerkt werden; in anderer Hinsicht kommt es direkt überhaupt nicht in Frage. Es kann nur bedauert werden, daß der Verfasser sein offenbar weiter gestecktes Ziel fürs erste nicht erreicht hat. 2) liegt mir die Behauptung fern, Dr. v. Rimscha hätte nur Zeitungen und einige Standardwerke über Rußland gelesen. Das übrige hat er jedoch in seinem Buche nicht verwertet, was ihm angesichts der allgemeinen Natur seiner Ausführungen einerseits und andererseits des ephemeren Charakters jener Schriften garnicht einmal verübelt werden soll; wohl aber muß die Einseitigkeit seiner Auswahl der einschlägigen europäischen Literatur befremden, zumal er doch „charakteristische" (allerdings!) „Urteile verschiedener Art über Sowjetrußland zu finden und zu zitieren" bemüht gewesen ist. 3) erübrigt sich ein Streit über den Inhalt des festen Ausdruckes Irredenta, der Territorialität nun einmal einbegreift, durchaus. Die alteingesessenen Minoritäten in den Randstaaten haben mit der Emigration dortselbst in diesem Sinne nichts zu schaffen, und in ihnen wird selbst Dr. v. Rimscha keine Gefahr für Europa sehen wollen. 4) habe ich nicht behauptet, Dr. v. Rimscha sei der im Zitat aus Nötzel zum Ausdruck gebrachten Ansicht über den Vorzug des bolschewistischen Blutvergießens. Dr. v. Rimscha könnte aber, so meine ich, diesen Eindruck erwecken; nicht allein die obengenannte Einseitigkeit ließe einen solchen Gedanken aufkommen, und darauf hatte ich den Verfasser hinzuweisen.

Sollte nun tatsächlich in Dr. v. Rimschas Buch vieles zu lesen stehen, was der Verfasser garnicht sagen wollte, so ist das doch sehr bedauerlich; doppelt bedauerlich angesichts der Schwierigkeit der behandelten Fragen, die zu höchstgradiger Heikelkeit wird im Moment, wo eine abhandelnde Schrift aus dem Arbeitszimmer des Verfassers an die Öffentlichkeit tritt, eine Öffentlichkeit, die sich hierfür nicht aus „Fachleuten" und „Laien" in strenger Scheidung zusammensetzt, sondern aus Geschichts- und Gegenwartskritikern größerer oder geringerer Kompetenz und Befähigung. Die Erfahrung bestätigt leider die natürliche Tatsache, daß die Kompetenz im umgekehrten Verhältnis zur Anzahl und Produktivität der Betreffenden steht. Damit sind wir im weiten Reich der Druckerschwärze auf dem Gebiet angelangt, das Dr. v. Rimscha endgültig betritt, wenn er zum Schluß seine Arbeit meinem Urteil gegenüber mit der Anzahl andersklingender fachmännischer Urteile stützen will, die er mir entgegenhalten könnte: auf dem Gebiet nämlich, wo Autoren vor wissenschaftlicher Kritik im allgemeinen sicher und gegen sich etwa doch hineinverirrende Proben einer solchen der Natur der Sache nach durchaus gefeit sind.

Dr. Harald Frisch

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Die Notwendigkeit baltischer Rechtsangleichung

Von Werner Hasselblatt

Nachstehende Ausführungen stellen den Eröffnungsvortrag einer erstmaligen Beratung baltischer Juristen dar, die am 22. und 23. September in Dorpat stattfand.

Das Problem der Rechtsangleichung oder, negativ ausgedrückt, die Gefahr der rechtlichen Auseinanderentwicklung der europäischen Staaten ist eine Angelegenheit, welche in zunehmendem Maße in den Tagesordnungen der internationalen Kongresse zu finden ist. Es ist ein Problem, dessen Behandlung und Lösung ohne Zweifel in die Aufbaunotwendigkeiten des keineswegs konsolidierten Europa der Nachkriegszeit, seiner Not und seiner vielfachen Zerrissenheit hineinzubeziehen ist.

Die Zahl der Staaten des Nachkriegseuropa und die Zahl vor allen Dingen seiner gesetzgebenden Institutionen, der Parlamente, ist im Vergleich zur Vorkriegszeit um etwa die Hälfte gestiegen, die Länge der Zollschranken in Europa hat sich dementsprechend nahezu verdoppelt, ganz zu schweigen von der nicht unerheblichen Steigerung ihrer Höhe. In den Staaten mit Gebietszuwachs gilt es, neu einverleibte Länder mit fremdem Recht rechtlich anzugleichen, und weil die Neuordnung Europas vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen ausging, weil das trennende nur nationalstaatliche Denken es mit sich bringen mußte, daß das wirtschaftsstaatliche und raumstaatliche Denken in den Hintergrund gerieten, so stehen wir vor dem Bilde einer weitgehenden Abkapselung der Staaten und Völker gegeneinander, so sehen wir vorwiegend ein System der Gegensätze die politische Stimmungslage und die von ihr genährte Entwicklung beherrschen.

Hand in Hand mit der Neugliederung Europas ist die weitgehende Preisgabe rechtlicher Gemeinsamkeiten festzustellen. Wenn ich Preisgabe sage, so bedeutet dieses, daß ich rechtliche Gemeinsamkeiten meine, deren weiterer Bestand positiv zu werten wäre; ich will hierdurch die Notwendigkeit vielfach neuer Eigenrechtlichkeit, soweit sie politisch und auch nationalpolitisch bedingt war, nicht in Abrede stellen. Doch davon im einzelnen später. Zunächst liegt mir an der Feststellung, daß in ganz wesentlichen Grundfragen der Rechtsge-

staltung, in den Rechtsfragen, die z. B. in den Friedensdiktaten des Jahres 1919 als principes généraux bezeichnet werden, zwischen den einzelnen Staaten in den Epochen europäischer geschichtlicher Gestaltung selten so weitgehende Auseinanderentwicklungen festzustellen gewesen sind, wie heutigentags. Auf rechtlich-ethischem Gebiete sozialer Bedingtheiten will ich den Eigentumsbegriff nennen, der für Europa relativ geworden ist und in jedem einzelnen Staate andere Formungen und Garantien aufweist. Um ein weiteres Auseinanderklaffen in den verschiedenen Gebieten Europas zu charakterisieren, braucht man nur die Grundsätze der Aufwertungsgesetzgebung der einzelnen Staaten neben einander zu stellen, um die sehr divergierende Intensität des Anstrebens gerechter privatrechtlicher Ausgleiche zu kennzeichnen. Begonnen mit einer Aufwertung auf nur 0,75% bis über 50% des Geldwertes finden wir jeglichen Grad in der Aufwertungsstaffelung. Und die Folgen der rechtlichen Auseinanderentwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet? Die ständigen Unterhaltungen über die Notwendigkeit einer Donau-Konföderation, das sechsmal abgehackte und nur an einigen Stellen überbrückte Recht längs einem Flusse wie der Donau, dieser stärksten wirtschaftlichen Verkehrsader Europas, zeigt uns die verheerenden Folgen einer rechtlichen Entfremdung. Die Kabotage-Schiffahrt auf der Donau ist zum größten Teil aus rechtlichen Gründen bloß von Staatsgrenze zu Staatsgrenze möglich. Finden wir nicht viele ähnliche Hemmungen auch im Baltikum?

Je mehr wir in Einzelheiten dringen, in die Intima des Rechtslebens eines jeden Landes, desto stärker macht sich die Auseinanderentwicklung geltend. Die Ursachen? Es sind viele. Zunächst die parteipolitischen Gegensätze in den Parlamenten, da in dem einen Staate der einen Parteirichtung, im Nachbarstaate der anderen zeitweise oder dauernd das Übergewicht verliehen ist; es ist die Not, die aus der wirtschaftlichen Neugliederung, der Raumverengung und dem gegenseitigen Sich-Abkapseln entstanden ist, und, wir wissen es, Not kennt kein Gebot — also auch kein Rechtsgebot. Ich erinnere hier nur an die Mietgesetzgebung der verschiedenen Staaten. Zu allem tritt noch ein Umstand, den ich nicht übergehen möchte: das ist der verstärkte Staatszentralismus oder Staatsabsolutismus in vielen Teilen Europas, insbesondere in Osteuropa, der Staatszentralismus, der sich darin äußert, daß weite Lebensgebiete wirtschaftlicher Gestaltung und menschlicher Beziehungen, die in früheren Zeiten keiner staatlichen Zwangsregelung unterworfen waren und gewissermaßen einen staatsfreien Raum freier, unbeeinflußter Betätigung darstellten,

oder selbstverwalteten Körperschaften anvertraut waren, heute einer tiefgehenden und ausschließlich staatlichen Ordnung und Regelung unterzogen werden. Gerade in unserer Heimat, in den baltischen Staaten Estland und Lettland, finden wir hierfür zahlreiche Beweise und ein Bild davon, wie nicht nur kulturelle Angelegenheiten, sondern auch ein Wirtschaftszweig nach dem anderen in Bevormundung oder Verwaltung des Staates genommen wird, wie z. B. der Bodenkredit, die Forstwirtschaft und sonstige Zweige der Landwirtschaft, aber auch des Handels und Gewerbes.

Nicht unwesentlich in der Beurteilung der rechtlichen Auseinanderentwicklung ist auch das Thema der Rechtsverschlechterung in Europa, und zwar in dem Sinne, daß das Recht nicht mehr als ethisch autonomer Wert gesucht und gefunden wird, sondern als politisch oder richtiger parteipolitisch gewünschte Zwangsregelung diktiert wird. Diese äußerst gefahrvolle Tendenz führt zu einer Lockerung der für jedes wahre Recht notwendigen Symbiose von Recht und Sitte und ermöglicht die Dienstbarmachung des Rechts dem Wunschdiktat der jeweiligen gesetzgeberischen Mehrheit. Ich führe dieses nicht um der Kritik willen an und auch nicht im Hinblick auf irgendeinen bestimmten Staat, sondern lediglich, um zu schlußfolgern, daß diese Rechtsverschlechterung rechtspositivistisch in weitestem Maße ein Auseinanderklaffen gleicher Rechtsgrundsätze in verschiedenen Rechtsdisziplinen auch innerhalb des einzelnen Staates ermöglicht und fördert und somit die Einheit der Rechtssysteme durch eine Art ad-hoc-Gesetzgebung gefährdet. Für Rechtsangleichungsfragen, die uns ja interessieren, entsteht hierdurch naturgemäß ein weiteres Hindernis.

Auf der andern Seite, d. h. in den positiven Tendenzen, können wir feststellen, daß die Zahl und äußere Intensität internationaler Konferenzen zum Zwecke nicht nur der politischen, sondern auch der rechtlichen Angleichung der europäischen Staaten in ständigem Steigen begriffen ist. Neben dem Völkerbund, der ja als Parlament der europäischen Regierungen wesentlichen, auf die Dauer wohl seine Existenz gefährdenden einseitigen Hemmungen unterworfen ist, sind es die Interparlamentarische Union, die Völkerbundligenunion, die International Law Association und wohl auch die Nationalitätenkongresse, die darum bemüht sind, zumindest eine Stimmungslage zu schaffen, welche dem vorhin erwähnten System der Gegensätze Einhalt gebietet. Man spricht von einem Kongreßfieber unserer Zeit; Fieber ist die naturgegebene Reaktion auf Krankheitssymptome zur Bekämpfung derselben, und in diesem Sinne glaube ich, daß bei aller gesunden

Skepsis gegenüber den vielen Kongressen unserer Zeit auch dieses Fieber immerhin diesen oder jenen Bazillus der Unfriedsamkeit treffen wird und manche Erkenntnis fördert, so z. B. die, daß wir ein befriedetes und auch arbeitsteiliges Kerneuropa brauchen, um geschlossen den Europas Eigenexistenz und seine abendländische Eigenkultur bedrohenden Einflüssen entgegenzustehen, der nivellierenden und wirtschaftlich expansiven Wesensseite des Amerikanismus im Westen und dem Bolschewismus im Osten. Wir stehen jedoch über diese zutage tretenden Tendenzen hinaus im Zeichen einer höchst realen Tatsache, die mehr in unser Thema schlägt, nämlich einer noch nie dagewesenen Überwindung von Raum und Entfernungen, verbunden mit der Tendenz gegenseitiger wirtschaftlicher und auch siedlungsmäßiger Durchdringung, die unter dem Zwange wirtschaftlicher Zusammenhänge verschiedener Teile Europas vielleicht am drastischsten für eine Angleichung, also auch für eine Rechtsangleichung der verschiedenen Länder propagiert.

Ich mußte reichlich ausholen, bevor ich darauf zu sprechen komme, weswegen wir bei unserer erstmaligen Beratung und Fühlungnahme das Problem der Rechtsangleichung so stark in den Vordergrund unserer Betrachtungen gerückt und sogar in die Bezeichnung unserer Konferenz aufgenommen haben.

Die europapolitischen Gesichtspunkte, die ich mir erlaubte einleitend darzulegen, sind es gewiß nicht gewesen, wenngleich es sich nicht leugnen läßt, daß gerade bei uns an der mitteleuropäischen Peripherie, an der Grenzscheide gegen Eurasien Probleme europäischer Solidarität besonders wichtig erscheinen müssen, zumal wir auch wissen, daß man von den baltischen Staaten in Mittel- und Westeuropa erwartet, daß wir uns enger aneinanderschließen, wie man dies andererseits im Osten offenkundig ablehnt. Wir sind zu der Erkenntnis der Notwendigkeit einer baltischen Rechtsangleichung auf viel direkterem und in der Gedankenlinie primitiverem Wege gelangt, nämlich durch die einfache Erkenntnis, daß wir uns rechtlich in zunehmendem Maße fremd werden. Dieses Fremdwerden empfinden wir zunächst rein kulturell; nicht wir baltischen Deutschen unter uns, die wir unsere Gemeinsamkeiten leichter pflegen können, sondern wir empfinden diese Fremdheit, und — wie gesagt — zunächst als kulturelle, zwischen den Mehrheiten der Bevölkerung hüben und drüben. An dieser Tatsache können wir nicht sorglos vorüber.

Der Kulturbegriff hat im Zeichen der nationalstaatlichen Denkweise und Begründung von Eigenstaatlichkeit und Volksentwicklung

eine ungeheure Verengung erfahren. Man versteht in unserem Zeitalter des Nationalismus unter kulturellen Werten nur zu gern ausschließlich national betonte kulturelle Werte und im Rahmen derselben räumt man der Sprache, die doch nur eine Wesensseite der Kultur darstellt, die nahezu entscheidende Rolle ein; und wo die kulturellen Werte erst politisch scharf umkämpft sind, verengt sich aus der Not der Defensive heraus der Kulturbegriff um ein weiteres, indem er sich um die Schule schließt. Man vergißt hierbei, d. h. bei dieser Verengung, nur zu leicht, daß es eine ungeheure Zahl übernationaler, so z. B. landschaftlich, geschichtlich und artlich bedingter Kulturwerte gibt, man vergißt auch, daß jede Verwurzelung in der heimatlichen Landschaft und Geschichte, wo immer sie in Verantwortung und Pflichtbewußtsein verankerte Werte zeigt, eine Kulturseele schafft, die in plurinationalen Ländern unmöglich von einem Volkstum allein als ihr Attribut in Anspruch genommen werden kann, mögen Initiative, Führung und Sicherung der kulturellen Werte noch so sehr bei einem Volkstum liegen. Und sobald wir den Kulturbegriff aus seiner zeitbedingten Verengung lösen, erschließt sich uns ohne weiteres bei seiner normalen Erweiterung das große Gebiet des Rechts, das nicht neben den Kulturbegriff gehört, sondern einen ganz wesentlichen, weiten Teil desselben darstellt.

Die Kultur ist älter als die Geschichte, denn an ihrer ersten Schwelle finden wir bereits die geschichtsfähigen Völker im Stande eines ihrer höchsten Phänomene, nämlich des der Bodenkultur und des mit dieser aufs engste verwachsenen Rechts. Als Rom in die Geschichte eintrat, hatte es bereits eine hochentwickelte Bodenkultur und ein harmonisch durchdachtes und erlebtes Recht. Wo immer wir kulturellen Aufstieg und kulturelle Höchstleistungen von Völkern, von Staaten in jeglichen Geschichtsperioden feststellen können, sehen wir, einen wie weiten Raum und einen wie ungeheuren Einfluß das Recht im Gesamtbilde einer Kulturepoche für sich in Anspruch nahm. Diese Feststellung mußte ich vollziehen, bevor ich zu der These gelange, daß innerhalb der kulturellen Güter das Recht ein Kulturgut darstellt, dessen Gemeinsamkeit in stärkstem Maße geeignet ist, eine Brücke von Volk zu Volk und Staat zu Staat darzustellen. Ich brauche wohl kaum den Beweis darüber anzutreten, wie starke geschichtliche Gemeinsamkeiten, wie gleichartige soziale Verhältnisse, wie ähnliche wirtschaftliche Voraussetzungen und, vor allem, eine wie gleichlaufende Rechtsgeschichte Estland und Lettland aufzuweisen haben, um festzustellen, daß eine rechtliche Auseinanderentwicklung

dieser beiden Staaten eigentlich ins Bereich des Unwahrscheinlichen gehören sollte und daß wir a priori vermuten können, daß ein großer Teil der Divergenz der Rechtsentwicklung unnötig, d. h. weder sachlich, noch insbesondere national oder staatlich zwingend bedingt gewesen ist. Oder wollen wir es positiv ausdrücken: gerade weil die gesonderten Wege der national betonten kulturellen Entwicklung, bedingt durch die Verschiedensprachigkeit, uns verständlich erscheinen, sollte uns das Recht, soweit es übernationalen Charakter hat oder haben kann, ein desto wichtigeres Bindeglied werden, zumal wir doch in vielen Dingen, so z. B. den wirtschaftlichen, im Sinne der gegenseitigen Annäherung Enttäuschungen erleben mußten, — so für die Zollunion doch heute nirgends mehr als Skepsis finden und uns in unserer Handelsvertragspolitik auf getrennten Wegen sehen.

Hier könnte ein Einwand den Schein der Berechtigung haben. Ist Recht keine national-kulturelle Angelegenheit? Wir sprechen doch so gern von dem römisch-rechtlichen und deutsch-rechtlichen Denken, von westlerischem Recht und wägen die von den verschiedenen Volkstümern geprägten Rechtsgedanken gegen einander ab. Die Beantwortung dieser Frage ist ungemein wichtig. Wir kennen z. B. auf strafrechtlichem Gebiete Vergehen und Verbrechen, zu denen das eine Volk mehr tendiert als das andere, und wir ziehen hieraus, jedes Land für sich, unsere kriminalpolitischen Schlußfolgerungen. Wir wissen, daß nicht jedes Land die gleiche Wirtschaftsform braucht und daß sich den Notwendigkeiten wirtschaftlicher Art auch die Rechtsschöpfung anzupassen hat. Wir kannten und kennen auch heute noch — ohne dieses als störend zu empfinden — innerhalb großer Staaten verschiedenes Erbrecht, ja es gilt — dieses ein Zopf, wenn auch ein harmloser — noch heute in Reval auf dem Dom ein anderes Dienstbotenrecht als in der Unterstadt. Trotzdem will mir scheinen, daß die Gemeinsamkeiten übernationaler Art überwiegen und daß es weite Gebiete gibt, wo man wirklich bei größtem Nachdenken kaum eine nationale Note in die positiven rechtlichen Normen hineinbringen könnte, selbst wenn man dieses wollte. Als Beispiele nenne ich das Wechselrecht und das Scheckrecht, doch dürfte sich das Gebiet vermutlich auf die meisten handels- und verkehrsrechtlichen Fragen erstrecken. Welche Gebiete darüber hinaus als solche anzusprechen sind und in welchen Fragen das Zusammengehen besonders dringlich geboten erscheint, wäre an der Hand der einzelnen Rechtsdisziplinen nachzuprüfen.

Immerhin ließe sich auch ohne eingehendere Prüfung die Forde-

rung vertreten, daß die sich auf viele Menschenalter erstreckende Gemeinsamkeit des geltenden Rechtes in Estland und Lettland nicht ohne zwingende Gründe staatlicher und volklicher Eigenrichtung aufgegeben bezw. in verschiedener Richtung erneuert und ergänzt werden sollte. Dieses gilt insbesondere auf dem Gebiete des Privatrechtes für das Obligationsrecht, Sachenrecht und Grundbuchrecht, für einzelne Gebiete der beiden Prozesse, in stärkstem Maße aber für die meisten Gebiete des Handelsrechts.

Wenn ich auch meine, daß das Handelsrecht in erster Linie für Rechtsangleichungsbestrebungen praktisch in Frage kommt — dieses erfordert schon allein die Förderung unserer wirtschaftlichen Erstarkung —, so dürfen wir andererseits das Privatrecht in seiner Bedeutung für Fremdwerden oder Annäherung niemals unterschätzen; bildet es doch das Fundament des rechtlichen Denkens und Empfindens eines jeden Volkes. Darum kann man wohl sagen: was gesät wird im Privatrecht, trägt seine Früchte im Staats- und Völkerrecht!

Ich glaube, daß es notwendig ist, diese Gedanken zu unterstreichen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir uns den Vorwurf zuziehen, irrealen Zielen nachzugehen. Denn wie sieht denn heute das Bild des Kontaktes zwischen den verschiedenen Werkstätten der Rechtsschöpfung in Estland und Lettland aus? Wir wollen in aller Ruhe und nicht ohne Beschämung feststellen, daß dieses Bild kein erfreuliches ist. Wir wissen und erfahren so gut wie nichts voneinander, weder vor dem Inslebenrufen neuer Rechtsnormen noch nachher. Ja, ohne hierdurch irgendeinen Vorwurf aussprechen zu wollen, glaube ich wohl feststellen zu dürfen, daß selbst die Kodifikationsabteilungen unserer beiden Staaten nicht in der Lage sind, die gesetzgeberische Tätigkeit des verbündeten Nachbarlandes auch nur annähernd verfolgen zu können; und ob der Konsulardienst bereit und befähigt ist, diese Lücke zu füllen, bleibe auch dahingestellt. Und die Kommissionen unserer gesetzgebenden Institutionen sind weder in der Lage, noch zeigen sie die Tendenz, bei Neuregelung eines Rechtsgebiets zum Nachbar hinüberzublicken, um sich de lege lata oder de lege ferenda zu orientieren. Beinahe gleichzeitig schaffen sich Estland und Lettland ein Scheckrecht, das es in Rußland nicht gab; wir haben dieses Scheckrecht, obgleich wir heute noch ein gleiches Wechselrecht besitzen, beide ohne den geringsten Kontakt miteinander eingeführt. Ich glaube, daß wohl niemand behaupten will, daß gerade dieses Gebiet irgendwelche Notwendigkeiten volklicher Eigenrichtung oder national betonter Momente aufweisen könnte, und man dürfte mir

darin zustimmen, daß die Verschiedenheit der scheckrechtlichen Bestimmungen im Wirtschaftsverkehr als sehr mißlich empfunden wird. Ähnlich liegt es mit einer ganzen Reihe von gesetzgeberischen Neuschöpfungen, von denen ich nur einige erwähnen will, die ebenfalls verkehrsrechtlichen Einschlag und keineswegs weitgehendere Ansprüche auf eigengeartete Regelung haben, z. B. das Firmengesetz, das Handelsregistergesetz, das Gesellschaftsrecht, das Gesetz über die Einführung des Metersystems, das Probierkammergesetz, das Schiffshypothekengesetz u. a. m.

Wie finden wir nun einen praktischen Weg, um hier eine stärkere Angleichung oder überhaupt eine Angleichung zu ermöglichen? Der erste Schritt ist naturgemäß die Aufstellung der minimalen Forderung gegenseitiger Information über projektierte und angenommene Gesetze, die sich auf Gebiete beziehen, wo eine Auseinanderentwicklung unnötig, ein Zusammengehen zumindest in den Grundsätzen hingegen erwünscht erscheint. Als ein praktischer Ausweg hierfür erscheint mir eine weitergehende deutschtextliche Publikation in der Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft. Wir dürfen der deutschen Sprache, als Verkehrssprache, diese vermittelnde Aufgabe nicht vorenthalten, zumal eine andere Sprache, etwa die russische, hierfür nicht in Betracht kommt, u. a. weil ihr Gebrauch sich auf ein totes Recht erstreckt.

Gehen wir einen Schritt weiter: es sollte uns doch bei der gesetzgeberischen Arbeit zur Gewohnheit werden, bereits vorliegende Gesetze des Nachbarstaates für das betreffende Rechtsgebiet kennenzulernen und, sofern es sich um Dinge handelt, die wir als Rechtsgemeinsamkeit für zweckmäßig erachten, auch zu berücksichtigen. Ebenso sollte für Arbeiten de lege ferenda ein Kontakt hergestellt werden, der sicherlich auch bei unverbindlichstem Austausch der rechtsgestaltenden Vorarbeiten als Bereicherung empfunden werden dürfte. Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen und nachprüfen, wo wesentliche Auseinanderentwicklungen bereits geregelter Rechtsgebiete festzustellen sind und inwiefern sich eine Angleichung empfiehlt und auch unschwer durchführen ließe.

Als Gebiet weitestgehender Betätigung von Rechtsangleichungsbestrebungen sehen wir in beiden Staaten das noch durchaus lückenhafte bezw. nicht systematisch in Rechtsnormen geprägte Handelsrecht. Gerade auf dem Gebiete des Handelsrechts dürften sich Gemeinsamkeiten unschwer finden und verwirklichen lassen. Als weitestgehende Maßnahme der Rechtsangleichung in formeller Hinsicht käme in Frage — und hiermit begebe ich mich bewußt auf einen

Weg, der zunächst als utopisch angesehen werden dürfte — gleichartige und gemeinsame Regelung von Rechtsgebieten innerstaatlicher Geltung in Form der Ratifikation von Verträgen zu vollziehen, denen als Anlage die materiell-rechtliche Regelung des gemeinsam bestellten Rechtsgebietes beiliegen würde. Selbstverständlich kann dieser Weg der Ratifikation nur unter sehr wesentlichen Einschränkungen beschritten werden, indem zumindest kurzfristige Kündigungstermine vorgesehen werden müßten, oder rechtzeitige Anmeldung geplanter Änderung gemeinsam ins Leben gesetzter Rechtsnormen, sei es nun ohne vorhergehende oder nach erfolgter Anstrebung gemeinsamer und zu befristender Beratungen über die Zweckmäßigkeit der Abänderung von Einzelbestimmungen der ratifizierten Normen. In Analogie zum Rechtsinstitut der vis major ließe sich zugunsten der Notwendigkeit einer innerstaatlichen Angleichung der Rechtsnormen verschiedener Rechtsgebiete eine Formel für weitere Freizügigkeit solcher auf dem Wege der Ratifikationen geschaffener gemeinsamer Rechtsnormen finden.

Wir können uns wohl kaum damit begnügen, auf die Notwendigkeit der Rechtsangleichung und die Methodik ihrer Herbeiführung hinzuweisen, ohne gleichzeitig den Gefahren ins Auge zu sehen, die sich bei Überspannung dieser Tendenzen ohne weiteres zeigen würden und die Bestrebungen der Rechtsangleichung in ihr Gegenteil umkehren könnten. Ich erwähnte schon vorhin, daß es rechtspolitische Gebiete gibt, die mit der volklichen Eigenart aufs innigste verwachsen sind und deren Regelung außerhalb dieser Eigenart zu Hemmungen einer staatlich selbständigen Rechtspolitik führen müßte. Ebenso wie es nie gelingen dürfte, trotz größter Annäherungstendenzen der europäischen Völker, die einzelnen Sprachen durch das Esperanto zu verdrängen, ebenso wenig wird man durch Konventionen solchen Rechtsgebieten vereinbarungsmäßige Fesseln und Korsette anlegen können, welche dieses nun einmal nicht vertragen. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß alle Rechtsnormen, die durch zwischenstaatliche Vereinbarungen in Wirkung gesetzt werden, infolge einer geringeren Beweglichkeit der Gesetzgebung der Gefahr einer Versteinerung ausgesetzt sind, doch glaube ich, daß gegen diese Gefahr doch Klauseln, wie ich sie vorhin andeutete, mit Erfolg in Wirkung gebracht werden können.

Ein häufig angeführter Einwand gegen Rechtsangleichungsbestrebungen besteht darin, daß die Behauptung vertreten wird, es sei eine Illusion, an die Dauerwirkung zwischenstaatlich vereinbarter, gleichlautender Gesetze oder gleichartig vereinbarter Grundsätze zu glauben, da die Gerichtspraxis die gewollten Gemeinsamkeiten nur

zu bald auseinander interpretieren würde, zumal in solchen Fällen, wo eine Berufung auf Verfassungsbestimmungen möglich erscheint. Diese Gefahr wird, glaube ich, überschätzt, und wenn auch verschiedene Interpretationen bisweilen auf Kosten der Stabilität der Rechtsbegriffe denkbar sind — wir kennen doch auch genugsam Fälle, wo ehemals der russische Senat oder im Verlaufe seiner Tätigkeit das deutsche Reichsgericht periodenweise in ihrer Rechtsinterpretation umfallen —, so würde m. E. eine verschiedenartige Interpretation gleicher Rechtsgrundsätze unter Umständen den Gehalt, den Inhalt von Rechtsnormen sogar besonders wirksam und lebendig erhalten und zu gegenseitiger Anregung führen.

Das Recht hat, wie wir wohl in den meisten europäischen Staaten beobachten können, durch die Überlieferung der Rechtsschöpfung an den Interessenkampf und das Kräftespiel politischer Parteien an seiner sittlich-autonomen Bedeutung stark verloren. Der Rechtspositivismus hat — auf den Trümmern des Naturrechtes — noch nicht seinen Höhepunkt erreicht, sondern ist im Steigen begriffen, und das in einem Zeitalter, welches Recht und Gesetz gleichsetzt und Gesetz häufig als Formung der wunschdiktierten Zwangsregelung darstellt. Aus diesem Grunde erwächst uns Juristen — der Anwaltschaft, den Rechtsgelehrten, der Magistratur — die vornehme und durch unsere besten Traditionen gestützte Aufgabe, unbekümmert um die großen und unruhigen politischen Geräusche unserer Zeit, durch Kritik, Anregung und Mitarbeit das Unsrige dazu beizutragen, um auf die eminent wichtige Rolle hinzuweisen, welche das Recht innerhalb der Gesamtkultur einnimmt, um für ein stabiles Recht zu arbeiten, für ein gutes Recht Geltung zu fordern und für ein besseres Recht die Zukunft offen zu halten. Je mehr die Erkenntnis dieser Notwendigkeit eine Förderung erfährt, desto eher kommen wir auf den richtigen Weg, und die Gefolgschaft wird ebensowenig ausbleiben, wie der Erfolg.

Die kulturellen Aufgaben des deutschen Theaters in Riga

Von Arwid Unverhau

Die Diskussion dieses Themas wird dadurch erschwert, daß sich immer wieder zweifelnd die Frage erhebt, wie weit das Theater überhaupt einer inneren Selbstbestimmung fähig sei. Empfängt es nicht den Gehalt und die Gestalt, die ihm der Geist der Zeit und des Volkes vorschreibt? Ist es nicht auf Resonanz beim Publikum angewiesen und daher von diesem abhängig? Kann es also etwas anderes sein, als es der Gesamtkultur eines Volkes und einer Zeit entsprechend sein m u ß? Trifft das zu, dann ist das Theater selber Kulturaufgabe eines Volkes; ist Blüte und Frucht, nicht Keim; ist Symptom, ist Wirkung, nicht Ursache. Wie sollte da noch von irgend welchen Aufgaben die Rede sein können, sofern unter ihnen ein Sollen verstanden wird?

Ohne Zweifel wird ein kulturelles Unternehmen, wie das Theater, von den gegebenen Verhältnissen — etwa den sozialen, wirtschaftlichen oder politischen — tausendfach beeinflußt, und kein Kulturgebilde kann den engen Zusammenhang mit der Gesamtkultur verleugnen. Mag jedoch ein Kulturgebilde noch so abhängig sein vom Geiste der Zeit und der Art, der es gezeugt hat, es wirkt wieder auf diesen Geist zurück. Das Verhältnis des einzelnen Kulturphänomens zur Gesamtkultur gleicht in dieser Hinsicht dem des Individuums zur Gemeinschaft. Von der Gemeinschaft erhält das Individuum zunächst Gehalt und Gestalt, durch Vorbild und Lehre, durch zahllose Sitten und Bräuche, denen es täglich gegenübersteht. Aber schon je nach dem Maße, in dem es sich den Gehalt seiner Art aneignet, vermag es diese zu stützen oder sie in ihrer Entwicklung zu hemmen. Und ist es gar schöpferisch, so vermag es diese Art — immer in der Richtung, wie sie ihm seine Artverbundenheit gebietet — zu bereichern, zu vertiefen, kurz, den Geist, der ihn gezeugt hat und immer aufs neue speist und nährt, mehr oder weniger zu modeln. Das Verhältnis der einzelnen Kulturerscheinung zur Gesamtkultur ist eben nicht das des Teiles zur Summe aller Teile, auch nicht das des Produktes zu seinem Erzeuger, sondern das des Organes zu seinem Organismus, d. h. das der lebendigen Wechselwirkung.

Damit müssen wir rechnen, wenn wir auf die Frage nach den kulturellen Aufgaben unseres Theaters eine befriedigende Antwort finden wollen. Wir dürfen z. B. es ihm nicht verargen, wenn es in

Auffassung, Stil usw. von den Problemen unserer Zeit ausgeht. Das hieße vom Theater verlangen, daß es eine Welt für sich erbaue, losgelöst von der Gesamtkultur, deren Organ es ist. Solch eine in der Luft hängende Welt wäre von vornherein zum Untergang verdammt, denn kein Organ vermag ohne seinen Organismus zu leben. Aber ebensowenig dürfen wir sagen: „Dies Publikum will einmal das Schauspiel so, wie es ist. Soll es anders werden, so schaffe man erst das Publikum um!" Nein, das Schauspiel soll an seinem Teil dazu beitragen, das Publikum umzuschaffen, wenn dieses im Interesse einer höheren Kultur nötig ist. Was wir von den Organen des physischen, des bloß animalischen Lebens nicht verlangen können, das fordern wir von einem jeden Organ des geistigen Lebens: daß es sich verantwortlich fühle für die Art seines Wirkens, daß es sich seiner Wirkungsmöglichkeiten bewußt werde, daß es sich vor allem auf sein Wesen besinne, auf den Auftrag, den es erhielt, als sich schöpferisches geistiges Leben in ihm ein Organ schuf.

Die erste und grundlegende Frage wäre also die: Welchen „Auftrag" hat das Theater erhalten, und welches Amt hat es demnach im Dienst der Gesamtkultur zu verwalten?

Das Theater ist der künstlerische Ausdruck eines starken Gemeinempfindens.

Das zeigen schon die Urformen des Theaters[1]): die Zeremonien einer Opferhandlung, die Siegestänze und -gesänge, die feierlichen oder ausgelassenen Umzüge an heiligen oder profanen Festtagen, die Liturgie im Gottesdienst, die Fastnachtskurzweil oder was wir sonst noch an mimisch-szenischen Gestaltungen kennen mögen, aus denen sich das ernste oder heitere Schauspiel entwickelt hat, sie alle sind der Ausdruck der Gefühle einer gleichgestimmten Menge.

Und dasselbe ist das Theater heute noch, sofern es nicht zur Schau- und Sensationsbude herabgesunken ist. Gewiß, die Menge, die heute dem Spiele zuschaut, ist nicht so gleichgestimmt, daß sie nicht im einzelnen eine beträchtliche Differenziertheit der Anschauungen, Meinungen und Strebungen aufwiese. Aber gerade dieser Differenziertheit gegenüber bewährt das Gemeinempfinden erst seine ganze siegreiche Kraft. Denn wenn die Vorgänge auf der Bühne sich entwickeln, wenn der dramatische Konflikt seine Lösung findet, dann gelangt im ganzen Hause ein Etwas zur Herrschaft, das über die ganze in der

---

[1]) Vgl. hierzu M. Martersteig, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert, Leipzig 1904, S. 38 f.

Individualität der einzelnen Zuschauer oder in ihrer sozialen Zugehörigkeit begründete Verschiedenheit der Empfindungsweise, der Interessen und Wertungen, ohne diese Verschiedenheit auszulöschen, glorreich triumphiert. Nicht von der Gehobenheit eines gemeinsamen ästhetischen Erlebnisses ist hier die Rede, sondern von einem Etwas, ohne das die Gemeinsamkeit eines ästhetischen Erlebnisses überhaupt nicht möglich wäre. Martersteig nennt es eine „obere Reihe von Ideen, Vorstellungen und Begriffen, die, als außer Zweifel stehend, gemeinsam angenommen wird" Diese obere Reihe von Ideen, Vorstellungen und Begriffen ist „allein das, was wir als „Seele einer Volkheit" ansprechen; das ist das eigentliche Nationale, das die Sonderheit eines Volkes Begründende, das sich auch in seiner Kunst unterscheidend von der Kunst anderer Kulturen ausspricht Hat eine dramatische Handlung eine über bloße sinnliche Erregung hinausgehende Bedeutung, so setzt sie stillschweigend das Verständnis ganzer Reihen von Motiven voraus: der künstlerisch stilisierte Teil des Dramas, den Dichter und Darsteller besorgen, spielt gewissermaßen nur die einfache Melodie, — im Zuschauer antwortet die Seele mit den harmonisierenden Akkorden, und so erst entsteht ein volles symphonisches Gemälde der beseelten Welt" [1]).

Nur wo diese „obere Reihe" gemeinsamer Besitz aller Zuschauer ist — und mag sie auch im einzelnen nur als richtunggebende Anlage, als ein gewisses Verständnis für bestimmte Probleme, als Neigung für bestimmte Lebenswerte, als eine bestimmte geistige und seelische Gesamthaltung vorhanden sein — nur da kann der Dichter eine alle befriedigende Lösung des dramatischen Konflikts zu finden hoffen. Ja, nicht einmal als Problem, und sei es auch als ungelöstes, kann der dramatische Konflikt erkannt werden, es sei denn, daß es von der Warte dieser „oberen Reihe" geschähe. Und das gilt nicht nur für das Drama großen Stiles, für die Tragödie, das ernste Schauspiel, sondern ebenso für die Schöpfungen einer heiteren Muse. Denn was komisch wirkt oder nicht, was belachenswert oder beweinenswert erscheint, ist nicht unter allen Umständen und bei allen Völkern das gleiche. Ist es z. B. anzunehmen, daß ein wahrhaft deutscher Dichter unter den gleichen sozialen und politischen Verhältnissen den Stoff, den Gogol in seinem prachtvollen Revisor gemeistert hat, auch zu einer Komödie gestaltet hätte? Es wäre wohl eher so etwas wie eine Tragödie daraus geworden. Als Komödiendichter hätte er jedenfalls

[1]) a. a. O. S. 47.

— wieder unter den gleichen politischen und sozialen Verhältnissen — unter seinen Volksgenossen nur wenige Lacher auf seiner Seite gehabt. Die im Revisor gezeichneten Zustände als im eigenen Hause bestehend anerkennen zu müssen und darüber noch lachen zu können, ist dem Deutschen im allgemeinen wohl nicht gegeben. Dazu fehlt ihm — nun sagen wir: die nötige Freiheit des Gemüts.

Um eine Massenwirkung handelt es sich im Theater. Aber sie darf nicht mit solchen verwechselt werden, wie sie etwa der Demagoge zu erzielen weiß oder jeder sensationelle Vorfall auf der Gasse herbeiführt. Durch solche Massenwirkung wird die Menge zum bloßen Objekt herabgedrückt, oder es wirken sich in ihr die niedrigsten Instinkte aus. Die Massenwirkung des arteignen Theaters ist dagegen in der Volkheit begründet. Sie macht das Gemeinempfinden zum mitschaffenden Faktor und verwandelt die Zuschauer, die sich als Menge vor der Bühne eingefunden haben, in das, was sie trotz aller ihrer Differenziertheit im Grunde sind: in eine Gemeinschaft.

Das Theater ist also nichts weniger als ein bloßer Luxus, und es ist begreiflich, daß dort, wo mehrere Volksgemeinschaften nebeneinander wohnen, Besitz oder Nichtbesitz eines eigenen Theaters als Prestigefrage empfunden wird, daß schon der bloße Besitz eines eigenen Theaters das nationale Selbstgefühl hebt. Über kein eigenes Theater zu verfügen, käme dem beschämenden Geständnis gleich, daß man nicht Volksgemeinschaft genug sei, um dieses Ausdrucks des Gemeinempfindens fähig zu sein. Aber es bedeutet doch noch viel mehr für die Volksgemeinschaft. Wie Triebe und Kräfte durch ihre Betätigung geübt werden, wie die Gebärde, die zunächst nichts anderes ist als der unwillkürliche Ausdruck eines Affekts, eben diesen Affekt zu steigern und ihn zum Bewußtsein zu erheben pflegt, so wird durch das Theater, die künstlerische Gebärde des Gemeinempfindens, eben dieses Gemeinempfinden gefestigt und vertieft, ja, zum bewußten Gemeinschaftsgefühl gesteigert. Dadurch wird das Theater ein bedeutsamer Faktor in der nationalen Erziehung, dessen wir heute weniger denn je entraten können.

Was würde wohl geschehen, wenn wir kein eigenes Theater hätten? Eine große Zahl unserer Volksgenossen, die heute unser deutsches Schauspiel besuchen, würde in ein artfremdes Theater gehen. Und die vor allen, deren Nationalgefühl am meisten einer Stärkung bedarf. Nur wenige sind sich ja der Bedeutung des Theaters bewußt. Was die Mehrzahl aller Theaterbesucher ins Schauspiel lockt, ist zunächst Schaulust, ist zunächst das Bedürfnis, auf einige Stunden dem Alltag

mit seinen ernsten oder gar ärgerlichen Forderungen entrissen zu werden. Im günstigsten Fall die naive Freude an mimisch-szenischen Aufführungen gleichviel welcher Art, die nun einmal überall und zu allen Zeiten zu den volkstümlichsten Belustigungen gehören. Mögen das immer die Motive sein, die sie ins Theater führen: solange es ein deutsches ist, wirkt sich in ihm deutsches Gemeinempfinden aus, ob sie es nun wollen oder nicht. In einem artfremden Theater würden sie dagegen in den Bann eines artfremden Gemeinempfindens geraten. Dadurch würde ihr deutsches Gemeinempfinden zum mindesten gefälscht werden, nicht anders, als wenn sie sich daran gewöhnten, ihre Muttersprache mit einer fremden zu vertauschen. Welch eine Gefahr damit unserer Volksgemeinschaft drohte, braucht hier nicht weiter dargelegt zu werden.

Freilich, eine Fälschung unseres Gemeinempfindens ist auch in unserem eigenen Theater möglich. Wenn es nämlich Stücke bringt, die nichts mit deutscher Art zu tun haben. Dabei ist es gleichgültig, ob diese Stücke echt französischer oder englischer Import sind oder von Verfassern herrühren, die sich Deutsche nennen. Leider hat sich die deutsche Schaubühne immer wieder dieses Vergehens schuldig gemacht, seit den Tagen Gottscheds bis auf unsere Zeit.

Man weiß, welche Revanche das besiegte Frankreich von 1871 an dem Überwinder nahm: es überschwemmte jahrzehntelang die deutsche Bühne mit seinen dramatischen Produktionen. Und das deutsche Publikum ließ sich all diese „Sittenstücke", die Ehebruchschwänke und andere Erotika — denn darauf lief es ja meist hinaus — gefallen. Vielleicht hatte das deutsche Volk damals noch einiges zu seiner Entschuldigung anzuführen. Es hatte gesiegt und fürchtete vielleicht engherzig zu erscheinen, wenn es nicht auch den ehemaligen Gegner zu Worte kommen ließe. Es hatte gesiegt und glaubte sich im Siegesrausche vielleicht gefeit gegen alles Gift der Welt. Womit läßt sich aber heute entschuldigen, daß die deutsche Bühne, besonders die der deutschen Reichshauptstadt, einen förmlichen Kult mit all dem Schund und Schmutz treibt, den ihr eine zuchtlose nachkriegszeitliche Theaterkultur der Siegervölker bietet? Daß servile „deutsche" Dramatiker bei dem ausländischen Lehrmeister fleißig in die Schule gehen und ihn, wenn möglich, noch zu übertreffen bemüht sind? Daß eine skrupellose Tageskritik diese in Versailles nicht vorgesehene Okkupation noch unterstützt, indem sie jeden frechen Zynismus als unerhörte Kühnheit, jede Schlüpfrigkeit als geistvolle Pikanterie und alle eindeutige, platte Gemeinheit als Ehrlichkeit, Ursprünglichkeit, als köstliche Lebensfrische

bejubelt? Daß sie die banalsten Gedanken, sofern sie nur artfremder Provenienz sind, als eine niedagewesene, unvergleichliche Weisheit anstaunt, so daß es schon fast verdienstvoll erscheint, wenn sie neben der heiligen Johanna des amüsanten, aber verzweifelt nüchternen Spötters Shaw, die sie dem leichtgläubigen Publikum als profunde Weltanschaungsdichtung aufschwatzt, Schillers Jungfrau um einiger kleinen Vorzüge willen eben noch gelten läßt? Besiegt, verleumdet und gehöhnt, wirtschaftlich versklavt und tausendfach gedemütigt, muß sich das deutsche Volk noch innerlich zermürben und ausbeuteln lassen.

Nun hat die unverwüstliche Lebenskraft des deutschen Volkes solche Krisen, in die es die elende Ausländerei immer wieder stürzt, immer wieder noch überstanden. Es wird wohl auch diesmal gesunden. Aber das national gefährdete Auslanddeutschtum müßte an solcher Fäulnis zu Grunde gehen. Unsere deutsche Bühne in Riga muß daher auf der Hut sein, daß sie sich nicht anstecken lasse von dieser Fäulnis. Sie darf sich, eingedenk dessen, daß unser Theater die künstlerische Gebärde deutschen Gemeinempfindens ist, durch bloße Kassenerfolge nicht blenden lassen. Es gibt einen Verrat, der, ans Licht gezogen, unter hohes und höchstes Strafmaß gestellt wird. Das ist der Landesverrat. Es gibt einen Verrat, der nicht minder verbrecherisch und verächtlich, in seinen Folgen aber noch verhängnisvoller ist: der Verrat an der Volksseele.

Natürlich brauchen wir deshalb noch nicht auf alle artfremde Dichtung zu verzichten. Wohl aber sollten nur ihre Meisterwerke von unserer Bühne herab zu uns sprechen dürfen. Nur Werke des Genies, denn nur dem Genie ist es gegeben, ganz artverbunden zu sein und gleichzeitig ewiges Menschentum zu bieten: weil das Genie seine Art im Kern ihres Wesens besitzt, da, wo die Art eine der notwendigen Formen ist, in denen ursprüngliches Menschentum seine Verwirklichung gefunden hat; wo Volkstum ganz Menschentum, wenn auch nicht das ganze Menschentum ist; wo Volkstum, mit Fichte zu sprechen, Hülle des Ewigen ist.

Unser deutsches Theater hat also die Aufgabe, Dichtungen zu bringen, die von einer wahrhaft volkstümlichen Weltanschauung getragen werden oder wenigstens nicht im Widerspruch zu ihr stehen. Das sind natürlich in erster Linie die Werke unserer älteren und jüngeren Klassiker. Sollte somit der Spielplan nur oder vorwiegend diese enthalten? Gewiß nicht. Schon weil das gar nicht im Bereich der Möglichkeit läge. Die Dichtung unserer großen Meister stellt der Kunst des Schauspielers zwar die schönsten, aber auch die schwie-

rigsten Aufgaben, und die ausschließliche Pflege unserer klassischen Dichtung würde das Engagement eines so zahlreichen Personals hervorragender Schauspieler erfordern, daß unsere finanziellen Kräfte hierzu gewiß nicht ausreichten. Aber wenn unsere wirtschaftlichen Verhältnisse uns dieses auch gestatteten — und es muß gesagt werden: über das bloß gute Mittelmaß der schauspielerischen Leistungen, wie wir sie in den letzten Jahren kennen gelernt haben, müssen wir unbedingt hinauskommen — so würde solch ein einseitig gestalteter Spielplan nicht den Aufgaben gerecht werden können, die unserer Bühne gestellt sind. Wir dürfen das Ziel nicht mit dem Wege verwechseln. Vor allem muß ja das Gemeinempfinden der breiteren Schichten unserer Volksgemeinschaft gefestigt werden, und soll das Theater diese erzieherische Aufgabe lösen, so muß es auch wie der Erzieher verfahren: sich nicht nur von seinem Ideal leiten lassen, sondern gleichzeitig auch auf die Psyche seines Zöglings Rücksicht nehmen, d. h. dort mit seinen Bemühungen anknüpfen, wo die Psyche des Zöglings Bereitschaft besitzt. Was liebt aber die Menge? Das Augenscheinliche, das Bunte, die bewegte Handlung und vor allem das Komische. Das ist immer so gewesen, und dieser Neigung muß das Theater Rechnung tragen, wenn es die Menge fesseln will, zumal heute, wo es gilt, die Menge dem Kino abzugewinnen mit seinen in rasendem Tempo bunt durcheinanderwirbelnden Bildern, mit seiner -- ernsten oder heiteren — Groteske. Das Theater muß also auch Lustspiele und drastische Possen bringen. An sich brauchte deshalb der künstlerische Ertrag noch keine Einbuße zu erleiden. Eine bewegte Handlung hat jede echte Bühnenkunst immer noch aus ihrem Wesen heraus angestrebt, und an sich können „der heitern und der ernsten Maske Spiel" durchaus gleichwertig sein. Molière ist sicherlich nicht weniger als Corneille und Racine, und die Falstaffszenen in Shakespeares Heinrich IV haben der Haupthandlung, obgleich diese zu den reifsten Früchten Shakespeareſcher Kunst gehört, in der Wertschätzung auch der künstlerisch Gebildeten den Rang abgelaufen, wie sehr sich auch das künstlerische Gewissen dagegen sträuben mag.

Aber es ist nun einmal so: die Muse des heiteren Spieles hat dem deutschen Genius im allgemeinen ihre Gunst versagt. Das bedarf keiner näheren Ausführung: wir können die wenigen deutschen Meisterlustspiele noch von der Literaturstunde her ohne sonderliche Mühe auswendig aufzählen. Wir werden uns also wohl damit abfinden müssen: einen gewissen Raum werden im Spielplan unseres Theaters immer Stücke von künstlerisch nicht allzuhohem Rang einnehmen. Übrigens sind auch in

neuerer Zeit deutsche Lustspiele entstanden, die mit ihrer drastischen Komik die weitesten Kreise zu packen vermögen und gleichzeitig durchaus nicht jedes literarischen Wertes bar sind. Das hat der „Meister Wibbel" bewiesen. Nach solchen Stücken muß fleißig Ausschau gehalten werden. Auch dem künstlerisch Gebildeten bekommt es nicht übel, wenn er mitunter aus Herzensgrunde lacht. Und finden sie sich nicht, so möge das Theater zu einer anständigen jüngeren oder älteren deutschen Posse greifen. Ist sie nur volkstümlich — und dann brauchen wir um ihre Anständigkeit nicht besorgt zu sein —, so wird sie ihren Zweck erfüllen und ist sicherlich eine gesündere Kost als französische Ehebruchsschwänke oder sonstige Pikanterien. Auf die können wir ein für allemal verzichten. Vor allem darf jedoch nicht brach liegen, was der deutsche Geist einmal an wirklich wertvollem Lustspielgut hervorgebracht hat. Die vielgerühmten „Journalisten" muten uns freilich schon recht verstaubt an, aber warum hat man uns immer noch den „Zerbrochenen Krug" vorenthalten? Und sollten Niebergall und Anzengruber (Kreuzelschreiber, Gewissenswurm) nicht auch unsere Zeit noch ergötzen können? Das Theater ist eine Kunststätte, und für uns verlöre es allen Wert, wenn es zum Rang einer Sommerbühne herabsänke. Das wäre aber der Fall, sobald es über den meist fragwürdigen Neuheiten der Saison, die es vielleicht in Ermangelung einer genügenden Anzahl gehaltvoller Lustspiele nicht ganz umgehen kann, diese selbst vergäße.

Auch der Spielplan des ernsten Dramas wird die Tageserscheinung berücksichtigen müssen. Natürlich nicht aus dem äußeren Grunde, weil es uns etwa an formal und inhaltlich gediegenen Werken ernsten Charakters irgend gebräche — die deutsche Dichtung pflegt ja ihr Tiefstes und Bestes zu geben, wenn es um der Menschheit große Gegenstände geht —, sondern um des Interesses willen, das jede moderne ernste Dichtung uns abnötigt oder abnötigen sollte. Wir können das moderne ernste Schauspiel nicht missen. Mit Recht haben wir bisher immer die Stärke des Baltentums in seiner kulturellen Überlegenheit gesehen. Wollen wir aber kulturelle Oberschicht bleiben, so müssen wir uns auch mit den Problemen auseinandersetzen, mit denen unsere Zeit, mit denen unser Volk heute im Mutterlande ringt. Diese Probleme deckt uns das moderne ernste Schauspiel auf. Dabei ist es prinzipiell gleichgültig, ob sie formal und inhaltlich eine Lösung finden oder nicht. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb, und wir dürfen nicht übersehen, daß vor und neben den Klassikern Dichter schufen, die heute zwar mit Recht von der Bühne verschwunden sind, unseren

Meistern jedoch den Weg bereiteten. Es handelt sich eben um ein Ringen. Und das ist nicht nur die Aufgabe des Dichters, sondern auch der ganzen Gesellschaft, wie das Theater nicht nur die Kanzel ist, von der uns ewige Wahrheiten verkündigt werden, sondern auch das Forum, auf dem Dichter, Darsteller und Publikum die sittlichen Probleme der Zeit — denn jedes Drama spielt naturgemäß irgendwie in die Sphäre des Sittlichen hinüber — oder eine andere brennende Frage der Gegenwart diskutieren. Selbstverständlich braucht uns nicht jeder Modegötze vorgeführt zu werden. Aber wo sich ernstes künstlerisches und sittliches Ringen zeigt, das ja noch nicht die Meisterschaft verbürgt, indessen keinem wahren Dichter fehlt, ist es unserer Teilnahme — im eigentlichen Sinne des Wortes — wert. Wir wachsen dadurch selbst, ob wir nun dem Dichter beipflichten können oder nicht.

Die wichtigste Aufgabe des Theaters bleibt freilich immer die würdige Aufführung der Meisterwerke unserer dramatischen Literatur. In höchster künstlerischer Vollendung offenbaren sie am lautersten und tiefsten das Wesen unserer Art, ja sie haben diese Art in entscheidender Weise mitbestimmt. Daher vermögen sie auch mehr als jede andere Bühnendichtung uns in unserer Art zu festigen und zu läutern[1]), daher bewirken sie recht eigentlich „die Empfindung, daß jenseits des Trennenden ein Gebiet der Wesenseinheit liegt, daß alle im letzten Grunde doch ein Gleiches anerkennen und verehren, erstreben und wollen“[2]). Und dazu kommt ein anderes. Einst gab es Zeiten, da die Kunst eine Angelegenheit des gesamten Volkslebens war. Das sind die Zeiten, aus denen die hohen Dome stammen und uralten Volksgesänge. Die Zeiten sind längst verschwunden. Und wie sehr

[1]) In vollem Verständnis für die Bedeutung, die das klassische Drama für unsere heranwachsende Jugend hat, pflegt unser Theater billige Klassikeraufführungen für Schüler zu veranstalten. Das ist überaus dankenswert, und der rege Besuch dieser Aufführungen beweist, wie sehr die Schüler und ihre Eltern sie zu schätzen wissen. Es wäre aber doch zu erwägen, ob nicht an Stelle dieser speziell für Schüler bestimmten Aufführungen lieber billige Volksvorstellungen gegeben werden sollten. Gerade solche Schülervorstellungen haben die Klassiker in Mißkredit gebracht. Sie nähren das weitverbreitete Vorurteil, als wäre die klassische Dichtung im Grunde nur für die unreife oder halbreife Jugend da. Und wäre es verwunderlich, wenn die Darsteller durch die Anspruchslosigkeit solch eines jugendlichen Publikums in ihren Leistungen ungünstig beeinflußt würden? Auch gibt es bei uns zum Glück noch immer Eltern und Kinder, die den höchsten Genuß erst dann finden, wenn sie ihn miteinander teilen können.

[2]) Fr. Paulsen, Pädagogik, Stuttgart und Berlin 1911, S. 400.

die Kunsterziehungsbewegung wieder bemüht ist, durch Veranstaltung billiger Konzerte, durch billige Reproduktionen wertvoller Bilder, durch liebevollere Berücksichtigung des Kunsttriebes in der Schule, durch einführende populäre Vorträge usw. Verständnis für echte Kunst und Freude an ihr in den weitesten Kreisen zu wecken — heute findet trotzdem fast nur noch das Theater mit seiner Kunst einigen Widerhall in der Menge. Was auf anderen Kunstgebieten geschaffen wird, ist die Leistung einiger weniger für einige wenige, für eine kleine Oberschicht; in die Masse dringt es nicht. Damit wird heute das Theater — soweit die Masse in Betracht kommt — Träger der künstlerischen Kultur überhaupt. Das verpflichtet. Bleibt das Theater immer wieder das Höchste und Beste schuldig, das es zu bieten hat, so geht jeder Maßstab für echte Kunstwerte verloren. Dann zerreißt schließlich das letzte Band, das die Menge noch mit der Kunst verknüpft; sie wird auch dem Theater den Rücken kehren, und ihr bleiben keine anderen Freuden übrig als die des sinnlichen Genusses oder, wenn es hoch kommt, die der Kinoaufführungen, und sie kennt bald keine andere Ehrfurcht mehr als die vor der Macht des Geldes, mit dem jene Genüsse erkauft werden, oder, wenn es hoch kommt, die vor den Beinen des berühmten Nurmi.

Es liegt auf der Hand, daß unser junges, mit schweren finanziellen Nöten ringendes Nachkriegstheater noch bei weitem nicht allen seinen kulturellen Aufgaben, wie sie in obigen Ausführungen umrissen wurden, gerecht werden konnte, und die Vorwürfe, die laut oder leise gegen das Repertoire oder manche schauspielerische Leistungen erhoben werden, sind gewiß nicht unbegründet. Immerhin verdanken wir unserem deutschen Schauspiel eine Reihe wirklich starker künstlerischer Erlebnisse, und vor allem ist es sein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst, daß es die breiteren Schichten unserer Volksgemeinschaft in weitem Umfang zu gewinnen verstanden hat. In erfreulicher Weise steigt mit jedem Jahr die Zahl der Besucher, und wenn das Theater die Teilnahme findet, die seinem ernsten Streben gebührt, so dürfen wir wohl hoffen, daß es auch manche bislang noch immer anstehende künstlerische Schuld wird einlösen können.

Freilich, nur wenn es diese Teilnahme findet. Und in allen Schichten unserer Volksgemeinschaft. Leider muß aber doch festgestellt werden, daß das noch nicht der Fall ist, daß gerade unsere gebildeten Kreise vielfach dem Theater ihr Interesse vorenthalten. Ein Beweis dafür ist die geringe Zahl der Aufführungen, die bei uns ein Drama höheren Stiles erzielt, sind die nur spärlich besetzten Häuser,

die mitunter selbst die Premièren des ernsten — modernen oder klassischen — Dramas finden. Das ist im höchsten Grade bedauerlich. Man beklagt sich darüber, daß unser Theater das ernste Schauspiel zu wenig berücksichtige. Für wen soll es denn gegeben werden, wenn nicht in erster Linie für die gebildete Gesellschaft? Der schlichte Mann muß ja für das Drama großen Stiles erst gewonnen werden, und an Stücke, die ein langwieriges, ernstes Rollenstudium, eine Reihe der sorgfältigsten, alle Kraft der Darsteller in Anspruch nehmenden Proben nötig machen und doch nur zwei-, dreimal gegeben werden können, kann sich das Theater nicht wagen. Es kann natürlich nicht in jeder Woche ein neues Stück herausbringen; oder die Aufführung ist auch danach. Man beklagt sich ferner, daß das Spiel der Darsteller zu groblinig sei. Ist denn etwas anderes zu erwarten, wenn der künstlerisch Gebildete sich dem Theater fernhält und es auf diese Weise zum Organ eines wenig gebildeten Geschmacks werden läßt, von dem es dann seine Direktiven erhält?

Den Grund dieser betrüblichen Erscheinung zu finden, ist nicht leicht. Eine allgemeine Theatermüdigkeit kann es kaum sein, denn manche unserer gebildeten Volksgenossen, die geflissentlich am deutschen Theater vorübergehen, sind nicht seltene Gäste im russischen. Leistet wirklich unsere deutsche Bühne so viel weniger als die russische, daß man sie deshalb im Stiche lassen dürfte? Es muß zugegeben werden, daß die Stärke unseres Theaters im ganzen — bisher wenigstens — nicht so sehr in der schauspielerischen Einzelleistung lag, obgleich es immer über einige recht beträchtliche Talente verfügte; vielmehr in dem gut abgewogenen Zusammenspiel, in dem ernsten und meist erfolgreichen Bemühen, die Dichtung von ihrem Zentrum aus zu erfassen, in der eindrucksvollen Wiedergabe der geistigen Atmosphäre, die das Stück einst in der Seele das Dichters formte, in dem mehr als bloß gefälligen, in dem stimmungsvollen und charakteristischen szenischen Bilde. Bedeutet denn diese Stärke gar nichts? Verdankte ihr nicht manche Dichtung eine ganz vortreffliche Verkörperung, z. B. Minna von Barnhelm, Was ihr wollt, der Prinz von Homburg, der Weibsteufel, Rose Bernd, Von Morgen bis Mitternacht, der Tartuffe, die Freier — um nur einige Aufführungen aus den letzten Jahren in bunter Folge zu nennen? Freilich hieß es hier und da nach einer Aufführung z. B. der Rose Bernd, daß die Wahl dieses Dramas von vornherein verfehlt gewesen sei, da wir mit dem Naturalismus nichts mehr zu schaffen hätten. Das ist wahr: der Naturalismus liegt uns heute meilenfern. Aber jeder bedeutende Dichter

— und wir werden G. Hauptmann immerhin zu unseren bedeutenden Dichtern zählen müssen — gibt mehr als das literarische Programm, zu dem er sich bekennt. Auf dieses Mehr kommt es an, und dieses Mehr wurde auf unserer Bühne zu erschütternder Wirkung gebracht. Und einmal hörte ich, wie die Aufführung des Tartuffe mit der Begründung abgelehnt wurde, daß er in Paris ganz anders gegeben worden sei. In Paris „ganz anders" Das will ich meinen. Sind wir denn Franzosen, daß uns der Tartuffe so gegeben werden dürfte wie den Parisern? Unser Theater ist der künstlerische Ausdruck deutschen Gemeinempfindens; da können wir den Pariser Molière nicht gebrauchen, sondern nur den ewigen Molière, und den erkennen wir am besten in deutschem Gewande. Der französische Molière ist nur für die Franzosen da und die Gelehrsamkeit. Aber das ist es ja wohl: wir sind gelehrt, wir haben viel gesehen, wir vergleichen und kritisieren und tun nur das eine nicht, was in aller Kunst nottut: wir geben uns nicht hin, wir folgen nicht mit innerer Anteilnahme dem Schicksal, das vor uns auf der Bühne waltet. Ja, es will mir scheinen, daß gerade das gebildete Publikum heute vielfach überhaupt gar nicht will, was das Schauspiel seinem Wesen nach zu geben hat. Das Schauspiel gibt eine Welt und das Publikum sucht im besten Fall die interessante schauspielerische Individualität. Es will die glänzende schauspielerische Einzelleistung, das große Können, oft sogar die bloße Kunstfertigkeit. Ist es nicht charakteristisch für unsere Zeit, daß uns Simmel eine übrigens äußerst fesselnde philosophische Abhandlung über die Kunst des Schauspielers[1]) geschenkt hat, ehe wir noch, soviel ich sehe, eine moderne Philosophie des Schauspiels haben? Aber das alles ist ja in unserem Musikleben kaum anders. Wie viele gehen denn noch ins Konzert, um in die Welt Beethovens oder Bachs oder eines anderen unserer Meister hinabzutauchen? Man will Orloff hören oder Marteau oder sonst einen großen Künstler, und wenn man nur ihr Können bewundern kann, so gilt es gleich, ob es sich an Beethoven oder — Vieuxtemps bewährt, den uns einmal Ysaye zumutete. Wie dem jedoch auch sei, gerade das gebildete Publikum ist ein zu wichtiger Faktor in der Theaterkultur, als daß er unserer Bühne fehlen dürfte. Vor dem Kriege hielt es der gebildete Deutsche in Riga für seine Pflicht, wenigstens als Garant die Bestrebungen des Theaters zu unterstützen. Auch heute

[1]) G. Simmel, Zur Philosophie des Schauspielers, in „Fragmente und Aufsätze", München 1923.

und erst recht heute dürfen unsere gebildeten Kreise dem Theater ihre Unterstützung nicht versagen. Und hat der gebildete Deutsche nicht das Bedürfnis, im Theater aus dem lauteren Brunnen unserer Dichtung zu schöpfen, damit er nicht seelisch verkümmere in der täglichen Berührung mit des Lebens Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, so besuche er unser Schauspiel aus Pflichtgefühl, um der Bedeutung willen, die es für die gesamte Volksgemeinschaft hat. Auch das Schauspiel bedarf seiner Führerschaft; es würde ohne ihn künstlerisch verkümmern.

Noch eines anderen wichtigen Faktors der Theaterkultur sei mit wenigen Worten gedacht: der beruflichen Kritik. Sie hat die Bühne dem Zuschauer und den Zuschauer der Bühne zu deuten und arbeitet solchergestalt mit am nationalen Werk des Theaters. So faßte Lessing seinen Kritikerberuf auf; als Dienst am Theater. Es fragt sich, ob auch wir solch eine Kritik kennen. Es wäre ungerecht und undankbar, das zu leugnen. Auch wir haben sie gehabt, vor dem Kriege und zuweilen auch nach dem Kriege. Eine Kritik, die nichts will als die Sache, und die in jedem Fall befruchtend wirkt, ob sich Bühne und Publikum im einzelnen mit ihr einverstanden erklären können oder nicht. Aber wir haben in den letzten Jahren auch eine andere Kritik kennen gelernt, der diese Auffassung ihres Berufes gar zu subaltern dünkt. Sie will nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck sein. Sie will literarischer Eigenwert sein. Sie findet ihre Vorbilder in den Zeiten eines verstiegenen Individualismus, in einer in Atome zerfallenden Welt, die nur ganz individuell geartete Empfindungen und verantwortungslose subjektive Meinungen kennt. Natürlich müssen diese Empfindungen interessant und die Meinungen originell und geistreich sein, denn was sollten wir sonst mit ihnen anfangen? Und nun geben sich die Kritiker dieses Schlages auf jeder Zeile interessant und geistreich. Freilich, wer wollte in Abrede stellen, daß eine geistreiche und originelle, von einem durchaus eigenen Empfinden diktierte Kritik im höchsten Grade fördernd sein kann! Fontane zum Beispiel hat solche Kritiken verfaßt („Causerieen über Theater" Berlin 1905). Aber Fontane war eben Fontane und vergaß beim Schreiben, daß er Fontane war. Er besaß das höchste Verantwortlichkeitsgefühl. Und sich selbst vergessen, das können die oben gekennzeichneten Kritiker am allerwenigsten. Auf sie sind die Worte gemünzt: „Was ist euch Kunst? Was ist euch das Kunstwerk? Der Feind, auf den ihr losgelassen seid. Der Anlaß — prahlt ihr selbst — euer Ich auszudrücken Ihr bemüht euch

gar nicht mehr, zu verstehen Ihr habt gar nicht die Zeit dazu. Ihr habt ja Wichtigeres zu tun: ihr müßt nachdenken, wie bringe ich mein Witzchen an? Wie mache ich meine Wichtigkeit bemerkbar?“[1]) Solch eine Kritik müssen Bühne und Publikum gleicherweise ablehnen. Sie können nur eine Kritik gebrauchen, die sich zu dem Wahlspruch bekennt: Ich diene.

Es ist oft genug mit Bedauern festgestellt worden, daß wir keine deutsche „Gesellschaft“ mehr haben. Und wir müssen das auch bedauern, denn mit ihr ist die ganze Ausgeglichenheit, die ganze Geschlossenheit unserer baltischen Kultur geschwunden. Aber vielleicht sind wir auf dem Wege, etwas zu finden, was mehr ist als Gesellschaft: eine wirkliche Volksgemeinschaft. Sollten wir diese vergeblich suchen? Dann hat unsere ganze kulturelle Arbeit keinen Sinn. Wir müssen sie finden. Und dazu soll das Theater mithelfen: Darsteller, Publikum und Kritik; denn sie alle zusammen machen erst ein Ganzes aus.

Ein Friedensfühler 1918

Von Hans Baron Rosen

Nachdem durch die Oktoberrevolution 1917 die Herrschaft des Bolschewismus sich in Rußland befestigt hatte und damit auch Livland und Estland in die Gewalt der Arbeiter- und Soldatenräte geraten und der Willkür der völlig demoralisierten russischen Soldatenbanden preisgegeben waren, mußte nicht nur die deutsche Bevölkerung des Landes, sondern auch weite Kreise unter den Letten und Esten in einer Loslösung von Rußland und Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen, die 1915 bereits Kurland und im August 1917 Riga erobert hatten, die einzige Rettung erblicken. Die politische Führung lag damals bekanntlich in den Händen der Ritterschaften, die es daher als ihre Pflicht ansehen mußten, mit der deutschen Regierung und Heeresleitung in Verbindung zu treten, um dort die Notlage des Landes bekanntzugeben und Hilfe zu erbitten. Daß es äußerst schwierig und gefahrvoll war, diese Verbindung herzustellen, liegt auf der Hand. Da traf im Dezember in Dorpat, wohin die Repräsentation der livländischen Ritterschaft ihren Sitz verlegt hatte, die Nachricht ein, daß im Zusammenhang mit den in Brest-Litowsk gleichzeitig geführten Friedensverhandlungen eine deutsche Delegation,

[1]) A. Kahane, Die Tarnkappe. Zitiert in Walzels „Gehalt und Gestalt“, S. 127.

bestehend aus dem früheren Botschaftsrat Grafen Mirbach und dem Admiral Freiherrn von Keyserlingk, in Petersburg eingetroffen sei, um dort die Friedensverhandlungen zu fördern. Damit eröffnete sich für uns zum ersten Mal die Möglichkeit, mit offiziellen Vertretern des Deutschen Reichs in direkte Verbindung zu treten. Mehrere Herren begaben sich unverzüglich aus Reval und Dorpat nach Petersburg. Da ich mit dem Admiral Freiherrn v. Keyserlingk in der Zeit, als er als Marineagent an der deutschen Botschaft funktionierte, während ich als Dumaabgeordneter in Petersburg lebte, gut bekannt war, wurde auch ich Ende Dezember 1917 in die Hauptstadt gesandt. Durch das freundliche Entgegenkommen des schwedischen Gesandten General Brandström und insbesondere dank der Hilfsbereitschaft des schwedischen Konsuls Harald Hall, dessen Verdienste um die deutsche Sache nicht hoch genug gerühmt werden können, wurde uns die Möglichkeit gewährt, in den Räumen des schwedischen Konsulats unbeobachtet mit dem Freiherrn v. Keyserlingk zusammenzutreffen und ihn über die uns aus Livland und Estland zukommenden Nachrichten auf dem Laufenden zu erhalten. Diese Nachrichten lauteten von Tag zu Tage schlimmer, Massenverhaftungen Deutscher waren an der Tagesordnung, Leben und Eigentum aller bürgerlichen Elemente im Lande waren vogelfrei. Immer dringender wurden die Hilferufe um Errettung aus der Not durch den Einmarsch deutscher Truppen, der dann auch erfolgte, nachdem die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk gescheitert waren. Der Vormarsch von Riga aus begann am 20. Februar und war bereits am 24. Februar mit der Besetzung Revals und Dorpats zum Abschluß gebracht. Am 20. Februar hatte ich Petersburg verlassen, nachdem tags zuvor die deutsche Delegation abgereist war.

Während meines Aufenthalts in Petersburg suchte mich eines Tages — im Januar 1918 — der mir von früher her bekannte ehemalige Kanzleichef des Außenministers Sasonow, Baron Moritz Schilling, auf. Baron Schilling war jahrelang, vor und nach dem Kriegsausbruch, Sasonows nächster Vertrauter und Mitarbeiter gewesen und hatte sich in den maßgebenden russischen politischen Kreisen, sowie auch unter den ausländischen Diplomaten die intimsten Beziehungen erworben. Wegen seiner konservativen Gesinnung hatte er als kaisertreuer Beamter unter dem bolschewistischen Regime naturgemäß Amt und Stellung verloren, seine persönlichen Beziehungen aber weiter unterhalten. Schilling eröffnete mir, daß er von meinen Zusammenkünften mit einem Vertreter der in Petersburg anwesenden deutschen

Delegation erfahren habe und diesen Kanal zu benutzen wünsche, um seine und seiner Gesinnungsgenossen, der kaiserlich gesinnten russischen Kreise, Auffassungen und Wünsche zur Kenntnis der deutschen maßgebenden Stellen zu bringen. Mit blutendem Herzen seien er und seine Freunde zur Überzeugung gelangt, daß es nur noch einen Weg zur Rettung Rußlands vom Bolschewismus und zur Wiederherstellung der bürgerlichen Staatsordnung gebe — eine Besetzung Petersburgs durch deutsche Truppen nach erfolgter Eroberung Livlands und Estlands. Die Einnahme der Hauptstadt müßte seiner Ansicht nach zum Sturz der bolschewistischen Herrschaft und Wiederaufrichtung einer bürgerlichen Regierung führen, die dann mit Deutschland unter Preisgabe der Ostseeprovinzen Frieden schließen wolle.

In einer Reihe von Unterredungen hat dann Baron Schilling im Laufe der folgenden Wochen diesen Gedanken weiter ausgeführt. Nachdem ich mich bereit erklärt hatte, seine Mitteilungen an die gewünschte Adresse gelangen zu lassen, machte er sich anheischig, Meinungsäußerungen von maßgebenden russischen Politikern und besonders auch von den in Petersburg akkreditierten Ententediplomaten einzuholen, um seinen Darlegungen größeres Gewicht zu verleihen. Bereits nach einigen Tagen konnte er mir mitteilen, daß hervorragende russische Wirtschaftspolitiker in der von ihm vorgeschlagenen Kombination den einzigen Ausweg sähen. Der frühere Handelsminister Timirjasew hatte wörtlich gesagt: „Wenn nur der Bolschewismus gestürzt wird, kann Rußland auch den Verlust der Ostseehäfen verschmerzen; man wird uns ja die Verbindung mit ihnen nicht abschneiden, und in guter deutscher Verwaltung werden diese Häfen uns noch nützlicher sein, als in dem schlechten Zustand, in dem sie sich unter unserem russischen Regime befunden haben."

Von ausschlaggebender Bedeutung mußte natürlich die Stellungnahme der Vertreter der mit Deutschland kriegführenden, mit Rußland verbündeten Staaten sein. Baron Schilling hat daher mit den Botschaftern Englands, Frankreichs und Italiens eingehend Rücksprache genommen und ihnen seine Gedanken entwickelt. Die Vertreter der Westmächte haben Schillings Vorschläge mit Reserve aufgenommen, — im Endresultate der Besprechungen haben sie einem Machtzuwachs Deutschlands auf Kosten bisherigen russischen Territoriums zugestimmt. Der italienische Botschafter Carlotti aber hat zu Schilling gesagt: „Unseretwegen mag die Ostsee ein mare clausum germanicum werden, uns interessiert nur die Adria." Naturgemäß hatten diese Unterhaltungen zu einer Besprechung der Gesamtlage

und der Friedensmöglichkeiten geführt. Indem Baron Schilling uns das Resultat dieser Besprechungen zur Weitergabe an maßgebende deutsche Stellen mitteilte, betonte er zwar, es solle hierin kein offizieller Friedensfühler gesehen werden, gab aber zu verstehen, daß auf der von ihm in Übereinstimmung mit den Ententediplomaten skizzierten Grundlage Verhandlungen zwischen den kriegführenden Mächten möglich seien. Diese Grundbedingungen aber sollten auf die Formel gebracht werden: Räumung Belgiens und Nordfrankreichs, weitgehende Konzessionen in Elsaß-Lothringen; dafür carte blanche für Deutschland im Osten.

Ich habe damals Schilling geantwortet, daß von Konzessionen in Elsaß-Lothringen keine Rede sein könne, worauf er mir erwiderte, daß dann der Krieg eben fortgesetzt würde und die Deutschen schließlich die Segel würden streichen müssen. Ich habe mich auch nicht entschließen können, die Äußerungen Schillings in ihrem vollen Umfang dem Freiherrn von Keyserlingk mitzuteilen, weil ich die Zumutung einer Preisgabe Elsaß-Lothringens als beleidigend empfand.

Daß damals, zu Beginn des Jahres 1918, bei der Entente eine Geneigtheit zu Verhandlungen bestand, ist erklärlich. Rußland war aus der Front geschieden, und das Ausmaß der amerikanischen Hilfe ließ sich noch nicht voraussehen. Es ist damals wohl der einzige Zeitpunkt während des ganzen Krieges gewesen, an dem Deutschland einen günstigeren Frieden hätte erlangen können, als späterhin in Versailles. Die Möglichkeit eines Separatfriedens mit Rußland hatte früher nie bestanden, das steht für jeden außer Zweifel, der damals dem politischen Getriebe in Petersburg nahestand. Nach dem Zusammenbruch Rußlands konnten sich die Westmächte mit der Erreichung ihrer eigenen Kriegsziele begnügen. Sicherlich wären auch damals schon ungeheuerliche Opfer von Deutschland verlangt worden. Es hätte sich dafür aber im Osten schadlos halten können.

Freilich fehlten in Deutschland die psychologischen Voraussetzungen für den Abschluß eines schweren Verzichtfriedens im Augenblick des Sieges über Rußland. Es war versäumt worden, von langer Hand die deutsche öffentliche Meinung darüber aufzuklären, daß nur im Osten für Deutschland der Siegespreis zu holen war. Es fehlte auch der Staatsmann, der derartige Verhandlungen zu erfolgreichem Abschluß hätte führen können, die nicht anders hätten enden können, als mit der Preisgabe Elsaß-Lothringens.

Das Wesen des Russentums

Eine Strukturanalyse

Von Paul Bokowneff

I

Grundsätzliches zur Strukturanalyse völkischer Eigenart

Bei der Betrachtung eines fremden Volksgeistes zeigt sich auf den ersten Blick eine gewisse Einheitlichkeit in der Geistesart dieses Volkes, die eine leichte Unterscheidung und Wesensbestimmung zu gestatten scheint. Erst beim Versuch, die Wesenszüge des fremden Volksgeistes genauer zu bestimmen und auf gewisse eindeutige Strukturen zurückzuführen, stellen sich uns Schwierigkeiten in den Weg. Zu eingehenderer Betrachtung genötigt, verliert man die anfangs geschaute Einheitlichkeit aus den Augen. Je größer die Zahl der beobachteten Angehörigen eines Volkes, desto mehr beginnt die Anschauung Platz zu greifen, daß die Verschiedenheit der Geistesart innerhalb dieses Volkes doch viel größer ist, als es anfangs scheinen wollte. Und was bei der ersten Anschauung das Typische einer völkischen Geistesart zu sein schien, zerfließt bei näherem Hinsehen und erweist sich als eine Mannigfaltigkeit von Qualitäten und ein Durcheinander von widerspruchsvollen Anlagen und Tendenzen, die uns an der Möglichkeit verzweifeln lassen, die Strukturen einer völkischen Eigenart einwandfrei darlegen zu können. Wenn auf dieser Stufe der Erkenntnis dennoch der Versuch gemacht wird, das geistige Wesen eines Volkes zu charakterisieren, so ergibt sich notwendigerweise ein völlig unbefriedigendes Bild. Im besten Falle ist die Charakteristik dann eine Aufzählung von Eigenschaften und Anlagen, die eine gemeinsame Verwurzelung vermissen lassen und das Bild eines zufälligen Nebeneinander bieten. Eine Charakteristik in diesem Sinne haben wir etwa in der Behauptung, der Italiener sei faul und jähzornig, der Russe sei gläubig und zum Alkoholgenuß geneigt, der Franzose habe eine starke Sinnlichkeit und einen scharfen Verstand, der Amerikaner sei ein gerissener Geschäftsmann und zugleich von einer kindlichen Sentimentalität. Das Unbefriedigende liegt hier in der bloßen Feststellung einer Verkuppelung heterogener Qualitäten bei völligem Verzicht auf eine Erklärung ihres gemeinsamen Vorkommens. Es liegt nahe, hier über eine bloße Feststellung und Beschreibung hinaus zu einer Erklärung vorzugehen. Es ist aber auch einleuchtend, daß bei dem beschriebenen Stande der Erkenntnis,

die nicht zu der Anschauung einer geistigen Wesenseinheit vorgedrungen ist, eine Erklärung gleichbedeutend ist einer künstlichen und darum gewaltsamen Zurückführung einer Mannigfaltigkeit von Qualitäten auf eine oder ein paar Grundeigenschaften. Eine solche Erklärung wäre es z. B., wenn man das Wesen des Deutschen darauf zurückführen wollte, daß er ein romantischer Träumer ist, oder aber, daß er ein Pedant ist; oder wenn man den Schlüssel zu der geistigen Eigenart des Russen darin gefunden zu haben meint, daß er ein Tschinownik, d. h. ein mechanisch und ohne innere Beteiligung arbeitender und dabei rücksichtslos vorgehender Beamter ist; oder wenn man die Geistesart des Franzosen einzig und allein aus seiner Sensationslust ableiten wollte. Es ist klar, daß derartige Konstruktionen ein noch fehlerhafteres Bild von der Geistesart eines Volkes geben als die bloße Aufzählung von Eigenschaften, weil sie ein subjektives Moment enthalten. Einseitige Beobachtung, ungenügende Kenntnis des Gegenstandes und vorschnelles, leichtfertiges Verallgemeinern sind die häufigsten Ursachen solcher Charakteristiken. Seit Ausbruch des Weltkrieges haben Haß oder Neid immer wieder zu Volkscharakteristiken dieser Art geführt. Soweit sie eine bewußte Verunglimpfung fremden Volkstums anstrebten, kommen sie für eine sachliche Behandlung der Frage natürlich überhaupt nicht in Betracht. Hier sollte nur auf die Unmöglichkeit hingewiesen werden, ein einigermaßen befriedigendes Bild fremder völkischer Geistesart zu erhalten, solange man nicht durch eingehende Strukturanalyse zu einer mehr oder weniger reinen Wesensanschauung vorgedrungen ist.

Wer dieses Ziel anstrebt, muß methodisch vorgehen, d. h. in unserem Fall: er muß die vorgefundene psychische Masse nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen, ehe er es unternimmt, Urteile zu fällen. Da sich uns die psychische Masse nur indirekt offenbart, nämlich in mannigfachen Reaktionen des Willens, des Verstandes und des Gefühls, also in Handlungen und Geisteserzeugnissen, so ist jedes Feststellen von geistigen Eigenschaften nur ein Deuten von Symbolen, und das, was wir psychische Masse nennen wollen, ist nichts anderes als ein durch Deutung von Erscheinungen erschlossenes Material. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einer solchen Deutung Fehler unterlaufen, und natürlich ist die Wahrscheinlichkeit von Irrtümern noch größer, wenn man daran geht, die psychische Masse nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, denn hier liegt die Gefahr vor, daß man Zusammengehörendes auseinanderreißt und Nichtzusammengehörendes in eine Gruppe verweist. Auch bei der Wahl der Gesichts-

punkte für die Anordnung des Materials kann man eine mehr oder weniger glückliche Hand haben, so daß hier eine neue Fehlerquelle nachgewiesen werden kann. Dennoch darf man nicht auf ein methodisches Vorgehen in diesem Sinne verzichten, wenn man zu einer klaren Anschauung gelangen will. Daß auch dann das Verfallen in eine künstliche und gewaltsame Konstruktion, wie sie oben beschrieben wurde, im Bereich der Möglichkeiten liegt, muß von vornherein zugegeben werden, doch wird sich diese Gefahr bei einem streng sachlichen Vorgehen wohl zum größten Teil vermeiden lassen. Je natürlicher die gewählten Gesichtspunkte sind, d. h. je angemessener sie dem behandelten Material sind, desto geringer die Gefahr und desto größer die Aussicht, ein adäquates Bild von dem untersuchten Gegenstande zu erhalten.

Welches die angemessenen Gesichtspunkte für die Anordnung der psychischen Masse einer völkischen Geistesart sind, darüber läßt sich natürlich streiten. Daß in einer psychischen Struktur Schichten von verschiedener Festigkeit und Beharrlichkeit angenommen werden dürfen, ist ein naheliegender Gedanke. Zweifellos gehören in der psychischen Masse eines einzelnen Menschen oder eines Volkes die natürlichen, angeborenen, ererbten Anlagen zu den Qualitäten von größter Festigkeit und Beharrlichkeit. Beim Einzelmenschen werden wir hier von erblicher Veranlagung sprechen, bei einem Volke nennen wir es rassenmäßige Veranlagung. Das ist die am tiefsten gelagerte, am festesten verwurzelte Schicht der psychischen Masse, und darum diejenige, die am meisten, mehr als die ihr übergelagerten psychischen Schichten, gegen einen Druck von außen standhält.

Die nächste übergelagerte Schicht entsteht beim einzelnen menschlichen Individuum durch die Erziehungseinflüsse im weitesten Sinne; bei einem Volke entsprechen dem die Einflüsse der Kultur oder der Kulturen, mit deren Hilfe sich die geistige Entwicklung des Volkes vollzogen hat, oder, richtiger, die geistigen Ablagerungen, die sich bei der Aneignung und Verarbeitung einer fremden Kultur oder fremder Kultureinflüsse gebildet haben. Auch diese Schicht zeigt eine große Beharrlichkeit, aber nicht in dem Maße wie die unterste Schicht. Bei einem Zusammenstoß mit einer festgefügten Geistesstruktur völlig anderer Art beginnt sie, wenn sie sich nicht als die stärkere erweist, zu weichen und fremden Geisteselementen Platz zu machen. Beim einzelnen Menschen sprechen wir im Falle einer überstarken Beeinflussung, die alles durch die Erziehung Aufgebaute über den Haufen wirft, von einem geistigen Umbruch, der den Menschen im tiefsten

Wesen erschüttert und seine gedeihliche, normale Entwicklung in die allergrößte Gefahr bringt. Nicht anders ist es mit dem Volksindividuum, dem eine wesensfremde Kultur aufgedrängt wird. Tritt die fremde Kultur an die Stelle der eigenen, so beginnt eine Vermengung heterogener Geisteselemente, die bei einer gewissen näheren Wesensverwandtschaft zu einer Durchdringung und Assimilation werden kann und eine verhältnismäßig geringe Schädigung bedeutet, bei großer Wesensverschiedenheit aber zu einem ungesunden Zustand führt, der nur durch die Abschüttelung des Fremden sein Ende findet. Erweist sich die angegriffene Geistesstruktur aber beim Zusammenstoß als die stärkere, so geht sie aus diesem gefestigt hervor. Wie das menschliche Individuum nach glücklich überstandener Versuchung durch fremde Geistesart sich des eigenen Wesens stärker bewußt wird, so wird auch die geistige Eigenart eines Volkes, das der Entnationalisierung widerstanden hat, dadurch gestärkt.

Als die dritte Schicht einer psychischen Struktur läßt sich endlich alles das bezeichnen, was sich an geistigen Ablagerungen unter dem Einfluß von mehr vorübergehenden, gewissermaßen zufälligen äußeren Umständen gebildet hat, wozu beim Einzelmenschen etwa die Beeinflussung durch Beruf, Wohnort, wirtschaftliche Lage, Familienverhältnisse, beim Volksindividuum die Wirkungen geographischer und klimatischer Verhältnisse und der durch den Stand der Zivilisation geschaffenen äußeren Lebensbedingungen zu rechnen sind. Es ist leicht ersichtlich, daß diese Schicht über die geringste innere Festigkeit und Widerstandskraft verfügt. Bei einer Veränderung der äußeren Umstände bleibt sowohl ein Volk als auch ein einzelnes Individuum das, was es vorher im Grunde war; die Veränderungen spielen sich mehr an der Oberfläche seines geistigen Wesens ab. Natürlich hängt hier sehr viel von der individuellen Stärke und Dichtigkeit der sich berührenden Schichten ab. Bei übergroßen Veränderungen der äußeren Lebenslage kann es vorkommen, daß eine mangelhaft entwickelte zweite Schicht dem nicht die Wage halten kann. Dann reicht der ursprünglich nur auf die oberste Schicht gerichtete Eingriff auch in die zweite Schicht hinüber und verursacht einen tieferen Umbruch der Geistesstruktur, der sich in Disharmonien und Entwicklungsstörungen auswirkt. Ein Mensch von mangelhafter Erziehung und Bildung, der aus kleinen Verhältnissen plötzlich zu großem Reichtum gelangt, und ein Volk von geringer Eigenkultur, das aus dem Zustande politischer Bedeutungslosigkeit über Nacht zu Selbständigkeit und Macht gelangt, bieten beide das unerfreuliche Bild eines Parvenus. Wenn ein

menschliches oder völkisches Individuum sich einer derartigen stärkeren äußeren Einwirkung nicht gewachsen zeigt, so ist das immer ein Zeichen für ein arges Mißverhältnis zwischen der dritten und zweiten Schicht infolge einer zu geringen Entwicklung dieser letzteren. Gemildert werden die dann entstehenden Disharmonien und Entwicklungsstörungen unter Umständen durch gute natürliche Anlagen, also durch den Widerstand der ersten der drei Schichten innerhalb der gesamten Geistesstruktur. Ein einzelner Mensch und ein Volk werden in der Lage eines Emporkömmlings nicht zu einer Karikatur werden, wenn angeborene Würde und ein natürlicher Adel ihnen helfen, das zu bleiben, was sie von Natur sind, und nicht im Strudel des Neuen die Besinnung, d. h. hier den Sinn für innere und äußere Werte, zu verlieren.

Wir sehen also, daß auch zwischen der obersten und untersten Schicht Wechselwirkung besteht, und daß wir uns die einzelnen Schichten einer Geistesstruktur nicht nach Art toter Gesteinsablagerungen zu denken haben, sondern als lebendige Teile eines Organismus. Auch in dem Sinne besteht ein Zusammenhang zwischen den drei Schichten, daß Elemente der oberen Schichten durch ein Anwachsen ihres spezifischen Gewichts in die unterste Schicht hinabsinken und sich in ihr festsetzen. Beim einzelnen Menschen sprechen wir davon, daß ihm etwas zur „zweiten Natur" wird, um anzudeuten, daß etwas durch Erziehung und Bildung Erworbenes sich dank unausgesetzter Übung so lange in seiner geistigen Struktur verfestigt, bis es den natürlichen Anlagen an Beharrlichkeit gleichkommt. Dasselbe beobachten wir im Leben der Völker. Wir brauchen nur an die heutigen Inder zu denken, deren arische Vorfahren als nordische Menschen von gewiß nicht geringerer aufbauender Kraft als die alten Griechen und Germanen in Indien einwanderten. Es kann nicht nur Rassenmischung gewesen sein, was in den Indern ihre heutige Passivität und Schlaffheit erzeugte, da das ja garnicht ein so hervorstechender Zug im Charakter der Stämme ist, mit denen sie sich teilweise vermischten, sondern muß zu einem großen Teil auch auf die jahrhundertelange Einwirkung des lähmenden tropischen Klimas auf ursprünglich nordische Menschen zurückgeführt werden. Hier hat die Beeinflussung durch geographische und klimatische Verhältnisse, die wir zur dritten Schicht rechneten, durch ungezählte Generationen fortgesetzt, eine derartige Nachhaltigkeit erreicht, daß sie die Geistesstruktur des ganzen Volkes im tiefsten Grunde umgestaltet, also umbildend auf die unterste der drei geistigen Schichten eingewirkt hat. Bei

einer Umbildung dieser untersten Schicht dürfen wir von einer Veränderung rassischer Eigentümlichkeiten sprechen. Wesentliche Umbildungen in der zweiten und sogar dritten Schicht können also bei genügender Dauer und Nachhaltigkeit rassenbildend wirken. Wie die Entstehung der nordischen Rasse auf eine vorgeschichtliche, nach Jahrtausenden zählende Beeinflussung geographischer und klimatischer Art zurückgeführt wird, so dürfen wir vielleicht auch annehmen, daß die speziellen Lebensbedingungen in den großen Industriegebieten einmal rasseverändernd auf ein ganze Klasse von Menschen einwirken können, ja wir können wohl sagen, daß wir im heutigen Nordamerika aus einem bunten Völkergemisch durch gleichartige äußere Lebensverhältnisse fast vor unseren Augen eine neue Rasse entstehen sehen. So führt uns die Strukturanalyse völkischer Eigenarten hinab zu den Geheimnissen der Rassentheorie, die ihrem Wesen nach — was heute viel zu wenig beachtet wird — nicht nur eine anthropologische, sondern auch eine psychologische Angelegenheit ist.

II

Die Rasseschicht im russischen Wesen

Wenn wir zwecks Strukturanalyse der geistigen Eigenart eines Volkstums die gegebene psychische Masse der größeren Übersichtlichkeit wegen nach den Gesichtspunkten der Rasse, der Kultur und des Milieus in drei Gruppen zerlegen, erhalten wir drei Strukturschichten, die wir Rasseschicht, Kulturschicht und Milieuschicht nennen können. Wollen wir nun speziell die Eigenart des russischen Geistes untersuchen, so erweist sich unsere Methode als außerordentlich geeignet, das Widerspruchsvolle und Rätselhafte des russischen Geistes auf übersichtliche Strukturen zurückzuführen. Es mag auf den ersten Blick unbegreiflich scheinen, daß der gutmütige, liebenswürdige Russe von früher derselbe Mensch sein soll wie der blutdürstige Bolschewist von heute, daß Zarentreue und Anarchismus, mystischer Gottesglaube und Atheismus, asketische Bedürfnislosigkeit und grenzenlose Genußsucht, höchstes geistiges Schaffen und bornierte Verneinung alles Geistigen wirklich Früchte sein sollen, die an einem Stamm gewachsen sind, und es ist daher von besonderem Reiz, den Versuch zu machen, hier Licht in die Wirrnis zu bringen.

Wenden wir uns zuerst der Rasseschicht zu, so finden wir schon hier eine überraschende Kompliziertheit. Rein rassenmäßig ist der Russe nicht auf einen Typus zurückzuführen, sondern auf zwei: den slawischen und den tatarischen. Bei der jahrhundertelangen Unter-

jochung der Russen durch die Tataren ist es verständlich, daß das heutige russische Volk von Tataren durchsetzt ist. Wie im Äußeren eines großen Teiles des russischen Volkes und in der russischen Sprache, so tritt das auch in der Geistesart des Russen zutage. Das tatarische Element im russischen Wesen ist bei weitem das kleinere, bei seiner Rücksichtslosigkeit hat es sich im weichen slawischen Charakter durchgesetzt und bringt sich immer wieder zur Geltung, wo es in etwas größerer Menge vorhanden ist. Es soll nicht gesagt sein, daß jeder Russe etwas vom Tataren habe, aber bei einer großen Menge der Russen ist es entschieden der Fall. Vielleicht ist die Hälfte aller Russen frei von tatarischer Beimischung, während etwa die andere Hälfte des russischen Volkes eine slawisch-tatarische Rassenmischung darstellt, angefangen von einem minimalen Zusatz tatarischen Blutes bis hinauf zum reinen Tataren von äußerlich russischem Anstrich. Es empfiehlt sich, beide Typen getrennt zu behandeln, ehe man auf das Ergebnis ihrer Mischung näher eingeht.

Im *slawischen Typus* tritt uns das entgegen, was man als „breite russische Natur" zu bezeichnen pflegt. Es kann hier nicht näher untersucht werden, woher die in dieser spezifischen Wesensart des Russen zutage tretende Verschiedenheit von anderen Völkern nordischer oder vorwiegend nordischer Rasse stammt. Sie mag auf eine vorgeschichtliche Vermischung mit anderen Rassen asiatischer Herkunft zurückzuführen sein, sie mag aber auch als eine Einwirkung der weiten, schier grenzenlosen sarmatischen Ebene erklärt werden. Es wird wohl beides richtig sein, wie man das analog wohl auch von den Indern behaupten darf, aber da wir hier eine Rechnung mit mehr unbekannten als bekannten Größen vor uns haben, so würde es zu nichts führen, näher darauf einzugehen. Es genügt für unseren Zweck, darauf hinzuweisen, daß *Grenzenlosigkeit* für den slawischen Typus bezeichnend ist. Er ist grenzenlos in allen Dimensionen. Er ist ein weicher Gefühlsmensch, der keine anderen Maßstäbe kennt als die des Gefühls. Gerichtsverhandlungen zeigten immer wieder, daß die Beschlüsse der Geschworenen Stimmungssache sind. Gegen andere Menschen gutmütig und weichherzig, ist der Slawe im Verkehr mit Kindern und Tieren von einer einzigartigen Zärtlichkeit. Die russische Kinderwärterin ist berühmt für ihre Aufopferungsfähigkeit und ihre zärtliche Liebe zu ihren Pflegebefohlenen, die keine Grenzen kennt, auch nicht die der Vernunft, und wohl keine Sprache kennt so viele Kosenamen für die Tiere wie die russische. Ja selbst leblose Dinge bezeichnet der Russe mit zärtlichen Deminutiven. Ein inniges Mit-

gefühl hat er für den von der Natur Vernachlässigten, für den an Verstand zu kurz Gekommenen, den Jurodiwy oder Blöden. Er gilt als heilig, und niemand darf ihm etwas zuleide tun. Wenn er im Jähzorn einen Menschen erschlägt, oder in seiner Tücke ein ganzes Dorf einäschert, es geschieht ihm nichts; man betrachtet es als eine Schickung, die ertragen werden muß, und es würde als eine große Sünde angesehen werden, wollte man ihn wie in Europa als einen Schädling der Gesellschaft hinter Schloß und Riegel setzen. Welch ein brüderliches, liebevolles Mitleid den Slawen mit dem Irren verbindet, spricht aus dem Namen, den die größte Irrenanstalt Rußlands[1]) trug: bolniza wsech skorbjaschtschich — das Krankenhaus aller Leidtragenden.

Enge Abgrenzung gegen andere liegt dem Slawen fern. Er ist weitherzig und großzügig: leben und leben lassen liegt in seiner Natur. In seiner Weitherzigkeit sieht er gern über Mängel und Schwächen hinweg, Kritisieren und Nörgeln ist nicht seine Art. Auch bringt er ungern die Energie auf, die nötig wäre, um gegen Schlechtes und Schädliches Front zu machen. Darum ist Indolenz ein wesentlicher Zug im russischen Charakter, und Leo Tolstois Lehre, man solle dem Übel nicht widerstehen, bringt einen typischen Zug der slawischen Seele zum Ausdruck. Mit dem echt russischen „Nitschewo" — es tut nichts — läßt er fünf gerade sein und setzt sich über alles hinweg, woran ein anderer Anstoß nehmen würde. Der Ausdruck ist eigentlich unübersetzbar, weil er in allen Schattierungen schillert: vom gutmütigen Übersehen fremder Schwächen bis zu äußerster Trägheit und Schwäche und einem ungezügelten Sichgehenlassen gegen seine Mitmenschen, das in einem seltsamen Gegensatz zu dem natürlichen Mitgefühl zu stehen scheint, das der Slawe allen Mitgeschöpfen entgegenbringt. In Wirklichkeit ist es kein Gegensatz: das Gefühl kennt keine Grenzen, und die verschiedenen Gefühle überfluten und überschneiden einander.

Fremdes Leid findet im Slawen ein offenes Herz und einen Widerhall der verschiedensten Abtönung: von der oberflächlichen Sentimentalität der russischen Romanze bis zu tiefem sozialem Mitleid. Der Russe, wie ihn Turgenew schildert, kann eine Nacht hindurch beim Glase Tee mit seinem Freunde endlose Dispute über das soziale Elend seines Volkes führen und dabei in kindlich-naivem Egoismus seinen schlaftrunkenen Diener aufrütteln und von ihm verlangen, daß

[1]) In Ligowo, elf Werst von St. Petersburg, auch bekannt als „das Irrenhaus der elften Werst".

er immer wieder den Samowar besorgt, damit die Herren heißen Tee haben können. Er sieht das Nächste nicht, wenn ein Gefühl seine Seele ausfüllt. Und dabei ist ihm dies Gefühl mehr als eine schöngeistige Unterhaltung. Es ist ihm bitterer Ernst. Es gehört zu den tiefsten Wesenszügen des Slawen, daß er leidet beim Anblick fremden Leides, aber nur sein Gefühl ist bestimmt durch das Mitleid, nicht seine Taten. So grenzenlos ist sein Gefühl, daß es auch nicht in Taten seine Grenzen findet: es setzt sich nicht in Taten um, es zerquält und zermartert die Seele und treibt sie in eine trostlose Selbstverachtung wegen der eigenen Untätigkeit, aber es findet keinen befreienden Ausweg in der Tat. Die eigene Untätigkeit, die Unfähigkeit, sich aufzuraffen, und die Unfähigkeit, richtig Hand anzulegen, vergrößert sein Leiden. Mitleid und Indolenz verbünden sich, um die slawische Seele zugrunde zu richten. Aus dem tief melancholischen russischen Volkslied spricht die hoffnungslose Verzweiflung an der Erlösung vom Leiden, und von dieser Stimmung führt nur ein Schritt zum Schnaps, der Erlösung und Vergessen gewährt, für den der Russe unzählige liebevolle Kosenamen hat und den er als seinen Freund besingt. Trinken aus Kummer, Trinken, um das Elend des Lebens zu vergessen, bis zur Besinnungslosigkeit, das ist ein Stück Tragik der slawischen Seele.

Die slawische Weitherzigkeit und Großzügigkeit ist Schwäche und Stärke des Russen zugleich. Während sie ihn einerseits zu Gleichmut und Indolenz führt, läßt sie ihn andererseits als einen der liebenswürdigsten Menschen erscheinen. Wer als Fremder in Rußland gelebt hat, kennt die liebenswürdige Toleranz des unvoreingenommenen, durch keine Doktrinen verdorbenen Russen gegen alles Fremde. Mit seinem natürlichen Anstand hört auch der einfachste russische Mann das Radebrechen des Ausländers an, ohne eine Miene über das oft sehr komische Verhunzen seiner Sprache zu verziehen, während der Deutsche an seiner Stelle sich krank lachen könnte und der Engländer sich mit verächtlichem Achselzucken abwenden würde. Es läßt sich bis zu einem gewissen Grade behaupten, daß der Slawe keine Grenze zwischen seinem und fremdem Volkstum kennt. So ungefähr hat auch Dostojewsky sein Volk charakterisiert: „Der Russe hat nichts von der Undurchdringlichkeit und Unnachgiebigkeit des Europäers. Er lebt sich mit allem und in alles ein. Er fühlt mit allem Menschlichen ohne Unterschied der Nationalität, des Blutes und des Bodens.“ Die Tendenz zu völkischer Abgrenzung ist erst später durch kulturelle, besonders kirchliche Einflüsse in seine Seele hineingetragen worden.

Dadurch wurde in ihm ein Mißtrauen gegen alle geweckt, die nicht zur griechisch-katholischen Kirche gehören, aber dieses Mißtrauen gegen den Andersgläubigen, den Unchristen, den Heiden, und die von den Slawophilen gepredigte Verachtung gegen den „faulen Westen" liegen nicht ursprünglich in der Natur des Slawen, der sich in seiner unbegrenzten Gastfreiheit in seinem Lande als der Wirt dem Fremden gegenüber fühlt. So hat das Weltbürgerliche im Slawen die Vorherrschaft über das nationale Gefühl. Mit offenen Armen wurde der Fremde im alten Rußland aufgenommen, und da er sich nicht in enge nationale Grenzen einzufügen brauchte, um nicht abzustechen und ganz als ein Eigener betrachtet zu werden, so war er bald in Rußland zu Hause und fühlte sich dank dem breiten russischen Leben in seiner neuen Heimat womöglich noch wohler als in der alten. Unzählige, die nach Rußland gezogen waren, um in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ihr Glück zu suchen, vergaßen ihre alte Heimat und wollten nicht mehr in die frühere Enge zurückkehren, und unter den heute in der Welt verstreuten russischen Emigranten, die auf den Tag warten, da sie in die alte Heimat werden zurückwandern können, sind nicht nur Russen, sondern auch Angehörige vieler anderer Nationen, die in Rußland eine neue Heimat gefunden hatten. Kein Volk hat es den Angehörigen anderer Völker so leicht gemacht, sich bei ihm einzuleben, wie das russische.

Der Prozeß des Überganges aus einem Volkstum in ein anderes, der sich meist im Verlaufe von einer bis drei Generationen vollzieht, besteht aus zwei getrennten Vorgängen: dem Aufgeben des eigenen Volkstums, der Entnationalisierung, und dem Hineinwachsen in das andere Volkstum. In Rußland konnte sich der Prozeß schneller als irgendwo anders vollziehen, weil eigentlich nur der erste Vorgang, die Aufgabe des eigenen Volkstums, der eigenen nationalen Begrenzung, in Betracht kam, denn es war nicht nötig, sich in neue nationale Grenzen hineinzugewöhnen. Die Entnationalisierung genügte, um es einem Menschen möglich zu machen, im Russentum aufzugehen. Das Fallenlassen der eigenen Grenzen führte schon zur slawischen Grenzenlosigkeit. Darum ging das Verrussen so unvergleichlich viel schneller und leichter vor sich als der analoge Prozeß in jedem anderen Lande. Dabei konnte man nicht selten die Beobachtung machen, daß diese Assimilierung an das Russische weit über Äußerliches und Oberflächliches hinausging, so daß auf den Neueingebürgerten auch etwas von der rassenmäßig in der slawischen Seele verwurzelten „breiten Natur" überging. Darin liegt die werbende Kraft des Russentums,

die eigentlich keine Kraft, nicht etwas Aktives, Positives ist, sondern gerade in dem Fehlen von Grenzen, der Grenzenlosigkeit, also einem Mangel besteht. Hier ist die Stärke des Russentums aufs tiefste mit seiner Schwäche verwachsen.

Die slawische Liebenswürdigkeit, gepaart mit einem lebhaften Temperament, einem starken Geselligkeitstrieb und schrankenloser Gastfreiheit, läßt den Russen von vorwiegend slawischem Typus als einen prächtigen Wirt inmitten seiner Gäste erscheinen. In der Fähigkeit, Feste zu feiern, unbekümmert und großzügig das Leben zu genießen, übertrifft ihn so leicht kein anderer. Sein hemmungsloser Leichtsinn führt ihn leicht dazu, aus bloßem Übermut sein Leben aufs Spiel zu setzen; im schrankenlosen Genießen, das die ganze Welt vergißt, im tollkühnen Wagen, für das es keine Hindernisse gibt, fühlt er die wahre Entfaltung seines Wesens, ein Hervorbrechen elementarer Kraft, in der das Grenzenlose Gestalt gewinnt. Nur wer das kann, wer nicht auf halbem Wege ängstlich stehen bleibt, sondern in berauschender Hingabe das Auflodern der Urkraft in sich erlebt und uneingeschränkt gewähren läßt, der ist ein „udaloi molodez", ein ganzer Kerl, ein Held. Im unbeherrschten, rücksichtslosen Sichgehenlassen, also im Grenzenlosen, liegt für ihn das Heroische. Und doch ist es nicht nur das Fehlen der Grenzen, das Negative, was den slawischen Begriff des Heroischen bestimmt. Das Gefühl der Einheit mit der Urkraft, das der Slawe im Rausche des alle Grenzen hinwegräumenden Genusses erlebt, ist das positive Komplement in seinem Heroismus. Es ist die andere Seite der Grenzenlosigkeit, die an sich nicht nur etwas Negatives, sondern auch etwas Positives bezeichnet.

Damit sind wir ins Gebiet der Religion gelangt. Der Slawe ist von Natur tief religiös. Der Sinn für das Grenzenlose erfüllt ihn mit gläubiger Ehrfurcht, wenn er einen Schimmer des geheimnisvollen göttlichen Wesens spürt. Er beugt sich vor ihm in Demut, wo es ihm entgegentritt, sei es das Zeichen des Ewigen — ein Kreuz —, eine heilige Zeremonie, das Bild eines Heiligen, der Atem des Ewigen — der Weihrauch in der Kirche —, oder der gottgesalbte Zar, oder der durch die göttliche Weltordnung eingesetzte Herr. Im Höheren, Stärkeren lebt ein Stück göttlicher Allmacht, und darum beugt er sich vor ihm und verehrt es. Wie er vor Gott kniet und mit der Stirn den Boden berührt, so wirft er sich auch vor seinem Herrn in den Staub. Seine Religion ist zu einem großen Teil Unterwürfigkeit, und seine Unterwürfigkeit ist religiös. Wie er die Ungnade seines Herrn mit stiller Ergebenheit erträgt, so ergibt er sich ohne Murren

in sein Schicksal, wenn ihn ein Unglück trifft: ush takowa moja sudjba — das ist nun einmal mein Schicksal! Dieses duldende Sichergeben in sein Schicksal ist ebenso ein Mangel an mannhafter Aktivität, an Widerstandskraft nach außen, wie es ein tief religiöses Ahnen der göttlichen Nähe ist und einen hohen Seelenadel verrät. Das Ewige, Grenzenlose ist alles, das menschliche Individuum, das Begrenzte, ist nichts, sofern es nicht aufgeht im Grenzenlosen. Das Ausgestalten des begrenzten menschlichen Individuums, der Individualismus der Griechen und Germanen, ist dem Slawen fremd. Aufgeben der Grenzen, Selbstaufgabe bis zur Askese, — das ist für ihn Vorbedingung alles höheren Lebens, und Aufgehen im Grenzenlosen, Einssein mit Gott — einzige, höchste Seligkeit.

Ins Weite, Grenzenlose schweift das eintönige, schwermütige russische Lied, ins Unbegrenzte verliert sich die slawische Phantasie und schafft in der Literatur eine unendliche Fülle von Gestalten, und durch die unermeßlichen Ebenen Rußlands wandern Hunderttausende, denen der Trieb ins Grenzenlose zu Hause keine Ruhe ließ: alle Arten von Typen — der „Brodjaga" oder vagabundierende Bettler, der nach heiligen Stätten wallfahrende Pilger, der bettelnde Mönch und die bettelnde Nonne. Und wiederum verliert sich der Geist in der Tiefe des eigenen Ich und entdeckt darin die ewigen Probleme der Menschheit. Aber es sind nicht in erster Linie die Probleme des grübelnden Verstandes, die Probleme der Erkenntnis, die ihn bewegen, wie Faust, dieses Urbild des deutschen Denkers, sondern es sind die Fragen, die dem Gefühl näher stehen, es sind die großen ethischen Fragen, die ihm auf der Seele brennen.

Jeder bewußt lebende Mensch muß die Zweifel, die Faust bewegten, durchleben. Immer wieder kehrt das menschliche Denken zum Problem der Erkenntnis zurück. Es ist das ewige Problem der Philosophie. Die Fragen Fausts werden gestellt werden, solange Menschen leben und denken. Faust findet keine Antwort des Verstandes, aber die Stimme des Herzens gebietet ihm, über die theoretischen Fragen hinweg sich praktischen Fragen zuzuwenden. Und er wendet sich von der Erkenntnistheorie zur Ethik. Das ist der typische Weg des deutschen Denkens. Auch Kant schritt von der Kritik der reinen Vernunft zur Kritik der praktischen Vernunft. Der Russe geht den umgekehrten Weg. Er beginnt mit den großen ethischen Fragen. Von ihnen aus ist es aber schwer, zu wertvollen theoretischen Schlüssen zu kommen. Daraus entspringt der Mangel an Ruhe, die übermäßige Leidenschaftlichkeit, die unwillkürlich in die

Theorie hineingetragen wird und ihre Klarheit trübt. In der russischen Philosophie herrschen aus diesem Grunde die ethischen Probleme vor. Ethische Probleme sind es z. B., die ganz und gar die Philosophie Leo Tolstois ausfüllen, diese typisch russische Philosophie. Darin besteht ihr Leben, zugleich aber auch ihre metaphysische Schwäche. Wenn man von ethischen Problemen ausgeht, ja sich auf sie beschränkt, so läßt sich darauf nicht eine abgerundete, wertvolle philosophische Weltanschauung aufbauen. In seinem Roman „Die Brüder Karamasoff" zeichnet Dostojewsky in Iwan Karamasoff den Typus des russischen philosophischen Geistes. Ihn beschäftigen ausschließlich ethische Probleme. Alle anderen philosophischen Probleme, so z. B. die Fragen der Erkenntnistheorie, lassen diesen großen philosophischen Geist völlig gleichgültig. Iwan Karamasoff ist der eminente russische philosophische Geist, wie Faust in typischer Weise die deutsche Art des philosophischen Denkens vertritt. Er ist der russische Faust. Der russische Gebildete erkennt sich in ihm wieder.

Aber Iwan Karamasoff ist, wie Leo Tolstoi, nur der eine Typus des slawischen philosophischen Geistes. Den anderen Typus repräsentiert Wladimir Solowjoff, der Mystiker. In der Tiefe der menschlichen Seele findet er die von Urbeginn gegebene Einheit mit Gott, und darum ist die Versenkung in sich selbst eine höhere Erkenntnisquelle als unsere Sinne. Durch unsere Zugehörigkeit zur Welt des Daseienden erkennen wir vermittels unserer Sinne die empirische Welt, das Daseiende; durch unsere tiefe Verbundenheit mit der Wurzel alles Seins, dem Absoluten, offenbart sich uns die innere Seite des Seins. Die Welt ist ein Baum, dessen Zweige und Blätter sich untereinander mit ihren Oberflächen berühren. Wir Menschen sind Blätter an diesem Baum, und die Berührung mit anderen Blättern ist die empirische Erkenntnis, aber durch den Stamm und die Wurzeln sind wir mit den anderen Zweigen und Blättern innerlich verbunden; die gleichen Wurzeln speisen und durchfluten sie wie uns mit Saft und Kraft. Diese innere Verbundenheit ist die mystische Erkenntnis.

Immer ist es das Grenzenlose, was den slawischen Geist bewegt, und in der Unmöglichkeit, das Grenzenlose in Grenzen zu fassen, besteht die Tragik der slawischen Seele. Wie der Slawe eine geringe Widerstandskraft nach außen zeigt und nicht Herr seiner Schwächen ist, so ist er auch zu schwach, um seinen inneren Reichtum zu meistern. Das Schöpferische ist in ihm stärker als das Formen und Anordnen des Geschaffenen, so daß seine dichterischen Schöpfungen meist am

Mangel einer straffen Gestaltung leiden. Unter den russischen Philosophen ist es selbst den bedeutendsten nicht gelungen, ihre Anschauungen in ein abgeschlossenes und in allen Teilen entwickeltes philosophisches System zu bringen. Und wie viel Energie verausgaben die politisierenden Russen auf Utopien und Ideologien! Sie verlieren sich ins Grenzenlose und finden den Weg nicht mehr zurück ins Begrenzte. Ebenso steht es auch mit dem Inneren der russischen Seele. Um die Fülle der Gefühle zu zwingen, die des Slawen Brust bewegen, wäre ein starker Wille nötig. Aber der Wille des Slawen ist schwach, und so überfluten, überstürzen und verdrängen sie einander wild und ungeordnet, ohne einen Herrn, der sie im Zaume halten könnte. Jäher Wechsel der Gefühle ist die Folge: Zorn wird unvermittelt durch Zärtlichkeit abgelöst; ein Betender, in seiner Andacht gestört, schüttet, noch vor dem Heiligenbilde kniend, seinen Wutausbruch über den Störenfried aus und wendet sich dann befriedigt wieder seiner Andacht zu. Eine andere Folge ist innere Zerrissenheit: von Gefühlen hin und her geworfen, zerquält sich die Seele und reibt sich auf in zerstörender Selbstanalyse und fruchtloser Selbsterniedrigung. Wenn wir mit Platon die Seele des Menschen einem Rossegespann vergleichen, an dem das eine Roß die edlen Triebe, das andere die niederen Triebe, der Rosselenker aber Wille und Verstand darstellt, so können wir von der slawischen Seele sagen: vor ihren Wagen sind Rosse von edler Rasse gespannt, feurig und von glühender Leidenschaftlichkeit; sie stürmen davon, aber jedes nach seiner Richtung; sie machen dem Rosselenker das Leben schwer; wenn er fest und tüchtig wäre und sie bändigen könnte, er könnte es mit jedem anderen Gespann aufnehmen; aber der Rosselenker ist ein Schwächling. Gerade dieses Gespann, das eines besonders einsichtigen und energischen Lenkers bedurft hätte, hat von der Natur einen Lenker erhalten, der auch mit weit zahmeren Rossen nicht fertig werden könnte. Und so gehen seine Rosse mit dem Wagen durch, rennen ihn fest oder zerschmettern ihn am Wegesrand, und andere Wagen, die mit lange nicht so schönen, ja oft recht mäßigen und temperamentlosen Pferden bespannt sind, überholen ihn und lassen ihn an der Seite liegen; und sie gehen als die Sieger aus dem Rennen hervor, nicht durch ihr eigenes Verdienst, sondern weil der gefährlichste Gegner durch sein schicksalhaftes Mißgeschick aus dem Wettstreite ausgeschieden ist.

Als ein geselliger Mensch ist der Slawe zum Zusammenschluß geneigt. Gemeinsames Arbeiten führte zu starker Ausbreitung des

genossenschaftlichen Prinzips: der einzelne arbeitet für die Genossenschaft, den Artel, und die Genossenschaft als Ganzes haftet dem Arbeitgeber gegenüber für den einzelnen. Auch in der Andacht wird der Zusammenschluß als wertvoll empfunden: das bloße Mitanhören und Mitansehen einer kirchlichen Zeremonie mit der Gemeinschaft der Gläubigen gilt mehr als das in der Stille mit noch so viel Inbrunst verrichtete Gebet. Aber bei der Abneigung des Slawen gegen strenge Abgrenzung, d. h. Organisation, und bei seiner Unfähigkeit, ein abgeschlossenes Ganzes durchbildend zu gestalten, d. h. zu organisieren, hat er es nur zu loseren Formen von Zusammenschluß gebracht. Der Slawe hat kein Organisationstalent, und wo es in Rußland straffe Organisationen gegeben hat und heute gibt, da sind sie nie ein Werk der Slawen, sondern das Werk von Russen mit stark tatarischer Beimischung, von Deutschen, Juden, Engländern, Amerikanern, Franzosen, Belgiern. Und die Abneigung des Slawen gegen straffe Organisation kommt einer Neigung zur Anarchie gleich. Er ist gern zur Unterordnung unter seinen angestammten Herrn geneigt, und innerhalb eines patriarchalischen Regimes ist er ein Untertan von großer Treue und Anhänglichkeit. Aber je abstrakter und mechanisierter die Organisation, desto weniger Verständnis bringt er ihr entgegen. Die vom Verstande erdachte und künstlich geschaffene Begrenzung behagt ihm nicht. Er setzt ihr seinen angeborenen Hang zum Grenzenlosen entgegen. Dann erwacht der russische Anarchismus, der während der patriarchalischen Herrschaft geschlummert hatte. War der Bürokratismus des Petersburger zarischen Regimes dem Slawen wesensfremd, so ist das in noch höherem Maße bei dem kommunistischen System der Fall, und nur Verblendung kann ihn zeitweilig darüber hinwegtäuschen. Ursprünglich der Organisationsbildung nur abgeneigt, wird er zum Zerstörer aller Grenzen, in die man ihn gewaltsam hineingezwängt hat. Seine Indolenz und sein duldendes Sichergeben in sein Schicksal vertragen eine gehörige Belastung; ist sie aber beim Äußersten angelangt, so kommt es zur Explosion. Vor der destruktiven Kraft der slawischen Grenzenlosigkeit wird der Kommunismus noch viel weniger standhalten als seinerzeit der Zarismus.

Bilden schon der Mangel an Organisationstalent und die Abneigung gegen Organisierung ein wesentliches Hindernis für eine russische Zivilisation, so finden sich im slawischen Wesen noch mehrere andere Züge, die gleichfalls einer Zivilisationsbildung hinderlich sind. Die Zivilisation erfordert eine Arbeit auf weite Sicht, der Slawe aber lebt unbekümmert um die Zukunft ganz im Jetzt. Er hat wenig

Sinn für praktisch-vernünftige Lebenshaltung und wenig Verständnis und Geschmack für gefällige Umgebung und Bequemlichkeit. Ihm fehlt der Sinn für das Kleine, Begrenzte, Einzelne in jeder Beziehung. Wie gering muß sein Zeitsinn entwickelt sein, wie großzügig muß er über seine Zeit verfügen, wenn man im Russischen für „sofort" — „seitschaß" (noch in dieser Stunde) sagt! Unpünktlichkeit aber ist der Tod der Zivilisation. Sie verlangt ferner einen ausgeprägten Geldsinn, der Slawe aber ist ein schlechter Wirtschafter. Vor allem aber verlangt sie Gründlichkeit und zuverlässige Beständigkeit. Das aber sind Tugenden, die sich mit der slawischen Grenzenlosigkeit und Verachtung des Kleinen und Einzelnen nicht vertragen. Damit hängt es auch zusammen, daß in Rußland bei der hohen Begabung der Russen in den Wissenschaften verhältnismäßig sehr viel weniger geleistet worden ist als in der bildenden Kunst, der Musik und der Literatur. Die Begabung des Slawen liegt im Intuitiven. Religiöse, künstlerische, philosophische Intuition zeichnet ihn in hohem Maße aus. In seiner Philosophie spielt der Begriff der Intuition eine große Rolle. Schon vor Bergson hat Lopatin ihn originell behandelt, aber das diskursive, ausführende, ausbauende Denken liegt ihm nicht. So sehr der Slawe schöpferisch veranlagt ist, so wenig ist er erhaltend. Die schönsten neuen Gebäude sehen in Rußland in kurzer Zeit schäbig aus, weil man sie nicht zu erhalten versteht. So ist der Slawe gänzlich unbegabt für Zivilisation. Er lehnt sie auch innerlich ab und spricht geringschätzig und mit einem gewissen verächtlichen Mitleid von deutscher Ordnung und Pünktlichkeit. Sie hat für ihn etwas Verletzendes, und auf die Dauer kann er sie nicht ertragen. Wenn die Slawophilen und Leo Tolstoi über die europäische Kultur herziehen, so meinen sie zu einem großen Teil das, was wir genauer als Zivilisation bezeichnen, das Äußerliche, sozusagen den Leib der Kultur. Auch Kultur aber kann ohne einen Leib nicht existieren, und darin liegt die tiefste Tragik des slawischen Wesens.

Ein Mensch völlig anderen Schlages als der Slawe ist der Tatar. Man kann den tatarischen Typus in gewisser Hinsicht als das Gegenspiel des Slawen bezeichnen. Während der Slawe der Mensch des unbegrenzten Gefühls ist, tritt uns im tatarischen Typus harter, rücksichtsloser Wille und rohe animalische Kraft entgegen. Der slawischen Grenzenlosigkeit steht hier der auf das Begrenzte gerichtete Wille gegenüber. Der Grundzug des tatarischen Wesens ist die Selbstbehauptung. Selbstbehauptung aber ist Verteidigung der dem eigenen Wesen gezogenen Grenzen. Eisern steht der Tatar

für sich und das Seine. Mit Zähigkeit hält er seine Position. Zähe Ausdauer und eiserne Widerstandsfähigkeit machen ihn zu einem Felsen, an dem sich andere Völker vergeblich die Köpfe einrennen. Echt asiatische Gleichgültigkeit, Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit erhöhen seine Kraft. Unterliegt er, so erträgt er stumpf, was nicht mehr abzuwenden ist. Hat er die Oberhand, so geht er rücksichtslos und brutal vor. Hat er sich zum Herrn aufgeschwungen, so ist er ein despotischer Unterdrücker, der alles um sich her in seine Grenzen zwingt, unter seine Faust duckt, der dem Leben seiner Umgebung seinen Stempel aufdrückt und sie skrupellos seinen Zwecken dienstbar macht. Läßt sie sich nicht zwingen, so muß sie zerstört und ausgerottet werden. In seiner Geldgier und Machtgier scheut er keine Mittel. Vor keiner barbarischen Grausamkeit schreckt er zurück. Mitleid mit dem Unterdrückten ist ihm fremd, wie alle weichen Gefühlsregungen, und auch für sich erwartet er im Unglück kein Mitleid. Ist er der Unterdrückte, so zeigt sich die Kehrseite des Despoten — der Sklavensinn: mit Kriecherei und Verschlagenheit sucht er seine Lage zu bessern und sich wieder in eine solche Stellung hinaufzuschwingen, wo er nicht mehr der Getretene, sondern der Tretende ist.

Für das Geistige hat der Tatar nicht viel übrig. Er ist auch in geistiger Beziehung bedürfnislos und bringt fremden geistigen Bedürfnissen völlige Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit entgegen. Er hat nichts dagegen, daß andere Menschen sich mit geistigen Dingen beschäftigen, wenn er auch nicht einsieht, wozu sie nötig sind. Aber wenn er darin etwas wittert, was ihm selber gefährlich werden könnte, dann stemmt er seinen bornierten Willen dagegen und erdrückt das aufkeimende Leben, wie die Sommerdürre seiner Steppe immer wieder die aufblühende Vegetation ertötet. Als der Tatar die russischen Fürstentümer unterjochte, ließ er den Russen ihre Kirche, er drängte ihnen auch nicht den Islam auf, als er selbst Mohammedaner wurde, aber er erdrosselte das geistige Leben, das sich zu regen begonnen hatte, und machte das Rußland Wladimir Monomachs, das schon Beziehungen zum Westen angeknüpft hatte, auf Jahrhunderte zu einem asiatischen Lande. Die Tatarisierung der Gesinnung, die nun einsetzte, war vielleicht schlimmer, als die Durchsetzung mit tatarischem Blut, die später folgte. Ins Russentum übergegangen, stellten die Tataren die Männer, die der geistigen Regsamkeit ihrer slawischen Volksgenossen immer wieder einen amtlichen Riegel vorschoben. Die russische Literatur ist großgeworden im Gegensatz zur Kasjonschtschina, der Beamtenwirtschaft des Zarismus, in der man eine Fortsetzung

des tatarischen Jochs sehen kann. Es gab kaum einen Dichter, der nicht mit den Behörden in Konflikt geriet. Unter Nikolaus I. nahm die Zensur ganz ungeheuerliche Formen an. Mit besonderer Schärfe richtete sie sich gegen die Philosophie. Die Begeisterung der Russen für die deutsche idealistische Philosophie war den Bürokraten verdächtig, die Professoren der Philosophie wurden verfolgt, und die Lehrstühle für Philosophie an den Universitäten wurden abgeschafft. Ein Minister der Volksaufklärung, Fürst Schirinsky-Schichmatoff, formulierte sehr schön den tatarischen Standpunkt der Philosophie gegenüber: „Der Nutzen der Philosophie ist nicht erwiesen, und ihr Schaden ist möglich." Darum sollte es in Rußland fortan keine Philosophie mehr geben. Es ist die Knechtung des slawischen Geistes durch die tatarische Minderheit. Alle edlen slawischen Geister haben dagegen protestiert. Unermüdlich verurteilte der große russische Denker und Publizist Wladimir Solowjoff das Gewaltsame, also das Tatarische in den Methoden der Regierung und der Kirche, und forderte freie Entwicklung des Geistes. Der Dichter Alexei Tolstoi hielt den Unterdrückern den Standpunkt und den zuversichtlichen Glauben des Slawentums entgegen:

„Droht auch dem freien Menschengeist Verderben,
Verfolgung, Druck und Spott,
Er wird in keinen Sklavenketten sterben,
Davor bewahrt ihn Gott."

Was den Tataren bei aller Borniertheit dem Slawen überlegen macht, ist seine Energie. Aber es ist nicht die Energie eines schaffenden, aufbauenden Menschen; es haftet ihr immer etwas Gewalttätiges und Brutales an. Der Tatar ist der geborene Unterdrücker. In Erz gegossen steht das Reiterstandbild der brutalen tatarischen Energie noch heute in Petersburg vor dem Nikolaibahnhof: das Denkmal Alexanders III. vom russischen Bildhauer Fürst Trubezkoi, der in genialer Weise die Wesenszüge des tatarischen Unterdrückers erfaßt und im Bilde dieses Zaren verkörpert hat. Der vierschrötige, stiernackige Reiter von erdrückender Schwere, der das mächtige Roß bändigt, ist ganz als rohe animalische Kraft, als brutale Energie aufgefaßt. Das ist der tatarische Barbar, ohne Geist und ohne Gefühl, der den Slawen knechtete und auch den Finnländer und den baltischen Deutschen unter seine Knute zwingen wollte. Er wendet sich von Europa ab, weil es ihm innerlich fremd ist. Eigentlich gehört er nach Asien, aber Rußland ist ihm zum Opfer gefallen und seine Domäne geworden. Immer wieder wälzten sich die schweren Wellen

des Tatarentums nach Westen, um auch Europa zu überfluten, aber sie brachen sich an der festgefügten Wehrkraft des Abendlandes: am 9. April 1241 in der Schlacht auf der Wahlstatt an den eisernen Panzern der schlesischen Ritterschaft, jahrhundertelang an dem Deutschen Orden, der von Marienburg bis Narva die Wacht im Osten hielt, und zuletzt am 28. August 1914 bei Tannenberg; denn auch dieser Angriff der Russen war ein Werk tatarischer Zerstörungswut, in das sich das Slawentum hatte blind hineintreiben lassen. In Rußland aber herrscht noch heute die Geißel der Slawen, der grausame tatarische Despot, der sich zum Unglück Rußlands mit dem jüdischen Geiste verbündet hat. Ein Tatar und ein Jude, Lenin und Trotzki, waren es, die gemeinsam den Bolschewismus in Rußland aufrichteten.

Es lassen sich kaum größere Gegensätze denken, als die des Slawen und Tataren. Der Tatar ist dem Slawen verhaßt. „Sloi Tatarin" — der böse Tatar, heißt er im russischen Liede, und wenn ein russisches Sprichwort sagt: „Der ungebetene (d. h. unwillkommene) Gast ist schlimmer als der Tatar", so klingt daraus die Meinung des Slawen, daß etwas Schlimmeres als der Tatar kaum denkbar ist. Andererseits hat der Tatar in den Russen des slawischen Typus ein Volk gefunden, das in seiner Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, sein Machtgelüst zur Unterdrückung geradezu anstachelt. Gleichwohl finden sich in den beiden Typen bei aller Gegensätzlichkeit gewisse Berührungspunkte, und bei der Vermischung beider Rassen mußten die wenigen verwandten Züge eine eigentümliche Steigerung erfahren. Des Slawen duldende Ergebung in sein Schicksal, gepaart mit der stumpfen Gleichgültigkeit des Tataren, ergibt eine beispiellose Befähigung zum Ertragen von Ungemach. Es gibt in Europa sicher kein Volk, das das zu ertragen imstande wäre, was das russische Volk unter der Herrschaft des Bolschewismus erträgt. Die slawische Selbstaufgabe, gepaart mit tatarischer Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit, mag der Boden sein, auf dem der russische Asketismus gewachsen ist, der eine bestimmende Rolle im russischen religiösen Leben spielt. Und die slawische Grenzenlosigkeit mag im Verein mit der unbeugsamen Härte des tatarischen Willens zu dem kalten Fanatismus geführt haben, der nicht davor zurückschreckt, um einer abstrakten Idee willen ein ganzes Volk zugrunde zu richten.

Man kann das tatarische Element im russischen Volk auch als eine Ergänzung zum slawischen betrachten, insofern es ihm die Energie gegeben hat, die dem Slawen fehlt. Aber es ist nicht die Ergänzung,

die der Slawe brauchte. Diese gewalttätige und zu Zerstörung neigende Energie als Beigabe zum slawischen Charakter ergibt nur in seltenen Fällen die aufbauende Kraft, die für eine festgefügte Kultur und Zivilisation erforderlich wäre. Der Tatar ist ganz und gar nicht der Führer, den der Slawe braucht.

Man wird vom rassentheoretischen Standpunkt gegen diese Analyse einwenden, daß in der Rassenmischung, die zur Entstehung des russischen Volkes geführt hat, finnische Stämme eine nicht geringere Rolle gespielt hätten als die Tataren. Das soll durchaus nicht geleugnet werden. Die finnischen Bestandteile des großrussischen Volkes sind entschieden sehr groß. Das ganze nördliche Rußland vom Ural bis zur Ostsee war ursprünglich, wenn auch dünn, von finnischen Stämmen bevölkert, die durch russische Kolonisation aufgesogen wurden. Aber es lag nicht in der Absicht dieser Untersuchung, die rassenmäßigen Bestandteile des russischen Volkes ihrer relativen Größe nach zu bestimmen, sondern vielmehr nur, den geistigen Niederschlag der Rassenmischung festzustellen. In dieser Hinsicht ist die finnische Beimischung im russischen Volke von geringer Bedeutung. Was die Finnen zur Bildung des russischen Volkscharakters beigetragen haben, fällt nicht ins Gewicht gegenüber der slawisierenden Beeinflussung, die sie selbst erfahren haben. Die Finnen sind wohl die ersten fremden Elemente, an denen sich die oben besprochene große assimilierende Kraft des Slawentums erprobt hat. Wenn wir das finnische Wesen einerseits nach den finnischen Resten beurteilen, die sich an der Ostsee dank der Eroberung und Kultivierung von Westen her vor der slawischen auffaugenden Kraft erhalten haben, und andererseits nach den Überresten an der Wolga und jenseits des Urals, vor denen die slawische Expansion zum Stehen gekommen war, so sind als hervorstechende Züge Fleiß und Arbeitsamkeit, der Sinn für das Kleine, Begrenzte, also eine Veranlagung für Zivilisation zu nennen, während stark ausgeprägte Eigenart und schöpferische Kraft nicht in die Augen fallen. So sind es denn nicht kulturbildende, wohl aber zivilisatorische Veranlagungen, die dem Slawentum von den Finnen zugegangen sind. Die slawische Grenzenlosigkeit ist dort, wo finnisches Blut in slawisches eingeströmt ist, um ein geringes gemildert. So unterscheiden sich die stark finnisch durchsetzten Russen des Gouvernements Nishny-Nowgorod durch größere Tüchtigkeit, aber zugleich unfreundliches Wesen auffallend von den rein slawischen liebenswürdigen Bewohnern des Gouvernements Wladimir. So hat sich in den stärker finnisch durchsetzten Teilen Ruß-

lands einige ziviliſatoriſche und ſtaatenbildende Kraft geltend gemacht, und auf finniſchem Kolonialboden entſtanden zwei ſlawiſche Staatsweſen: Groß-Nowgorod, das im Handel mit der Hanſa erſtarkte, und Moskowien, das die politiſche Einigung des ganzen ruſſiſchen Gebietes übernahm.

(Schluß folgt.)

Die Domkirche zu Reval
im Wandel der Zeiten

Von Hellmuth Weiß

Das ſchlichte ehrwürdige Gotteshaus auf dem Dom zu Reval hat in den letzten Jahren, wie noch nie früher in der langen Geſchichte ſeines Beſtehens, die Blicke ganz Eſtlands und darüber hinaus eines großen Teiles der abendländiſchen Welt auf ſich gezogen. Der Kampf der deutſchen Domgemeinde um das Recht an ihrer Kirche, in dem auch eben noch nicht die endgültige Entſcheidung gefallen iſt, rollte nicht nur die außerordentlich verwickelte Frage des Beſitzrechtes auf, er ließ mit der Teilnahme für die aus ihrer Kirche vertriebene Gemeinde auch das Intereſſe für das Gotteshaus und ſeine bisherigen Schickſale wachſen. Dieſes war erſt recht der Fall, als Biſchof Kukk, durch einen Machtſpruch der Regierung in den Beſitz der Kirche geſetzt, ſich in eigenmächtiger Weiſe daran machte, der Kirche durch eine pietätloſe Remonte ihren kulturhiſtoriſchen Charakter und damit ihren eigentümlichen Reiz zu nehmen. Mit der Erkenntnis, daß hier ein kulturfeindlicher Geiſt ſein Weſen treibe, erwachte nun auch in eſtniſchen Kreiſen der Widerſtand gegen die bisherige Richtung in der Behandlung der Domkirchenfrage. Neben das vielumſtrittene nationalkirchenrechtliche Problem trat jetzt ein künſtleriſch-äſthetiſches, dem gegenüber ſich ein faſt einheitlicher Standpunkt geltend machte. Daß die Domkirche als Kulturdenkmal in ihrer inneren und äußeren Ausſtattung unverändert erhalten bleibe, iſt nicht mehr nur der Wunſch derjenigen, die mit der Kirche gefühlsmäßig eng verbunden ſind, ſondern die einmütige Forderung aller Gebildeten.

Unter den drei großen aus dem Mittelalter ſtammenden kirchlichen Bauwerken Revals iſt die Domkirche architektoniſch das ſchlichteſte. Der als gotiſche dreiſchiffige Baſilika erbauten Kirche fehlt doch alles Himmelanſtrebende eines gotiſchen Domes; tief in den Felſen hineingelagert, auf dem ſie ſteht, erſcheint ſie eher düſter und gedrungen, und auch ihr Turm, den ein barocker Helm des XVIII. Jahrhunderts

krönt, kann, trotz der hohen Lage der Kirche, nicht mit den Spitzen der Stadtkirchen an Höhe wetteifern. Dem Äußeren entspricht das Innere der Kirche, auch hier herrscht äußerste Schlichtheit, ja Dürftigkeit in baulicher Hinsicht, die gleiche Gedrungenheit in Pfeilern und Gewölben. Die Tatsache, daß man, um in die Kirche zu gelangen, mehrere Stufen hinabsteigen muß, erhöht die Düsterkeit, welche das durch die vielfach von An- und Einbauten verdeckten Fenster einströmende spärliche Licht nicht zu bannen vermag. Das Architektonische tritt völlig zurück, es dient nur als Rahmen für die barocke Innenausschmückung der Kirche. So gesehen, empfinden wir die Schlichtheit als Woltat, denn sie vermeidet die Gegensätzlichkeit zwischen metaphysischer Höhenentwicklung und erdhafter Gedrungenheit, die uns in so mancher gotischen Kirche, die in späterer Zeit eine barocke Inneneinrichtung erhalten hat, störend entgegentritt. Was wir dort als heterogen empfinden, verbindet sich in der Domkirche zu voller Harmonie, die jene Stimmung erzeugt, der jeder Besucher unwillkürlich verfällt, sobald er die Kirche betritt. Abends, wenn die nur durch Kerzen erleuchtete Kirche in einem unendlich feierlichen Lichte daliegt, gewinnt diese Stimmung an Tiefe.

So stieg ein langsam stummes Fragen auf
Zur Höhe, die sich still zur Wölbung schloß.
Von tausend golderglühten Kerzen floß
Der Schimmer um der schweren Pfeiler Knauf,
Der Fahnen Seide, starr und feierlich,
Der Wappen Zier, die vor den Heeren zog
In Sturm und Schlacht, seitdem der Danebrog
Dem schwarzen Kreuz des Deutschen Ordens wich [1])

* * *

Nur der Kern der Kirche, das Langhaus, ist in seinen Umrissen auf die Zeit der ersten Gründung, die vor 1233 erfolgt sein muß, zurückzuführen. Zweimal, 1433 und 1684, durch Feuersbrünste völlig zerstört, hat der Bau durch Anbauten vielfache Veränderungen erfahren; aus dem gleichen Grunde stammt die innere Ausschmückung vorwiegend aus der Zeit nach 1684. Die mittelalterliche Einrichtung ist völlig verschwunden, und es ist auch nicht anzunehmen, daß sie sich durch einen besonderen Reichtum ausgezeichnet hat. Das Bistum Reval

[1]) Hans Moraht: „Weihnachten in der Domkirche“ aus der Gedichtsammlung „Im Ring der Stunden“, Leipzig 1926.

war das ärmste unter den Stiftern des Landes, der Bischof übte nur inbezug auf seine geringfügigen Tafelgüter landesherrliche Rechte aus, seine Mittel waren äußerst beschränkt, und so vermochte er sicherlich nicht viel für die Ausschmückung seiner Kathedralkirche zu tun. Dafür zeugt schon der Umstand, daß an der Revaler Domkirche, im Gegensatz zu den übrigen Kathedralen Livlands, im Laufe des späteren Mittelalters keine bemerkenswerten Erweiterungsbauten vorgenommen worden sind. Im übrigen fließen die Nachrichten über die Schicksale der Domkirche im Mittelalter außerordentlich spärlich. Ihre Lage auf dem von der Stadt völlig abgetrennten Burgfelsen, inmitten der Vasallenhöfe, prädestinierte sie sicherlich schon früh zur städtischen Kirche der estländischen Ritterschaft, und es ist anzunehmen, daß diese schon in katholischer Zeit durch Schenkungen an die Kirche und durch Instandsetzung ihrer Baulichkeiten gewisse Rechte an ihr erworben hat, die dann freilich in der Reformation und in den Kriegswirren des XVI. Jahrhunderts wieder in Vergessenheit geraten sind. Die Reformation hielt auf dem Dom viel später ihren Einzug als in der Unterstadt; während diese schon 1524 die neue Lehre annahm, verblieb die Domkirche bis zum Jahre 1561 in den Händen der katholischen Geistlichkeit. Der letzte Inhaber des katholischen Bistums von Reval war von 1560 bis zum Juni 1561 Herzog Magnus von Holstein, der spätere „König von Livland" — Mit der Unterwerfung Estlands unter Schweden 1561 wurde der schwedische König Patron der Domkirche. 1565 ernannte er den Magister Folling zum protestantischen Bischof von Estland. Dem Bestreben der Regierung, auch die Geistlichkeit von Reval dem neuen kirchlichen Oberhaupt zu unterstellen, wußte die Stadt jedoch einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Der Revaler Rat hatte es schon in katholischer Zeit vermocht, auf Grund seines jus episcopale die Leitung des äußeren Kirchenwesens der Stadt in seine Hände zu nehmen. Nachdem die Stadt den lutherischen Glauben angenommen hatte, wählte sie sich einen eigenen Superintendenten, schuf sich ein Konsistorium, in welchem ein Bürgermeister den Vorsitz führte, und schied damit völlig aus dem Machtbereich des katholischen Bischofs auf dem Dome aus. Abgesehen von einer kurzen Zeitspanne in den letzten Jahrzehnten der schwedischen Herrschaft, verstand es die Stadt, sich ihr eigenes Kirchenregiment bis in die neueste Zeit zu erhalten. Der Machtbereich des vom König ernannten Bischofs erstreckte sich nur auf die Domkirche und die Landgemeinden in Estland.

Um die Wende des XVII. Jahrhunderts herrschte im estländischen

Kirchenwesen vollständiger Verfall; fünfzig Jahre lang kam es nicht zur Ernennung eines Bischofs, an der Domkirche wirkte ein unfähiger schwedischer Prediger, die deutsche Ritterschaft wandte sich immer mehr den Stadtkirchen zu. Der Dom diente in dieser Zeit fast ausschließlich den kirchlichen Bedürfnissen des schwedischen Gouvernements. Vielleicht verdankt er gerade diesem Umstande eine Reihe von wertvollen Grabdenkmälern, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hatte hier ein Glied des schwedischen Königshauses seine letzte Ruhe gefunden. Margarethe, eine Schwester Gustav Wasas, war mit einem Grafen von der Hoya vermählt. In seiner Eigenschaft als Generalgouverneur von Finnland trat dieser insgeheim in verräterische Verbindung mit Christian II. von Dänemark gegen seinen königlichen Schwager. Unter einem Vorwand verließ er Finnland, um sich nach Deutschland zu begeben; unterwegs landete er in Reval, wo er seine Familie zurückließ. Hier ist seine Gemahlin ein Jahr später, 1536, gestorben und in der Domkirche beigesetzt worden. Von ihrem Grabmal haben sich jedoch nicht die geringsten Spuren erhalten. Überaus wohlerhalten ist hingegen, trotz des Brandes von 1684, das 1595 im Altarchor der Kirche aufgestellte Grabdenkmal für den schwedischen Feldherrn Pontus de la Gardie und seine Gemahlin Sophia Gyllenhelm, eine natürliche Tochter König Johanns III. von Schweden. Das auf Befehl des Königs vom Revaler Bildhauer Arent Passer angefertigte Grabmal besticht durch die Feinheit der Ausführung und zählt zweifellos zu den schönsten Renaissancedenkmälern des Baltikums. Auf einem reichverzierten Sarkophag sind die beiden Verstorbenen in Hochrelief dargestellt, der Feldherr in der Kriegsrüstung, seine Gattin in vornehmer spanischer Tracht. Die eine Langseite des Sarkophags trägt in der Mitte in barocker Umrahmung das Relief eines Seegefechtes. An der Stirnseite und am Fußende des Sarkophags stehen zwei phrasenreiche lateinische Inschriften im Stile des späten Humanismus. Das über dem Sarkophag an der Wand errichtete Epitaph zeichnet sich durch seinen reichen Skulpturenschmuck aus. — Der glänzende schwedische Kriegsmann und Diplomat fand ein unrühmliches Ende. Er ertrank am 5. November 1582 in den Fluten der Narowa, da das baufällige Schiff, mit dem er über den Fluß setzte, um mit den Russen wegen der Verlängerung eines Waffenstillstandes zu verhandeln, beim Lösen der Geschütze auseinanderbarst. — Nicht weit von Pontus de la Gardie ruht ein anderer schwedischer Feldherr der gleichen Zeit, Carl Heinrichssohn von Horn; von seinem Epitaph

haben sich jedoch nur die Inschrifttafeln erhalten. Horn leitete bekanntlich zusammen mit seinem Vater 1577 die Verteidigung Revals gegen die Belagerungsarmee Iwans des Schrecklichen in ebenso mutiger wie erfolgreicher Weise. Einige Jahrzehnte später, im Jahre 1641, wurde ein Kriegsmann in der Domkirche zur letzten Ruhe gebettet, dessen Name zeitweilig in ganz Europa genannt worden war: Graf Heinrich Matthias von Thurn, der bekannte Anführer der böhmischen Protestanten in ihrem Aufstand gegen Kaiser Ferdinand II. Nach der Schlacht am Weißen Berge hatte er aus Böhmen fliehen müssen und verschiedenen protestantischen Herren gedient, zuletzt König Gustav Adolf von Schweden, in dessen Umgebung er die Schlachten von Lützen und Breitenfeld mitmachte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Pernau, wo seine Nachkommen als Grafen von Pernau lebten. Hier ist er 1640 gestorben und ein Jahr später auf seinen Wunsch in der Revaler Domkirche beigesetzt worden. Was den Grafen bewogen haben mag, gerade in Reval seine letzte Ruhestätte zu suchen, wissen wir nicht. Vielleicht erinnerte der Revaler Domberg mit seiner Kirche, dem Schloß und den vielen stattlichen Adelshäusern ihn, der die Sehnsucht nach seiner böhmischen Heimat nie hatte überwinden können, an das Heiligtum aller Böhmen — den Prager Hradschin? — Von seinem Grabmal hat freilich der große Brand von 1684 alle Spuren vertilgt, wohl aber besitzen wir noch die vom Revaler Gymnasialdrucker Heinrich Westphal gedruckte wortreiche Leichenpredigt des Dompropsts Magister Heinrich Stahl, die dieser dem alten Grafen und seinem jugendlichen Enkelsohne bei ihrer gemeinsamen Beerdigungsfeier am 8. März 1641 gehalten hat. — Stahl wirkte seit 1638 als Dompropst und deutscher Prediger an der Kirche. Im gleichen Jahre hatte Estland nach einem halben Jahrhundert in der Person des Magisters Joachim Ihering wieder einen Bischof erhalten, und zwar einen, der sein Amt mit Auszeichnung ausfüllte. In der Domgemeinde wurde jetzt eine Teilung vorgenommen und für die beiden neuen Gemeinden, die deutsche und die schwedische, je ein eigener Prediger angestellt. Deutscher Pastor wurde, wie schon erwähnt, Magister Heinrich Stahl, ein Mann, dessen geistiges Niveau das der bisherigen Domprediger weit überragte. Er verstand es, die in die Stadtkirchen verlaufene deutsche Domgemeinde wieder um sich zu sammeln. Als Revaler Bürgerssohn, des Estnischen mächtig, erwarb er sich große Verdienste um diese Sprache durch Herausgabe einer „Anführung zu der ehstnischen Sprach“ und seines dreiteiligen deutsch-estnischen „Leyen-Spiegels“, einer Erläuterung der

Fest- und Sonntagsevangelien. Eine Reihe von bedeutenden Nachfolgern setzte sein Werk an der Kirche fort, die deutsche Gemeinde gewann wieder ihre führende Stellung an der Kirche, eine Tatsache, die auch darin ihren Ausdruck fand, daß das deutsche Pastorat in längeren Zeitabschnitten mit dem Bischofsstuhl als Präbende vereinigt wurde.

1684 traf die Kirche der schon mehrfach erwähnte schwere Schicksalsschlag. Bei einer Feuersbrunst, die fast die ganze Dom-Stadt ergriff, wurde auch sie ein Raub der Flammen. Wir besitzen eine Schilderung dieses verheerenden Brandes in den Tagebüchern des aus Estland gebürtigen schwedischen Feldmarschalls Otto Wilhelm von Fersen. Der Feldmarschall, der sich bei Ausbruch des Brandes in seinem Hause auf dem Dom befand, konnte sich selbst nur mit Mühe retten und mußte sein Eigentum den Flammen preisgeben. Auch er hat später seine letzte Ruhestätte in der wiederhergestellten Domkirche gefunden. In der sogenannten Fersenkapelle, an der Südseite der Kirche, steht sein mächtiger, schön gearbeiteter Sarkophag, gekrönt von einem ruhenden Löwen, der den Wappenschild der Fersen in den Pranken hält.

Um die Mittel zur Wiederherstellung der Kirche zu gewinnen, wurde mit Genehmigung Karls XI. im ganzen Reiche eine Kollekte veranstaltet; gleichzeitig bewilligte die Ritterschaft in Anbetracht dessen, daß sie ihre Gottesdienste seit altersher in der Domkirche abzuhalten pflege, eine besondere Steuer. Damit erwarb sie sich nach den geltenden Gesetzen ein Mitpatronat an der Kirche, das sie freilich in schwedischer Zeit niemals auszuüben vermochte. Doch wandte sich der Adel jetzt wieder mehr der Kirche zu als zu Beginn des Jahrhunderts.

Aus der Zeit nach dem Brande stammt der schöne barocke Altar, für den der einheimische Maler Ernst Wilhelm Londicer zwei Gemälde anfertigte. Diese wurden 1881 entfernt und sind seitdem leider völlig verschwunden. An ihrer Stelle befindet sich jetzt eine Kreuzigung von Eduard von Gebhardt. Die zur gleichen Zeit wie der Altar aufgestellte barocke Kanzel stellt ein weniger gelungenes Werk dar.

Erst in russischer Zeit wurde die Domkirche in dem Sinne Kirche der Ritterschaft, daß diese das alleinige Verfügungsrecht über sie erhielt, eine Tatsache, die sich in der nun häufiger gebrauchten Bezeichnung Ritter- und Domkirche ausdrückte. In der Kapitulationsurkunde von 1710 nahm die estländische Ritterschaft unter dem Hinweis darauf, daß die Domkirche seit altersher Ritterschaftskirche

gewesen sei, das alleinige Verfügungsrecht über sie für sich in Anspruch. Diese Forderung stand in ausgesprochenem Gegensatz zu den tatsächlichen Verhältnissen während der Schwedenzeit, in welcher die Ritterschaft nicht einmal die ihr seit 1684 unzweifelhaft zustehenden Patronatsrechte an der Kirche ausüben konnte. Der Widerspruch erklärt sich jedoch leicht durch die Lage der Dinge: die schwedischen Könige hatten wohl in autokratischer Weise die Leitung des estländischen Kirchenwesens an sich gerissen, ihre strenge protestantische Gesinnung garantierte jedoch dem Lande die ungestörte Ausübung des gewohnten Glaubens. Nun trat der orthodoxe Zar an ihre Stelle, dem gegenüber man ein berechtigtes Mißtrauen in religiösen Dingen empfand. Dieses Mißtrauen gegenüber der neuen, sich zu einem fremden Glauben bekennenden Regierungsgewalt veranlaßte ohne Zweifel die Ritterschaft in erster Linie, durch zahlreiche Akkordpunkte die bisherige Zweckbestimmung der Kirchen und ihres Vermögens sicherzustellen und sie nach Möglichkeit der Verfügung der Krone zu entziehen. — Das Verfügungsrecht, welches sich die Ritterschaft jetzt hinsichtlich der Domkirche sicherte, enthielt jedoch keinerlei Besitzansprüche; das Vermögen der Kirche ist von ihr immer gesondert vom ritterschaftlichen verwaltet worden. Nutznießerin des Kirchenvermögens, wenn auch ohne ein Recht der Mitbestimmung, blieb nach wie vor die deutsche Domgemeinde, deren Bestand sich keineswegs mit dem der Ritterschaft deckte.

Ein eigentümlicher Schmuck der Kirche aus dieser ritterschaftlichen Periode, zum Teil jedoch auch schon aus schwedischer Zeit stammend, sind die zahlreichen, oft mit künstlerischer Vollendung geschnitzten farbigen Wappen. Das Wappen, früher ein untergeordneter Teil des Epitaphs, wurde im Lauf des XVII. Jahrhunderts zur Hauptsache und verdrängte jenes schließlich fast völlig. Bei den pomphaften Beerdigungen jener Zeit wurde es feierlich dem Zuge vorausgetragen, um dann über der Grabstätte in der Kirche aufgehängt zu werden. Man wetteiferte in der prunkvollen Herstellung der Wappen. „Die Helmdeckel lösen sich völlig in wirres Laubwerk auf und kriegerische Embleme, Fahnen, Gewehre, Kanonen, Trommeln und Trompeten, verflechten sich darin, als Symbole des adeligen Haupthandwerks, des Kriegsdienstes. Doch auch das genügt bald nicht mehr: die Ahnenwappen treten hinzu, zunächst als kleine Wappenschilder im Laub der Helmdecken angebracht, dann zu ganzen Stammbäumen sich entwickelnd, die, naturalistisch als Eichen oder Palmen gebildet, oft

mehrere Meter hoch das Hauptwappen überragen“ [1]). Vergebens eiferten Laien und Geistliche gegen diese „Hoffart“, und wir können nur dem Schicksal danken, daß der einmal geäußerte Vorschlag, alle Wappen zu verbrennen, nicht zur Ausführung gelangt ist. So bilden sie noch heute einen eigenartigen, charakteristischen Schmuck der Kirche, — oder vielmehr, sie bildeten ihn bis vor kurzem, denn nun sind sie als erste Opfer der schonungslosen Remonte Bischof Kukks von den Wänden der Kirche entfernt worden. Es ist nur dringend zu hoffen, daß das für den Altertumsschutz eintretende Bildungsministerium mit seiner Forderung der Wiederherstellung des Wappenschmuckes dem Bischof und dem Konsistorium gegenüber sich durchsetzen wird, zumal ihm jetzt auch die Autorität des höchsten Gerichts im Lande zur Seite steht. Die fast überreiche Fülle der Wappen und die verblichenen Fahnen, welche die Grabstätten erfolgreicher Feldherren und Admiräle beschatteten, waren es recht eigentlich, welche dem Inneren der Kirche sein eigentümlich-romantisches Gepräge verliehen [2]).

Auch in der russischen Zeit ist die Kirche noch um eine Reihe von stattlichen Grabdenkmälern bereichert worden. Das hervorragendste unter ihnen ist der weiße Marmorsarkophag im Stile der Canovaschule, den die Kaiserin Katharina II. ihrem aus Schottland stammenden Admiral Samuel Greigh, dem Sieger über Türken und Schweden, setzen ließ. Daneben befindet sich das künstlerisch wertlose, in mißverstandenen gotischen Formen errichtete Grabdenkmal eines anderen verdienstvollen Admirals, des ersten russischen Weltumseglers Adam Johann von Krusenstiern, gestorben im Jahre 1846. — Bis in die neueste Zeit hinein ehrte die estländische Ritterschaft ihre durch besondere Verdienste sich auszeichnenden Mitbrüder auch nach ihrem Tode, indem sie ihre Wappenschilder in der Kirche aufhängen ließ. So wurde die Kirche gleichsam zu einer Ruhmeshalle der estländischen Ritterschaft, aber darüber hinaus auch des ganzen baltischen Deutschtums, das in ihr die Erinnerungen an eine Reihe hervorragender Vertreter vereinigt findet. Doch nicht nur uns Deutschen ist die Domkirche als eine Stätte weihevollen Gedenkens heilig, auch Schweden und Finnländer verehren in ihr die letzte Ruhestätte des großen Pontus de la Gardie, dessen Gestalt noch heute in der Volkssage fortlebt.

---

[1]) W. Neumann: Riga und Reval, Leipzig 1908, S. 100.

[2]) Den neuesten Nachrichten zufolge hat das Konsistorium seinen Widerstand in der Wappenfrage aufgegeben; mit dem Wiederaufhängen der Wappen ist bereits begonnen worden. Die Schriftleitung.

In tiefer, fast unheimlicher Stille liegt heute die Kirche da, umschattet von den vielhundertjährigen Linden des Domplatzes. Die Gemeinde, der sie ein Heiligtum bedeutete, hat sie blutenden Herzens verlassen, eine neue will in ihr nicht heimisch werden. So ist sie zwecklos geworden — ein Museumsstück. Doch auch ein solches hat seinen Geist, den nur d e r verspürt, welcher es zu achten weiß. Dem, der diese Achtung nicht besitzt, wird es nicht mehr bedeuten als irgend ein anderer lebloser Gegenstand, er verliert aber dann auch die Berechtigung, es zu besitzen. Greift er trotzdem danach, ohne dem Geist seines Besitzes gerecht zu werden, so wird man auch ihm die Achtung nicht zollen können, welche er selbst nicht aufzubringen vermag.

Kultur, Recht und Gerechtigkeit [1])

Von C a r l v o n S c h i l l i n g

I

Unter den vielen Tönen des großen Lebenskonzerts, das uns umrauscht, scheint nach dem Kriege einer mir besonders stark zu schwingen: es ist die Idee einer letzten geistigen Einheit aller Kultur.

Das ist mehr Schauen und Glauben als Erkenntnis und Sichtbarlichkeit, denn was wir sehen und erkennen in Gegenwart und Vergangenheit, ist nicht Einheit, sondern Zwiespalt und Zerrissenheit, unendliche Vielfältigkeit verschiedenartigster Rechtsordnungen und Kulturen, Rassen, Arten, Individuen. Wie Wellen in der Flut tauchen in der Geschichte Völker und Staaten auf, haben ihre Frühzeit, ihr Mittelalter, um dann über den Kamm der Hochkultur in das Nichts der Vergessenheit zu versinken — ein scheinbar planloses Nach- und Nebeneinander.

Und doch: wir glauben und fühlen, wir meinen zu wissen, daß es einen Sinn der Weltgeschichte gibt. Es ist e i n Wind, der all den Wassern e i n e Richtung gibt.

Von jeher hat es einzelne begnadete Menschen gegeben, ja ganze Völker, die, wie Griechen und Römer, Germanen und Romanen, Führer und Lehrer der ganzen Welt geworden sind.

[1]) Der Aufsatz stellt die gekürzte, in ihrem Gedankengang unveränderte Fassung des Festvortrags dar, den der Verfasser zum 6. Jahresaktus der Herdergesellschaft zu Riga gehalten hat.

Das konnte geschehen, weil Momente biologischer, psychologischer, sittlich-politischer, historischer, religiöser und anderer Art eine gewisse Einheitlichkeit aller Kulturbewegung von vornherein bedingen. Ist doch das Wort Kultur selbst eine Zusammenfassung all solcher Momente zu einer Einheit, die Kulturgeschichte nichts anderes als eine allgemeine Geschichte der inneren Entwickelung der ganzen Menschheit.

Neu betreten sind die Wege internationaler Wirtschaft und Wissenschaft, der Weg freiwillig-friedlicher übernationaler Verbände und Rechtsordnungen, die in einzelnen Beziehungen das Leben der Völker zu erfassen suchen, um einen mehr oder weniger dauernden Frieden anzubahnen. Wir kennen alle die großen Verkehrskonventionen für Post, Eisenbahn und Telegraph, die Versuche, ein Weltwechsel- und Weltscheckrecht zu schaffen, das allmählich zum Welthandelsrecht sich ausbauen will, die Projekte zu Kodifikationen des Völkerrechts und internationalen Privatrechts.

Tagungen von Gelehrten aller Gilden, von Diplomaten und Parlamentariern, von Zionisten, Panafrikanern und Panamerikanern, Pressekonferenzen, Weltwirtschafts-, Weltchristentum-, Minoritäten- und andere Kongresse aller Art finden in ununterbrochener Reihenfolge statt. Wir können sagen: der Gedanke der Vereinheitlichung marschiert.

Als politischer Ausdruck der Friedens- und Einheitsbestrebungen der Gegenwart erscheint der Völkerbund, — freilich ein verfälschter Ausdruck, denn der Völkerbundgedanke wird von den Siegerstaaten zu ihren politischen Zwecken mißbraucht. Aber ist das ein Grund, die Idee des Völkerbundes abzulehnen? Zuvörderst scheint der Weg über die Einigung der wirtschaftlichen Gegensätze zu gehen. Hat doch schon die deutsche Zollunion bekanntlich erheblich dazu beigetragen, die Voraussetzungen für die Errichtung des Deutschen Reiches zu schaffen. In Amerika belächelt man, daß ein „kleiner Platz" wie etwa Belgien oder Holland durch Zollschranken die Wirtschaft Europas und der Welt beeinträchtigt. Derartiges ist in den „United States" undenkbar. Dafür sind ja „Vereinigte Staaten" da, um solche Hindernisse aus der Welt zu schaffen.

Und weiter: sind es die Schlechtesten unter uns, die an Europas Vereinigte Staaten glauben? Auch sie begegnen vorläufig überlegen ungläubigem Lächeln. Und doch: ebenso ungläubig hätte etwa ein Condottiere des Quattrocento gelächelt, dem man gesagt hätte, daß Pisa, Genua und Venedig, die stolze Republik St. Marco's, das ewige Kriegsbeil begraben würden, ja daß sie zusammen mit Rom

und den Staatswesen Süditaliens zu einem Großstaat werden würden. Als 1871 zu Versailles das Deutsche Reich proklamiert wurde, war das nicht vielen die Erfüllung eines idealen Traums, an den wenige Jahre vorher, ja bis zuletzt noch der Skeptiker nicht geglaubt hatte?

Es ist heute viel die Rede von einer neuen Mentalität, die Europa befrieden soll. Was ist diese Mentalität anders, als der Glaube an die Möglichkeit dessen, was aus Verstandesgründen vielen unmöglich erscheint?

Man wird einwenden, daß Glauben allein nicht viel besagen will. Nun, der Glaube ist es, der Berge versetzt. Ehrfurcht zu haben vor einem Höchsten ist nicht nur des einzelnen bestes Teil, sondern auch die ergiebigste und innerlichste Grundlage allen Kulturaufstiegs überhaupt. Religionen haben bisher am meisten die Menschheit gefördert, weit mehr als Erkenntnislehren, es sei denn, daß letztere bewußt oder unbewußt zum Rang von Glaubenslehren erhoben wurden. Denn so geschieht das immer wieder. Zu Glaubenslehren wurden die Weltanschauungen des Sozialismus und Bolschewismus, zu einer Glaubenslehre Ostwald's Energetik im „Monismus", und letzten Endes ist auch die Naturrechtslehre nichts anderes als ein Glauben an die Allmacht menschlicher Vernunft, von der angenommen wird, daß sie ein Feststehendes sei von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer sagt uns, daß dem wirklich so ist, daß nicht auch hier eine Bewegung stattfindet, die wir bisher nicht haben erfassen können?

Es handelt sich bei all diesen Lehren, die angeblich nur auf Erkenntnis und Empirismus erbaut sind, im letzten Grunde um ein Glauben. Tradition, Erziehung, Erfahrung und wissenschaftliche Ausbildung, letzten Endes unser Gefühl und Wille entscheiden, welcher Glaube uns der wertvollere ist. Nun: der Glaube an eine letzte Einheit der Kultur ist gewiß ein edelgearteter und wertvoller. Und haben wir den Glauben, so ist schon viel erreicht.

II

Wurzel und Bestandteil aller Kultur ist das Recht. Nur wo Recht und Staat Rahmen und Schutz geben, kann Kulturarbeit sich vollziehen. Und die Rechtsgeschichte ist der entwickeltste Teil der Kulturgeschichte. So ist es notwendig, die Idee einer letzten Einheit der menschlichen Kultur an der Rechtsentwickelung zu prüfen und die Frage zu stellen: ist auch im Rechtsleben ein Zug zur Vereinheitlichung zu spüren? Ich meine, es gibt der Anzeichen genug dafür. Zuvörderst gilt aber auch hier, was wir bei der allgemeinen Kultur-

geschichte sahen: auf den ersten Blick scheint alles ein Chaos, bunt und unübersichtlich, ein Werden und Vergehen scheinbar ohne Zusammenhang — ein Rechtspluralismus in Vergangenheit und Gegenwart.

Bei Susa, vermutlich von Babylon dorthin gebracht, ist zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Fels aufgefunden worden, auf dem in Keilschrift das Gesetz des Königs Hamurabi verzeichnet ist. Wir erkennen ein wohlentwickeltes Wirtschafts- und Rechtssystem, das in vielen Dingen heutigen Verhältnissen ähnlich sieht. Die einst vorhanden gewesene Rechtsordnung ist Jahrtausende hindurch einfach verloren gewesen.

Aus neuaufgefundenen ägytischen Schriftdenkmälern vermögen wir ein Bank- und Geldsystem zu rekonstruieren, das ganz modern anmutet. Es ist nicht Erbe späterer Zeiten und Völker geworden, insbesondere nicht des Volkes, das wir als das größte Rechtsvolk der Welt ansprechen — der Römer.

Ganz ab ovo haben die Römer ihr Recht aufgebaut. Wir schauen in eine Frühzeit hinein, in der sogar der Begriff des uns geläufigsten Rechtsgeschäfts — des Kaufvertrages — noch ganz jung ist. Wohl kennt man den Kauf, aber nur vor der Vollversammlung der Volksgenossen und nur inbezug auf einige ganz bestimmte festgesetzte Sachen: Grundstücke, Servituten, Vieh und Sklaven (res mancipi). Von dem Kauf ist das Pfandrecht nicht geschieden, denn man versteht die bloße Besitzübergabe nicht zu scheiden vom Eigentumsübergang. Habe ich meine Sache meinem Gläubiger übergeben, so ist er nach der Auffassung jener Zeit Eigentümer geworden. Ob er die Abrede, gegen Tilgung meiner Schuld meine Sache wieder herauszugeben, einhält oder nicht, das hängt von seinem guten Willen ab. Rechtlich gezwungen ist er hierzu nicht. „Fiducia cum creditore" heißt dies Geschäft — Zutrauen zum Gläubiger[1]).

Erst Jahrhunderte nach den ersten Anfängen Roms kommen Miete und Pacht auf. Sie schienen primitivem Verstande eine Abart des Kaufgeschäftes. Noch Gaius, ein Jurist der klassischen Zeit römischen Rechts, der im ersten Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, schreibt, daß Kauf und Miete „adeo familiaritatem habent"[2]) — eine so große Familienähnlichkeit aufweisen, daß man sie rechtlich nicht wohl von einander scheiden könne. Von so bescheidenen Rechtsanfängen eines Staats vom Flächenausmaße einiger Quadratkilometer vollzieht sich in relativ kurzer Zeit, etwa in 12 Jahrhunderten,

[1]) Gaius II, 60. [2]) Digesten 19, 2, 2.

der ungeheure Aufstieg zur Rechtsordnung des Römischen Weltreichs, die der damals bekannten Welt die Jahrhunderte währende pax romana gab — eine für spätere Zeiten fast undenkbare Vorstellung — und das stolze Werk Justinians, jenes corpus juris, das die berühmteste Kodifikation der Welt geworden ist.

Beides sank dahin. In weiten Gebieten des ehemaligen Römischen Reichs, im heutigen Deutschland und in England, in Nordfrankreich, im italienischen Longobardenreich, wurde römisches Recht von germanischen Rechten verdrängt. Das corpus juris selber aber war völlig verschwunden.

Fast 400 Jahre lang hat man keine Spuren von ihm feststellen können. Erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde eine Handschrift des corpus juris in Norditalien wieder aufgefunden, ein Ereignis, das von manchen als besondere Schicksalsfügung gepriesen worden ist, die der Rechtsentwickelung und damit der ganzen Kultur des Kontinents sein Gepräge im Guten und Bösen gegeben habe. Ist dem wirklich so? Ich glaube nicht. Ganz abgesehen davon, daß Justinians Gesetz sich als geltendes Recht noch mancherorts, so in Südfrankreich und Nordspanien, erhalten hatte, darf dreist behauptet werden, daß die römischen Rechtsgedanken auch sonst in der Welt nicht spurlos verschwunden waren, sondern vielmehr festen Fuß gefaßt hatten im Rechtsleben nicht nur der Völker, die einst zum Römischen Reich gehört hatten, sondern ebenso auch derjenigen, die dasselbe überfluteten und in Trümmer schlugen. Wären auch bis zum heutigen Tage alle dokumentarischen Nachweise über römisches Recht verschwunden — inzwischen sind aber noch viele andere aufgefunden worden —, so wäre dennoch die Rechtsentwickelung der Völker Europas in ähnlichen Bahnen vor sich gegangen, wie sie einst das corpus juris begründete. Denn diese Entwickelung darf als allgemeinmenschliche bezeichnet werden. Trotz aller Vielfältigkeit der Rechtsordnungen — für die Gegenwart brauchen besondere Belege nicht aufgeführt zu werden — weist der Menschengeist doch so viel in sich gleichbleibende Momente auf, daß die Entwickelung zwangsläufig, wenn auch lokal und national nuanciert, eine gleiche Richtung beschreitet. Als bester Beweis dafür können neben vielen anderen gerade jene Schriftdenkmäler aus Vorderasien und Ägypten dienen, die, wie bereits gesagt, in vielen Zügen eine Rechtsbildung aufweisen, die der modernen ähnlich sieht.

Aber, wird man einwenden, nicht nur die einzelnen Rechtsordnungen und -systeme haben gewechselt, auch über das Wesen des Rechts selber ist von jeher Streit gewesen.

Wir können an diesem Einwand füglich nicht vorübergehen, denn gewiß hat man immer wieder von neuem versucht, in anderer Weise Begriff und Wesen des Rechts zu fassen, und wir müssen kurz die wesentlichsten Lehren berühren, die wir als Komponenten ansprechen zu einer allgemeinen Wissenschaft von Recht und Kultur für die gesamte zivilisierte Menschheit. Recht ist, sagen die einen, wie das „Kalagathon", das ewig Wahre, Schöne und Gute, urangeboren, beschlossen im Kosmos oder in der Natur des Menschen, die ein Teil dieses Kosmos ist. So lehrte bereits Aristoteles, der demgemäß als erster „Naturrechtler" angesprochen wird. Nicht in der Satzung beruhe das Recht, sondern auf der Natur und der natürlichen Beschaffenheit des Menschen. Die Natur gebiert das Ethos.

Verspottet aber wurde diese Lehre schon in jener Zeit von den Leuten, die den Verstand zu ihrem Götzen machten. Sophisten und Skeptiker nannte man sie damals, heutzutage würde man sie als Rationalisten, Positivisten oder Materialisten bezeichnen. Wie kann Recht ewig sein, so höhnten sie, wenn doch täglich auf der Agora, dem Marktplatz Athens, Gesetze gemacht, geändert, aufgehoben werden, die offensichtlich nicht viel taugen; wenn die besten Leute verbannt werden oder den Schierlingsbecher trinken müssen. Und wie kommen solche Gesetze zustande? Ein Demagog, wenn er nur gewandt zu reden versteht, macht das Volk glauben, daß schwarz weiß ist und weiß schwarz, daß Recht Unrecht ist und Unrecht Recht. Eine für alle gültige Wahrheit gibt es nicht. Der eine sieht die Dinge so, der andere anders. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge." Von Menschen wird das Recht gemacht und danach ist es auch: elend, erbärmlich und unvollkommen. Und die letzte Konsequenz: es gibt überhaupt kein Recht, sondern bloß ein System von Gewaltregeln, erfunden von denen, die die Macht in Händen haben zur Behauptung eben dieser Macht gegenüber den schwächeren Mitbrüdern. So heute noch der große Sophist Anatol France.

Positivistisch eingestellt erscheint auch Rom. Nüchtern und praktisch ist der Römer, sein Streben auf Macht und Ordnung gerichtet. Religion ist bloß Kult. Poesie und Philosophie, überhaupt alles Übersinnliche ist fremd. Stolz ist der römische Civis auf sein Recht, das ihm die beste Ordnung der Welt dünkt. Eine glückliche Intuition ließ instinktiv das Rechte erfassen. Auf logische Gedankenreihen aber wird wenig Gewicht gelegt. Eine philosophische Durchdringung der Fragen nach Ursprung und Wesen des Rechts wird nicht versucht. Charakteristisch ist folgendes: Als erste in der Welt

haben die Römer das Eigentumsrecht voll entwickelt, ihm die Gestalt gegeben, in der es heute noch Grundlage unserer Kultur ist. Es ist das Recht der Person — des Rechtssubjekts — auf die Sache — das Rechtsobjekt. Damit wurde der uns heute so geläufige Gedanke des subjektiven Rechts in vollendeter Weise entwickelt, der theoretische Begriff eines „subjektiven" Rechts aber war noch einem Cicero fremd.

Wohl ist in Schriften römischer Juristen gelegentlich die Rede von einem über oder neben der positiven Rechtsordnung stehenden „jus naturale", aber der Begriff schwankt undeutlich, weist gelegentlich seltsame Formen auf: sollen doch auch die Tiere am „jus naturale" teilhaben, denn auch bei ihnen finden wir — so wird argumentiert — Typisches, Normenartiges, etwa eheähnliche Beziehungen. Also sollen auch sie ein Recht und Rechtsbewußtsein haben — eine Auffassung, die wir noch in den Tierprozessen des Mittelalters finden, wo Stiere und Eber, die Menschen verletzt und getötet haben, feierlich verurteilt und hingerichtet werden, als ob sie ein Bewußtsein von Recht und Unrecht haben könnten.

Das römische Weltreich wird durchsetzt vom Christentum. Die einzige Wissenschaft wird die christliche Theologie, wie bei den Römern die alles umfassende Wissenschaft die Jurisprudenz war, bei den Griechen die Philosophie, bei Ägyptern und Babyloniern Astronomie bezw. Astrologie. Als einzig herrschende Wissenschaft muß die Theologie auch die Philosophie und Jurisprudenz in sich aufnehmen. Sie muß auch die rechtsphilosophische Frage beantworten: „Was ist, woher stammt Recht?" Die Antwort ist im Sinne jener Zeit leicht gegeben. Wie Gott das All schuf, den Menschen, das Getier und die Pflanzenwelt, so schuf er auch das Recht. Es ist ein Stück der göttlichen Offenbarung. Es ist darum auch vollkommen und ewig in sich gleich. Diese Lehre beherrscht noch heute die katholische Rechtsphilosophie. Wir können auch sie als eine Art Naturrechtslehre ansprechen, die den Quell allen Rechts „a deo" führt, wie einst Aristoteles „a natura hominis".

Sie wird abgelöst von der Naturrechtslehre im engeren Sinne, die das Recht nicht mehr von Gott, nicht mehr von der Natur des Menschen, sondern aus der menschlichen Vernunft — „a ratione hominis" — ableitet. Es ist die Zeit der großen Entdeckungen, die ein geordnetes Weltbild herbeiführten. Der Begriff der Naturgesetze kommt auf, die, ebensowenig real wie etwa die Längen- und Breitengrade einer Landkarte, uns doch ein anschauliches Bild der körperlichen Welt vermitteln, uns dartun, daß eine Gesetzmäßigkeit im

Weltgeschehen vorhanden ist. Charakteristisch ist, daß unter dem Namen des „Naturgesetzes" der Begriff des Rechtsgesetzes auf das Geschehen in der Natur übertragen wird, obwohl doch das juristische Gesetz ein von dem Menschen gesetztes ist – daher das Wort —, das Naturgesetz aber nur aufgefunden werden kann. Das tertium comparationis ist die Regelmäßigkeit, und diese hatte man bisher nur in der Rechtsordnung gekannt.

Man glaubte nun den Begriff der Naturgesetze ohne viel Umstände auch auf das seelische Leben des Menschen übertragen zu können. Nicht nur die Natur selbst und die technischen Beziehungen der Menschen zur Natur, sondern ebenso auch die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander, die von Sitte und Recht geregelt werden, glaubte man in Bälde aus der „Natur der Dinge heraus" gleichsam „errechnen" und feststellen zu können. Es gebe ursprüngliche Menschenrechte — Urrechte —, vor allen Dingen das Recht des Menschen auf Freiheit; es handele sich nur darum, schöpfend aus dem urewigen Quell der Vernunft, die Natur dieser Urrechte zu klären und richtig darzustellen.

Das Naturrecht hat von Grotius bis auf Kant und Savigny geherrscht. Es bedeutete in vieler Beziehung einen ungeheuren Fortschritt und hat theoretische und praktische Erfolge gehabt, die uns noch heute in vielen Fragen grundlegend sind. Das Denken wird in geregeltere Bahnen geleitet. Man systematisierte. Im Privatrecht entstanden jene „allgemeinen Teile", die alle Lehren desselben einheitlich zusammenfassen. Es geschieht eine reinliche Trennung von privatem und öffentlichem Recht. Staatsrecht und Völkerrecht werden zu wissenschaftlich abgehandelten Disziplinen. Neu entsteht die Wissenschaft der Statistik. Es setzt sich die Idee des Rechtsstaats durch, die dem Bürger neben Pflichten auch Rechte der Staatsmacht selber gegenüber gibt.

Dem Begriff des „Urrechts" auf Freiheit verdanken wir die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, des Zunftzwanges, Einführung der Gewerbe- und Vertragsfreiheit u. a. m Das alles war seinerzeit gewiß gut und nützlich, hat aber nicht die Qualität von Urrechten oder Ewigkeitswerten, von denen man träumte. Man übersah, daß die aufgehobenen Rechtsinstitute aus historischen, wirtschaftlichen und soziologischen Ursachen geborene Gebilde gewesen waren, die ihrerzeit durchaus am Platze waren. Die Bindung an die Scholle z. B. hatte seinerzeit den schweifenden Nomaden zum unendlich höherstehenden Ackerbauer gemacht, sie war ein Fortschritt

gewesen. Von der Vertrags- und Gewerbefreiheit kehrt man heute wieder zur Gebundenheit der sozialen Gesetzgebung und der professionellen Verbände zurück.

1789 waren neben égalité, liberté und fraternité auch die propriété, das Eigentum, zu einem Urrecht des Menschen erklärt worden. Der grundlegende Gedanke war hierbei gewesen, dem Bauer auch rechtsphilosophisch ein Recht auf die dem Grundherrn abgenommenen Landstücke zu begründen. Indem man aber diese selben Landstücke dem Grundherrn nahm, durchbrach man das soeben für ein heiliges Urrecht des Menschen erklärte Prinzip des Eigentumsrechts. Und andererseits: man ahnte nicht, daß in kurzer Frist Eigentum für Diebstahl erklärt, das Wort — la propriété c'est le vol — aufkommen würde, das aus der Mentalität des Nichtbesitzenden heraus alles Eigentum ablehnt, ebensosehr mit der Begründung aus der „Natur der Dinge", wie vorher eben dieses selbe Eigentum als Urrecht der Menschheit proklamiert worden war. Es ist ein Ähnliches um den heutigen Streit zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Auch hier wird gleichsam aus der Natur der Dinge heraus der eine oder andere Standpunkt verfochten, als ob diese vorzugsweise wirtschaftlichen Fragenkomplexe und ihre Regelung in Einzelheiten nicht abhängig wären von dem jeweiligen sozialen und wirtschaftlichen Stand des kulturellen Lebens der Völker.

Aus dem stolzen Bewußtsein heraus, die besten Gesetze errechnen zu können, schuf man berühmt gewordene Gesetzeswerke: so das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794, den französischen Code Napoléon, das österreichische A. B. G. B. Man glaubte in ihnen Grundsätze eines für alle Zeiten und alle Völker gültigen Rechts geschaffen zu haben. Und dabei waren doch alle diese Codices auf die alten Grundlagen des römischen Rechts gebaut, die, zeitgemäß verändert und mit verschiedenartigem nationalen Einschlag versehen — dies hat besonders Gierke dargetan — von ihren Verfassern als allgemeingültiges „Vernunftsrecht" betrachtet wurden. Es war so, als ob man nicht bemerkte, daß z. B. die genannten drei Codices doch sehr voneinander abwichen, was ja nicht denkbar wäre, wenn wirklich ein allgemeines Recht aus der Vernunft errechenbar wäre für alle Zeiten, alle Völker und alle Bildungsepochen. Man übersah, daß man eben doch nicht nur aus der reinen Vernunft, sondern ebensosehr und vielleicht in größerem Maße noch aus der geschichtlichen Erfahrung geschöpft hatte, daß auch die Intuition der damaligen Gesetzgeber eine große Rolle spielte und daß das ver-

meintlich beste und einzige „Naturrecht" nichts anderes war als die subjektive Ansicht führender Köpfe über den Stand des Rechts ihrer Zeit.

Kant war es, der der Überheblichkeit der Vernunftlehre ein Ziel setzte. Seit Kant ist die Wahrheit unverlierbar, daß die Vernunft ihre Grenzen hat.

Gleichzeitig aber hatte Kant gegen eine andere Front gekämpft — die kritisch-empirische Richtung — und dieser Kampf führte ihn zu einer Unterschätzung der wirtschaftlichen, sozialen und psychologischen Elemente, die das Naturrecht als brauchbaren Kern enthielt, und die wir heute als unentbehrlich erkennen. Gedanklich bedeutete die Differenzierung von Recht und jenen wirtschaftlich-sozialen Elementen einen ungeheuren Fortschritt, für die praktische Ausgestaltung des Rechts der Gegenwart aber ist die Synthese aller Lebenselemente wiederum notwendig. Dies will die Schule der sog. Neukantianer nicht wahrhaben. Nur aus der Natur des Rechts heraus sei Recht zu bilden und zu verstehen. Solche rein rechtliche, von Soziologie und Psychologie prinzipiell absehende Betrachtung — die doch zwangsläufig immer wieder mit soziologischen und psychologischen Momenten rechnet, wie dies die Gegner dieser Schule überzeugend dargetan haben — führt zu einer Formaljuristik und Überschätzung der bloßen Form, die die neukantianische Rechtslehre inhaltsleer machen. „Alle diese Formen und Normen sind leer", sagt Erich Kaufmann in seiner „Kritik der neukantianischen Rechtsphilosophie" [1]), „und es führt keine Brücke von ihnen nach unten zum Sein. Und es führt vor allem auch keine Brücke nach oben zum absoluten Wahrheitswert."

Von einer anderen Seite her fand das Naturrecht seinen Überwinder in der historischen Schule und ihrem Haupt Savigny. Er brachte den großen Gedanken der geschichtlichen Entwicklung wieder zu Ehren, der in der Zeit des Naturrechts so gut wie völlig verloren gegangen war. Savigny übertrug auf das Gebiet des Rechtlichen die uns heutzutage selbstverständlich erscheinende Wahrheit, daß das Recht sich in Abhängigkeit befindet von Ort und Zeit, von der geschichtlichen Entwicklung, von dem jeweiligen Stande der Kultur und den hieraus resultierenden Anschauungen. Entsprechend diesem Grundgedanken wendet die historische Schule besondere Aufmerksamkeit dem Gewohnheitsrecht zu. Wie Sprache und Sitte, so entwickele sich gewohnheitsrechtlich aus dem Volksgeist heraus auch das Recht.

---

[1]) Tübingen 1921, S. 11.

Unbewußt — dies hat in schöner Weise Paul Sokolowsky[1]) dargetan — folgte Savigny hierbei nicht nur Schelling und Hegel, wie dies allgemein angenommen ist, sondern auch Kantschen Ideen und schöpfte aus dem Schatz national-deutscher Rechtsanschauungen. Größer aber ist das Verdienst, den übernationalen Gedanken der Evolution aufs Recht bezogen zu haben. Doch wird, wie so häufig, der neue Gedanke überspannt. Weil Gesetze den ewigen Fluß des Rechts erstarren machen und weil das Wissen seiner Zeit ihm noch nicht genügend gefördert und gefestigt schien, verneinte Savigny 1819 in seiner berühmt gewordenen Schrift „den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung" Er hat damit die Rechtseinheit Deutschlands fast um ein Jahrhundert hintangehalten. Man müsse, so war seine Ansicht, vorerst noch weiter studieren, indem man sich in die Wissenschaft, vor allem das Studium des römischen Rechts vertiefe.

Auch hier haben die Anhänger der Schule es verfehlt. Zu ausschließlich widmeten sie sich dem Studium der Antike. Gewiß verdanken wir der historischen Schule eine scharfe Quellenkritik; die Begriffsbildung wurde feiner, aber die restlose Versenkung in die Rechtsgebilde römischen Altertums schlug um in jenen berüchtigten „Historismus", der in scholastischer Art nur der Vergangenheit sich widmet, die Forderungen der Gegenwart und der Zukunft übersehend. Die Entwicklungslehre wird zu einem „Sich-bloß-verändern", dem aller Zweck und Sinn fehlt. Es bildet sich eine Begriffsjurisprudenz heraus, die alles Wollen und Werten ausschließt. Hatte doch Savigny selbst von einem „Rechnen mit Begriffen" gesprochen.

Der Überdruß an der Naturrechtslehre und der Überschwang der historischen und empirischen Wissenschaften, der alles andere überwältigte, ließ im 19. Jahrhundert das Interesse an der Philosophie ersterben. Natur- und Geschichtswissenschaftsdisziplinen dominieren ausschließlich. Ja es kommt soweit, daß vielen nunmehr die empirischen Wissenschaften, vor allem die Naturwissenschaft, allein und einzig als Wissenschaft erscheinen und alles Metaphysische abgelehnt wird.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hören an deutschen Universitäten die Vorlesungen über Rechtsphilosophie auf. Erst Anfang dieses Jahrhunderts hat Rudolf Stammler die Rechtsphilosophie wieder zu Ehren gebracht. Aber Stammlers formal-kritizistische Richtung, sein eigenartig gestaltetes „soziales Ideal" wird als einseitig

---

[1]) „Staat und Wille" (Abhandl. d. Herderinstituts I, 2, Riga, Löffler), S. 18. Auch schon früher: „Philosophie im Privatrecht", II, S. 205 ff.

empfunden, hat nicht zu befriedigen vermocht. Über das Naturrecht und den Kritizismus der Neukantianer hinweg scheint nun wieder ein Umschwung zu einer idealistischen Richtung sich anbahnen zu wollen, als deren Vertreter vor allem Binder zu nennen ist[1]). Aber noch fehlen dieser rechtsphilosophischen Richtung, wie der Philosophie unserer Zeit überhaupt, die starken Akzente, noch vermag diese Philosophie nicht ihre eigentliche Aufgabe zu erfüllen, dem Gesamtleben neue Grundlagen zu schaffen, die uns seit langem fehlen.

III

In allen diesen Lehren vom Wesen und Wert des Rechts lassen sich zwei Grundrichtungen unterscheiden. Die eine führt das Recht auf ewige Grundlagen zurück: die griechische Philosophie auf die biologische Gesamtnatur des Menschen (a natura hominis), die christliche Theologie auf Gott (a deo), das Naturrecht auf die Vernunft (a ratione). Die andere fußt auf positiv realem Boden: die Sophisten und Positivisten erkennen als Recht nur die tatsächlich geltenden Regeln und auch bei Savigny gibt es nur ein positiv-historisch gewordenes Recht, dies aber erwächst aus dem „Volksgeist"

Beide Richtungen haben ihre Berechtigung. Das Wort „Recht" ist eben mehrdeutig. Man bezeichnet damit einerseits die positiv bestehende Rechtsordnung einer gegebenen gesellschaftlichen Gruppe zu gegebener Zeit, die entwickelt oder unentwickelt, schlechter oder besser sein kann, andererseits aber das in der Brust des Menschen wohnende Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein, das, irgendwie geheimnisvoll begründet, ewig ist wie das Gottesgefühl und sich, ist es mit sozialem Pflichtbewußtsein verbunden, zum Gerechtigkeitssinn hinaufbildet.

Daß es zu allen Zeiten Rechtsordnungen gibt und gegeben hat, ist niemandem zweifelhaft. Das ist empirisches Faktum. Wo es menschliche Gemeinschaft gibt, gibt es auch Recht. Der Mensch lebt nicht allein. Robinsons gibt es nur in Robinsonaden. Immer und überall lebt der Mensch in Gesellschaft von Seinesgleichen, sei es Familie oder Sippe, Stamm, Volk oder Staat. Der Begriff der menschlichen Gesellschaft aber schließt den Begriff der Organisation und der Norm bereits in sich. Diese Norm ist zunächst der Brauch, der, unbewußt und instinktiv ausgeübt, bloß das Faktum eines gleichmäßigen Handelns bedeutet. Unsere Väter taten so, alle tun so, es

[1]) Vgl. bes. „Philosophie des Rechts" Berlin 1925 b. Stilke.

ist so. Aber aus dem „es ist so", aus dem Brauch wird bald ein „es soll so sein", — die Sitte, die fast immer religiösen Einschlag hat. Es steht ein höheres Wesen hinter ihr, eine Gottheit, die die Übertretung der Sitte rächt. Wer sie verletzt, wird friedlos, wird aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, in den Urwald oder die Wüste, in die Hände des Rachegottes. Es kommt aber eine Zeit, da man die Rache nicht mehr der Gottheit überläßt, da die Menschen selber das Richteramt in die Hände nehmen und die Übertretung der Sitte ahnden, ihre Einhaltung erzwingen. Wo dies geschehen, da ist Recht entstanden. Zuvörderst auf dem Wege der Gewohnheit, zu der sich bald der Richterspruch gesellt. Für Stehlen, Rauben, Morden werden immer wieder die gleichen Strafen verhängt, Rechtsgeschäfte in der gleichen Weise abgeschlossen und beurteilt. Form und Norm entstehen durch wiederholte richterliche Urteile. So tritt als zweite Rechtsquelle zur Gewohnheit die Richterpraxis, bis endlich — das aber ist ein langer Weg — der Menschenverstand sich zu dem Gedanken erhebt, daß auch für die Zukunft allgemeine Regeln gesetzt werden können, die für eine ganze Reihe analoger Fälle gelten sollen. Dies so gesetzte Recht ist das „Gesetz" Nun stehen Gesetz und Recht vor uns, eine Rechtsordnung bildend, die empirische Tatsache ist.

Es ist ohne besondere Beweise klar, daß derartige Rechtsordnungen auf sehr alte Zeiten zurückgehen, sich auch bei den primitivsten Völkern finden.

Noch älter aber ist das in unserer Brust wohnende Rechtsgefühl.

Auch die bescheidenste Dienerin weiß sehr wohl, daß sie Rechte hat. Auch die letzte Indianersquaw fühlt und versteht sehr wohl, ob die Behandlung, die ihr von ihrem Mann, vom Stammeshäuptling und ihrer sonstigen Umgebung widerfährt, recht oder unrecht ist. Solches Gefühl bezeichnen wir heute als „subjektives Rechtsempfinden" Der Mensch empfindet sich als Subjekt, als Träger von individuellen Rechten, für die einzustehen, um die zu kämpfen, ein Stück seiner Selbstbehauptung, sein gutes Recht ist. Und dieser „Kampf ums Recht" kann zur sittlichen Pflicht werden. „Nur wenn der Einzelne *sein* Recht nicht wehrlos kränken läßt", sagt Jhering[1]), kann *das* Recht bestehen." Weit entfernt von bloßem Rechthabenwollen, kann der Kampf ums Recht zur edlen Leidenschaft werden. Das ist der Sinn des Kampfes, den wir

[1]) Kampf ums Recht.

baltischen Deutschen seit Jahrhunderten um Sprache und Glaube, um Sitte und Recht führen und um die Anerkennung dessen, daß unsere Kinder in der Kultur unserer Väter erzogen werden dürfen. Aber solcher Kampf ums Recht ist nur solange ein guter Kampf, als ich mir bewußt bin, daß ich nur das Recht verlange, das ich auch meinem Gegner zugestehe. Nur wer fremde Rechte achtet, kann auch für sich Rechte beanspruchen. Es treffen aufeinander das Recht der Selbstbehauptung und die Pflicht gegen die Umwelt, subjektiv-individuelles Rechtsgefühl und soziale Gewissenspflicht. Aus ihrem Zusammenklang entsteht jene beständige Gesinnung, die die Römer in die schönen Worte kleideten: „honeste vivere, neminem laedere, suum cuique tribuere“ Es ist das Gebilde der Gerechtigkeit, das von jeher als Attribut eines höchsten Wesens gedacht ist. Jupiter ist höchster Richter. Der rachsüchtige und finstere Gott der Propheten des Alten Testaments erscheint seiner Zeit zwar als ein strenger, aber doch auch als ein gerechter Richter. Der Christengott, mild und barmherzig, ist doch zugleich der Richter, der am jüngsten Tage Böcke und Schafe voneinander scheidet.

Wir kommen nun weiter zur Frage: „Wie verhalten sich Rechtsordnung und Rechtsgefühl zueinander?“ Wir werden dem Naturrecht bezw. der modernen Soziologie darin Recht geben, daß als erste und Urquelle aller Rechtsordnung die natura hominis anzusprechen ist, das seelisch begründete Rechtsbedürfnis und Rechtsbewußtsein des Menschen aller Zeiten. Aber nicht die Entstehung der Rechtsordnung interessiert uns hier, sondern ihre Auswirkungen. Die Rechtsordnung ist zugleich Zwang und Befreiung, gleichermaßen Bindung und Schutz. Sie zwingt den einzelnen, sich dem von der Allgemeinheit gewollten Recht zu unterwerfen, sie befreit ihn zugleich von der Willkür des Stärkeren, sie bindet den Eigenwillen und gibt Schutz gegen den fremden Willen, soweit er unrecht ist. Die neue Freiheit und Rechtssicherheit wird gleich als selbstverständlich empfunden — der Gesunde denkt nicht daran, daß er gesund ist, sondern bloß der Kranke an die Krankheit —, der Zwang aber als lästig, oft als ungerecht. Nun: wer sollte bezweifeln, daß Bindungen lästig sein können, aber — wollen wir darum wieder der Willkür freien Lauf lassen? Sieht der Mensch nicht gerade in der Bindung Stolz und Ehre, der Mann in der Bindung an sein Wort, die Frau in der Bindung an Sitte und Schamhaftigkeit, der „Eiferer ums Gesetz“ in der Bindung an göttliches und menschliches Recht? Unvollkommen wird die positive Satzung immer wieder sein, denn als Menschenmachwerk ist sie Stück-

werk und zeitlich und örtlich bedingt, oft aber auch ungerecht, denn es ist richtig, daß sie nur ausnahmsweise und in nur ganz kleinen Kreisen von einer wirklichen „volonté générale“ getragen wird, regelmäßig aber bloß von einer Gruppe, die die Führung hat, sei es die Umgebung eines Monarchen, sei es eine Aristokratie oder Oligarchie, sei es endlich die Führergruppe innerhalb einer Demokratie oder proletarischen Masse. So ist das Gesetz Diktat, bestenfalls Kompromiß, nur ausnahmsweise aber kann und wird es alle befriedigen. Das Rechtsgefühl einzelner Personen oder ganzer Gruppen wird immer gegen die bestehende Rechtsordnung lökken, zumal wo sie sich überlebt hat. Gewinnt aber solche Meinung der Unzufriedenen die Oberhand, so gibt es Reform oder Revolution. So wechseln und wachsen die Rechtsordnungen in Abhängigkeit vom Rechtsgefühl, das die lebendige Quelle aller Rechtsentwicklung ist. Das Rechtsgefühl selber aber wird seinerseits in starkem Maße von der bestehenden Rechtsordnung beeinflußt, denn jede Rechtsordnung, die längere Zeit hindurch sich hält, erscheint bald als selbstverständlich und notwendig, und meist enthält sie auch Gedanken, die wertvoll und zweckmäßig sind. Rechtsordnung und Rechtsgefühl wirken unablässig aufeinander und aus diesem Zusammenwirken ergibt sich der Fortschritt des Rechts. Einen solchen aber leugnen zu wollen, hieße absichtlich die Augen verschließen. In Abschnitt II wurde der Tatsache Erwähnung getan, daß primitive Kulturen das Rechtsgeschäft — Vertrag, auch Testament — nicht kennen. Können wir sie uns heutzutage fortdenken? Ist es nicht ein ungeheurer Fortschritt, daß die heutigen Rechtsordnungen aller Kulturvölker nicht nur das Rechtsgeschäft als solches als selbstverständlich voraussetzen, sondern auch die vielen Typen wie Kauf, Miete, Pfandgebung, Arbeitsvertrag u. dgl. m. unterscheiden und bis ins feinste ausgearbeitet haben? Ist es nicht gemeinsamer Fortschritt, wenn wir von dem rein tatsächlichen Verhältnis des primitiven Ackerbauers zu dem von ihm bearbeiteten Lande über die Rechtsgebilde der Pacht, Erbpacht, Grundzins und anderer dinglich gewordener Rechtsverhältnisse am Lande zum vollen Eigentum gekommen sind, das allein imstande ist, den Stimulus zur Entwicklung der ganzen Arbeitskraft des Bauern zu geben? Von primitiven Mutter- und Vaterrechten, vom Brautraub und Brautkauf, von Vielweiberei und Vielmännerei zur Einehe, die anfänglich auch bloß ein Besitz- und Nutzrecht des Mannes an der Frau bedeutet, in höheren Kulturstufen aber die communio omnis vitae — die innige Verknüpfung zweier Leben zu einer Einheit. Überall kommen die Völker über

Gewohnheit und Richterspruch hinweg zum Gesetz. Überall von Sippe, Stamm und Volk zum Staat, und schließlich zu überstaatlichen Verbindungen. Die angeführten Beispiele dürften genügen, um darzutun: es gibt eine fruchtbringende Entwicklung des Rechts, und diese trägt gemeinsame, allgemein menschliche Züge. Es sind nicht nur rein nationale, örtlich gefundene und gebundene Errungenschaften, es ist nicht bloß Savigny's national-germanisch gedachter „Volksgeist", sondern vielmehr der Geist aller Kulturvölker, der mitgewirkt hat, um das große Gebäude zu schaffen, das wir in den modernen Kultur- und Rechtsordnungen vor uns sehen. Es gibt über nationale Sonderfähigkeiten und Sondererrungenschaften hinaus biologisch gemeinsame Züge der Menschheit, die der Fortbewegung des Rechts eine gemeinsame Richtung sichern, ebenso wie die Bewegung der verschiedenartigen Kulturen eine in den Grundzügen einheitliche Richtung nehmen muß, und zwar besonders schnell in unserer Zeit, wo Meere und Berge die Völker nicht mehr trennen, wo jeder große Gedanke, kaum gedacht, Gewinn und Anteil aller Welt wird.

So komme ich zum Schluß: die immer fortschreitende Vereinheitlichung des Rechts und der Kultur ist sicher, die Erreichung weiterer Etappen auf diesem Wege nur eine Frage der Zeit.

IV

Was haben wir nun unsererseits zu tun, um eine weitere Annäherung des positiven Rechts an die Idee der Gerechtigkeit zu finden und zu fördern, die letzten Endes der geistigen Einheit aller Kulturen dienen soll?

Auch auf diesem Felde ist in letzter Zeit fruchtbar gearbeitet worden. Es ist insbesondere das von der modernen Freirechtslehre bearbeitete Thema der Rechtsfindung, dessen Richtigstellung, bereits von Ihering angeregt, der Menschheit größte Dienste leisten kann.

Ihering hat bekanntlich in seinem „Kampf ums Recht" der historischen Schule Savigny's gegenüber dargetan, daß unmöglich die Gewohnheit allein als Rechtsquelle angesprochen werden könne und man den „Beruf zur Gesetzgebung" nicht verneinen dürfe. Er hat das Gesetz wieder zu Ehren gebracht.

In seinem „Geist des römischen Rechts" hat er, noch im Banne der historischen Schule, selbst die konstruktive „Begriffsjurisprudenz" in glänzendster Weise herausgearbeitet, aber doch schon von jener Antiquitätenhascherei sich gelöst, die zum Historismus der Nachfolger Savigny's geführt hat. Doch immer wieder kam Ihering bei dieser

Arbeit der Gedanke, daß über dem Einst das Heute und Morgen steht, über dem Forschen nach Ursachen einstiger Zielsetzungen der Gedanke an den heutigen und endlichen „Zweck des Rechts“ Der „Geist im römischen Recht“ blieb unvollendet, der „Zweck im Recht“ wurde geschrieben. Endlich in seinem vielleicht reifsten Werk, im „Scherz und Ernst“ hat Jhering die Begriffsjurisprudenz ganz abgetan. An die hier dargelegten Gedanken hat die moderne Lehre von der „Rechtsfindung“ angeknüpft.

Rechtsfindung kann ein Doppeltes bedeuten. Recht wird gefunden auf dem Wege der Gesetzgebung und der Rechtsprechung. Der Gesetzgeber statuiert Recht für die Gesamtheit, der Richter für den Einzelfall Beide handeln im Namen des Staates. Beide sind gebunden. Der Gesetzgeber durch die Verfassung, der Richter durch das Gesetz. Aber innerhalb des losen, rein formellen Rahmens der Verfassung ist der Gesetzgeber in seiner Zielsetzung völlig frei, er schafft neues Recht nach sebstgewählten Zwecken. Eine neue Jdee taucht auf und wird durch ein neues Gesetz verwirklicht. Neue Verhältnisse werden durch neue Gesetze geregelt. Soll nun Ähnliches nicht auch für den Richter gelten? Auch er hat beständig im Gesetz nicht vorhergesehene Fälle zu regeln, die der enorme Fortschritt der Technik, die ungestüme Fortbewegung aller Lebensbedingungen täglich neu schafft. Wir fliegen über die Meere, wir lassen Schiffe unter See laufen, wir unterhalten uns durch den Fernsprecher von Stadt zu Stadt, und das Radio ermöglicht es, daß der Politiker, der in London spricht, gleichzeitig auch in Rom, Berlin und Paris gehört wird. Wie soll der Richter sich stellen, wenn in einer neuen Zeit erwachsene, völlig neue Fragen zu entscheiden sind? Die Antwort auf diese Frage ist eine unendlich wichtige, nicht nur für die tägliche Praxis, nein, auch für die Entwicklung der Rechtsidee in ihrer Gesamtheit als Teil unserer Kultur. Die richtige Behandlung dieses Problems kann Recht und Gericht wiedergeben, was wir heute vermissen: Volkstümlichkeit und Lebenswirklichkeit. Vorausgeschickt sei, daß es sich in den folgenden Darlegungen nur um die Rechtsprechung in Fragen des bürgerlichen Rechts handelt, der Strafrichter wird sich nach wie vor an den Satz halten müssen: „nulla poena sine lege“

Die Rechtsfindung durch den Richter kann auf dreierlei Wegen geschehen; intuitiv, konstruktiv-kausal auf Grund des jeweiligen Standes des Gesetzes und endlich intuitiv-kausal-final zugleich, den Zielen einer höheren Gerechtigkeit entgegen [1]).

[1]) Vgl. hierzu Heck, Tübingen, Rektoratsrede 1912.

1. In naiven Zeiten urteilt der Richter rein intuitiv aus dem Wesen des Einzelfalles heraus. Man hat das ein Entscheiden aus der „Natur der Sache" genannt. Stammesälteste und Fürsten oder ein Rat der Alten richten frei ihrem Rechtsempfinden gemäß. Es wohnen, so ist die antike Vorstellung, im Haupt des Richterkönigs die Göttinnen des Rechts beisammen. Im Urteil entspringen sie ihm wie einst die gewappnete Pallas Athene dem Haupt des Zeus. Reden wir von einer „salomonischen Entscheidung", so denken wir an ein geistreiches, vielleicht sogar bloß witziges Wort, das den Nagel auf den Kopf trifft, nicht aber an eine Entscheidung, die nach gründlicher Untersuchung des Tatbestandes auf Gesetzesgründen oder wissenschaftlicher Forschung basiert.

Solch freies Ermessen, an keinerlei Bande einer ständigen Rechtsgebarung geknüpft, ist für unsere Zeiten ganz unzulässig. Es statuiert Willkür statt Recht. Dergleichen ist nur bei ganz primitiven Lebensumständen überhaupt denkbar.

2. Wir kommen nun zur zweiten Stufe der „gesetzlich-kausalen Rechtsfindung", wie sie die konstruktive „Begriffsjurisprudenz" entwickelt hat. Es bildet sich in höheren Kulturstufen aus Gewohnheitsrecht, richterlicher Praxis, Gesetz und wissenschaftlicher Arbeit ein kompliziertes Gewebe von Rechtsregeln, an die der Richter sich zu halten hat, auf die er sich stützt und denen er unterstellt ist. Die Rechtsordnung wird immer mehr durchgearbeitet, das Gesetz immer durchdachter und feiner, je mehr Fortschritte die Rechtsentwickelung macht. Unendliche Mühe wird an die Schaffung großer Gesetzeswerke gewandt und Stolz und Genugtuung erfüllt den Schöpfer solchen Werks. Er ist der Überzeugung, daß nun alles gut, ja vorbildlich im voraus geregelt ist — und bei den einfachen Lebensverhältnissen früherer Zeiten war ein Überschauen der typischen Fälle ja auch gewiß leichter als heutzutage. In der neuen Gesetzesordnung wird ein „logisch geschlossenes System" erblickt, das vollendet, ja lückenlos erscheint. Die Rechtsfindung wird kausal, d. h. lediglich auf die „causa" des Gesetzes begründet. Dem Richter bleibt nur die Aufgabe, dieses Gesetz genau zu studieren und gründlich zu kennen, damit er den einzelnen Fall unter die richtige Norm bringen — subsumieren — kann. Eine Auslegung, ein weiteres Forschen, eine Anwendung etwa von Gewohnheitsrecht neben dem Gesetz scheint sich zu erübrigen. Als Justinian sein corpus juris vollendet hatte, verbot er ausdrücklich alle „interpretationes, immo magis perversiones". Jede Auslegung des Gesetzes sei eine perversio, eine Verdrehung.

„An einem Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln." Streng habe man sich an das Gesetz zu halten, denn nur so sei das höchste Gut der Rechtsordnung, die Rechtssicherheit, gegeben. Nur so sei das Volk gegen die Willkür der Richter und sonstigen Machthaber geschützt. Ähnlich steht das Naturrecht und seine großen Kodifikationen. Was einmal als „Urrecht" des Menschen aufgefunden und errechnet worden ist, ist ewig und in sich vollkommen. Wo aber ein eindeutiges und klares Recht vorhanden ist, erübrigt sich das unklare und stets flüssige Gewohnheitsrecht. Da ist auch weitere Forschung nicht mehr vonnöten, ja logisch nicht gut denkbar, und auch eine Auslegung kann entbehrt werden, denn alles ist ja wohl vorher bedacht und bestimmt. Vollbewußt nahm der aufgeklärte Absolutismus diese Lehre auf. In Rußland ist bis zu den Reformen der sechziger Jahre die Anwendung von Gewohnheitsrecht gesetzlich direkt untersagt gewesen. Eine merkwürdige Bestimmung in einem Lande, wo der bei weitem größte Teil des Volks, der Bauernstand, privatrechtlich völlig nach Gewohnheitsrecht lebte und noch heute lebt. Der russische Senat, die höchste Justizbehörde, hat noch 1891[1]) jegliche Berufung auf die Wissenschaft in gerichtlichen Urteilen ausdrücklich verworfen. Gesetzesauslegung aber war denn doch unvermeidlich. Zu sehr sprang die Lückenhaftigkeit und Unvollkommenheit der Gesetze ins Auge. Aber diese Auslegung wird formell in strenge Regeln gepreßt. Auch unsere Einleitung zum D. P. R. geht von der Voraussetzung eines logisch geschlossenen Systems und einer Lückenlosigkeit der Gesetze aus. Nur so können die Bestimmungen der Einleitung zum D. P. R. verstanden werden, daß „im Zweifel Widersprüche nicht anzunehmen sind" und nach gewissen Auslegungsregeln aus der Welt geschafft werden müssen (XX), daß Gewohnheitsrecht nicht nur das Gesetz nicht aufheben und abändern kann (XXIV), sondern auch nur in den wenigen Fällen „dem Ortsherkommen der Vorzug zukommt", wo das Gesetz dieses ausdrücklich vorsieht (XXV). Und endlich, daß die in einzelnen Fällen ergangenen Urteile selbst der höchsten Gerichte nicht die Kraft eines Gesetzes haben und daher für andere Fälle nicht maßgebend sein können (XXVI).

Allerdings, es wird den Parteien nicht verwehrt, sich auf früher ergangene Erkenntnisse des Gerichts zu berufen (XXVI). Zugelassen wird auch die sog. Analogie des Gesetzes (XXI) — nicht aber

[1]) Entscheidung der Plenarversammlung des Russischen Senats vom Jahre 1891 Nr. 62.

die Analogie des Rechts, die Prüfung auf den „esprit des lois", um mit Montesquieu zu reden. Und endlich findet sich die für heutige Zeiten höchst merkwürdig anmutende Bestimmung, daß in Fällen, wo die im Gesetz dargelegten Auslegungsregeln nicht ausreichen, eine authentische Interpretation auf dem durch die Reichsgesetze vorgeschriebenen Wege zu erwirken ist (XXIII). Das bedeutete in der Sprache jener Zeit (1864) eine Verweisung an den Reichsrat, der eine offiziell bloß gesetzesberatende, faktisch aber gesetzgebende Instanz war, denn in den meisten Fällen war die Unterschrift des Zaren bloß eine Form. Also: der Gesetzgeber selbst soll einzelne Rechtsfälle entscheiden. Dem Richter aber soll in keinem Falle rechtsschöpferische Tätigkeit zustehen.

Die Bestimmung des § XXIII ist allerdings gegenstandslos geworden durch das Grundgesetz vom Jahre 1906 und den § 10 der 1864 erlassenen Z. P. O., aber es steht der Art. XXIII formell noch bis heute im Gesetz, und vor allem, er ist charakteristisch für die Auffassungen, aus denen heraus die Begriffs- und Konstruktionsjurisprudenz sich entwickelt hat, die heute noch, nicht nur bei uns, sondern auf dem ganzen Kontinent, mehr oder weniger dominiert. Das Urteil ist lediglich auf das Gesetz zu gründen, denn alle Fälle sind im Gesetz als a priori gegeben gedacht. Reichen die Gesetze nicht aus, so ist zurückzugehen auf die ihnen zugrunde liegenden im Gesetz enthaltenen Rechtsprinzipien. Aus ihnen heraus ist der Fall zu konstruieren und zu entscheiden. Der Richter hat es bequem. Er hat nur zu subsumieren, höchstens vom Gesetz ausgehend zu konstruieren. Das bedeutet oft bloß die Konstruktion anzunehmen, die ihm die Wissenschaft oder der Rechtsanwalt präsentiert, letzterer meist doch wohl ausgehend von den subjektiven Interessen seines Klienten. Oder der Richter kann wählen zwischen den zwei Konstruktionen, die die Rechtsanwälte beider Parteien dem Fall gegeben haben. Er nimmt die eine oder die andere Konstruktion an, — welche, das scheint vom Standpunkt der Begriffsjurisprudenz nicht wesentlich. Denn hat der Richter eine logische Begründung seines Urteils, basiert auf irgendwelchen, vielleicht weit hergeholten Gesetzen oder Prinzipien, so scheint dem Recht Genüge geschehen. Zu ausschließlich wird die juristische Seite der Sache untersucht. Daß die Parteien Menschen sind, deren Wohl und Wehe, ja deren ganzes Schicksal vielleicht von der Entscheidung abhängt, daß jeder Streitfall nicht nur eine rechtliche, sondern auch psychologische oder wirtschaftlich-soziale Seite hat, daß vielleicht auch eine andere, ebenso logische Konstruktion denkbar

ist, die mehr der Gerechtigkeit entspricht, das braucht an und für sich den Richter nicht zu kümmern, das ist ein „Nebenher" Er hat nicht zu werten, er hat zu subsumieren, d. h. zu erkennen, welches Gesetz auf den vorliegenden Tatbestand anzuwenden ist. Daher das Wort „Erkenntnis" für „Urteil" Das Urteilen wird degradiert zu einem rein logischen Erkennen, der Richter zur Subsumtionsmaschine. Eine derartig mechanische Auffassung ist nicht nur des Richteramts unwürdig, sie ist auch geeignet, größtes Unheil und unwiederbringlichen Schaden zu stiften. Das bloß auf logischen Konstruktionen basierte Urteil kann ein den faktischen Lebensverhältnissen durchaus unangemessenes, d. h. ein ungerechtes sein. Aber auch wenn das Urteil das Richtige trifft, wie das — zur Ehre unseres Richterstandes sei dies gesagt — in der Regel der Fall sein wird, so ergeben sich doch oft weitere Schwierigkeiten. Die eigentlichen Gründe der Entscheidung dürfen häufig nicht genannt werden. Es müssen, so schreibt der § 711 der Z. P. O. direkt vor, die Gesetze angegeben werden, auf die das Urteil begründet ist. Nun gibt es aber häufig kein eindeutiges und klares Gesetz, das dem Fall entspricht. Weitliegende Analogien werden herangezogen und Urteilsmotive hergestellt, die, gezwungen, oft auch logisch schief, den Gedankengang des Richters völlig unverständlich machen. Er darf ja die Wahrheit nicht sagen, nämlich daß er aus seiner Erfahrung und Kenntnis der realen Verhältnisse des Lebens geschöpft hat. Er muß eine „gesetzliche" Begründung schaffen. Diese wird unverständlich nicht nur für den Laien, sondern auch oft für den Fachmann. Welcher ältere Jurist wird nicht Entscheidungen des alten russischen Senats gelesen haben, die dem Wesen nach vielleicht vernünftig und gerecht, im Tenor der Motive Sätze enthalten, die derart verzwickt und verklausuliert sind, daß man wohl „staunte, aber nicht begriff"! Aus solchen Sätzen erwächst dann weiteres Unheil. Nur ad hoc — für einen besonderen Fall — konstruierte Thesen werden aus dem Zusammenhang gerissen, bei nächster Gelegenheit als Meinungen des Senats aufgestellt, um irgendwelche zweifelhafte Konstruktionen in einer neuen Prozeßsache zu verfechten, und bringen Unsicherheit ins Rechtsleben. Wie oft triumphiert die angebliche Autorität einer „Senatserläuterung", die völlig anders gedacht, für einen völlig anderen Fall speziell zurechtgelegt war! Aber auch der gründlichste und fähigste Richter, der wohl die Schiefheit der ihm präsentierten Logik durchschaut, hat die größte Mühe, das angeführte Senatswort wieder durch allerlei logische Künste zu entkräften, um in dem neuen Fall zu einer vernünftigen Entscheidung

zu kommen. Derartige Verwickelungen entfremden Recht und Gericht dem Volk.

3. Was sagt nun die neue Lehre der „Lebensjurisprudenz", die kausal, final und intuitiv sein will?

a) Sie stellt neben das unbedingt notwendige und keineswegs irgendwie anzutastende Prinzip der Rechtssicherheit — des Urteilens kausal nach dem Gesetz — die Forderung: daß das Urteil final den wirklichen Lebensverhältnissen und damit den höheren Zwecken der Gerechtigkeit entspricht. Jeder Fall hat nicht nur seine rechtliche, sondern auch seine psychologische, soziale und wirtschaftliche Seite. All dies muß berücksichtigt werden und auch im Urteil zum Ausdruck kommen.

b) Jedes Gesetz hat Lücken. Der Richter ist nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet, diese Lücken zu füllen, indem er ergänzend neues Recht schafft. Daher hat

c) der Richter nicht bloß zu subsumieren und zu konstruieren, sondern, wenn nötig, subsidiär rechtsschöpferisch aufzutreten. Das Urteil ist nicht nur logische Erkenntnis, sondern jedes Urteil ist und soll sein ein Werturteil, an dem nicht nur die Logik, sondern auch der Wille und das Rechtsgefühl des Richters Anteil haben. Alle Seelenkräfte müssen mitwirken, damit ein gerechtes Urteil entsteht. Nicht nur die Logik allein und nicht einmal an erster Stelle. Es ist der Wille, gerade so zu entscheiden und nicht anders, der in erster Linie wichtig ist und der seinerseits seine Richtung aus dem Rechtsgefühl, aus der Intuition heraus erhält. Dies wird besonders klar bei der Wahl der Auslegungsregeln. Wir wählen, je nachdem welchen Erfolg wir wollen, zwischen erweiternder und einschränkender Auslegung, zwischeu dem Argumentum a contrario oder der Analogie usw. Ist einmal die Wahl getroffen, dann kommt das logische Denken hinzu, um das Durcheinander verworrener tatsächlicher und rechtlicher Verhältnisse zu einer gerechten Entscheidung zu bringen. So entsteht das Urteil, das durchaus nicht lediglich eine logische oder theoretische „Erkenntnis" ist, sondern ein Willensakt und Rechtsgebot, hinter dem die Staatsmacht steht, und das Rechtskraft enthält, d. h. mit den Machtmitteln der Staatsgewalt durchgesetzt wird.

Der Haupteinwand gegen eine solche Art der Rechtsfindung wird insbesondere von Nichtjuristen oder juristischen Theoretikern, die der Praxis fernstehen, erhoben. Er geht dahin, daß die neue Lehre nichts anderes sei als eine Rückkehr zur sog. „Natur der Dinge", die ihrerseits nichts weiter sei als freies Ermessen, d. h. Willkür.

Das und nicht mehr sei die freie Rechtsfindung, die jegliche Rechtssicherheit aufheben müsse. Jeder Richter würde nach seinem Befinden entscheiden und allgemeine Verwirrung entstehen. So haben es die ernsteren Vertreter der neuen Richtung natürlich nicht gemeint, und wenn im Überschwang der neuen Lehre Äußerungen gefallen sind, die sich so deuten lassen, oder wenn wirklich etwa diese Meinung vorhanden wäre, so ist das natürlich abzulehnen. Nach wie vor steht der Richter unter dem Gesetz und hat es unweigerlich anzuwenden, wo es klar auf den Fall paßt. Darüber kann kein Streit sein und hier liegt auch gar keine ernstliche Gefahr. An derartiges wird der einigermaßen vernünftige praktische Jurist, der auch nur leidlich gewissenhafte Richter niemals denken. Gesetze werden nicht dazu gegeben, um mißachtet zu werden. Es handelt sich nicht um Diebstahl, Wechselklagen oder sonstige unzweideutige Fälle. Es handelt sich auch nicht um Strafsachen, in denen, wie bereits oben hervorgehoben, eine Strafe nur dann verhängt werden kann, wenn ein Gesetz dies klar vorschreibt. Es handelt sich um die Fälle im Zivilrecht, in denen es ein klares und eindeutiges Gesetz nicht gibt, um die Ausfüllung von Gesetzeslücken, um die Entscheidung neuer Fragen, die der Gesetzgeber nicht vorhergesehen hat und oft nicht vorhersehen konnte. Und auch hier soll selbstverständlich nicht nach rein subjektivem Empfinden, sondern nach objektiven Maßstäben entschieden werden. Welche sind aber diese objektiven Maßstäbe? Natürlich ist in erster Linie eine gründliche Rechtskenntnis erforderlich, die keineswegs irgendwie unterschätzt werden soll. Es ist das Recht nicht etwa ein „Minimum von Moral", wie das wohl gesagt worden ist, sondern vielmehr der Niederschlag jenes Teils unseres moralischen und rechtlichen Empfindens, der allgemein anerkannt ist und darum in die Form zwingenden Rechts gebracht werden konnte. Darüber hinaus aber muß der Richter auch wirtschafts-wissenschaftlich, soziologisch und psychologisch gebildet sein. Er muß Weltkenntnis und Humanität besitzen und endlich jenen sittlichen Ernst, der über Paragraphen und Akten, über dem jus scriptum die Gerechtigkeit sieht. Europas Völker haben im großen ganzen pflichttreue und gewissenhafte Richter, die auch von jeher bestrebt gewesen sind, nicht nur mechanisch dem Gesetz zu genügen, sondern wirkliche Gerechtigkeit walten zu lassen. Gebt ihnen Freiheit; „Mit seinen höheren Zwecken wächst der Mensch"

Von einer anderen Seite her kommt ein zweiter Einwand, der bloß Einwand scheint, in Wirklichkeit aber Stütze ist. Er lautet:

was hier vorgetragen wird, ist keineswegs etwas Neues. So hat jeder vernünftige Richter es von jeher gehalten.

Gewiß, so ist es und diese Erkenntnis kann uns in unserer Auffassung nur bestärken. Vom Postglossator Bartolus an, der erst seine Entscheidung traf und dann seinem Freund Tigrinus aufgab, die einschlägigen Stellen des corpus juris zur Motivierung heranzuziehen, bis zum russischen Senat, dessen Praxis wir hier so gut kennen, ist es de facto immer so gemacht worden, wenn dies auch in den Urteilsmotiven nicht zum Ausdruck kam. Wir wissen genau, daß derselbe russische Senat, der, wie bereits erwähnt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts jede Berufung auf die Wissenschaft untersagte, in hohem Maße rechtsschöpferisch aufgetreten ist, wobei vielfach unser Privatrecht, sowie der in Polen geltende Code Napoléon zum Vorbild gedient haben. Beide Codices aber gehen auf die wissenschaftliche Lehre des gemeinen Rechts zurück. Ebenso wurde bei der Schaffung neuen Rechts auch auf ökonomisch-soziale Verhältnisse Rücksicht genommen. Man hat in diesem Zusammenhang von einer „Kryptosoziologie" gesprochen (Schöndorf, Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin, Leipzig und Berlin 1922, S. 4). Der russische Senat hat, so gut wie aus dem Nichts, das Recht auf die Firma und Regeln über die ungerechtfertigte Bereicherung geschaffen, das Prinzip „Kauf bricht nicht Miete" aufgestellt, auch aus dem § 702 des X. Bandes, der von physischem Zwang spricht, unbedenklich gefolgert, daß auch ein durch Drohung, d. h. psychischen Zwang erzwungenes Geschäft ungültig sein soll u. a. m. Soll nun, was faktisch schon längst gehandhabt wurde, nicht auch prinzipiell anerkannt werden?

Es wird mir endlich eingewandt werden, die Regeln der Einleitung zum O. P. R. seien ja nicht mehr allein maßgebend. Nach § 815 der Z. P. O. und § 933 der Str. P. O. werden Entscheidungen des Senats, durch welche der genaue Sinn der Gesetze erläutert wird, zu allgemeiner Nachachtung publiziert[1]). Der § 10 der Z. P. O. schließt authentische Auslegungen höchster Reichsbehörden aus, denn er untersagt dem Richter, eine Entscheidung zu verzögern „unter dem Vorwande von Unvollkommenheit, Unklarheit, Lücken oder Widersprüchen in den Gesetzen" In solchen Fällen soll nach § 9 derselben Z. P. O. „der allgemeine Sinn" der Gesetze maßgebend sein.

Nun gewiß, all dies steht im Gesetz. All dies bedeutet einen Umschwung — dem Jheringschen „Zweck im Recht" entgegen.

[1]) Nach der neuen Redaktion (Gbl. 1926 Nr. 84) werden die Senatsentscheidungen bloß „zu allgemeiner Kenntnis" veröffentlicht.

Aber was haben wir damit angefangen? Sind wir wirklich von jener Konstruktions- und Begriffsjurisprudenz losgekommen oder liegen wir nicht noch vielfach in ihren Banden? Es handelt sich nicht um gedanklich Neues. Es handelt sich aber darum, daß die alte, längst bekannte Methode Allgemeingut wird, daß wir sie auch öffentlich bekennen und nach ihr handeln. Es handelt sich darum, daß man sich klar wird, daß der Richter in gewissen Fällen und in gewissem Rahmen — dem Rahmen des Gesetzes und Geistes des Rechts — rechtsschöpferisch wirken kann und soll. Es handelt sich darum, daß auch in den Motiven der Urteile dies klar zum Ausdruck kommt. Man soll nicht mehr Fälle, für die es kein klares und eindeutiges Gesetz gibt, entscheiden und motivieren durch Berufung auf irgendwelche zweifelhafte Analogien und ebenso zweifelhafte logische Konstruktionen. Man soll klar und deutlich sagen: „In diesem Fall liegt eine Lücke des Gesetzes vor, wir entscheiden daher nach § 9 der Z. P. O. auf Grund des allgemeinen Sinnes der Gesetze, auf Grund des Geistes unseres Rechts. Wir ziehen hierbei auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ins Auge, die diesem Fall zugrunde liegen." Dann kann und wird Recht und Gericht wieder volkstümlich werden, dann können wir eine wahre „Lebensjurisprudenz" erhalten. Die äußerlichen Maßnahmen würden einfache sein. Es handelt sich darum, die veralteten Bestimmungen der Einleitung zu streichen, nicht etwa aus der Wissenschaft, denn diese Bestimmungen sind fein durchdacht und durchaus brauchbar, nein, nur aus dem Gesetz, wo sie als starre Regel hemmend wirken[1]). An ihre Stelle muß ein Satz treten, ähnlich dem berühmten § 1 des Schweizer Z. G. B., der der modernen Lehre vollauf gerecht wird. Er lautet:

> „Das Gesetz findet auf alle Rechtsfragen Anwendung, für die es nach Wortlaut oder Auslegung eine Bestimmung enthält.
>
> Kann dem Gesetze keine Vorschrift entnommen werden, so soll der Richter nach Gewohnheitsrecht und, wo auch ein solches fehlt, nach der Regel entscheiden, die er als Gesetzgeber aufstellen würde.
>
> Er folgt dabei bewährter Lehre und Überlieferung."

---

[1]) Daß auch die Z. P. O. zu vereinfachen ist, ist ein Kapitel für sich, das hier nicht behandelt werden kann. Vgl. zu dieser Frage Fr. Conradis Reformvorschläge in der „Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft" I, 2 u. 3.

Hier ist alles, was wir brauchen. In erster Linie: das Prinzip der Rechtssicherheit wird voll gewahrt. Wo für einen Fall ein klares Gesetz vorgesehen ist, soll und muß es angewandt werden. Nach wie vor ist der Richter, sonst unabhängig, voll und ganz dem Gesetz unterstellt. Fehlt ein solches, so springt Gewohnheitsrecht in die Bresche, ist aber auch kein Gewohnheitsrecht zu konstatieren — aber auch nur in diesem Falle der Lücke — so tritt der Richter rechtsschöpferisch auf: er „entscheidet nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen würde" Er folgt dabei bewährter Lehre und Überlieferung, d. h. er zieht die Wissenschaft und die gerichtliche Praxis zu Rate. Wir sehen die bestimmt festgelegte Reihenfolge: Gesetz, Gewohnheit, schöpferische Tätigkeit auf Grund der Praxis und Wissenschaft.

Wenn wir so die moderne Lehre als wertvolle neue Lebensmentalität ansprechen, so scheint mir doch, daß zwei Einwendungen gemacht werden müssen. Die eine bezieht sich bloß auf eine äußere Form, die andere aber ergreift einen wesentlichen Mangel.

Der erste Einwand richtet sich gegen die bisher gewählten Benennungen der neuen Richtung. Es scheint mir mißlich, von einem „Freirecht" zu sprechen, weil darunter doch immer wieder ein Richten „aus freiem Ermessen" verstanden werden wird, das, wie bereits ausgeführt, gänzlich abzulehnen ist. Freiheit in abstracto ist ein negativer Begriff, der mit konkretem Inhalt gefüllt werden muß. Wovon soll das neue Recht frei sein? Nun natürlich nicht vom Gesetz, sondern von den Banden der Begriffsjurisprudenz. Dies aber ist ein weiteren Kreisen nicht leicht zu erklärender Begriff. Diese Art von Freiheit kann nicht volkstümlich werden. Es handelt sich aber darum, auch Bezeichnungen zu finden, die allgemein verständlich das Wesen der neuen Richtung wiedergeben.

Ähnliches gilt von dem Terminus der „Interessenjurisprudenz", der von angesehenen Juristen vorgeschlagen ist. Gewiß sind nicht bloß etwa die materiellen Interessen einzelner Individuen gemeint, gewiß soll es sich auch um die Interessen der Gemeinschaft handeln und über den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft hinaus um das „ethische Interesse" Aber schon die Wortverbindung „ethisches Interesse" erscheint uns ungewohnt. Wird das Wort „Interessenjurisprudenz" wirklich so verstanden werden, wie das seinen Befürwortern und Erfindern vorschwebt? Wird ihm nicht immer wieder die Idee der rein materiellen Interessen untergelegt werden, wird man nicht gar an Partei- und Klasseninteressen denken, denen selbst-

verständlich der Richter völlig neutral gegenüberstehen muß? So erscheint mir diese Benennung nicht glücklich gewählt. Ich glaube, es ist am besten, wir bleiben bei der Gegenüberstellung „Begriffsjurisprudenz — Lebensjurisprudenz" Dagegen kann der Einwand erhoben werden, daß das Wort „Lebensjurisprudenz" denn doch gar zu allgemein ist. Aber ich meine, es wird richtig verstanden werden, denn es trifft das Wesentliche. Das moderne Recht soll dem modernen Leben angemessen sein, das ganze Leben von allen Seiten her umfassen, soll lebendige Gerechtigkeit sein, wie einst die „viva vox populi" der prätorischen Rechtsprechung.

Der zweite Einwand betrifft das Wesen der Sache. Zu sehr will die moderne Lehre wieder auf die Natur der Dinge zurückgreifen, zu wenig berücksichtigt sie das geschichtliche Werden. Dem gegenüber muß hervorgehoben werden, daß selbstverständlich nur aus der Vergangenheit heraus die Gegenwart begriffen, die Zukunft geregelt werden kann, daß peinlich genaue Geschichtsforschung allerdings nicht Endzweck juristischer Bestrebungen sein kann, wohl aber allerwertvollstes Hilfsmittel. Wer ohne Geschichte Geschichte machen will — und auch wer neues Recht schafft, nimmt hieran teil — der ist ein Utopist. Und noch mehr, er ist kulturlos, denn alle Kultur ist Tradition. Sie knüpft an das an, was die Vergangenheit uns als gut hat erkennen lassen, an all das Kulturerbe, dessen wir teilhaftig sind.

Die moderne Lehre ist, weil lebensvoll, auch im höchsten Grade praktisch, aber keineswegs nur rein praktischer Art. Sie muß und wird gedanklich weiter durchgearbeitet werden, um ein Teil jener Rechtsphilosophie zu werden, die einer letzten geistigen Kultureinheit zustrebt. Sie geht auf letzte Ziele aus in ihrem Bestreben, das positive Recht seinem Ideal, der Gerechtigkeit, immer mehr anzunähern. Denn dies muß zum richtigen Verständnis des Rechtsbegriffs und der Rechtsentwickelung wiederholt werden: das Wort „Recht" ist vieldeutig.

Nicht nur subjektives und objektives Recht sind zu scheiden, öffentliches und privates und alle seine Abzweigungen, wie Strafrecht und bürgerliches Recht, Staatsrecht und Völkerrecht u. s. f., sondern vor allen Dingen zweierlei: Recht als positiv gegebene, von Menschen erdachte Satzung und Recht im Sinne einer idealen Gerechtigkeit. Dieser Unterschied ist in all dem Ringen um Klärung des Rechtsbegriffs häufig nicht erfaßt oder doch nicht genügend beachtet worden und daher stammen viele Mißverständnisse. Aristoteles und die Sophisten sprachen aneinander vorbei. Der erstere hatte das Recht

als Teil einer ewigen Wahrheit im Sinn, die Sophisten redeten von positiver Menschensatzung. Im theologischen Mittelalter übersieht der metaphysisch-mystische Überschwang das positive Element des historisch gewordenen Rechts. Im Naturrecht wird dasselbe positive Element zum ewigen Vernunftrecht erhoben. Erst Kant scheidet deutlich „Sein und Sollen" Die historische Schule aber lehrt, daß der Volksgeist in seiner Entwicklung das bestehende Recht immer mehr seinem Ideal annähert, und die moderne Lehre strebt nur in neuer Methode demselben Ziele der Gerechtigkeit zu. Daß das endliche Ziel des Rechts der Friede ist, d. h. der Schutz der Kulturgüter, die wir im Gang der Geschichte erworben, das hat schon Jhering ausgesprochen. Das ist aber natürlich nur ein Rahmen, innerhalb dessen es weitere Ziele der Kulturentwicklung geben muß. Welches sollen diese sein? Können sie etwa der neu einzuführenden Rechtssoziologie und Rechtspsychologie entnommen werden? Gewiß nicht. Auch diese sind nur Wissenschaften, die in erster Linie empirisches Tatsachenmaterial geben sollen, auf das wir bauen können. Die Antwort muß eine andere sein. Sie hat sich dem Leser dieser Zeilen wohl lange schon ergeben: „Wenn Jhr's nicht fühlt, Jhr werdet's nicht erjagen."

Nur das Sittengesetz, die Gesinnungsethik weist, wie aller Kultur, so auch der Rechtsentwicklung die letzten Ziele auf, nur sie können zu jener Einheit führen, an die wir glauben wollen.

Zur Frage der baltischen Generationenfolge

Jndem wir die nachfolgenden zwei Artikel — bis auf weiteres als letzte zu dieser Frage — veröffentlichen, behalten wir uns vor, gelegentlich von anderen Gesichtspunkten aus und in anderem Zusammenhang auf das Thema noch einmal zurückzukommen.

Die Schriftleitung.

Der Wechsel der Generationen und die Einheit der sittlichen Aufgabe

Es ist ein Naturgesetz, daß eine jede Generation, will sie für kommende Geschlechter weiterbauen, schöpferisch aus sich heraus Werte schaffen muß, da ein resigniertes Genügen am Vätererbe zum Absterben führt. Diese Werte finden einmal ihre Bindung an die Zeitströmung, andererseits entspringen sie dem inneren Wesen des Volkstums und sind mit dessen Eigenart eng verbunden. Diese beiden Faktoren treten in eine innige Wechselbeziehung und lassen sich nicht von einander trennen. Eine Abstraktion von der Zeitströmung kann leicht Stagnation und Rückständigkeit bewirken, die Verleugnung der Eigenart eines

Volksstammes und seiner Tradition läßt es zu Eigenwerten nicht kommen.

In gleichem Maße wie unser Baltentum raumgebunden ist, so ist es auch traditionsgebunden, — eine Erscheinung, die allen Generationen mehr oder weniger eigen war. Auf natürliche Gesetze basiert, sind, wie überall, so auch in unserer baltischen Heimat nicht nur dem ganzen Volksstamm, sondern im speziellen den verschiedenen Altersklassen eigene Aufgaben gestellt, d. h. es ist ihnen das Wirkungsfeld am inneren und äußeren Ausbau unseres Volkstums, in seinen Wechselbeziehungen zur Umwelt — bis zu einem gewissen Grade vorgezeichnet. Der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen hat naturgemäß auch in dieser Beziehung Erschütterungen hervorgerufen, er konnte aber die Grundzüge nicht verwischen. Schematisch lassen sich die Altersklassen in drei Gruppen teilen; sie bestehen bei uns wie überall, und heute wie in früheren Zeiten. Sie würden, nach Jahren gerechnet, etwa das 20.—32. Jahr, das 33.– 45. Jahr, das 46. 65. Jahr und darüber hinaus umfassen.

Von den drei skizzierten Generationen hat sich die jüngste Gruppe für Zeitströmungen jeglicher Art als die empfänglichste gezeigt. Die Verankerung in baltischer Geistesrichtung hat sich aber bisher als so fest erwiesen, daß ein Verlassen der traditionellen Bahn zu den Seltenheiten gehören mußte. Die vornehmste Aufgabe dieser Gruppe war es, sich durch Schulung und Entfaltung des inneren Menschen die Grundlage zu schaffen, die für die Mitarbeit an Volkstum und Heimat Voraussetzung ist.

Ungeachtet der Auswirkungen des Krieges, trotz der Erschütterungen der wirtschaftlichen Fundamente, trotz internationalistischer Strömungen bleibt auch heute diese Aufgabe in der Hauptsache bestehen und wird vom Gros der zur Selbständigkeit heranreifenden Männer auch in diesem Sinne aufgefaßt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Mentalität dieser Gruppe, einmal beruhend auf rein psychologischen Gesetzen, dann aber auch beeinflußt von neuzeitlichen geistigen Richtungen, derjenigen ihrer älteren Stammesgenossen nicht konform sein kann. Diese Unterschiede sind keine Neuerscheinung, sie haben bestanden und werden bestehen. Man sollte auch dem alten und immer wiederkehrenden Ausspruch der älteren Generation: „Ja, zu unserer Zeit war es besser" nicht allzu welterschütternde Bedeutung beimessen.

Eine tiefgreifende Spannung zwischen Alt und Jung kann sich erst dann zeigen, wenn die jüngere Generation Abweichungen von der auf bestimmten sittlichen Werten beruhenden Lebensauffassung der Älteren betont, wenn sie das, was den Älteren heilig war, als quantité négligeable betrachtet.

Zweifellose Pflicht der Heranwachsenden ist es in erster Linie, jene Werte zu erwerben und zu entwickeln, die als selbstverständlicher Bestandteil baltischen Wesens anzusprechen sind — Ehrenhaftigkeit, Opfersinn, Pflichtbewußtsein und Pietät. Hier in erster Linie soll der Hebel angesetzt werden, dann ließen sich auch die schädlichen Erscheinungen, die leider hier und da Platz gegriffen haben, erfolgreich bekämpfen. Und wenn wir von dieser Tradition sprechen, die die Heranwachsenden sich zu eigen machen müßten, so bleibt deren Grundlage stets ihr geistiger Charakter – die Gesinnung. Dies ist des Traditionsbegriffes tiefster und edelster Sinn. Baltische Tradition ist der Ausdruck des Bekenntnisses zu einer Gesinnungsgemeinschaft. Nie und nimmer kann sie an äußerlichen Formen gemessen werden. So wird, um ein Beispiel zu nennen, nicht die neuzeitliche

Wertschätzung des Sports als solche von den Älteren als traditionslos verurteilt werden, sondern erst die neuzeitliche Überschätzung des Sportes, die darin Ausdruck findet, daß Geistiges eine Unterschätzung erfährt. Vielen aus unserer Jugend ist es sehr geläufig, die bedeutendsten 5 Boxer aufzuzählen und ihre Ernennung zu Ehrenbürgern von Weltstädten zu bejubeln, — sehr wenig geläufig dagegen, eine Reihe von großen Forschern auf einem geistigen Gebiet namhaft zu machen.

Wenn die Jüngeren sich die gekennzeichneten positiven Werte zu eigen machen, dann wird der Zusammenhang mit der älteren Generation gefunden sein, dann werden sie als künftige Leiter unserer baltischen Geschicke ihren Posten zu erfüllen verstehen.

Die Umwälzungen der Gegenwart beruhen auf geschichtlichen Eruptionen und sind noch nicht zum Stillstand gekommen. Sie haben Erscheinungen zur Folge gehabt, die der Mentalität des Balten wesensfremd sind. Muß es da nun unserer baltischen jüngeren Generation auf das Minuskonto gebucht werden, wenn in dieser Hinsicht Gegenwartsfeindschaft besteht? Sie bedeutet ja kein starres Sichklammern an Überlebtes. Die in Elternhaus, Schule und Kirche zum größten Teil noch vor dem Kriege erworbenen geistigen und sittlichen Werte prägten die Entwicklungsform dieser jüngeren Generation. Kenntnis der heutigen Zeit kann von ihnen gefordert werden, nicht aber ein rückhaltloses Bekenntnis zu ihr. Die Gegenwart mit allen ihren Auswüchsen braucht nicht bejaht zu werden, wenn die Zukunft bejaht wird.

Wohl aber verlangt die Gegenwart eines von der jüngeren baltischen Generation: daß sie sich ihrer zukünftigen Aufgaben bewußt werde, der baltischen Aufgaben, die sich uns in erster Linie als sittliche darstellen. Sie soll nicht in der Zeit jugendlicher Unreife, sondern im gereifteren Mannesalter „Stil" zeigen, sie soll unter Leitung der Älteren in die Probleme und Geisteskämpfe der Zeit hineinwachsen, in derselben Weise, wie die mittlere Generation sich bereits eingegliedert hat. Nicht nur die Erziehung in baltischer Tradition befähigte sie dazu, sondern auch, wie bereits ausgesprochen worden ist, das große Kriegserleben, das der Generation das Zusammengehörigkeitsgefühl gab, dem einzelnen, der nicht blind über die Geschehnisse hinweggeht, Wertvolles mitgab, das als tiefverborgener Akkord oft richtunggebend mittönen muß in ihrem Tun und Denken. Der Generation der Älteren und Erfahrenen gebührt wie überall so auch in unserer baltischen Heimat die leitende Stelle. Sie ist es, die ihrer Zeit in erster Linie Gehalt und Gepräge geben sollte. Eingedenk dessen, daß Pflicht und Verantwortung der Grundton ihres Wirkens ist, müssen sie sich bewußt sein der Sorge um Heranbildung und Heranziehung der Jüngeren — einer Verantwortung, deren sich auch jeder Jüngere bewußt sein muß, der sich berufen fühlt, zu dieser Frage in der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen. Den Älteren muß auch die geistige Beeinflussung der Jüngeren zur Aufgabe werden, damit ein baltisches Geschlecht heranreife, das ungetrübt und unverfälscht vor allem eines erkennt: die sich gleich bleibende baltische Aufgabe.

Herbert Hach

Noch einmal Väter und Söhne

Wenn es mir erlaubt ist, noch einmal zum selben Thema das Wort zu ergreifen, so geschieht es nicht, um mit denjenigen zu polemisieren, die meine Ausführungen z. T. so entschieden abgelehnt haben. Aus mündlichen Äußerungen weiß ich, daß viele durchaus meine Ansicht teilen, und es ist nur selbstverständlich, daß gerade jene sich öffentlich äußerten, die etwas Abweichendes zu sagen hatten. Doch selbst diese stimmen teilweise im Grundgedanken mit mir überein, wie Herr Direktor Hollander ausdrücklich hervorhebt. Und der Grundgedanke ist naturgemäß die Hauptsache. Deshalb hieße es, glaube ich, die Angelegenheit um ihre Bedeutung bringen, wollte man um einzelne Ausdrücke streiten. Nur auf einiges erlaube ich mir zur Klarstellung hinzuweisen.

Ich habe niemals sagen wollen, daß die Generation der Älteren Brüder im allgemeinen „nichts tauge" wie Herr Direktor Hollander mich verstanden hat. Über die Tauglichkeit des einzelnen im beruflichen Leben, über den Umfang der Arbeit, die er, wie Herr Mettig hervorhebt, ohne viel Worte zu machen, leistet, will ich mir nicht das geringste Urteil anmaßen, und ich bin mir wohl bewußt, daß eine große Zahl aus jener Generation im Berufsleben sich wohl bewährt hat. Mein Ausdruck, diese Generation habe versagt, bezieht sich auf etwas ganz anderes. Es ist in der letzten Zeit von vielen Seiten und an vielen Stellen die Ansicht geäußert worden — und Schreiber dieser Zeilen ist von ihrer Richtigkeit zutiefst durchdrungen —, daß nämlich in der gegenwärtigen Zeit ganz entscheidende, tiefgreifende Umwälzungen und Revolutionen auf geistigem Gebiet sich vollziehen, bzw. schon vollzogen haben; daß das Leben des Menschen, im geistigen Verstande des Wortes, als Summe seines Fühlens, Denkens und Wollens auf eine neue Basis gestellt wird; daß, geistig verstanden, die Welt der Vorkriegszeit, das 19. Jahrhundert, überwunden ist und schnell abstirbt und daß gleichzeitig eine neue geistige Welt geboren wird. Diese Umwälzungen im Geistesleben der heutigen Zeit scheinen zum mindesten ebenso tiefeinschneidend zu sein, wie etwa vor 100 Jahren, als das 19. Jahrhundert, in der französischen Revolution geboren, das 18. Jahrhundert ablöste. Sicherlich wird der eine das gewaltige Wehen der neuerstehenden Welt intensiver fühlen und deutlicher spüren als der andere, der dritte vielleicht gar nicht, und der wird es leugnen. Wir haben aus der Geschichte Beispiele genug, daß ganz entscheidende geistige Umwandlungen von vielen Zeitgenossen überhaupt nicht empfunden und also geleugnet wurden. Die Frage nach dem Kulturgeschehen der heutigen Zeit ist natürlich die Kernfrage, und mit ihr steht und fällt die so gefaßte Frage nach den Generationen bei uns. Ist dem aber so, wie ich sagte, dann ist es die Aufgabe der Generation, die dazwischen steht, hinüberzuleiten von jenen, die im Alten wurzeln, zu den anderen, die mit dem Neuen geboren werden, wie das in Deutschland geschehen ist. Geschieht das nicht, so hat, wie ich meine, die Generation versagt, und nur in diesem Sinne habe ich diesen Ausdruck gebraucht. Wenn man mir entgegnet, ich hätte das nicht bewiesen, so scheint es mir überhaupt nicht möglich, an rein geistige Dinge einen Maßstab zu legen, der von der Naturwissenschaft herübergenommen ist. Solche Dinge lassen sich nicht „beweisen". Was ich tat, war der Versuch, meine Behauptung an einigen wenigen Beispielen zu belegen. Und Herr Direktor Hollander wie Herr R. Mettig haben unbedingt Recht, wenn sie annehmen, ich

hätte meine Behauptung nicht so leichthin niedergeschrieben. Es liegen ihr in der Tat viele weitere Beobachtungen und Erlebnisse zugrunde. Auch darin bin ich ganz der Ansicht Direktor Hollanders, daß es nicht angängig wäre, hier Namen zu nennen und auf persönliche Erlebnisse einzugehen. Ich habe Grund zu hoffen, daß ich in absehbarer Zeit die Möglichkeit haben werde, anderenorts, das ganz präzise zu begründen, was, wie ich glaube, den Älteren Brüdern im speziellen zum Vorwurf gemacht werden muß, inwiefern diese Generation, verglichen mit der gleichen Generation in Deutschland, ihre Aufgabe nicht gelöst hat. Verschiedene Gründe verbieten es mir, an dieser Stelle darauf näher einzugehen. Mir scheint aber, daß der Sache damit nicht gedient ist, wenn Dinge wiederholt werden, die allen bekannt sind und von niemandem bezweifelt werden.

Auch bestreite ich gewiß nicht, daß die „Baltische Aufgabe" ganz weit gefaßt, stets dieselbe bleibt. Aber so wahr Bischof Albert, Wolter von Plettenberg, Hamilkar von Foelkersahm und schließlich wir letztlich dieselbe Aufgabe zu lösen haben, so wird doch niemand leugnen können, daß jeder auch seine Sonderaufgaben vor sich hatte, erwachsen aus der Zeit, in die er durch höheren Willen hineingestellt wurde.

Zum Schluß sei mir erlaubt, auf den, wie mir scheint, wichtigsten Einwand die Antwort nicht schuldig zu bleiben: das ist die Frage nach dem Inhalt des von mir behaupteten Gegensatzes zwischen Vätern und Söhnen. Allerdings muß ich mich dabei auf Andeutungen und Hinweise beschränken, da ein näheres Eingehen auf diese Dinge hier viel zu weit führen würde.

Selbstverständlich liegt der Schwerpunkt nicht auf dem Formalen, sondern auf dem Inhaltlichen Das Formale wurde von mir nur betont, um am leichter Faßlichen das Thema einmal zur Sprache zu bringen. Selbstverständlich sind die Formen nur Ausdruck und Symbol dessen, was dahinter steht, und an und für sich gleichgültig. Es handelt sich hier natürlich um die geistige Grundeinstellung und mithin auch nicht um die gleichen Ziele und Zwecke, die Väter und Söhne verfolgen, nicht um die gleichen Aufgaben, die sie zu lösen haben, sondern um die grundsätzlich verschiedene innere Einstellung zu denselben Dingen. Es ist ein anderer Blickpunkt, von dem aus die Dinge angesehen werden. Deshalb scheint mir der Streit darüber, wer mehr Sinn für Gemeinschaft habe, Väter oder Söhne, wesenlos, weil den Söhnen Gemeinschaft etwas anderes ist, als den Vätern. Und so in Allem und Jedem. Der Blickpunkt aber, von dem die junge Generation ausgeht, ist, im Unterschied zu dem der Alten, im 19. Jahrhundert wurzelnden, hauptsächlich gekennzeichnet durch dreierlei: er ist *nichtindividualistisch*, *unliberal* und *unromantisch*. Weil von diesem Blickpunkt aus an sämtliche Erscheinungen des öffentlichen Lebens, bewußt oder unbewußt, herangetreten wird, deshalb wird der Gegensatz so groß.

Ich bin überzeugt davon, daß die Söhne die Erscheinungen des politischen, gesellschaftlichen und vor allem *sozialen* Lebens tatsächlich mit anderen Augen ansehen als die Väter. Parteipolitische Klassifizierung und Beurteilung anderer (etwa Ausländer) nach dem Gesichtspunkt von deren Parteizugehörigkeit, mithin in Parteivorstellungen befangenes politisches Denken ist in der Generation der Väter auch bei denen anzutreffen, die den Parteien als solchen ablehnend gegenüberstehen, die aber doch in den Vorstellungen jenes Jahrhunderts wurzeln, das die Partei und die Parteiherrschaft erdacht und durchgeführt hat. Die junge

Generation ist hierin viel unbefangener. Vor allem scheint mir die Einstellung dieser jungen Generation auf sozialem Gebiet eine ganz andere zu sein. Aus wirtschaftlicher Not geborener Zwang, als Student in dienender Stellung zu arbeiten oder im Beruf z. T. in subalterner Stellung schwer um seinen Lebensunterhalt ringen zu müssen, hat, verbunden mit neuen Geistesströmungen überhaupt, hier neue Vorstellungen aufkommen lassen. An die Stelle des alten stolzen patriarchalischen Pflichtbewußtseins, sozial niedriger stehenden, wirtschaftlich schwachen Schichten des Volkes mitleidig und wohltätig helfen zu müssen, tritt allmählich die Überzeugung von der Berechtigung dieser Schichten, sich eine *solche* wirtschaftliche und soziale Stellung durch Organisierung der Kräfte zu erzwingen, die nicht mehr des Mitleids und der Wohltat anderer bedarf. Wie sich in gesellschaftlicher Hinsicht die Begriffe darüber verschoben haben, wie lange Kleider ein „anständiger Mensch" tragen kann, worüber man in „anständiger Gesellschaft" sprechen und welche Tänze man tanzen darf, so beginnen sich die Begriffe auch darüber zu verschieben, wie ein „anständiger Mensch" sich zu sozial niedrigeren Schichten verhalten soll und wie er sich zu wirtschaftlich starken Elementen verhalten darf, auch auf die Gefahr hin, sehr scharfen Tadel zu ernten.

Wie unromantisch und unsentimental, wie nüchtern und sachlich die heutige Jugend im Grunde ist, zeigen vielleicht am deutlichsten deren *weibliche* Vertreter. Und ich glaube, daß gerade diese für die Sinnesart und geistige Einstellung der jungen Generation eine viel größere Bedeutung haben, als man gemeinhin geneigt ist zuzugeben. Die Tatsache dürfte wohl nicht bestritten werden, daß das Geschöpf des 19. Jahrhunderts, das wohl behütete und wohl beschirmte, leicht errötende und sehr romantische, nur in einige bestimmte Wissensgebiete eingeweihte „gnädige Fräulein" allmählich zu verschwinden droht. Es wird von zwei sehr verschiedenen Seiten in den Hintergrund gedrängt. Denn das im Geschäftsleben an der Öffentlichkeit stehende, erwerbende, sporttreibende, sich sehr frei gebende, „moderne" junge Mädchen entspricht dem Typus des „gnädigen Fräulein" ebenso wenig, wie seine, aus dem Wandervogel hervorgegangene, im Geistesleben an der Öffentlichkeit stehende, sich allerdings anders, aber ebenso frei gebende Altersgenossin. Beiden gemeinsam ist die erwähnte Nüchternheit und Sachlichkeit und der Wille, mitten im (geistigen und geschäftlichen) Leben der Zeit zu stehen. So scheinen diese Frauen ihren Urahnen aus dem 18. Jahrhundert, da es noch keine „gnädigen Fräulein" gab, näher zu stehen, als ihren Müttern und Großmüttern aus dem 19. Jahrhundert. Diese Tatsache übt aber, wie mir scheint, ihren Einfluß nicht nur auf das gesellschaftliche Leben aus, sondern beeinflußt auch entscheidend die geistige Haltung der ganzen heutigen jungen Generation.

Hinzu kommt noch eines. Diese Generation ist *verantwortungsfreudig*, — wenn sie nur für etwas verantworten darf! Was man von anderer Seite als Mangel an Verantwortungsgefühl gedeutet hat, mag Unvorsichtigkeit, vielleicht Leichtsinn sein, aber es ist verbunden mit einer Verantwortungswilligkeit und der Bereitschaft, dafür einzutreten, was man tut. Schließlich ist diese Generation im Grunde unbedingt *autoritätsbedürftig* und autoritätswillig. Und es ist falsch, wenn man behauptet, daß sie autoritätsfeindlich sei. Wenn es diesen Anschein hatte, so ist das vielleicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität, nicht aber das Autoritätsempfinden als solches fehlt. Allerdings sind diese Züge bei uns viel weniger zum Ausdruck gelangt, als etwa bei derselben Generation

in Deutschland. Es liegt aber kein Grund dazu vor, anzunehmen, daß diese Züge deshalb bei uns fehlen. Und sie könnten sehr plötzlich in die Erscheinung treten.

Inwiefern die Söhne antiindividualistisch sind, inwiefern sie mehr zu einer kollektivistischen Denkweise hinneigen, die im engsten Zusammenhang steht mit der oben erwähnten sozialen Einstellung, das ist auch am klarsten am Beispiel Deutschlands zu sehen, wo vieles von dem, was bei uns vermißt werden muß, bereits zum Ausdruck gelangt ist. In diesem Zusammenhang sei auf das auch bei uns viel gelesene Buch von E. J. Jung „Die Herrschaft der Minderwertigen" hingewiesen, wo der Bankerott des 19. Jahrhunderts und des Individualismus in geradezu erschreckenden Farben geschildert wird. Bezeichnenderweise gehört Jung zu der Generation der Älteren Brüder in Deutschland. Hier kann andererseits angeknüpft werden an das, wovon in sehr vorsichtiger Formulierung Dr. Wittram in seinem Aufsatz „Die Generation von 1919" ausgeht. Auch bei ihm kommt „der den einzelnen zu Bindungs- und Beziehungslosigkeit verurteilende Individualismus" sehr schlecht weg, denn Wittram sieht „den einzigen Fortschritt einer aus den Fugen gegangenen und neuer Ordnungen bedürfenden Zeit in der Entstehung neuer Gemeinschaften, die neue historische Bindungen heraufzuführen geeignet sind". Dieser Ansicht kann ich mich nur in vollstem Maße anschließen. Es sei aber die Frage erlaubt, wo die neuen Gemeinschaften, die in Deutschland die Generation der Älteren Brüder schuf, bei uns zu erblicken sind? Muß man nicht zugeben, daß die Generation von 1919 bei uns zu einer wirklich lebendigen und also bedeutsamen Gemeinschaft in der Tat leider, leider nicht geworden ist?

Hierin scheint mir des Übels Kern zu liegen, und das ist der Grund, warum ich dieses Problem in so scharf zugespitzter Formulierung öffentlich angeschnitten habe, weil ich glaube, daß eine Entwicklung im angedeuteten Sinne bei uns sehr wohl möglich, ja notwendig gewesen wäre, daß sie aber gehemmt worden ist, gehemmt durch viele bei uns immer noch herrschenden, meines Erachtens überholten, von uns aber nicht überwundenen Vorstellungen aus dem 19. Jahrhundert, die vielleicht das Negative der Gegenwart zurückhalten, sicher aber das Positive nicht zum Durchbruch kommen lassen.

Hans von Rimscha

Umschau

Die lettgallische Gefahr und das Bevölkerungsproblem in Lettland

In einer seiner letzten Nummern nimmt der „Burtnieks“*), wohl die bestredigierte lettische Monatsschrift, zum ersten Mal Stellung zum Bevölkerungsproblem in Lettland. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das lettische Volk, das noch im vorigen Jahrhundert immer große Geburtenüberschüsse aufzuweisen hatte, seit etwa 35 Jahren ununterbrochen an einem Geburtenrückgang krankt, welcher jetzt in den Nachkriegsjahren in ein kritisches Stadium getreten ist. Von Seiten livländischer Pastoren ist auf diese Tatsache schon früher wiederholt hingewiesen worden, denn im Herzen des lettischen Volkstums, in Livland, ist dieser Rückgang zuerst spürbar geworden. Amtlich ist hierzu Stellung genommen worden vom Leiter des Statistischen Amtes M. Skujeneek in seinem großen Werke „Latvija“, das er auf Grund der Daten der Volkszählung von 1925 zusammengestellt hat. Die Bedeutung dieses Problems für das Land reicht viel weiter, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte, denn zum Geburtenrückgang der Letten gesellt sich andrerseits ein enormer Geburtenüberschuß in Lettgallen. Lettgallen, ehemals Polnisch-Livland genannt, ehemals ein Teil des russischen Witebskschen Gouvernements, etwa der vierte Teil des heutigen Lettland, hat seit Bestehen des Staates, dem es durch den Friedensvertrag einverleibt wurde, durch seine vollkommen andersartigen kulturellen, wirtschaftlichen und nationalen Verhältnisse diesem immer eine schwere Aufgabe gestellt. Dieses zum großen Teil katholische, zum Teil rechtgläubige Volkstum steht der russischen Kultur bedeutend näher als der westeuropäisch-deutschen im übrigen Lande. Heute, durch besondere Gesetze in eine bevorzugte Stellung gerückt, pflegt es sein eignes Idiom in Schule und Verwaltung, führt ein starkes Eigenleben, so daß es gewiß nie in den Kreis lettischen Volkstums übergeführt werden kann. Es ist verständlich, wenn Skujeneek als Leiter des Statistisches Amtes in seiner Darstellung sich auf nichts weiter als auf eine bloße Konstatierung einlassen kann. Doch auch Skujeneek sagt, im Hinblick auf die äußerst niedrige Kulturstufe Lettgallens, daß hier ein für Lettland „außerordentlich schwerwiegendes Problem“ liege. Das Ausmaß der Bevölkerungsverschiebung durch einen Rückgang lettischer, einen Zuwachs lettgallischer Geburtenziffern ist heute, durch keine politischen Grenzen mehr gehemmt, so groß, daß diese Tatsache unseres Erachtens nicht nur in den baltischen Ländern, sondern auch im übrigen Europa Interesse erwecken muß. Für uns Balten ist es vollkommen klar, welchen Gefahren die Kultur unseres Landes ausgesetzt ist einer Macht gegenüber, gegen die, wie es scheint, kaum etwas ausgerichtet werden kann.

Wir bringen in Folgendem einige Auszüge aus den von Dr. E. Akerman im „Burtnieks“ veröffentlichten Ausführungen.

Zum Beginn ein paar Zahlen: Livland mit 23.000 qkm und 407.000 Einwohnern hat in den Jahren von 1920 1927 einen Bevölkerungsrückgang von 3000 Seelen zu verzeichnen. In derselben Zeit hat Lettgallen auf seinen 16.000 qkm mit seinen 556.000 Einwohnern einen Zuwachs von 58.000 Seelen aufzuweisen. Der geringfügige Zuwachs in den übrigen Teilen Lettlands fällt dagegen garnicht ins Gewicht, insbesondere da er sich durch eine Rückkehr von 20.000 Kriegsflüchtlingen nach Kurland erklärt. Dasselbe gilt für Riga. Rechnet man den

*) Nr. 9, 1928.

Illurtschen Kreis ethnographisch zu Lettgallen, so erhalten wir eine Gesamtanzahl von 609.000 Lettgallern, das sind bei 1.870.000 Bewohnern Lettlands rund ein Drittel. Und nun Dr Akerman:

„Auf kulturellem und politischem Gebiet ist dieses Verhältnis für die Zukunft und Stärke unseres Staates eine ausgesprochene Gefahr, denn es kann darüber kein Zweifel sein, daß es dem kulturell höherstehenden Teil Lettlands über die Kraft geht, Lettgallen seiner Kultur anzuschließen, es aufzusaugen, es zu verletten. Auch über die biologischen Eigenschaften der Rasse der lettgallischen Einwohner können wir auch bei aller Objektivität keine zu hohe Meinung haben. Schwerlich ist auf dem Territorium des gewesenen Rußland eine andere Landschaft mit einem so bunten Gemisch von Volkstümern und Konfessionen zu finden. Letten, Litauer, Russen, Weißrussen, Polen und Juden bilden hier ein Gemisch, das im Ergebnis einen ethnographischen Typus mit sehr negativen rassenbiologischen Eigenschaften hervorgebracht hat. Russische Faulheit verbindet sich mit Betrug und Verrat. Den Russen ist es während ihrer Regierungszeit gelungen, Lettgallen soweit zu russifizieren, daß die Sympathien für die russische Kultur und den russischen Staat in Lettgallen tiefe Wurzeln geschlagen haben und diese Sympathien sich bei erster Gelegenheit in feindlicher Handlungsweise gegen das übrige Lettland äußern können. Und eine unumstößliche Tatsache ist, daß nicht so sehr das protestantische Lettland, wohl aber gerade Lettgallen selbst seine Zugehörigkeit zur römischen Kirche als ein ernstes Hindernis für eine kulturelle und nationale Vereinigung mit dem übrigen Lettland ansieht. Dieses unerfreuliche Bild wird noch düsterer, wenn wir unser Augenmerk einem anderen Umstand zuwenden. Es erweist sich nämlich, daß Lettgallen durch seinen schnellen Bevölkerungszuwachs in dieser Richtung (was die Dichte betrifft) eine Grenze erreicht hat, denn die Zahl der Einwohner Lettgallens übersteigt im Durchschnitt 35,5 auf 1 qkm (im Dünaburger Kreise sind es sogar 43,6); das bedeutet, daß in Lettgallen auf einem qkm genau zweimal so viel Einwohner leben wie in Livland, wo auf 1 qkm 17,6 Einwohner entfallen. Lettgallen, als reines Agrarland, kann einem großen Bevölkerungszuwachs keine Existenz mehr bieten, und ganz natürlich wird daher die lettgallische Welle immer mehr und mehr die weniger dicht bevölkerten Gegenden aufsuchen, wie das schon jetzt, besonders in Livland, zur gewohnten Erscheinung geworden ist. Unzweifelhaft wird sich das jetzige Wandern der Lettgaller zu einer systematischen Eroberung Livlands und Kurlands ausgestalten, und damit im Zusammenhang steht die Möglichkeit, daß sich in nicht allzuferner Zukunft in der politischen und kulturellen Struktur unseres Landes tiefgreifende Änderungen zugunsten des katholischen und rechtgläubigen, russisch sprechenden Teiles der Bevölkerung ergeben werden."

Untersuchen wir die Frage des Geburtenüberschusses resp. -rückganges in bezug auf die Konfessionen, so ergibt sich für den lutherischen Teil der Bevölkerung Lettlands im besten Falle ein Gleichgewicht, während die Katholiken, die Rechtgläubigen und auch die Juden einen großen Zuwachs aufzuweisen haben. Unzweifelhaft wird auch dieses eine Rückwirkung auf die lutherischen Gebiete haben, ist doch das Anwachsen des katholischen Einflusses von Lettgallen aus nicht nur in den Regierungsverhältnissen zu spüren, sondern auch auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten zu verzeichnen. In Wenden, im Herzen Livlands, ist eine katholische Kirche erbaut worden, damit es den Lettgallern möglich wird, sich in Wenden anzusiedeln.

Daß der Geburtenrückgang nicht nur auf wirtschaftliche Ursachen zurückgeführt werden kann, ist selbstverständlich, namentlich wenn wir die wirtschaftliche Notlage Lettgallens in Betracht ziehen. Daß das Erreichen einer gewissen Kulturstufe mit Geburtenrückgang verbunden ist, zeigen Vergleiche mit der Statistik des Geburtenzuwachses der verschiedensten Bevölkerungsschichten in anderen europäischen Ländern. Nie dürfte aber Lettland, das reine Agrarland, auch mit anderen Ländern verglichen, so niedrige Ziffern aufweisen. Im großen gesehen, kann es sich nur um eine einerseits biologische, andrerseits ethische Erscheinung handeln, um ein Nachlassen des Willens zum Kinde, bei dem Erscheinungen wirtschaftlicher und kultureller Natur eine mitbedingende Rolle spielen. Das Sinken der Geburtenziffer in Lettland läßt sich vielleicht auch schon durch die starke Verschiebung der sozialen Verhältnisse erklären, durch das Anwachsen des lettischen Beamten- und Bürgertums. Doch ist die Zahl der Geburten im Verhältnis zur Anzahl der Eheschließungen gerade im lettischen Teil besonders niedrig. Stillstand in der Bevölkerungszunahme wird in einem einheitlich besiedelten großen und reichen Lande, z. B. in Frankreich, als gefährlich für die Zukunft angesehen. Wieviel mehr Sorgen muß dieses bei uns erwecken, wenn in die entstehende Lücke ein landfremdes Element eintritt, durch konfessionelle und nationale Mächte gefördert! Wie gefährlich muß eine „Unterwanderung" Lettlands für das ganze Land werden, wenn man bedenkt, daß die Landfremden dem russischen Kulturkreise, der katholischen Kirche angehören, dem protestantisch-westlichen Kulturkreise also feindlich gegenüberstehen! E. K.

Leo Tolstois Weltanschauung

(Zu seinem 100. Geburtstage am 9. September 1928)

„In den ersten Jahren unserer Ehe verlangte mein Mann, daß ich auf der Eisenbahn in der ersten Klasse fahren sollte", erzählte einmal im Alter Leo Tolstois Frau Sophia Andrejewna, „ich fuhr aber immer in der zweiten; und jetzt sucht er mich zu überreden, in der dritten Klasse zu fahren — ich benutze aber nach wie vor die zweite."

Diese kleine Erzählung ist äußerst charakteristisch nicht nur für Tolstois Eheleben, sondern auch zugleich für seine ganze Geistesrichtung. Die „mittlere Klasse" des gesunden Menschenverstandes, des Leitsterns der Mehrzahl der Menschen, war für ihn sein Leben lang ein Greuel. In der ersten Hälfte seines Lebens bekämpfte er sie vom Standpunkt der aristokratischen Vornehmheit (der „ersten Klasse"), in der zweiten — vom Standpunkt der bäurischen Vereinfachung (der „dritten Klasse"). In beiden Fällen wird das Naheliegende, Logische vom Extremen, Alogischen verdrängt. In seiner Jugend war Tolstoi ein schrankenloser Lebensgenießer; im reifen Alter — nach seinem Damaskuserlebnis — verdammte er sein gesamtes früheres Leben: nicht nur sein Soldatentum, seine Liebeleien, seine Jagdleidenschaft, sein Hasardspielen usw., sondern sogar beinahe sein ganzes herrliches Künstlertum, das ihm nun als „nichtig" erscheint!

Man hat bei Tolstoi oft den Eindruck, daß er das Alltägliche, Gewöhnliche, Kleine nicht nur immer mit dem „Ewigkeitsmaßstab" mißt, sondern es wirklich überhaupt nicht sieht oder nicht sehen will, da sein Blick wie in Verzückung auf das Endgültige, Maximale, Grenzenlose gerichtet ist. So fremdartig uns dieser Zug auch anmutet, so müssen wir uns doch — in unserem eigenen Interesse — mit ihm auseinandersetzen, da er sich

heutzutage auf den verschiedensten Lebensgebieten bemerkbar macht, ja geradezu einer der Grundzüge unserer Zeit geworden ist: der neue Zeitgeist ist etwas russisch „angehaucht“: darin besteht die Versuchung des urrussischen Tolstoi'schen Geistes. Das fraglos größte Übel unserer Zeit — der Bolschewismus — ist die extremste, verzerrte Äußerung dieses maximalistischen Geistes, seine Bekämpfung — eine der gegenwärtigen Hauptaufgaben Westeuropas: zu dem Zweck muß diesem Riesengiftpilz aber nicht nur der Kopf abgeschlagen, sondern, vor allem, die Wurzel abgegraben werden.

Einer der hellsichtigsten russischen Köpfe der Gegenwart, D. Mereschkowsky, hat Europa schon mehrere Jahre vor der russischen Revolution vor der „russischen Gefahr“ gewarnt: „Bei euch herrscht Apollo, bei uns — Dionysos; ihr seid groß in der Mäßigung, wir — in der Maßlosigkeit. Ihr versteht rechtzeitig aufzuhören; wenn ihr an eine Mauer stoßt, so bleibt ihr stehen oder kehrt um, wir rennen uns aber die Köpfe ein. Es fällt uns schwer, uns aufzuraffen; wenn wir uns aber einmal aufgerafft haben, so bleiben wir nie stehen. Wir gehen nicht — wir laufen, wir laufen nicht — wir fliegen, wir fliegen nicht — wir stürzen. Ihr liebt den goldenen Mittelweg, wir lieben das Extreme, ihr seid nüchtern, wir sind trunken, ihr seid gerecht, wir haben keine Gesetze.“

Es gibt zwei Arten von Denkern: die einen wühlen, wie Eggen, den geistigen Boden auf und bereiten ihn für die Saat vor; sie regen nur an, reizen und fördern seine Empfänglichkeit. Die anderen sind schöpferisch und streuen, wie Säemänner, fruchtbringende Samenkörner aus. Tolstoi war eine typische geistige Egge: er verstand es meisterhaft, aufzuwühlen und geistig zu wecken: als sein Hauptverdienst wird von den maßgebenden russischen Philosophen der Gegenwart, neben seiner überragenden künstlerischen Tätigkeit, seine entscheidende Förderung der religiösen Erneuerung in Rußland anerkannt. Fruchtbar und schöpferisch im Sinne der großen westeuropäischen Denker war Tolstoi jedoch durchaus nicht: seine Gedanken sind zum allergrößten Teil nicht wesentlich neu oder gar umwälzend, wohl aber psychologisch und autobiographisch wertvoll und interessant. Es ist sehr bezeichnend, daß Tolstoi als Denker und Lebensreformator in Rußland keinen einzigen namhaften Nachfolger oder Anhänger hinterlassen hat, so daß das Scherzwort: „Tolstoi — lew, a tolstowzy — owzy“ — Tolstoi ist ein Löwe, die Tolstojaner aber — Schafe — zu Recht zu bestehen scheint. Ein gutes Zeichen für die Gesinnungstreue der Tolstojaner ist es dagegen, daß sie zu derselben Zeit, während ihr Abgott in Sowjetrußland pompös und offiziell gefeiert wird, in den berüchtigten Tscheka Gefängnissen dahinsiechen!

Tolstoi wird oft mitverantwortlich gemacht für die Greuel der — moralischen und physischen — Verwüstung, die sein Vaterland seit zehn Jahren heuschreckenartig verheeren. Wahr daran ist, daß er, ebenso wie die Mehrzahl der verträumten, weltfremden russischen „Intelligenzija“, durch seine anarchistische Lehre der Gewaltlosigkeit den Widerstand der führenden Schicht gegen die analphabetische „dunkle“, von ihr zudem pseudoidealisierte Volksmasse geschwächt und es dadurch den skrupellosen Führern der Bolschewisten erleichtert hat, die Staatsgewalt zu stürzen und das Land zu erobern. Es ist aber klar, daß Tolstoi nur indirekt, gegen seinen Willen mit schuld an der Revolution ist, da er, als Verkünder einer inneren Revolution, von den räuberischen Revolutionären — den Anhängern der Parole: „Raub das Ge-

raubte!" — grundsätzlich mißverstanden worden ist. Das beweist, u. a., sein folgender Ausspruch: „Wenn auch nur der hundertste Teil derjenigen Energie, die jetzt von den Revolutionären für die Erreichung äußerer unerreichbarer Ziele verausgabt wird, für die innere geistige Arbeit angewandt werden würde, wäre schon längst, wie der Schnee an der Sommersonne, dasjenige Übel, das die Revolutionäre jetzt so vergeblich bekämpft haben und noch bekämpfen, aufgetaut."

Als eine kleine, tragikomische Rechtfertigung Tolstois kann das „revolutionäre Gerichtsverfahren" dienen, das vor einiger Zeit gegen ihn in Moskau inszeniert wurde, bei dem er dem folgerichtigen, aus dem dunkelsten geistigen Erdteil — dem Marxismus — stammenden „proletarischen" Rechtssinne gemäß abgeurteilt wurde. Die Anklägerin Frau Krupskaja, Lenins Witwe, teilte mit, daß ihr Mann Tolstoi für eine „typische Erscheinung der alten Welt gehalten habe, für den daher in der neuen Welt kein Platz sei" Seine Werke seien ärger als Opium, da sie mit dem Gifte der Bourgeoisie durchtränkt seien. Das Gericht, unter Leitung des Bildungskommissars Lunatscharsky, verkündete folgendes Urteil: „Leo Tolstoi, ehemaliger zaristischer Offizier und Großgrundbesitzer, ist schuldig, Schriften verfaßt zu haben, welche die Weltanschauung der Bourgeoisie verkünden. In Anbetracht dessen, daß Tolstoi im Zeitalter der bürgerlichen Kultur lebte und Lenins große Ideen nicht kannte, beschließt das Gericht, daß aus allen öffentlichen und privaten Bibliotheken diejenigen seiner Werke ausgeschaltet werden sollen, die auf das Volk einen verderblichen Einfluß ausüben können. Diese Werke sollen konfisziert und vernichtet werden. Das eingestampfte Papier soll zu neuem Papier verarbeitet werden für den Druck der Werke Lenins, Sinowjews und Bucharins, d. h. der Werke unserer proletarischen Tolstoi, Dostojewski und Turgenew" (!). Es kann demnach nicht behauptet werden, daß die Bolschewisten von Tolstoi'schen Ideen durchtränkt seien!

Bedeutende Anhänger hat Tolstoi nur außerhalb Rußlands gefunden — eine kleine Entschädigung für die Anfeindung in seiner Heimat — und zwar: den Franzosen Romain Rolland, den Deutschen Eugen Heinrich Schmitt und den Inder Gandhi. Die Gandhi-Bewegung in Indien ist die bisher einzige Anwendung Tolstoi'scher Ideen im großen Stile: der durchschlagende Erfolg der antienglischen friedlichen Boykottbewegung scheint zu beweisen, daß diese Ideen im Osten einen günstigeren Boden für ihre praktische Verwertung gefunden haben als im Westen. E. H. Schmitt war der einzige mit Tolstoi befreundete namhafte deutsche Philosoph und stand mit ihm viele Jahre hindurch in einem regen brieflichen Verkehr*). Er war, unabhängig von Tolstoi, zu ähnlichen Resultaten gelangt wie sein Freund, seine Weltanschauung ist daher in mancher Hinsicht die in die westliche Begriffssprache übersetzte östliche Intuition des russischen Dichterdenkers.

Vielleicht ist diese Freundschaft ein Beweis oder ein Vorbote dafür, daß es dem mehr apollinischen deutschen Geist gelingen wird, den noch nicht auskristallisierten, amorphen, einseitig dionysischen Tolstoi'schen (und überhaupt russischen) Geist formgebend zu beeinflussen, ihn aus einer Gefahr in einen Segen für den Westen zu verwandeln?

Ernst Keuchel

---

*) Näheres darüber enthält das Buch „Die Rettung wird kommen" (Harder-Verlag, Hamburg), in dem 30 deutschgeschriebene Briefe Tolstois an E. H. Schmitt abgedruckt sind.

Leitsätze der ersten baltischen Juristenberatung in Dorpat am 22. und 23. September 1928

Innerhalb der kulturellen Güter stellt das Recht ein Kulturgut dar, dessen Gemeinsamkeit im stärksten Maße geeignet ist, eine Brücke von Volk zu Volk, von Staat zu Staat darzustellen.

Die sich auf viele Menschenalter erstreckende und durch die wirtschaftliche und politische Schicksalsgemeinschaft im neu geordneten Europa begründete Gemeinschaft des geltenden Rechts in Estland und Lettland soll nicht ohne zwingende Gründe aufgegeben, beziehungsweise in verschiedener Richtung erneuert und ergänzt werden. Die durch die ethnographischen, geographisch-historischen und wirtschaftlich sozialen Verhältnisse bedingte Sonderlage jedes Landes ist zu berücksichtigen.

Die Gemeinschaft des geltenden Rechts soll erreicht werden durch übereinstimmende innerstaatliche Gesetzgebung und zwischenstaatliche Vereinbarungen.

An erster Stelle ist eine Angleichung auf dem Gebiet des Handelsrechts anzustreben, da hier infolge fortdauernden Erlasses neuer Gesetze Gefahr im Verzuge ist und ein Auseinandergehen das wirtschaftliche Erstarken beider Staaten wesentlich behindert.

In Anbetracht dessen, daß in beiden Staaten ein systematisch geordnetes Handelsrecht fehlt, regt die Konferenz die Schaffung eines auf gemeinsamen Grundlagen beruhenden Handelsgesetzbuches an (Scheckrecht, Wechselrecht, Firmenrecht, Gesellschaftsrecht, Freizügigkeit der öffentlichen Urkunden u. a.).

Es ist mit Genugtuung festzustellen, daß als gemeinsame Grundlage in beiden Staaten für die neuen Entwürfe eines Strafgesetzbuches der russische Entwurf vom Jahre 1903 dient, und daß im Straf- und Zivilprozeß die Prozeßordnungen vom Jahre 1864 nach wie vor die Grundlagen des Rechts sind, wodurch für die Zukunft eine gleiche Entwicklung gewährleistet scheint.

In Anbetracht der Bedeutung, die das geltende gleiche baltische Privatrecht im Rechtsbewußtsein der Bevölkerung beider Staaten erlangt hat, liegt es nahe, auf dem Gebiet des Privatrechts auch weiter gleiche Wege zu gehen, insbesondere im Obligationen- und Sachenrecht.

Die Konferenz beschließt, die freien juristischen Fachverbände und amtlichen Stellen Estlands und Lettlands auf die Dringlichkeit einer positiven Lösung des Problems der Rechtsangleichung aufmerksam zu machen und die praktische Inangriffnahme dieser Arbeit anzuregen.

Aus deutschen Zeitschriften

Auslese von Aufsätzen Juli — September 1928

Königstreue, von Dr. Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum, September 1928)

Die nationale Jugend und die Republik, von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum, September 1928)

Zwiesprache (Stapel) (Deutsches Volkstum, September 1928)

Clemens Brentano. Zu seinem 150. Geburtstage am 8. Sept. 1928, von Erwin Stranik (Deutsche Rundschau, September 1928)

Nordischer Geist (Vortrag, gehalten in Frankfurt a. M.) von Gerhard von Mutius (Preußische Jahrbücher, September 1928)

Auslanddeutsche Städtebilder: Reval, von Lucie Freifrau Staël von Holstein (Ostland, 3. Jg. 9. Heft, September 1928)

Houston Stuart Chamberlains Briefwechsel, von Dr. Albert Dietrich (Der Ring, 1928, Nr. 40)

Was wissen andere Völker von der deutschen Dichtung der Gegenwart? (Stapel) (Deutsches Volkstum, September 1928)

Die deutsche dramatische Produktion 1927, von Wilhelm Frels (Die schöne Literatur, 29. Jg. 7. Heft, Juli 1928)

Emil Ludwigs „Menschensohn" von Gerhard Günther (Deutsches Volkstum, September 1928)

Der Danziger Völkerbundkommissar, von Dr. Otto Loening (Preußische Jahrbücher, September 1928)

Politik um Wilna (Baltische Blätter 1928, Nr. 17)

Zur Frage der Entschädigung reichsdeutscher Gutsbesitzer in Estland (Baltische Blätter 1928, Nr. 18)

Gefahrenpunkte der deutschen Minderheitenpolitik, von Dr. Max Hildebert Boehm (Der Ring 1928, Nr. 40)

Egotismus, von Otto Freiherrn von Taube (Preußische Jahrbücher, September 1928)

Das Hauptproblem der höheren Mädchenschule, von Erich von Schrenck—Riga (Die deutsch-baltische Schule, 2. Jg. 3. Heft)

Estland und Lettland

Von Axel de Vries

Es ist kein leichtes Unterfangen für einen Deutschbalten, über das Verhältnis zwischen Estland und Lettland zu schreiben. Denn, wie überhaupt in den Beziehungen zwischen Völkern und Staaten, spielen auch im Verhältnis zwischen Estland und Lettland psychologische Gründe eine außerordentlich wichtige Rolle, die man ohne Wertung des Volkscharakters nur schwer in Erscheinung treten lassen kann. Eine derartige Wertung ist aber um so schwieriger, als nur zu leicht hier oder dort dieser Wertung falsche Motive untergeschoben werden können. Trotz dieser Bedenken, die sich jedem objektiven Beobachter aufdrängen müssen, ist das Problem der Beziehungen zwischen Estland und Lettland ein viel zu ernstes und bedeutungsvolles für die Zukunft der Baltischen Staaten, als daß man schweigend an ihm vorübergehen dürfte. Man kann vielleicht sogar noch mehr sagen und die kaum zu widerlegende These aufstellen, daß von der Entwicklung dieses Verhältnisses die Zukunft des baltischen Raumes in ganz außerordentlichem, wenn nicht entscheidendem Maße beeinflußt werden wird, soweit hier Kräfte in Betracht gezogen werden können, deren Stützpunkte im baltischen Raum selbst liegen.

Ein Blick auf die Karte der Baltischen Staaten genügt, um Lettland und Estland als eine geographische Einheit erscheinen zu lassen. Die beiden Länder werden weder durch einen Flußlauf, noch einen Höhenzug voneinander getrennt, und die Grenze zwischen Estland und Lettland läuft nicht einmal einer Wasserscheide zwischen zwei größeren Flußsystemen parallel. Ebenso wie die Eisenbahnen und die Wege in der Gegend der Grenze, so sind auch die Flußläufe durch die Grenzziehung seinerzeit willkürlich zerschnitten worden.

Geographisch können wir keinerlei feste Merkmale für die Grenze zwischen Lettland und Estland feststellen. Die einzige Grenzlinie wird eben durch die ethnographische Sprach- und Volksgrenze gezogen, die zudem, wie dies ja gewöhnlich der Fall ist, nicht in einer geraden Linie verläuft, sondern in mehrfachen Ausbuchtungen.

Ganz abgesehen von diesen geographischen Erwägungen inbezug auf die Grenze zwischen den beiden Staaten läßt uns ein anderer

wichtiger Gesichtspunkt, der schon in das Strategische hinüberschlägt, die Suche nach einer möglichst günstig zu verteidigenden Grenze des baltischen Gebiets im Osten deutlich erkennen, daß die beiden Baltischen Staaten nur Teile eines gemeinsamen Raumes sind.

Nicht umsonst lehrt uns die Geschichte, daß der baltische Raum in der Gestalt des heutigen Lettland und Estland fast immer zusammen verteidigt, zusammen gewonnen und zusammen verloren worden ist. Die Grenze gegen den Osten ist nur auf gemeinsamer Wacht zu halten. Bricht die nördliche oder die südliche Verteidigungsflanke, so ist es nur eine Frage der Zeit, bis die tiefe Umgehung der Flanke auch den anderen Teil der Front zum Zusammenbruch bringt.

Mögen auch die klimatischen und Bodenverhältnisse beider Staaten Verschiedenheiten aufweisen, so sind sie doch immer noch als so einheitliche anzusprechen, daß auch von diesem Gesichtspunkt aus eine Zusammenfassung dieser beiden Länder zu einem gemeinsamen baltischen Raum natürlich und selbstverständlich erscheint.

Die Geschichte, und nicht nur die militärische, der beiden Länder hat uns gezeigt, daß ihr militärisches, politisches und kulturelles Schicksal fast immer in derselben Kurve verlaufen ist. Und man wird nicht einer Überschätzung der Geschichte geziehen werden können, wenn man die Ansicht äußert, daß dieselben Ursachen, die in der Geschichte durch Jahrhunderte den baltischen Ländern ein im wesentlichen ähnliches Schicksal bereitet haben, auch in der Gegenwart und in der Zukunft fortwirken und fortwirken werden

Es fragt sich nun, wie sich heute die Frage nach einer möglichst engen Zusammenfassung der beiden Baltischen Staaten stellt. Es dürfte u. E. am klarsten sein, wenn wir zuerst den Versuch machen, die Wirkung von außerhalb des baltischen Raumes gelagerten Kräften im Hinblick auf den baltischen Raum zu erfassen, um dann eine Untersuchung über die im baltischen Raum selbst wirkenden Kräfte im Hinblick auf eine Zusammenfassung dieser Länder anzustellen.

Es ist selbstverständlich, daß es für jede Macht, die im baltischen Raum selbst keinen Stützpunkt hat und an der Ostsee Bedeutung gewinnen will, am bequemsten ist, wenn sie mit möglichst kleinen politischen und wirtschaftlichen Einheiten zu rechnen hat. Je stärker der baltische Raum politisch und wirtschaftlich zerklüftet ist, desto bequemer ist es für eine dritte Macht, im baltischen Raum Fuß zu fassen, indem eine baltische Macht gegen die andere ausgespielt wird. Von dieser außerordentlich einfachen und klaren Erwägung aus,

vom Standpunkt der Verteidigung der Interessen der Baltischen Staaten aus empfiehlt sich eine möglichst enge Zusammenfassung der politischen und wirtschaftlichen Kräfte, um bei der relativen Kleinheit und Geringfügigkeit der wirtschaftlichen und politischen Ressourcen der einzelnen Staaten durch eine Zusammenfassung derselben immerhin beachtenswertere Kräfte in Erscheinung treten zu lassen. Wir wollen uns hier nicht einer Analyse der Methoden zuwenden, die von denjenigen Staaten, die an der Ostsee Einfluß zu gewinnen trachten, ausgeübt werden. Es genügt wohl darauf hinzuweisen, was heute ein öffentliches Geheimnis ist, daß etwa England in Reval einen größeren Einfluß hat als in Riga, und umgekehrt, daß auf sowjetrussische Beschwerde in Riga mehr Rücksicht genommen wird, als etwa in Reval.

Wenn auch gewiß einer der neuen größeren Oststaaten, Polen, ein starkes Interesse an einer Zusammenfassung Estlands und Lettland hat, und zwar im Hinblick auf eine möglichst starke Frontstellung gegen die Sowjetunion, so bleibt dieses Interesse Polens an einer Zusammenfassung der beiden Länder doch nur so lange bestehen, als sich die baltische Politik in polnischem Fahrwasser bewegt. Vom politischen Gesichtspunkt aus ist daher nicht damit zu rechnen, daß eine auswärtige Macht etwas dazu tun würde, um Estland und Lettland zu einer möglichst engen Gemeinschaft zusammenzuschließen.

Wie steht es nun um die Annäherungsbestrebungen der beiden Staaten auf Grundlage der Kräfte, die in den Staaten selbst und in den staatführenden Völkern verkörpert sind? Wir wollen hier zuerst das schwierigste — das psychologische — Moment berühren. Es ist eine bekannte Tatsache, auf die seinerzeit schon Kjellén hingewiesen hat, daß im allgemeinen die Sympathien der Völker immer den nächsten Staat und das nächste Volk überspringen, um sich dem weitergelegenen Staat und Volk zuzuwenden. Diese Tatsache scheint in gewissem Sinne leider auch auf das estnische und lettische Volk zuzutreffen. Denn es bleibt nun einmal eine Tatsache, daß die Völker sich an und für sich nicht sympathisch sind. Wir wollen hier nicht auf die Frage eingehen, durch welche Charaktereigenschaften der beiden Völker dies zu erklären ist und welche Begründungen für diese gegenseitig mangelnde Sympathie auch in der Geschichte der beiden Staaten gesucht und vielleicht gefunden werden können.

Mit dieser Tatsache muß eben gerechnet werden, da sie in ganz ausgesprochener Weise sowohl in der Stellungnahme der Presse, als auch in der Handlungsweise verantwortlicher Politiker zutage tritt.

Dieses psychologische Moment darf bei der Beurteilung der gegenseitigen Beziehungen nicht unterschätzt werden, denn es hemmt den Willen zu entscheidendem wirtschaftspolitichen Handeln in ganz außerordentlich starkem Maße.

Vom rein politischen Gesichtspunkt aus dürften am wenigsten Hindernisse für ein gemeinsames Handeln der Baltischen Staaten gegeben sein, und so sehen wir auch, daß der erste Vertrag, der am 1. November 1923 geschlossen wurde, vor allem ein militärisch-politisches Defensivbündnis darstellt. Und doch muß leider festgestellt werden, daß die enge politische Zusammenarbeit der beiden Baltischen Staaten, die sich in den ersten Jahren nach Abschluß des Bündnisses entwickelte, leider im letzten Jahr doch eine merkliche Abkühlung erfahren hat, die in besonderem Maße vor und nach dem Abschluß des lettländisch-sowjetrussischen Handelsvertrages zutage trat. Wir wollen diesen Vertrag an dieser Stelle keinem Werturteil unterziehen; doch es verdient immerhin Beachtung, daß seit dem Abschluß dieses Vertrages eine erhebliche Abkühlung der estländisch-lettländischen Politik stattgefunden hat.

Es fragt sich nun, wie es auf dem zwischen zwei so nahen Nachbarn in vielem entscheidenden Gebiet — dem der Wirtschaft — liegt. Wenden wir uns zuerst der offiziell-vertraglichen Seite der Frage zu.

Durch den lettländisch-estländischen Vertrag vom 1. November 1923 wurde festgelegt, daß die beiden Regierungen sich bereit erklären, in weitgehende Wirtschaftsverhandlungen einzutreten. Diese Verhandlungen sind jahrelang geführt worden, wobei man jedoch zu praktischen Resultaten nicht gelangt ist. Der durch Jahre hindurch immer wieder offiziell vertretene Gedanke einer abzuschließenden Zollunion zwischen Estland und Lettland ist dann im Februar dieses Jahres so gut wie zu Grabe getragen worden, da auf Grundlage der Verhandlungen im Februar am 25. März d. J. ein temporärer Wirtschaftsvertrag zwischen Estland und Lettland abgeschlossen worden ist, der auf der gewöhnlichen Grundlage der Meistbegünstigung aufgebaut ist, ohne Vorzugstarife vorzusehen.

Nachdem wir so feststellen mußten, daß die von Staat zu Staat geführten Wirtschaftsverhandlungen zwischen Estland und Lettland zu einem negativen Resultat geführt haben, wird man sich naturgemäß die Frage vorlegen müssen, ob dieses negative Resultat auf eine allzu große Verschiedenheit der Wirtschaftspolitik und der

Wirtschaftssysteme hüben und drüben zurückzuführen ist, oder ob hier andere Gründe entscheidend gewesen sind.

Wir wissen, daß Estland und Lettland in ihren Wirtschaftsmethoden und in ihrem wirtschaftlichen Aufbau im großen und ganzen bis in die letzte Zeit von denselben Prinzipien geleitet worden sind. Die Grundlage der Wirtschaft hüben und drüben bildet die Landwirtschaft, die im wesentlichen in denselben Formen ausgeübt wird. Viehzuchtprodukte und Holz bilden in Estland und in Lettland die Hauptausfuhrerzeugnisse der land- und forstwirtschaftlichen Produktion.

Gewiß sind im Aufbau der Industrie starke Unterschiede festzustellen. Die militärischen Vorgänge des Weltkrieges haben Estland inbezug auf seine Industrie einen Vorsprung gebracht, da die starke rigasche Industrie von den Russen evakuiert wurde. Trotzdem werden heute in Lettland schon mehr Industriearbeiter beschäftigt, als in Estland.

Wenn wir uns dem Handelsverkehr zwischen Estland und Lettland zuwenden, so werden wir interessante Zahlen feststellen können. Im Jahre 1927 spiegelt sich der Wirtschaftsverkehr zwischen Estland und Lettland in folgenden Zahlen wider:

Die Ausfuhr aus Lettland nach Estland hat einen Wert von 300,3 Mill. EMk., die Ausfuhr aus Estland nach Lettland dagegen einen Wert von 547,9 Mill. EMk. In Prozenten ausgedrückt betrug die Ausfuhr Lettlands nach Estland 5,2% des Gesamtimports nach Estland und die estländische Ausfuhr nach Lettland 3,1% des Gesamtexports Estlands.

Im Jahre 1926 ergab sich folgendes Bild:

Die Ausfuhr aus Lettland nach Estland hatte einen Wert von 311,7 Mill. EMk., die Ausfuhr aus Estland nach Lettland dagegen einen Wert von 596,2 Mill. EMk. Die Ausfuhr aus Lettland nach Estland machte 3,3% des estländischen Gesamtimports und die Ausfuhr nach Lettland 6,2% des estländischen Gesamtexports aus.

Die Verhältniszahlen beider Jahre zeigen aufs deutlichste, daß der Wirtschaftsverkehr zwischen beiden Staaten ein außerordentlich geringer ist. Zu welchen Schlußfolgerungen soll uns diese Tatsache führen? Sollen uns diese Zahlen nun veranlassen zu sagen, daß, da der Wirtschaftsverkehr zwischen diesen beiden Staaten so gering ist, eine Wirtschaftsunion keinen Sinn hätte? Oder sollen uns diese Zahlen nicht vielmehr zeigen, daß die Wirtschaftsbedingungen in beiden Staaten eben so ähnliche sind, daß sie in ihrem Export und Import dieselben Bedürfnisse haben und ihr Wirtschaftsverkehr sich daher

naturnotwendig in erster Linie nicht untereinander, sondern über ihre Grenzen hinweg ins übrige Ausland abspielen muß? Jeder, der die wirtschaftliche Struktur Estlands und Lettlands nur etwas kennt, wird zum Schluß kommen müssen, daß diese letzte Annahme zu Recht besteht. Lettland und Estland bilden nun einmal ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet vom Standpunkt der Struktur ihrer Wirtschaft aus, und gerade weil der Wirtschaftsverkehr zwischen den beiden Ländern so schwach ist, müßten auch naturgemäß die Hindernisse, die ihrer wirtschaftspolitischen Zusammenfassung entgegenstehen, im Grunde genommen sehr geringe sein. Und das ist der Fall.

Auf rein wirtschaftlichem Gebiete liegen also die Hindernisse zur Zusammenfassung der beiden Staaten zu einem Wirtschaftsgebiet nicht; um so mehr als es in neuester Zeit immer deutlicher wird, daß trotz der bestehenden Zollgrenzen einzelne Wirtschaftskräfte, die an der Zusammenfassung des Gebiets interessiert sind, sich einfach über diese Zollgrenzen hinwegsetzen, indem sie, wie etwa einzelne Industrieunternehmer, Filialen im anderen Staat aufzubauen beginnen. In zunehmendem Maße müssen wir damit rechnen, daß wir hier und dort Industriebetriebe sehen werden, die vom selben Unternehmer geleitet werden.

Es ist nun ein eigenes Ding um eine Entwicklung von Einheiten, die zusammengehören, solange diese Einheiten durch irgendwelche Einflüsse getrennt sind. Wir erleben es leider schon heute, daß Estland und Lettland sich sehr stark auseinander zu entwickeln beginnen.

Das politische Gebiet haben wir schon gestreift.

Besonders zu beachten ist das rechtliche Gebiet. Hier liegen die Bedingungen an und für sich sehr günstig, insofern als Estland und Lettland auf dem Gebiet des Privatrechts noch eben die gemeinsame Grundlage haben (im III. Bande des baltischen Provinzialrechts).

Nun hat die Gesetzgebung der neuen Staaten in den zehn Jahren ihrer Existenz eine ganze Reihe von Neuschöpfungen hervorgebracht, die in sehr vielen Fällen außerordentlich stark auseinandergehen. Diese Gesetze haben sich fürs erste vor allem auf bestimmte sozialpolitische Gebiete beschränkt, so z. B. Staatsrecht und Agrarrecht, während die großen Gebiete des Zivilrechts und Kriminalrechts bisher kaum einer Veränderung unterzogen wurden. Nun wird aber allmählich die Notwendigkeit der Durchsicht und Anpassung des Kriminalrechts an die neuen Verhältnisse in immer weiteren Kreisen erkannt, und die Annahme des neuen Kriminalkodex dürfte in nicht allzu ferner Zukunft zu erwarten sein.

Falls auf diesen Gebieten nicht eine Rechtsangleichung — wie besonders auch inbezug auf das Handelsrecht — stattfindet, ist damit zu rechnen, daß auf dem Gebiet des Rechts in verhältnismäßig kurzer Zeit eine außerordentlich starke Auseinanderentwicklung stattfinden wird. Wir glauben nicht falsch zu handeln, wenn wir diesem Umstand eine ganz besonders ernste Bedeutung beimessen.

Die rechtlichen Verhältnisse überdauern bei weitem die politisch-staatlichen. Es sei nur darauf hingewiesen, wie lange der Code Napoléon im Rheinland und in Elsaß-Lothringen Geltung hatte und heute noch in Polen Geltung hat. Die Wichtigkeit dieses Moments wird vielleicht auf den ersten Blick verkannt, da das politische Moment sich sehr oft in den Vordergrund schiebt. Doch darf nie vergessen werden, daß eine politische Zusammenfassung ohne eine rechtliche Angleichung auf die Dauer kaum möglich sein dürfte.

Da heute infolge des nun einmal bestehenden Zustandes auf politischem und wirtschaftspolitischem Gebiet die psychologischen Hemmungen, trotz der klar zu erkennenden Notwendigkeit einer stärkeren Verbindung zwischen Estland und Lettland, eine wirkliche Tat auf diesen Gebieten verhindern, so kann man nur hoffen, daß auf dem Gebiet der Rechtsangleichung in baldiger Zukunft etwas Positives geschaffen werden möge.

Es sei mir noch zum Schluß gestattet, ganz kurz die Stellungnahme des baltischen Deutschtums zur behandelten Frage zu beleuchten.

Es ist eine natürliche Selbstverständlichkeit, daß das Bestreben des Deutschtums sowohl in Lettland wie in Estland darauf gerichtet sein muß, eine möglichst enge Verbindung zwischen diesen beiden Staaten herzustellen. Diese Stellungnahme ist schon aus rein egoistischen Gründen für das baltische Deutschtum hüben und drüben selbstverständlich. Doch darüber hinaus scheint es uns eine unumgängliche Pflicht deutschbaltischer Politik und Wirtschaft zu sein, darauf hinzuwirken, daß bestehende Schwierigkeiten, die sich einer Zusammenfassung Estlands und Lettlands in den Weg stellen, nach Möglichkeit aus dem Wege geräumt werden.

Diese Aufgabe ist gewiß keine leichte, und bei wenig taktvollen Versuchen kann bei den bestehenden Verhältnissen in manchen Fällen mehr geschadet, als genützt werden.

Und doch wird man feststellen müssen, daß hier eine der lebenswichtigsten und auf die Dauer dankbarsten politischen Aufgaben des baltischen Deutschtums liegt.

Das Wesen des Russentums

Eine Strukturanalyse

Von Paul Bokowneff

(Schluß*)

III

Die Kulturschicht und die Milieuschicht im russischen Wesen

Wenden wir uns nun der Kulturschicht im russischen Wesen zu. Da Rußland seine Kultur aus Byzanz erhalten und erst später andere Kultureinflüsse aufgenommen hat, so gilt es in erster Linie, die Frage zu untersuchen, welcher Art die byzantinische Kultur war, die hier übertragen wurde, was sich die Russen gemäß ihrer eigenen Veranlagung und ihrem kulturellen Niveau daraus aneignen konnten und in welcher Weise sie das Übernommene verarbeiteten. Daraus wird sich dann ein Bild davon ergeben, was für Strukturen sich im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einfluß der byzantinischen Kultur in das russische Wesen einzeichneten und sich darin als eine höhere Schicht der rassenmäßigen Struktur überlagerten.

Was Rußland aus Byzanz empfing, war in erster Linie das Christentum. Das wesentlich Neue war dabei wohl hauptsächlich der Monotheismus, der dem slawischen Polytheismus entgegentrat. Schon im römischen Reich war das Christentum als Monotheismus einem Polytheismus gegenübergetreten und war mit einem phantastischen Kult niederer Götter und Dämonen zu einer Einheit verschmolzen. Als diese Einheit kam die griechische Kirche nach Rußland. Sie brachte also die schon erprobte Fähigkeit mit, sich an die herrschende Vielgötterei anzupassen. Der Prozeß der Anpassung dauerte lange, noch nach Jahrhunderten wurde der Russe von Fremden als Heide empfunden. Einerseits ging durch diese Anpassung der monotheistische Charakter des Christentums noch mehr verloren, so daß ein Teil des alten Polytheismus im Heiligenkult weiterlebt. Dieser legalisierte Polytheismus spielt im Glauben des einfachen Russen auch heute noch eine hervorragende Rolle. Dabei sind es nicht nur die im Bilde dargestellten unzähligen heiligen Personen, die Verehrung genießen, sondern vielfach auch die konkreten Bilder selbst. Nach dem Volksglauben geht eine magische Kraft von ihnen aus, die bei körperlicher Berührung heiligt und heilt. Nicht

*) Vgl. oben S. 490 (1928 Heft 9).

selten findet sich beim einfachen Manne noch ein so naives Heidentum, daß er das Gottesbild mit einem Tuche verhüllt, wenn er in dem Raume, wo das Gottesbild hängt, etwas Böses, etwa einen Diebstahl vorhat, damit der liebe Gott es nicht sehe. Nebenbei hat sich beim Ungebildeten bis in die Gegenwart ein nicht-legalisierter Polytheismus erhalten in Gestalt eines Glaubens an gute und böse Geister, und wo nicht mehr von Geistern gesprochen wird, da ist das Heidentum wenigstens als Aberglaube erhalten geblieben.

Ebensowenig wie der monotheistische Gedanke war den Russen bei der Christianisierung auch das geistige Wesen des Christentums verständlich, da sie durch keine Bildung dazu vorbereitet waren. Die Annahme des Christentums erstreckte sich daher vorwiegend auf das Äußerliche, den Kultus, der ja wohl durchweg symbolisch auf die Dogmen des östlichen Christentums bezogen ist, seinem Wesen nach aber mit der schlichten Lehre Christi so wenig zu tun hat, daß man ihn sich sehr gut unabhängig vom Christentum vorstellen kann. Seinem Wesen nach ist es ein Kultus magischer Kräfte, und durch seine Übertragung nach Rußland ist infolge der erwähnten eigentümlichen Umstände das Magische der prunkvollen Zeremonien noch mehr in den Vordergrund getreten. Sicher ist die religiöse Veranlagung des Slawen, die gläubige Ehrfurcht vor den Wirkungen der geheimnisvollen göttlichen Kräfte, der Verstärkung des magischen Gedankens entgegengekommen. Beim einfachen Manne zeigt sich der Glaube an das Magische in äußerlichen Dingen von grob-materieller Art. So geht nach seinem Glauben eine magische Kraft gleichsam wie ein elektrischer Strom in einen Menschen über, der einen Kuß auf die goldene Einbanddecke des Evangeliums drückt. Wie wenig hat das mit der Lehre Christi zu tun! Nicht um das Verstehen, um das Beherzigen der christlichen Lehre handelt es sich da, sondern ausschließlich um eine magische Wirkung. Beim gebildeten Russen zeigt sich der gleiche Grundzug in seiner religiösen Weltanschauung: die Gottheit ist eine geheimnisvolle, rätselhafte Kraft, vor deren unerforschlichem, gnadenspendendem oder zürnendem Willen dem Menschen nichts weiter übrig bleibt, als sich in Ehrfurcht zu beugen. So gering ist der einzelne Mensch vor der Gottheit, daß sein Denken und Wollen vor ihr gar nicht ins Gewicht fällt.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Einwirkung der byzantinischen Kultur auf das Russentum nicht sehr viel tiefergehend gewesen ist, als die Einwirkung der europäischen Kultur durch die Reformen Peters des Großen. In beiden Fällen handelt

es sich um die Übertragung einer fertigen Kultur auf ein dazu gänzlich unvorbereitetes Volk. Im Falle der byzantinischen Beeinflussung handelt es sich noch dazu um eine Kultur, die nicht nur in sich abgeschlossen, sondern schon erstarrt war. Tatsächlich war in der spätbyzantinischen Zeit die schöpferische Kraft des griechischen Geistes erloschen. Die Kraft des Schrifttums reichte nur noch dazu aus, das Erbe einer reicheren Zeit immer wieder von neuem zu variieren und in prunkvolle Formen zu kleiden. Es ist verständlich, daß die von dieser Zeit hervorgebrachte theologische Literatur, wenn sie nach Rußland importiert wurde, hier keinen tiefen und nachhaltigen Eindruck machen konnte. Und es ist ebenso verständlich, daß die barbarischen Russen mit dieser Literatur nichts anzufangen wußten. Sie übernahmen einfach den Kultus und die Organisation der Kirche und nach und nach auch die Lehre und die Moral. Weder fanden sie darin einen Ansporn zu einer Weiterentwicklung, noch wären sie dazu imstande gewesen. Daß sie diesen ganzen Stoff fertig übernahmen und nicht gezwungen waren, ihn selbst zu erarbeiten, hatte für sie die allernachteiligste Folge. Sie blieben am Buchstaben der Tradition kleben und arbeiteten an der Ausbildung des kirchlichen und religiösen Lebens nicht weiter. Daher war die Erstarrung sogar noch größer als in Byzanz selbst. Es entwickelte sich ein starres Formenwesen, das der Grenzenlosigkeit des slawischen Wesens im Grunde entgegengesetzt ist, durch die slawische Trägheit aber in mancher Hinsicht gefördert wurde. Von nun an begann es die Entwicklung des russischen Geistes zu hemmen. Starrer Formalismus bemächtigte sich der Kirche, des öffentlichen Lebens, der Regierungsinstitutionen.

Man hat gemeint, daß das religiöse Leben der Russen und zugleich auch ihr geistiges Leben überhaupt dadurch gefördert worden sei, daß ihnen das Christentum in einer ihnen leicht verständlichen Sprache, der alt-bulgarischen, vermittelt wurde, während die westliche Kirche den bekehrten Völkern die ihnen unverständliche lateinische Sprache aufzwang. Das ist jedoch nur zum Teil richtig. Gewiß wurde auf diese Weise ein innigeres Verständnis für Kirche und Kultus ermöglicht, andererseits aber fiel infolgedessen beim russischen Priester, dem Träger der Bildung, die Schulung des Geistes durch das Erlernen einer fremden Sprache fort. Daß logisch konsequentes Denken dem Russen nicht liegt, ist wohl eine Folge dieses geschichtlichen Werdeganges. Ihm fehlt vor allem das Bedürfnis nach logischer Konsequenz, und seine Inkonsequenz kommt ihm gar nicht zum

Bewußtsein. Andererseits wurde die Bereicherung des Geistes durch fremde Stoffe unterbunden. So ließ sich vor allem kein Zusammenhang mit der alten Kultur herstellen. Das alles mußte die allgemeine geistige Entwickelung hemmen und den geistigen Horizont einengen, und die daraus entstandene schwere Schädigung des russischen Geistes mußte sich wiederum in der Richtung auf einen starren Formalismus auswirken. Es ist verständlich, daß dieser starre Formalismus in Verbindung mit tatarischer Borniertheit und Härte den Typus des russischen Beamten ergeben mußte, der zu einer Plage des russischen Volkes wurde. Auch das starre Festhalten an der abstrakten marxistischen Theorie, die der slawischen Grenzenlosigkeit ganz und gar nicht entspricht und deren Lebensfremdheit sich täglich und stündlich von neuem erweist, wird durch diesen Wesenszug des russischen Geistes erklärlich. So reicht bis in die Gegenwart herein die lebenshemmende Wirkung dieses Zuges, der durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen mit der byzantinischen Kultur in das russische Wesen eingedrungen ist.

Rekapitulierend können wir feststellen, daß die drei aus dem byzantinischen Kulturkreise stammenden Tendenzen — die Neigung zum Polytheismus, die magische Weltanschauung und die formalistische Erstarrung — sich auf russischem Boden verstärkt haben. Doch handelt es sich hierbei mehr um äußere Begleiterscheinungen der byzantinischen Kultureinflüsse. Inhaltlich ist über diese noch kaum etwas gesagt. Der Stoff, der aus Byzanz übernommen wurde, läßt sich heute natürlich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen. So viel wissen wir sicher, daß es sich um Schriften kultischen und dogmatischen Inhalts und um Heiligengeschichten gehandelt hat, und auch, daß diese Stoffe im einzelnen infolge der Unbildung des russischen Volkes keine tiefe Wirkung ausüben konnten. Doch darf man wohl annehmen, daß die Russen dank ihrer slawischen Intuition die Grundtendenzen des spätbyzantinischen Geistes, soweit sie ihnen verständlich und ihrem Wesen gemäß waren, erfaßt haben.

Im folgenden soll versucht werden, diese Grundtendenzen herauszustellen. Das einigende Band aller dieser Tendenzen war der theosophische Geist, die magische Grundstimmung, die sich von Alexandrien aus über die hellenistische Welt verbreitet hatte und auch in Byzanz eingezogen war. Aus diesem Geiste heraus wurden die christlichen Glaubensvorstellungen gestaltet und zu einem System von Dogmen vereinigt. Danach ist die christliche Lehre die allein wahre Lehre, die über alle philosophischen Systeme erhaben ist. Sie heißt darum auch

Orthodoxie oder in altslawischer naiver Übersetzung „Prawoslawije" — Rechtgläubigkeit. Sie gibt die richtige Erkenntnis, die richtige Lebensführung, die richtige Seligkeit, weil sie auf der Offenbarung der Gottheit in Jesus Christus beruht. Auch Platon und andere große Lehrer des Griechentums sind im Besitz göttlicher Offenbarung gewesen, aber erst im Gottessohn ist die göttliche Offenbarung zur vollen Entfaltung gekommen. Was Gott uns offenbart, ist seine Vernunft. Das Geoffenbarte und das Vernünftige sind ein und dasselbe. Dem Menschen, der in eine von Grund aus böse Welt gestellt ist und den böse Geister und Teufel bedrängen, wird alles Vernünftige nur durch göttliche Inspiration zuteil. Bei diesem metaphysischen Dualismus von göttlicher Vernunft und einer vernunftlosen und bösen Welt der Materie ist es die in Jesus Christus Mensch gewordene Offenbarung, die der Menschheit allein Erlösung bringen kann.

Aus dem theosophischen Geist ist auch die Erneuerung des Platonismus durch Plotin und seine Nachfolger hervorgegangen, eine Weltanschauung, die bei aller inneren Verwandtschaft dem magischen Christentum als die Weltanschauung der Heiden gegenüberstand. Da sich die beiden Weltanschauungen im Laufe der Zeit einander immer mehr näherten und voneinander verschiedene Anschauungen übernahmen, so muß auch der Neuplatonismus hier in Kürze behandelt werden. Die Gottheit als die über alle Gegensätze und Bestimmungen erhabene absolute Einheit erzeugt aus sich die Welt, wie ein Lichtquell den Glanz um sich her. Wie der Glanz mit der Entfernung vom Lichtquell schwächer wird und sich nach und nach in Finsternis verliert, so nimmt auch die Göttlichkeit der Welt mit der Entfernung von der Gottheit allmählich ab und geht in Materie über. Da die Gottheit absolutes Sein ist, so ist rings um sie her eine allmähliche Abschwächung des Seins bis zum völligen Umschlag in sein Gegenteil, das Nichtsein. So hat die Materie kein selbständiges Wesen, und der Monismus geht nicht in einen Dualismus über. Zwischen der Gottheit und der Materie, zwischen Sein und Nichtsein, gibt es eine Unmenge von Zwischenstufen. Zunächst ist es der Geist, der aus der Gottheit hervorgeht und seinerseits die Ideen erzeugt, die zugleich Urbilder der Einzeldinge und Ursachen des Naturgeschehens sind. Auf der zweiten Hauptstufe steht die Weltseele, die schon an die Finsternis heranreicht. Darum spaltet sie sich in eine höhere Weltseele, aus der Götter und gute Geister hervorgehen, und eine niedere Weltseele, welche die Dämonen und

den Weltkörper erzeugt. Die Weltseele als Ganzes ergießt sich in die Menschen, weshalb auch im einzelnen Menschen entsprechend der Zwiespältigkeit der Weltseele eine höhere, übersinnliche Seele und eine niedere Seele, die Leibesorganisation, zu unterscheiden sind. Alle diese Teile wirken in geheimnisvoller, vorherbestimmter Weise zusammen. Selbstverständlich macht auch der Mensch hier keine Ausnahme: von einem freien Willen kann keine Rede sein. Diesen magischen Weltzusammenhang kann man ahnen, intuitiv erfassen, schauen, nicht aber mit dem Verstande erkennen. Für begriffliche Erkenntnis ist in diesem mystisch-religiösen System ebensowenig Raum wie für das Handeln. Die Wissenschaften sind hier aufgehoben, und bürgerliche und politische Tugenden haben nur einen geringen Wert. Das einzig Wertvolle für den Menschen ist, sich von der bösen Welt unabhängig zu machen, die Seele vom Sinnlichen, Materiellen zu reinigen und vom Körper freizumachen, damit sie sich von aller sinnlichen Weltliebe und sündhaften Unvollkommenheit völlig loslösen und im Schauen der Gottheit das letzte und höchste Ziel erreichen kann: das ist die Rückkehr der Seele zur Gottheit.

Wenn wir die beiden Anschauungskreise, die von Byzanz her auf die Russen eindrangen, vergleichen, können wir an ihnen manches Gemeinsame finden. Vor allem ist es die magische Grundstimmung, aus der beide hervorgegangen sind. Diese Grundstimmung, auf die schon bei der Behandlung des religiösen Kultus der orthodoxen Kirche hingewiesen wurde, ist tief in das russische Wesen eingedrungen, ist für die ganze spätere Entwicklung des Russentums bestimmend geworden und beherrscht noch heute die russische Religiosität. Sie macht geradezu das Wesen der russischen Rechtgläubigkeit aus, so daß das Fehlen des Glaubens an das Magische vom einfachen Russen als nicht-christlich, als heidnisch empfunden wird. Gemeinsam ist beiden Anschauungskreisen ferner die Verneinung der Vernunfterkenntnis und die ausschließliche Anerkennung der göttlichen Inspiration oder des intuitiven Schauens als Erkenntnisquelle. Übereinstimmend haben hier dagegen beide Anschauungskreise das Russentum auf die Mystik hingewiesen, und bei der slawischen Veranlagung für Mystik ist die mystische Stimmung und die Neigung zu mystischem Schauen zu einem wesentlichen Bestandteil des russischen religiösen Lebens geworden. Als Typus des russischen Mystikers haben wir schon den Philosophen Wladimir Solowjoff angeführt. Man könnte noch eine ganze Reihe von russischen Philosophen nennen,

die gleich ihm in ihrem tiefsten Wesen Mystiker sind. Bei den meisten russischen Philosophen bricht hier oder da das Mystische durch, und es sind immer gerade die originellsten und im eigentlichen Sinne russischen Philosophen, in deren Systemen das mystische Element eine wesentliche Rolle spielt. Freilich wird es bei ihnen häufig durch einen Überbau aus philosophischen Begriffen der deutschen Philosophie verdeckt und verdrängt, so daß es nicht zu seinem Recht kommt. Gerade die bedeutendsten russischen Philosophen sind bemüht, dem Mystischen der russischen Seele in ihren aus deutschen philosophischen Begriffen gezimmerten Systemen einen Platz anzuweisen. Es kann hier nicht im einzelnen gezeigt werden, wie die Versuche der russischen Denker, das Eigenartige der russischen Anschauungsweise mit den Errungenschaften der deutschen Philosophie in Einklang zu bringen, immer wieder scheitern, weil sie aus heterogenen Elementen, die sie gar nicht als heterogen erkannten, etwas Abgerundetes, Ganzes schaffen wollten. Darin liegt die Tragik der russischen Philosophie, daß die russischen Denker einen Ausgleich anstreben, wo kein Ausgleich möglich ist, und beim Erstreben des Unmöglichen notwendiger Weise scheitern.

Als Vorbild für die russischen metaphysischen Systeme hat bezeichnender Weise immer wieder Plotin gedient; von ihm sind die russischen Philosophen dann auch zu seinem Vorbild, der platonischen Philosophie, gelangt. Unter den deutschen Philosophen waren es besonders Schelling und Baader, die in Rußland viel gelesen wurden und Einfluß gewannen, — wiederum Denker, bei denen das Mystische eine Rolle spielt. Aber nicht nur in den philosophischen Systemen der Russen finden wir das Mystische; es tritt uns immer wieder auch im Denken des einfachen Mannes entgegen, woraus wir sehen können, daß es tief im russischen Wesen verwurzelt ist. Der von der russischen Kirche heilig gesprochene Asket und Hellseher Seraphim aus Saroff, ein Heiliger des 19. Jahrhunderts, war ein origineller Mystiker, dessen tiefsinnige Konzeptionen eine Anweisung zur Erwerbung des heiligen Geistes geben. Dostojewsky hat in der Gestalt seines Sosima in den „Brüdern Karamasoff" das typische Bild eines solchen religiösen Suchers und Wanderers, Hellsehers und Wundertäters aus dem Volke geschaffen, wie sie von den Russen mit dem schlichten Namen „Starez" (der Alte) bezeichnet werden.

Schließlich haben beide erwähnten byzantinischen Anschauungskreise das Russentum zur Askese geführt. Im Grunde ist der Neuplatonismus nicht weniger dualistisch als das orientalische Christen-

tum, denn die Überwindung des metaphysischen Dualismus durch den Begriff der absoluten Einheit ist eine philosophische Feinheit, die nicht von starker Wirkung gewesen sein kann, zumal wenn sie neben dem ausgesprochenen Dualismus der christlichen Lehre auftrat. Dem Guten, Göttlichen steht die böse sinnliche Welt gegenüber, aus der wir nur durch Verneinung der Sinnlichkeit Erlösung erlangen. Diese asketische Moral wurde durch die Kirche nach Rußland verpflanzt und durch die Klöster gepflegt. Es hat recht lange gedauert, bis sie sich im russischen Volksbewußtsein festsetzte, denn sie ist dem natürlichen Empfinden eines primitiven Volkes entgegengesetzt und ganz und gar unverständlich. So ist denn die Moral der „Chronik des Nestor" vom Anfang des 12. Jahrhunderts und die der Aufzeichnungen des Wladimir Monomach noch durchaus unasketisch; erst spätere Schriftdenkmäler zeigen eine weitere Verbreitung der klösterlich-mönchischen Moral, die selbst die unschuldigsten Freuden verbietet. Das Kloster wird zum geistigen Beherrscher Rußlands. Mit der Zeit dringt die Anschauung durch, daß Askese die Voraussetzung wahren Christentums ist, und der Asket wurde das Ideal der russischen Religiosität: er ist der Heilige. Noch das 19. Jahrhundert brachte in Rußland einen Heiligen hervor, den schon erwähnten Asketen und Mystiker Seraphim aus Saroff.

Auch manche Verschiedenheiten lassen sich zwischen den beiden Anschauungskreisen aufweisen. Während der Neuplatonismus, wie später ausführlicher dargetan werden soll, den müden Geist der späten Antike zeigt, tritt in der christlichen Lehre das starke, zuversichtliche religöse *Selbstbewußtsein der frühchristlichen Kirche* hervor. Die rechtgläubige Kirche fühlt sich im alleinigen Besitz der Wahrheit — der einzigen wahren Lehre von der Erlösung der Menschheit. Aus diesem jugendlichen, vorwärtsweisenden Kraftbewußtsein entspringt die Idee des *Messianismus des russischen Volkes*. Sie konnte natürlich erst erstarken, als die Kirche eine Macht geworden war, und das wurde sie erst im moskowischen Großfürstentum, das sich in seiner zentralistischen Politik auch der Kirche als eines Machtmittels bediente. Das zugleich mit dem Staatswesen erstarkte religiöse und völkische Bewußtsein glaubte an die russische Sendung, zunächst alle russischen Länder vom Tatarenjoch zu befreien, dann aber auch aller Welt die Erlösung zu bringen. Das „heilige Rußland", das den Fremden als recht unchristlich erscheinen mochte, empfand sich selbst als den Retter und Führer und auch den eigentlichen Herrn der Menschheit. Nicht Kiew, von wo

aus das Christentum sich ausgebreitet hatte, sondern das jüngere Moskau wurde der Hort des orthodoxen Christentums und nannte sich stolz „das dritte Rom", und sein Herrscher wurde der Schirmherr des rechtgläubigen Christentums gegen die Andersgläubigen. Dieses aber gipfelte in der Lehre vom dreieinigen Gott und dem von Gott eingesetzten Zaren. Bis heute ist Moskau die heilige Stadt und das Herz des Russentums, und es ist Petersburg nie gelungen, ihm den Rang streitig zu machen. Und die alte patriarchalische nationalrussische Monarchie als Trägerin einer religiösen Idee ist unstreitig auch heute noch die einzige dem Russentum angemessene Regierungsform, weit mehr als die Petersburger Autokratie mit europäischem Einschlag, und unendlich viel mehr als das bolschewistische Rätesystem.

Die Idee des Messianismus hat sich in Rußland bis auf den heutigen Tag erhalten. Chomjakoff fand, daß die Russen durch ihre Veranlagung ganz besonders für das Christentum prädisponiert seien. Die Partei der Slawophilen, die sich an ihn schloß und die den Kosmopolitismus der Westler bekämpfte, formulierte den Gedanken der russischen nationalen und religiösen Mission. Sie waren Romantiker in politischen und nationalen Fragen, und ihre falsche Idealisierung der Wirklichkeit ließ sie zu politischen Reaktionären werden. Obwohl sie durch ihre nationale Selbstüberhebung auf Kosten des „faulen" Westens bei Reaktionären und Obskuranten viel Anklang fanden, konnten sie in Wirklichkeit nichts Positives schaffen. In unseren Tagen ist die messianische Idee des Russentums in bolschewistischer Verkleidung aufgetreten. Jetzt ist es der orthodoxe Marxismus, den Moskau zur Erlösung der Menschheit in die Welt hinausschreit und mit Gewalt und List aller Welt aufzudrängen sucht. Mit dem Glaubenseifer des religiösen Fanatikers, der bei allem Terror, blutrünstigen Morden und nihilistischer Zerstörungswut unverkennbar ist, müht sich das hoffnungslos barbarisierte bolschewistische Rußland, die europäischen Kulturländer mit der aus dem Geist der europäischen Kultur entstandenen und längst widerlegten Marxschen Theorie zu beglücken — wahrlich ein grotesker Anblick! Auch in den Kreisen der russischen Emigranten hat sich der messianische Gedanke des Russentums gehalten. Wenn man den Bolschewismus als den letzten Ausläufer der großen Rationalisierung Europas betrachtet, die mit der Renaissance begann und über die Reformation, die Aufklärung und die Revolutionen bis in unsere Tage reicht, so fällt es auf, daß die letzte Konsequenz aus dieser Bewegung in Rußland gezogen

wurde, das die ganze rationalistische Entwicklung nicht mitgemacht hatte. Während man die Erklärung dafür in dem Umstand findet, daß der Rationalisierungsprozeß sich in Rußland mit besonderer Schnelligkeit vollzog, ohne durch große konservative Kulturwerte aufgehalten zu werden, sieht man in dem tragischen Schicksal Rußlands die eigentümliche Sendung des Russentums. Die Russen wären dazu ausersehen, daß gerade in ihrem Lande die im Westen entstandene rationalistische Weltanschauung ihren Bankrott erleben sollte, so daß Rußland nun der ganzen Welt ein abschreckendes Beispiel biete, ihr eine sozialwissenschaftliche Lektion erteile und damit einen Wendepunkt in der europäischen Weltanschauung herbeiführe. So anfechtbar dieser Gedankengang auch ist, so liefert er doch den Beweis dafür, daß der messianische Gedanke im Russentum tief verwurzelt ist.

Gehen wir vom byzantinischen Christentum und seiner Auswirkung in Rußland zum anderen großen byzantinischen Erbteil Rußlands, dem Anschauungskreis des Neuplatonismus über, so können wir da Züge entdecken, die allen letzten Ausläufern der griechischen Philosophie gemeinsam sind. Sie sind eine Äußerung der Spätantike, die nichts mehr von dem jugendlichen Forschertrieb und dem klaren Geist des frühen Griechentums bewahrt hat. Die Philosophie ist nicht mehr vor allem der Erkenntnis, dem reinen Wahrheitssuchen gewidmet, sondern geht darauf aus, ethische Anschauungen einer bestimmten Richtung zu einem dogmatischen System zusammenzufassen. Durch eine solche Philosophie konnte der Erkenntnistrieb eines jugendlichen Volkes nicht geweckt oder gefördert werden. So haben denn diese byzantinischen Kultureinflüsse nicht die Entstehung einer selbständigen Wissenschaft angeregt. In der Tat hat es in Rußland bis zu seiner gewaltsamen Europäisierung durch Peter den Großen keine Wissenschaft gegeben. Andererseits wurden die Russen durch die neuplatonischen Anschauungen nachdrücklich auf die Ethik hingewiesen. Da nun die Russen, wie schon dargelegt, von Natur mehr für ethische als für theoretische Probleme veranlagt sind, so konnte sich bei ihnen unter dem Einfluß des spätantiken Erbteils die Bevorzugung der Ethik vor der reinen Erkenntnis zu einem wesentlichen Zuge des russischen Geistes verfestigen. Dementsprechend hat sich bei den Russen ein eigentümlicher Wahrheitsbegriff gebildet, der auch das ethische Gebiet mit umfaßt. Wie das klassische Griechenland den Begriff der Kallokagathia prägte, der das Gute und Schöne vereinigte, so bedeutet die „Prawda“ der Russen nicht nur das Wahre, sondern zugleich auch das Gute. Sie ist das

theoretisch und ethisch Richtige und entspricht daher nicht dem, was wir unter Wahrheit verstehen. Prawda ist die Wahrheit, die dem Menschen das Heil bringt, also ein Begriff, der vom theoretischen Gebiet über das ethische ins religiöse hinüberspielt.

Wie schon gesagt, ist im Neuplatonismus kein Raum für das Handeln. Wozu sollte der Mensch sich auch rühren in einer Welt, in der alles Geschehen vorausbestimmt ist? Die Greisenhaftigkeit dieser spätantiken Weltanschauung will keine Aktivität, sie kann nur ein kontemplatives Lebensideal haben. Tätigkeit muß wertlos erscheinen, wo wahre Seligkeit nur im verzückten Schauen Gottes erlangt werden kann. Es läßt sich wohl kaum eine Lebensanschauung denken, die einem jungen, in die Geschichte eintretenden Volke schädlicher ist als diese. Religiös verbrämte Passivität wurde dem russischen Volke aufgepfropft, während der Islam von allen, die sich zu ihm bekannten, höchste Aktivität verlangte. Mit Hilfe der Klöster hat sich das Lebensideal der Passivität denn auch durchgesetzt und den russischen Geist tief beeinflußt, wobei die natürliche slawische Indolenz des Russen der Verbreitung dieser Anschauungsweise Vorschub geleistet haben mag. So ist der Russe konsequenter Passivist geworden. Er glaubt an ein Heil, das ihm zuteil wird, ohne daß er sich darum zu bemühen brauchte. Die göttliche Gnade ergießt sich über ihn durch Vermittlung des Priesters und der Kirche. Von der religiös betonten Passivität war nur ein Schritt zur Heiligung des Leidens. Das Leiden erscheint als etwas Positives, etwas Gottgewolltes. Es ist der Weg, der zu Gott führt. Unter dem halbasiatischen Despotismus hat der Russe durch Jahrhunderte das Leiden gelernt. „Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit", sagt der Russe im Gefühl seiner Hilflosigkeit. Niemand auf Erden und im Himmel sieht sein Leiden und nimmt ihn in Schutz. Da heißt es einfach — dulden. Und in seiner Hoffnungslosigkeit wird ihm das Leiden zum Trost. Es ist ihm nicht nur ein Mittel zur Erlangung der Seligkeit, wie wir es bei Leo Tolstoi sehen, es wird ihm zum Selbstzweck des Lebens, wie bei Dostojewsky. Leiden und Dulden ist dem Russen so sehr zur Notwendigkeit geworden, daß er es nicht missen will. Aus dieser Gesinnung heraus ist es zu verstehen, daß Gogol seinerzeit die Leibeigenschaft verteidigen konnte. Und Tschechoff schreibt in seiner Novelle „Zelle Nr. 6": „Das Leiden verachten würde für die Mehrzahl der Menschen ebensoviel heißen wie das Leben selbst verachten. Denn das ganze Wesen des Menschen besteht aus den

Empfindungen des Hungers, der Kälte, der Kränkung, des Verlustes und der Todesfurcht. Diese Empfindungen machen das ganze Leben aus Das eben nennt man leben."

Auch die Leugnung der Willensfreiheit durch den Neuplatonismus hat eine tiefe Wirkung auf den russischen Geist ausgeübt. Wenn das einzelne Ich keine selbständige Größe ist, wenn es allein für sich ohne Kraft und Wert ist und nur als ein Bestandteil der Gottheit Bedeutung hat, so kann auf dem Boden einer solchen Anschauung kein kräftiger Individualismus entstehen. Alles Tun der einzelnen muß da als sinnlos erscheinen, ja als schlecht, weil es den Menschen von Gott entfernt; und Verblendung wäre es, zu glauben, daß dem einzelnen Menschen durch sein persönliches Urteil irgend eine Erkenntnis zuteil würde; er würde rettungslos einer Ketzerei verfallen, wenn er sich vom Satan zu selbständigem Denken verführen lassen wollte. Nur im Schutze der Kirche darf der Mensch denken und handeln. So taucht der Wir-Gedanke der heiligen Gemeinschaft auf, der nicht ohne die magische Grundanschauung verständlich ist und der im letzten Grunde in der Gemeinschaft mit Gott wurzelt. Aus diesem Anschauungskreise heraus erklärt sich die Abneigung des Russen gegen den Individualismus und seine Liebe für den geistigen Kollektivismus. Die Gesamtheit der Menschen erscheint ihm daher als eine magische Lebensgemeinschaft. Aus diesem Gemeinschaftsgefühl entsteht die russische Leidenschaft für Politik, die bei ihm immer einen religiösen Charakter hat. Religiös waren im Grunde die Bestrebungen der Slawophilen, religiös die Theorien der Revolutionäre wie Bakunin, Krapotkin, Herzen, wenn sie es selbst auch nie zugegeben hätten. Sie suchen alle das Heil für die Gesamtheit und sind von einem lebendigen Glauben an ihre Utopien beseelt. Und auch der heutige Bolschewismus hätte nicht die Kraft entfalten können, die zu der bolschewistischen Einigung des zerrissenen Rußland nötig war, wenn hinter ihm nicht ein Glaube gestanden hätte. Freilich ist es der Glaube der Verneinung, der Glaube des Nihilismus, die Religion des Satans.

Wenn wir nun zu dem Ausgangspunkt dieses Gedankenganges zurückkehren und den einzelnen Menschen noch einmal als ein Nichts betrachten, das nur in der Gemeinschaft mit Gott positive Bedeutung hat, so werden wir uns dabei eine Vorstellung vom Charakter der russischen Religiosität bilden können. Der Mensch ist vor Gott wie eine Welle im Meer, die kommt und vergeht und nur für kurze Zeit

auf der Oberfläche des Meeres scheinbar ihr eigenes Dasein hat, um dann in der ewigen, unendlichen Tiefe zu versinken. Wenn der Mensch das verstanden hat, dann will er auch in die Tiefe zurücksinken, von wo er gekommen ist und wo er für immer geborgen ist. Seine höchste Sehnsucht ist es, in Gott zu versinken, zu ihm zurückzukehren wie ein müdes Kind zur Mutter. In Gottes Schoß findet er Ruhe und Frieden. So hat denn Gott in der russischen Orthodoxie etwas Mütterliches. In der großen Verehrung, welche die russische Kirche der heiligen Mutter Gottes entgegenbringt, tritt dieses Bedürfnis nach dem Mütterlichen an die Oberfläche. Weltenweit ist diese Anbetung der Mutter Gottes vom katholischen Marienkult entfernt, so weit wie die östliche Kultur von der abendländischen. Im Osten — die ganze Müdigkeit der späten Antike, die Schutz suchend heimkehrt; im Abendlande — die Sehnsucht einer jungen kraftstrotzenden Menschheit, die in den Kampf auszieht, um die heilige Jungfrau, das Ideal der himmlischen Güte und Reinheit, zu schützen. Heißt es hier: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, so heißt es dort: dulden und leiden. Im Westen — die Sehnsucht eines Menschen, der sich als eine selbständige Macht fühlt, hinauf zu Gott; im Osten — ein ergebenes Zurücksinken in göttliche Geborgenheit. Symbolisch stellt sich dieser Gegensatz dar im himmelstrebenden gotischen Dom und der byzantinischen Kuppel, die sich schirmend über der rechtgläubigen Gemeinde wölbt und sie vor dem Bösen in der Welt bewahrt. Es ist der Gegensatz von Offensive und Defensive, aufs religiöse Leben übertragen, der den Osten vom Abendlande trennt.

Der wichtigste Kulturfaktor im Werdegang des Russentums ist nächst der Kirche der Despotismus gewesen. Die aus der Tatarisierung Rußlands hervorgegangene despotische Staatsform blieb auch nach der äußerlichen Europäisierung in Kraft. Rußland ist aus dem Despotismus eigentlich nie herausgekommen, dieser hat im Laufe der Zeiten nur seine Form gewechselt. Dabei muß gesagt werden, daß der russisch-tatarische Despotismus, der nicht ohne innere Entwicklungsmöglichkeiten war, durch europäische Einflüsse nur verschlechtert worden ist. Der alte moskowische patriarchalisch-theokratische Despotismus ist für das Rußland seiner Zeit die angemessene Staatsform gewesen und zweifellos besser, als der Petersburger Despotismus mit seiner verlogenen europäischen Fassade für die spätere Zeit war, und dieser wiederum war besser als der Despotismus der Räteregierung, der sich meist unverhüllt zeigt und

nur zuweilen bei besonderen Gelegenheiten sich als Rechtsstaat maskiert. Die Einwirkung des Despotismus auf das russische Wesen war ungeheuer stark und läßt sich aus dem russischen Charakter nicht fortdenken. Aus dieser Quelle stammen die Züge im russischen Wesen, die das Russentum dem europäischen Empfinden als etwas nicht nur Fremdes, sondern auch Gefährliches erscheinen lassen. Da von der Einwirkung des Tatarentums auf das russische Wesen schon die Rede gewesen ist, soll hier im besonderen nur von den Wesenszügen gesprochen werden, die durch die despotische Regierungsform ins Russentum eingedrungen sind. Es sind da drei Züge zu unterscheiden.

Erstens ließ die despotische Regierungsform im Russen kein Rechtsbewußtsein aufkommen. Wirkliche Rechte hat nur der Herrscher und nach ihm derjenige, dem vom Herrscher Rechte übertragen worden sind. Der Untertan hat keine Rechte. An dieser Auffassung änderte die Petersburger Gesetzgebung nichts, da die Praxis des innerpolitischen Lebens sich nicht viel um die Gesetze kümmerte. Gesetze hatten im zarischen Rußland den Zweck, den Despotismus und seine Nutznießer zu stützen und etwaige selbständige Bestrebungen des gewöhnlichen Untertans niederzuhalten. Nach Auffassung des letzteren sind Gesetze nur eine schlaue Erfindung einer selbstsüchtigen Regierung und darum nur dazu da, um übertreten zu werden. Ein Verständnis für den selbständigen Wert des Rechtes konnte sich unter solchen Umständen nicht entwickeln. So hat der Russe auch heute noch meist kein *Rechtsbewußtsein* im europäischen Sinne; es fehlt ihm das Verständnis dafür, daß Recht etwas Überpersönliches ist, daß Gewalt und Unrecht dadurch, daß sie zum Gesetz erhoben werden, sich noch nicht in Recht verwandeln. Was dem Staate und seinen Nutznießern augenblicklich vorteilhaft ist, wird zum Gesetz erhoben, gleichgültig ob es gegen objektives Recht verstößt, denn nach russischer Auffassung ist das Recht nicht etwas Objektives, sondern etwas Subjektives. Diese Auffassung, die Rußland zum Verhängnis wurde, bedeutet eine Gefahr auch für nichtrussische Staaten, wo infolge enger Berührung mit Rußland der Einfluß russischen subjektivistischen Rechtsempfindens vorhanden ist. Dieser Geist ist asiatischen Ursprungs und ein Feind der europäischen Kultur. Im engsten Zusammenhang hiermit steht der russische Begriff der Freiheit: es ist nicht die Freiheit innerhalb der Gesetze, die der Rechtsstaat gewährt, sondern die *Freiheit als Ungebundenheit* von Gesetzen — das Ideal des Anarchisten.

Zweitens konnte in Rußland unter der despotischen Herrschaft keine Liebe zur Regierung entstehen. Der einfache Mann, der unter dem Despotismus wohl am wenigsten gelitten haben mag, ertrug ihn dann, wenn er durch ihn bedrückt wurde, als eine göttliche Schickung. Anders wurde es bei der europäisch gebildeten Oberschicht, die das Mißverhältnis zwischen asiatischem Despotismus und der Lehre von Freiheit und Menschenrechten sah und in der Religion keine Hilfe mehr zum Ertragen dieses Mißverhältnisses fand. Die Regierung andererseits hat sich nie um die Sympathie der zu selbständigem Denken erwachten Untertanen bemüht. So wurde der Gebildete regierungsfeindlich. Bei seiner Unkenntnis europäischer Kultur übertrug er seine regierungsfeindliche Gesinnung auch auf die Regierungen anderer Staaten, und aus dieser naiven, aber echt russischen Verallgemeinerung entstand die prinzipielle Staatsfeindlichkeit des gebildeten Russen, wie wir sie z. B. bei Leo Tolstoi finden. Der gebildete Russe ist, auch wenn er sich politisch gar nicht betätigt, in der Tiefe seiner Seele Anarchist: er verneint den Staat grundsätzlich, zum mindesten hält er ihn für überflüssig. Die Westeuropäer, die nicht gleich ihm den Staat verneinen, erscheinen ihm als töricht und zurückgeblieben. Gemeingefährlich im weitesten Sinne wird diese innere Einstellung dadurch, daß sie sich beim Russen mit seiner messianischen Idee verbindet: der Russe ist dazu bestimmt, den Westeuropäer aufzuklären und ihn von seiner Regierung zu befreien, und wenn nicht anders möglich, auch gegen seinen Willen.

Hiermit kommen wir zum dritten Zug. Der Despotismus ist dem Russen in Fleisch und Blut übergegangen. Der Russe hat sich die Gesinnung des Despotismus, den er als seinen Todfeind bekämpft und haßt, zu eigen gemacht, ohne sich dessen bewußt zu werden: Gewalt statt Recht. Alle russischen Revolutionäre, von den Dekabristen bis zu den Bolschewisten, setzten ganz naiv Gewalt gegen Gewalt, Despotismus gegen Despotismus und glaubten damit etwas Besseres an die Stelle der früheren Ordnung zu setzen. Heil und Erlösung soll dem eigenen Volke und allen Völkern der Erde mit Gewalt gebracht werden. Der russische Versuch, die Welt zu erlösen, ist ein Tatareneinfall, der sich von den früheren nur durch seine Form unterscheidet. Hier steht wieder Asien gegen Europa.

Zu diesen festgefügten Strukturen, die aus dem Byzantinismus und Despotismus entstanden sind, kamen im Laufe der Zeit andere

von weniger festem Gefüge. Die mit tatarischer Gewaltsamkeit von Peter dem Großen durchgeführte Europäisierung Rußlands war nur äußerlich; unter der Oberfläche blieb Rußland das alte. Die alten Strukturen werden nicht verdrängt, es kommt nur etwas Neues hinzu, und zwar ist dieses weniger durch den Stoff bestimmt, der aus Europa übernommen wird, als durch die Reaktionen, die er hervorruft. Die Spuren, die die französische Aufklärung, die deutsche Romantik, die Kantische Philosophie hinterlassen, sind sehr gering. Höher zu veranschlagen ist schon die Wirkung des deutschen Idealismus, der in der russischen Seele verwandte Saiten anklingen läßt, aber doch auch im Grunde dem Russen nicht das gab, was er brauchte. Von viel wesentlicherer Bedeutung ist die Art und Weise, in der die europäischen Einflüsse vom Russentum angeeignet oder abgelehnt wurden. Zu einem großen Teil sind die Züge, die sich nun in das russische Wesen einzeichnen, von vergänglichem Charakter, ja zuweilen sind sie sogar leicht verwischbar. So führt uns alles, was jetzt betrachtet werden soll, bereits aus der Schicht des russischen Wesens, die wir Kulturschicht nannten, in die oberste und vergänglichste, die Milieuschicht, hinüber. Es ist aus diesem Grunde nicht möglich, bei der Behandlung dieses Stoffes eine strenge Grenze zu ziehen, und so soll denn alles, was aus der Kulturschicht in die Milieuschicht hinüberragt, im Anschluß an das Vorhergehende besprochen werden.

Was die petrinische Reform erreichte, war die Bildung einer dünnen Gesellschaftsschicht vom Gepräge einer mehr oder weniger tief eingedrungenen europäischen Kultur. Die Anhänger der Reform beeilten sich, alles Neue aus Europa herüberzuholen, wobei es leicht übersehen wurde, daß es sich nur um Äußerlichkeiten handelte. Besonders das Aufklärungszeitalter während der Regierung Katarinas II. weckte die Eitelkeit auf die neuen Errungenschaften und führte zu dem Bestreben, womöglich vorbildlich für Europa zu werden. Das gänzlich unhistorische Denken der Aufklärung verleitete zu dem Glauben, daß gerade aus dem unverdorbenen Rohmaterial des russischen Volkes nach den neuesten Rezepten Wunder der Menschheitsentwicklung bewirkt werden könnten. Dieser Glaube, den auch Herder teilte, ist in Rußland nie ganz verschwunden. Es war naheliegend, daß er sich mit der russischen messianischen Idee verband. Er lebt noch heute im Bolschewismus. Die Folge dieses Glaubens waren Experimente und, da diese naturgemäß mißlingen mußten, Kulissen, die einen schönen Schein vortäuschen sollten. Die

Neigung zu beidem hat sich in Rußland bis heute erhalten. Der naive Glaube an die Durchführbarkeit ausgeklügelter sozialpolitischer Theorien war der russischen Regierung nie fremd, lebte aber besonders in den Kreisen der Revolutionäre, bis schließlich die bolschewistische Regierung ein Experiment in großem Stile machen konnte. Ebenso hat die Kulturkulisse im zarischen Rußland seit den Potemkinschen Dörfern nie gefehlt, und selbst das grenzenlose Elend des heutigen Rußland kann durch geschickte Anwendung der bewährten Methode wenigstens vor den Augen kritikloser europäischer Zuschauer verschleiert werden.

Die Liebe zu den Errungenschaften Europas, die von der Regierung anfangs gepflegt worden war, wuchs ihr bald über den Kopf, als das Neueste vom Neuen, die Ideen der französischen Revolution durch die Beteiligung russischer Truppen an der Niederwerfung Napoleons I. nach Rußland gedrungen waren. Schon unter Nikolai I. wurde das Westlertum, wie man diese Richtung nannte, der Regierung verdächtig, und die Westler wurden nicht weniger verfolgt als die Slawophilen, in denen man eine Fortsetzung der altkonservativen Opposition gegen die Europäisierung Rußlands sehen darf, nur in romantischem, also wiederum europäischem Gewande. Während das Westlertum geradeswegs zur Revolution hinführte, taten auch die Slawophilen das Ihrige zur Herbeiführung eines Umsturzes, indem sie durch Befürwortung einer reaktionären Politik gerade die staatstreuen Elemente vor den Kopf stießen. Sie waren es, die auf die Notwendigkeit einer Russifizierung Finnlands und der baltischen Ostseeprovinzen hingewiesen haben.

Da Bildung überhaupt leicht zu Selbstüberhebung führt, mußte die in Rußland entstandene ungeheure Kluft zwischen der dünnen Oberschicht und dem Volke bei den Gebildeten eine Verachtung des einfachen russischen Mannes hervorrufen, die eine feindselige Note in diese Kluft hineintrug. Die Masse des Volkes wurde für den Angehörigen der Oberschicht einfach zur „seraja skotina“, dem grauen Vieh, wie man die Soldaten seit dem japanischen Kriege nannte. Diese Anschauung und ihre Umsetzung in die Tat, die menschenunwürdige Behandlung des Soldaten durch den Offizier, überhaupt des Niederen durch den Höheren, haben in der Revolution unheilvolle Folgen gezeitigt. Eine ganz verhängnisvolle Rolle spielte dabei die halbbarbarische Zwischenschicht der Unteroffiziere, Polizisten und kleinen Beamten. Andererseits fingen gerade die besten Elemente der Oberschicht an zu fühlen, daß die Loslösung vom eigenen

Volkstum sie zu einer Selbstentfremdung führte. Sie hatten die Empfindung, daß sie durch die Europäisierung um das Beste in sich, das spezifisch Russische, gekommen waren. Daraus entstand das Heimweh nach dem Lande, der Einfachheit, das Heimweh nach der russischen Erde, das Dostojewsky so ergreifend beschreibt, und die Idealisierung des Muschik, des Bauern, die sich schon bei Puschkin zeigt und später noch mehr bei Turgenew und Leo Tolstoi hervortritt. Dazu kommt dann das Mitleid mit dem in Unbildung und Elend verkommenden Volke, das schlechte Gewissen und die Reue darüber, daß man dem Volke den Rücken gekehrt hat. Immer wieder erscheint in der russischen Literatur das Bild des russischen Gebildeten, den ein krankes Gewissen quält und zu Selbstanklage und Selbstanalyse treibt. Dieses Leiden ist es, das das krankhaft bleiche Gesicht des russischen Gebildeten vergeistigt. Dieses leidende Gewissen, das Dostojewsky, der große Anwalt der „Unterdrückten und Beleidigten" (oskorblennye i unishennye), in Iwan Karamasoff verkörpert, entspringt aus dem übergroßen Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit im russischen Leben. Eine große, unheimliche Kluft besteht zwischen dem, was die Vernunft und das Gewissen fordert, und dem, was ist. Die Begriffe sagen es, daß Ideal und Wirklichkeit sich niemals decken können, aber der Grad der Entfernung zwischen ihnen kann verschieden sein. In Rußland bemißt er sich nach Jahrhunderten. Die gebildete Schicht hält Schritt mit der geistigen Entwicklung Europas, aber die russische Wirklichkeit ist in anderer Hinsicht um viele Jahrhunderte hinter Europa zurückgeblieben. Darum wirkt das Leben in Rußland auf Schritt und Tritt so beleidigend wie sonst nirgendwo, und das Leid, das aus diesem Mißverhältnis entspringt, findet seinen Ausdruck im Gewissen des russischen Gebildeten, der die moralische Pflicht fühlt, dem Volke emporzuhelfen, sich dabei aber durch fremde, unüberwindliche Kräfte an der Annäherung von Ideal und Wirklichkeit verhindert sieht. Wie ein Alp liegt es auf dem Herzen der Besten unter den russischen Gebildeten, daß in vielen großen Gouvernements des russischen Reiches, auf Strecken von vielen Tausenden von Kilometern Millionen von Menschen hungern und in Schmutz und Elend und geistiger Finsternis verkommen. Die schweigende Anklage dieser Millionen, das Weinen und Wimmern der hungernden Kinder dringt zu ihnen, und sie können nicht helfen. Das ist das kranke Gewissen, das auf der russischen Seele lastet und der russischen Literatur und Philosophie seinen Stempel aufgeprägt hat.

Diese Anschauungen und Gefühle veranlassen viele der Besten, „ins Volk zu gehen“ (itti w narod), wie man es nannte, zum Volk hinabzusteigen, um es aufzuklären und ihm zu helfen. „Narodnitschestwo“ (das Ins-Volk-gehen) heißt diese Bewegung, für die der russische Revolutionär Fürst Krapotkin ein lebendiges Beispiel bietet und die Leo Tolstoi in seiner „Auferstehung“ beschreibt. Immer stärker wird der Haß gegen das Europäische, das an dem Unglück Rußlands die Schuld trägt, gegen die Zivilisation. Man haßt Petersburg, den Vermittler und das künstliche Produkt jener Welt, die dem Russentum fremd ist. Dostojewsky nennt Petersburg die abstrakteste und künstlichste aller Städte, und Aksakow schreibt, Petersburg aus ganzem Herzen und aus voller Seele zu hassen, sei der erste Schritt zur Befreiung der russischen Volksseele. Der zweite Schritt ist — das heilige Moskau, das Mütterchen Moskau zu lieben, dessen Ansehen noch gestiegen ist, seitdem man es dem Franzosen geopfert hatte, um Rußland zu retten. Nicht Europa ist das Land der Zukunft, sondern Rußland. Selbst die Westler, die das Heil für Rußland in Europa gesucht haben, kehren enttäuscht zurück. Die Enge und Begrenztheit der Zivilisation stößt sie ab. Die russische Natur kann sich nur in der Weite Rußlands ausleben. Herzen findet in Europa weniger Fortschrittlichkeit als in Rußland, und Aksakow nennt das Leben in Rußland trotz aller Bedrückungen freier als in Europa und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leo Tolstoi predigt völlige Abkehr von der Zivilisation und Kultur, und Dostojewsky ruft sein Volk zurück zu Christus, zurück zur Orthodoxie.

Die große Abkehr von der europäischen Kultur und Zivilisation, die mit der russischen Revolution begann und unter der Herrschaft des Bolschewismus ihren Höhepunkt erreichte, hat mit elementarer Kraft alles Fremde fortgespült, das seit Peter dem Großen Rußland überflutet hatte. Aber nur in seiner Negation war der Bolschewismus echt russisch. Das Neue, das er an die Stelle der über den Haufen geworfenen Ordnung stellte, war wieder etwas Fremdes. Der ganz auf materialistisch-ökonomischen Grundlagen aufgebaute, das Leben mechanisierende Kommunismus, dieses Produkt großstädtischer Zivilisation, ist dem russischen Wesen, der weiten russischen Natur fremder als alles, was es bisher aus Europa erhalten hatte. Es ist darum ganz ausgeschlossen, daß die russische Seele mit ihrem Hang zum Grenzenlosen sich je mit dieser engsten aller Begrenzungen aussöhnt. Und da der Kommunismus in Verbindung mit gröbstem

Materialismus und Atheismus auftrat und eine „Liquidierung der Religion", wie man jetzt in Rußland sagt, mit rücksichtsloser Gewalt anstrebte, so richtete er sich gerade gegen das, was der Russe als sein Eigenstes empfindet. Um dem russischen Bedürfnis nach Kultus und Autorität entgegenzukommen, hat die bolschewistische Regierung, ungeachtet ihrer Abneigung gegen alles Kultische, es zugelassen, daß in Rußland neben der bedrückten Kirche und an Stelle der Kirche doch ein neuer Kultus entstanden ist — der Kultus mit der Person Lenins, der sich wenig vom russisch-orientalischen Heiligenkultus unterscheidet. Lenin ist ein Heiliger geworden, für den in jeder Behörde, jeder Schule ein „roter Winkel" (krasny ugolok) mit Bildern von ihm, mit Büchern und Zeitungsartikeln von ihm auf Befehl der Obrigkeit eingerichtet worden ist. Dieser neue Kultus soll die Religion ersetzen, aber Religion läßt sich ebensowenig durch ein künstliches Gebilde ersetzen, wie man einem Menschen ein künstliches Herz einsetzen kann.

Die Befreier des russischen Volkes haben es mehr geknechtet, als es je geknechtet wurde. Da sie nur ihre Theorie sahen, waren sie blind für die Wirklichkeit. Sie haben das Wesen des Russentums nie erkannt, sonst hätten sie gesehen, was Dostojewsky, der größte Kenner der russischen Seele, wußte: „Nicht im Kommunismus, nicht in mechanischen Formen besteht der Sozialismus des russischen Volkes. Es glaubt daran, daß es nur durch eine verklärte Vereinigung im Namen Christi erlöst werden kann. Das ist unser russischer Sozialismus."

Nur mit ein paar Worten kann auf die Veränderungen eingegangen werden, die im russischen Wesen *in allerletzter Zeit* vor sich gegangen sind, da hier das Neue erst im Werden begriffen ist und noch keine festen Strukturen gebildet hat. Wie in allen europäischen Ländern hat auch in Rußland nach dem Weltkriege eine allgemeine *Barbarisierung* der jungen Generation stattgefunden. Die geistigen Interessen sind überall abgestumpft, der Wissensdurst beschränkt sich auf die Technik, allenfalls noch auf die Naturwissenschaften, und der Sport wird im allgemeinen höher gewertet als das Geistige; der lebendige Zusammenhang mit der Vergangenheit ist gelockert. Daß Rußland diesen Barbarisierungsprozeß weit intensiver erlebt hat als alle anderen Länder Europas, liegt einesteils an dem niedrigen Stande der russischen Kultur im allgemeinen, anderenteils an dem ganz besonders schweren Schicksal, das Rußland durch die Revolution und die Bolschewistenherrschaft

erlitten hat. Fast auf der ganzen Linie sind die Traditionen der russischen Kultur jäh abgebrochen. Nur in einem kleinen Teil der Jugend lebt die kirchliche Religiosität und damit ein Zusammenhang mit den ältesten Traditionen weiter, ohne daß deshalb die Ergebnisse der Revolution abgelehnt würden. Der weitaus größte Teil der russischen nachrevolutionären Jugend zeigt in seiner seelischen Struktur keine Religiosität, keinen Sinn für Tradition, sondern eine starke Amerikanisierung: die heutige Jugend ist realistisch und praktisch. Der hervorstechendste Zug dieser Jugend ist aber, daß sie ganz und gar nicht revolutionär ist. Sie hat die Revolution mit ihren Ergebnissen als eine gegebene Tatsache hingenommen und will sie sich nicht nehmen lassen. Sie steht jeglichen Umwälzungen feindlich gegenüber, sie will aufbauen und schaffen. Damit ist alles das, was die russische Jugend seit einem Jahrhundert bewegte, gegenstandslos geworden. Die Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte, weltfremde Doktrinen und uferlose Utopien ist geschwunden, weil der Widerstand, gegen den angekämpft wurde, nicht mehr da ist. Wie tief dadurch die Struktur der russischen Seele verändert worden ist, läßt sich heute noch nicht ermessen. Züge, die sich einmal festgesetzt haben, verschwinden niemals spurlos, und äußere Veränderungen schaffen nicht absolut neue Menschen. Es ist also nicht zu erwarten, daß aus dem Bolschewismus ein völlig neuer russischer Typus hervorgehen wird, wie ja auch die Reform Peters des Großen den Russen nicht innerlich umgewandelt hatte. Die seelische Struktur eines Volkes ändert sich langsam, aber sie ändert sich, und was die Zukunft Neues bringen wird, ist heute noch nicht abzusehen. Wie das geistige Gesicht des Russentums der nächsten Zukunft aussehen wird — das ist in Dunkel gehüllt, aber wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Vergangenheit tot ist. Sie lebt weiter, und nur aus ihren Wurzeln kann neues Leben hervorsprießen.

Über den Charakter der Liv-, Est-, Kurländer

Von Viktor Hehn (1848)

Vorbemerkung

Die fast völlig in Vergessenheit geratene, nur wenigen bekannte Skizze Hehns wird hier zum ersten Mal mit dem Namen des Verfassers veröffentlicht. Den Anlaß bietet das Erscheinen des Hehn-Hefts der Sammlung „Baltisches Geistesleben", das wir an anderer Stelle würdigen.

Als der Aufsatz, gezeichnet mit der Chiffre — e —, 1848, im 13. Jahrgang der 1863 eingegangenen Wochenschrift „Inland" (Nr. 1) erschien, fand er nicht unberechtigten Widerspruch. In einer der folgenden Nummern der Zeitschrift wurden die Schwächen des Aufsatzes einer scharfen satirischen Kritik unterzogen. Der Kritiker, der ebenfalls anonym bleibt und sich in der Unterschrift „einen unbeholfenen Deutschen" nennt, protestiert mit entschiedenem Recht gegen die Verallgemeinerungen und Einseitigkeiten der Hehn'schen Darstellung, namentlich Deutschland betreffend; er ironisiert die Einstellung Hehns, der ästhetischen Werten vor ethischen den Vorzug zu geben geneigt scheine; zum Schluß schreibt er: „Könnte Einsender dieser Zeilen nicht versichern, daß er viele Bewohner dieser Provinzen kennen gelernt hat, auf welche die Charakteristik des Herrn — e — nicht paßt, und daß ihm viele verständige Männer aus den verschiedensten Ständen, auch aus den Reihen des Adels, ihr ernstliches Bedauern grade über solche Eigentümlichkeiten und Zustände ausgesprochen haben, mit denen jene Charakteristik in gespreizter Selbstgefälligkeit zu prunken versucht; so würde er diese Bemerkungen gar nicht veröffentlicht haben "

Im ganzen wird der Kritiker Hehn nicht gerecht. Abgesehn davon, daß er manche Ausführungen völlig mißdeutet, verschweigt er die Einschränkungen, die zu berücksichtigen Hehn ausdrücklich bittet: man möge die Übertriebenheit der Zeichnung mit der Absicht entschuldigen, „die wesentlichen Punkte recht scharf zu markieren und deutlich ins Auge treten zu lassen". Die Schatten im Charakterbilde, das Hehn entwirft, läßt der Kritiker bei seinem Urteil unberücksichtigt. Völlig fehl geht er in der Deutung des Lebensgefühls, dem die Hehn'sche Skizze ihre Entstehung verdankt. Statt der Selbstzufriedenheit und eitlen Überhebung, die der Kritiker voraussetzt, ist es die Sehnsucht nach der edleren und schöneren Form des Lebens, die Hehns Empfinden zeitlebens bestimmte, — nach einer Form, die er beim Italiener fand und beim Durchschnittsdeutschen fast immer vermißte[1]). Hehns souveräne Ironie hat baltische Zustände nicht verschont; sie fehlt auch in der Schilderung des „Ostseeprovinzialen" nicht ganz; sie bildet einen eigentümlichen Reiz der Hehn'schen Darstellungsweise, die auch dieser während seiner Dorpater akademischen Tätigkeit entstandenen Skizze über ihre historische Bedeutung hinaus einen bleibenden Wert verleiht.

Zum Schluß sei bemerkt, daß wir mit einem anderen anonymen Kritiker des Aufsatzes (Inland, 1850, Nr. 10) die Berechtigung des Hehn'schen Vergleichs ostseeprovinzieller und westindischer Zustände in Abrede stellen. — Die Rechtschreibung des Aufsatzes ist modernisiert worden. R. Wittram

---

[1]) Vgl. Viktor Hehn, Italien, Pro populo Italico, S. 73 ff., 77.

Die Deutschen im Auslande bilden jetzt ein vielfach besprochenes Thema. Die Deutschen in Nordamerika sind geschildert worden als fleißige Bürger, still sich nährend mit Spaten, Hobel und Pfriem, im Familiengeist befangen, politisch unfähig und teilnahmlos, mit natürlichem Zug, sich in die energisch handelnde fremde Nationalität aufzulösen. Man hat sie mit einem berühmt gewordenen Ausdruck als Staatenhumus bezeichnet, d. h. als befruchtenden Schlamm, aus dem erst durch eine von anderswo hinzutretende Organisationskraft das politische Gebilde hervorzugehen hat. Solcher Humus sind auch die in Paris zahlreich lebenden deutschen Handwerker oder die in Rußland zerstreuten deutschen Beamten mit ihrer unverdrossenen, in gleichem Tempo sich wiederholenden Berufstätigkeit, ihren 25- und 50-jährigen Amtsjubiläen, ihren beschränkten Wünschen und ihrer stillen Ehrlichkeit. Insoweit bieten jene in der Ferne lebenden Glieder des deutschen Stammes keine auffallenden Abweichungen von Deutschland selbst. Denn auch über Deutschland liegt die Atmosphäre des Familiengeistes, in welcher Scholastik und Mystik so üppig sich entfalten: wir wissen nicht, ob der seit kurzem dort angeblich umgehende politische Verstand in mehr besteht, als in glorioser Doktrin und metrischer und prosaischer Rhetorik. Etwas anders verhält es sich mit Est-, Liv- und Kurland. Hier waren die Deutschen Jahrhunderte lang herrschend über Eingeborne fremden Stammes; sie wurden Jahrhunderte lang beherrscht von Nachbarvölkern, den Polen, Schweden, Russen. Aus diesem Verhältnis haben sich Charakterzüge entwickelt, die, unbeschadet des in manchem Wesentlichen gleich gebliebenen Grundtypus, dennoch den Bewohner der Ostseeprovinzen von dem Deutschen in Deutschland vielfach unterscheiden. Wir fassen in dem Folgenden diese letzte Differenz ins Auge; wir beabsichtigen also nicht eine Charakterschilderung über haupt, sondern, indem wir den natürlichen Zusammenhang des Zweiges mit dem Hauptstamme im voraus anerkennen, ist unsere Absicht nur, die Eigentümlichkeit jenes Zweiges und der auf ihm wachsenden Früchte zu bezeichnen und aus seiner eigentümlichen Stellung zu erklären. Wenn unsere Zeichnung dabei etwas ins Übertriebene fallen sollte, so entschuldige man dies mit der Absicht, die wesentlichen Punkte recht scharf zu markieren und deutlich ins Auge treten zu lassen.

Die Deutschen in den Ostseeprovinzen, sagten wir, herrschen seit lange über eine dienende und arbeitende Bevölkerung, die durch Blut, Sitte, Kleidung und Sprache von ihnen geschieden war.

Dieser Gegensatz zweier Elemente der Bevölkerung war zwar nicht so hart, wie der zwischen schwarzen Negern und weißen Pflanzern, er war aber bei weitem entschiedener, als die Kluft, die in Deutschland das Landvolk von der höheren Schicht der Gesellschaft trennte. Wie aber die feinste Blüte aristokratischer Bildung in den Häusern der reichen Plantagenbesitzer in Westindien, der magyarischen Adelsgeschlechter in Ungarn, der auf die Unterlage der keltischen Irländer gebauten englischen Aristokratie sich entfaltet, so schlug sich auch in den Ostseeprovinzen das Gemeine und Niedrige wie ein Bodensatz an die beherrschte Bevölkerung nieder. Mag es seine Gefahren haben, herrschende Klasse zu sein, — Herrschaft ist doch schön. Nur darum war in Griechenland so viel Adel und Geist, weil alle Notdurft und Arbeit in der Niederung des Sklavenstandes zurückblieb, der Grieche selbst aber bloß der freien Darstellung seiner menschlichen Anlage und in ihr einem heitern Selbstgenusse lebte. Überall hat die Aristokratie dort ihren vollen Glanz entfaltet, wo sie an einer beherrschten fremden Nationalität ihr Gegenbild hatte.

Mit den Deutschen in Deutschland nun verglichen sind alle deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen Edelleute. Das Dorfmäßige und Bäurische reicht bei ihnen nicht in allmählicher Abstufung bis in die höheren Kreise hinauf, sondern ist rein abgeschnitten. Die schwerfällige Ängstlichkeit, die den Deutschen überall von Franzosen und Engländern im geselligen Verkehr unterscheidet und ihn zum Gegenstande des Lächelns der einen, der Geringschätzung der andern macht, haftet dem Bewohner der Ostseeprovinzen in weit geringerem Maße an, als seinen aus Deutschland gekommenen Voreltern. Die in Deutschland reisenden Livländer oder Kurländer machen überall in geselligen Zirkeln den Eindruck des Liebenswürdigen, sie könnten alle für Barone gelten — wofür sich auch mancher ausgegeben haben soll. Der Deutsche fühlt in der Glätte und Gewandtheit, mit der sich der baltische Fremdling vor ihm bewegt, ein fremdartiges Element, das mit der echtdeutschen blöden Innerlichkeit nicht stimmt und welches in seiner Vorstellung leicht mit einer gewissen Nichtigkeit sich verbindet. Umgekehrt macht der deutsche Ausländer in den Ostseeprovinzen in Gang und Haltung, in Gebärden, Sprache und Toilette den Eindruck geselliger Unförmlichkeit. Der Mangel an freier Grazie in Auftreten und Benehmen und an klarer Beherrschung der jedesmaligen Szene unterscheidet den Ankömmling gewiß von dem Eingeborenen. Die schnellfertige Jugend

belacht seine Art die Hände und Füße zu brauchen, seine Wahl unzweideutiger Worte, sein ängstliches Platznehmen, seine Verstöße gegen Takt und Schicklichkeit. Spricht er französisch — es geschieht gewiß mit jener tüdesken Aussprache, für die die Franzosen einige nicht schmeichelhafte populäre Ausdrücke haben. Einem Höhern gegenüberstehend, nimmt er mit falschem Augenmaß die Entfernung bald für zu groß, bald für zu klein. Das Kartenspiel ist ihm unbekannt, oder wenn er nach einigen Jahren Aufenthalt im Lande hin und wieder sich drin versucht, so operiert er in so unerwarteten Wendungen, daß der zuschauende Gymnasiast — in der Regel spielt auch dieser schon Karte — aufjauchzt*). Seine Rede geht meistens zu langsam, als daß sie nicht den Eindruck des Unbehilflichen machte, oder sie ist in dem Sprachgesange zu grell dialektisch gefärbt, um nicht unangenehm das Niveau zu übersteigen, unter welchem die gute Gesellschaft, der Natur „nachlässig rohe Töne" mildernd, alle Vorgänge zu halten sucht. In dieser großen Fähigkeit zu geselliger Repräsentation liegt auch der Grund, warum in den Ostseeprovinzen die Kluft zwischen Adel und Bürgerstand lange nicht so weit ist, als in vielen Gegenden Deutschlands. Man hört in Deutschland den exklusiven Ansprüchen des Adels gegenüber oft sagen, die Bildung mache alles gleich. Allein, könnte man fragen, welche Bildung ist gemeint? Diejenige, die durch guten Schulunterricht und fleißigen Besuch der Vorlesungen erworben wird, oder jene andere, die den ganzen geistig-leiblichen Menschen mit all seinen Zuständen und Verhältnissen auf die Höhe idealer Lebenskunst erhebt und nur infolge langer Gewöhnung und edler Umgebung von Kindheit auf die ganze Persönlichkeit adelnd durchdringt? Der Adel der Ostseeprovinzen hat von jeher die Söhne des Bürgerstandes nicht aus seiner Nähe ausgeschlossen, weil er in der Tat keine Gefahr dabei lief. Er brauchte nicht zu fürchten, daß der so Aufgenommene bei der Begrüßung mit dem Fuß im Teppich sich verwickelte oder in wortkarger Verlegenheit die Ansteckung langer Weile verbreitete oder an seinem Anzug den bösen Duft schlechten Tabaks mitführte. Die Pfarrerfamilie Deutschlands wird Sonntags mitunter zum Tische des gnädigen Herrn auf dem Schlosse zugelassen, wo sie dann blöd und ängstlich in Reih und Glied sitzt, mit den besten Kleidern angetan, mit der silbernen Gabel nicht umzugehen weiß, gegen die

*) In Deutschland führen die Primaner dagegen mitunter griechische Stücke in der Ursprache auf. Man weiß in der Tat nicht, welches von beiden weiter vom Wesentlichen abliegt.

insolent lächelnden Bedienten bei jeder gereichten Schüssel sich dankend verneigen möchte und endlich beim Abschiednehmen unter grotesken Bücklingen und Knixen zur falschen Tür, die vielleicht ins Schlafzimmer führt, hinaus will. In den Ostseeprovinzen ist das ländliche Pfarrerhaus ein so gut adeliges als das des westphälischen Baronen, und der Herr Pfarrer, wenn er auch in neuester Zeit puritanisch streng geworden ist, Jagd und Kartentisch flieht und den langen schwarzen Rock um seine Beine glaubt schlagen zu müssen, besitzt doch lebenslänglich ein stattliches Landgut, hält Wagen und Pferde, hat Petersburg gesehen und verkehrt in guter Nachbarschaft mit den adligen Häusern seines Kirchspiels. Noch bis vor kurzem waren die Prediger in Kurland kühne Jäger, kräftige Waldgestalten und glichen im kleinen jenen kriegerischen Äbten, jenen mannhaften Bischöfen und Kirchenfürsten, die ihrem Stuhl nicht immer Unehre machten. Der Hauslehrer in einem gräflichen Hause Deutschlands ist eine gedrückte, lächerliche Figur, ein armer Teufel mit hundert Gulden Gehalt, auf dem ewig das bleierne Gefühl des Toleriertwerdens lastet und den bei aller Kenntnis des Griechischen und Hebräischen der unförmliche Zuschnitt seiner ganzen Erscheinung aus der Intimität des häuslichen Kreises ausschließt. Der Hauslehrer der Ostseeprovinzen ist oft der belebende Mittelpunkt und das Orakel des Hauses; seine Gegenwart ist in der Monotonie des ländlichen Lebens immer willkommen, und ein reichliches Honorar erhebt ihn über die kleinliche Niedrigkeit seines deutschen Amtsgenossen. Ist er frisch aus Deutschland berufen, so gibt er anfangs durch mancherlei treuherzige Verstöße Gelegenheit zum Staunen, aber selbst ein solches Hofmeistertum gilt mehr für den Zufall einer seltsamen Ausnahme, als für inhärierende Eigenschaft des ganzen bürgerlichen Standes. Auch die Gesetze begünstigen diese Verschmelzung der Stände, indem sie den Besitz des persönlichen oder erblichen Reichsadels, von wo bis zu der althistorischen Aristokratie der drei Provinzen kein übergroßer geselliger Abstand ist, an den kürzeren oder längeren Staatsdienst knüpfen, und manchem ehrlichen Deutschen ist es seltsam schwindelnd zu Mute, wenn er nach kurzem Aufenthalt sein heimatliches Dorf weit in die Ferne gerückt sieht, wenn er sich als einen Edelmann und Herrn von findet und von Exzellenzen ihrer Gesellschaft gewürdigt wird.

Genau mit dieser feineren Entwicklung des geselligen Lebens hängt ein anderer Charakterzug der Provinzialen zusammen, den man je nach dem Standpunkt als liberal oder als leichtsinnig bezeichnen

kann. Ihre Ansprüche an das Leben sind größer, das Maß der Anstrengung ist geringer, der Kreis der Wünsche und Bedürfnisse ein weiterer. Vergleicht man den Beamten, den Lehrer, den bürgerlichen Mittelstand überhaupt mit den korrespondierenden Kreisen Deutschlands, so wird für den ersteren der Ausspruch Voltaires wahr: le superflu, chose très nécessaire. Mit 150 Talern bei einem ermüdenden Amte glücklich leben, zwanzig Jahre lang auf eine Zulage von 50 Talern genügsam harren, frühmorgens aufstehn, nach der langen Tagesarbeit abends mit den lieben Angehörigen in gemütlicher Passivität die Kanne Bier leeren — diese, soll ich sagen, bewundernswerte Charakterkraft oder geistige Beschränktheit ist keinem Ostseeprovinzialen gegeben. Die deutsche bürgerliche Hausfrau entfaltet eine karge Genügsamkeit, läßt sich zu Verrichtungen herab, die der Livländerin, auch wenn sie zu den Sparsamen gehört, als pöbelhaft erscheinen. Die eine steht der Dienerin, die andre der Herrin näher. Das Haus in den Ostseeprovinzen braucht einen größeren Anteil an dienendem Personal, an Mägden und Bedienten, und nur in Fällen dringender Armut ist die Köchin, die Kinderwärterin und das Stubenmädchen ein und dieselbe Person. Die adelige Haushaltung auf dem Lande hat die Form der Hofhaltung, wo das Ganze zivilisierten Komforts sich in spezielle Zweige zerlegt, von denen jeder seinen Vorsteher hat. Schwelgerische Gastfreundschaft herrschte früher noch mehr als jetzt an jenen ländlichen Höfen; zu Jagden im Herbst, zu Hochzeiten und Kindtaufen, zu den Jahresfesttagen strömte mit Wagen und Pferden die nähere und fernere Nachbarschaft und Verwandtschaft zusammen und auf ein Bruchteilchen Geschäft kam in der Rechnung des Lebens eine hohe Summe Genuß und Freude. Auch der Bürgerstand steht hier in näherem Zusammenhang mit den Hauptstädten, diesen großen Werkstätten, von wo die wechselnden Formen der geselligen Existenz ihren Ausgang nehmen. Wie lange Wege hat eine neue Pariser Luxuserfindung zu wandern, ehe sie sich den beschränkten Raum des deutschen Bürgerhauses öffnen kann! In den Ostseeprovinzen ist dieser Weg kurz. Der dortige Deutsche ist von tausend Bedürfnissen abhängig, er ist bequem. Wo der echte Germane zu Fuße geht — und nirgends ist das zu Fuß Wandern so national als in Deutschland — da muß jener fahren. Auch daran erkennt man den Ausländer in den Ostseeprovinzen, daß er durch Staub und Hitze, mit gebräunten Händen, ungeschnittenen Nägeln und ungekämmten Haaren, in Kleidern, die den Wechsel von Regen und Sonnenschein

in deutlichen Spuren an sich tragen, lange Fußreisen macht und den Städter, der ihn durchs Tor kommen sieht, in Erstaunen setzt. Zu Fuß geht hier niemand — man kann fast sagen, selbst der Bettler auf dem Lande fährt. So in allen übrigen Beziehungen. In der Abwägung von Arbeit und Genuß, von Müheleistung und Lohn kommt auf den letztern ein weit reichlicheres Quantum. Ist der Deutsche in Deutschland glücklich, ein kleines Amt erhascht zu haben, das ihn bei schwerer Leistung vor dem Hungertode schützt, so verschmäht es der Bewohner der Ostseeprovinzen, in einem kleinen, engen, überhäuften Berufe zu verkümmern, und steckt die Grenze des dringend Notwendigen weit hinaus. Wie die räumlichen Entfernungen, sind überhaupt die Verhältnisse weiter, der Kampf mit dem Drang der Notdurft kein so ermüdend schwächender. Die Konkurrenz ist geringer; gewährt die provinzielle Heimat keine den Ansprüchen genügende Aussicht, so steht das weite Innere des Reiches nebst den beiden Hauptstädten dem Auswanderer offen, der sich dort mannigfaltige Wege des Glückmachens und Gelderwerbes geöffnet sieht und die Arbeit in noch höherem Preise, sowie die Lebensauffassung noch leichter findet. Zahlreiche Söhne der Ostseeprovinzen werden schon im zartesten Alter nach Rußland und in die Hauptstadt verpflanzt, zahlreiche Zöglinge der Landesuniversität suchen in jenen weiten Gebieten ein Unterkommen, das ihnen meistens rasch zuteil wird. Für eine langsame, zähe, Sandkorn zu Sandkorn reichende Erwerbsamkeit, für eine durch das Opfer der Lebensfreude zu gewinnende Lebensfristung ist der in den Provinzen geborene Deutsche in der Regel nicht geschickt. Er will rascher auf die Mühe den Lohn folgen sehen; er hat, mit dem eigentlichen Deutschen verglichen, einen Abenteurersinn, der aus der Hand des Schicksals unverweilt Gold und Glanz erzwingen will. Er wandert in die Hauptstadt, nach Sibirien oder Transkaukasien, wie der Engländer nach Ostindien, wie einst der Spanier nach Amerika. Das weitgeöffnete Feld, die durch ein Universitätsstudium leicht zu erringende Vorstufe zu hoher Stellung hat hier offenbar auf den stillen Fleiß und die traditionelle Sitte des Bürgerhauses Einfluß geübt. — Dasselbe Verhältnis in der gelehrten Beschäftigung, in der eigentlichen Wissenschaft. Ein Werk kolossalen Fleißes, wie es die deutsche Gelehrtenstube zustande bringt, ist in den Ostseeprovinzen von keinem Inländer zu erwarten. Weder ist das Sitzorgan bei ihm in der Weise entwickelt, noch wird ihm die Abstraktion von allen übrigen geistigen Reizungen und Interessen und die jahrelange Konzentration auf einen Punkt des Wissens in solchem Grade möglich. Statt des gelehrten

Fleißes als solchen finden wir weit häufiger ästhetischen und philosophischen und naturwissenschaftlichen Dilettantismus, enzyklopädische Beteiligung nach vielen Seiten, Zugänglichkeit für das Neue und Geistreiche. Ist diese Beschäftigung mit den Büchern eine mehr passive und wird sie kein bedeutendes originales Werk hervorrufen, so schließt sie doch auch den düstern Hochmut des Fachgelehrten und das gelehrte hartnäckige Vorurteil aus. Die französische Literatur, gegen welche viele Söhne deutscher Wissenschaft durch heiligen Abscheu oder gelehrte Ignoranz verschanzt sind, ist von der Notiznahme der Ostseeprovinzialen nicht ausgeschlossen. Eine eigene Literatur, mit provinziellem Gepräge, hat sich trotzdem nicht bilden können und die Ansätze dazu sind bald wieder verkümmert. Dem übermächtigen Einfluß des Mutterlandes gegenüber war es ebenso schwer sich selbständig zu behaupten, als es Belgien ist gegenüber Frankreich. Wenn Herder 1765 in der Antrittsrede, mit der er sein Amt an der Domschule übernahm, von Riga sagt, daß es unter russischem Schatten beinahe *Genf* sei, so ist dies ein artiges Kompliment an die zuhörenden Väter der Stadt, aber freilich nichts als das, denn Riga hat Deutschland keinen Rousseau und Benjamin Constant geliefert, anderer nicht zu gedenken. Dennoch ist die Einwirkung, die von hier aus auf die deutsche Literatur geübt wurde, keineswegs gleich Null. Meistens geschah sie im Sinne der Bewegung: Lenz war an Goethes Seite unter den Stürmern und Drängern, Merkel bekämpfte unermüdlich in einem langen Leben die gegen die Aufklärung reaktionäre Romantik, Jochmann vertrat während der Restauration in geistreichen Aperçüs den Liberalismus jener Epoche u. s. w.

Im allgemeinen muß man gestehen, daß der deutsche Nationalcharakter in diesen Ostseeprovinzen seine individuellen Schranken vielfach durchbrochen, vielfach dem Licht und der Luft sich geöffnet und manches Schwere, das auf ihm lastet, abgewälzt hat. Der lange Kontakt mit fremden Nationalitäten hat den deutschen Familismus, jenes Unvermögen, in Sprache und Geselligkeit, in Empfindung und Leben zu Gestalt und Tat und Körper hervorzutreten, gebrochen oder gemildert: der Deutsche in den Ostseeprovinzen hat mehr sozialen Sinn, mehr politischen Blick, mehr Leichtigkeit in Darstellung jeder Art, als sein Stammgenosse im Mutterlande. Er hat oft durch diplomatisches Talent geglänzt, während jener nicht selten ohne Beobachtungsgeist wie ein Träumer zwischen den Dingen der Welt zu wandeln scheint. Auf der andern Seite ist ihm mit der nationalen Schranke auch die originale Zeugungskraft, die wirkende Kraft des

unmittelbaren Instinkts verloren gegangen, und wir dürfen von ihm kein ursprüngliches Werk in Kunst oder Poesie, in Wissenschaft und Denken erwarten. Anschaulich zeigt sich dies Verhältnis auch bei dem in den Ostseeprovinzen herrschenden Dialekt. In der Regel sind die baltischen Deutschen stolz auf ihr Deutsch, das sie für das reinste und wohlklingendste halten. Nimmt man einige sehr niedere Stufen der Gesellschaft aus, wo ein korrumpiertes Mischmasch gesprochen wird (Versuche der estnischen und lettischen Bevölkerung zum Deutschen heranzuklimmen), so findet man in dem Munde des Gebildeten allerdings das reine Hochdeutsch der Büchersprache, höchstens mit einigen Resten des früher hier gebräuchlichen Niederdeutschen gemischt. Es fehlen hier alle Härten der bald so, bald so singenden provinziellen Mundarten Deutschlands: es ist eine glatte, rasche, tonlose Rede. Der Übergang von ihr zu einer echt nationalen Aussprache des Estnischen und Lettischen, des Russischen und Französischen ist leicht gemacht. Auf sie paßt, was einst Adelung von dem Dialekt der Meißner rühmte: „Ihr ursprünglicher Grund und Boden war von Wenden bewohnt, welche wegen ihrer feinen und zärtlichen Aussprache bekannt sind. Man untermengte sie mit Kolonisten aus Niedersachsen, Franken und Oberdeutschen, und da diese sämtlichen Mundarten hier gewissermaßen zusammenflossen und durch die feine wendische Aussprache gemildert und erhöht wurden, so entstand dadurch schon sehr frühe eine gewisse Mittelsprache, welche am wenigsten von den rauhen Eigenheiten der übrigen Mundarten an sich hatte.“ Grade so in den Ostseeprovinzen. Der dort herrschenden Sprache läßt sich der Vorwurf der *Entfärbung*, der durch mannigfache auswärtige Einflüsse bewirkten *Schwächung* machen; die Rede ist geebnet, aber ein Teil der ursprünglichen nationalen Kraft ist entwichen. Ein feines Ohr unterscheidet in der Rede des nördlichen Teils der Provinzen leise Einwirkungen des Estnischen, in dem südlichen die des Lettischen, wozu in Kurland ein leichter Anklang an das jüdische Organ hinzukommt.

In dem Voranstehenden haben wir nur einige ganz allgemeine Züge angedeutet, die im einzelnen mancher näheren Bestimmung bedürfen. Wir wiederholen, daß zum Behufe der Erkennbarkeit des Bildes etwas entschiedene Farben gewählt sind, die in der Wirklichkeit hin und wieder gemildert werden müssen. Wir haben auch von den kleinen Unterschieden innerhalb der Provinzen selbst abgesehen, obgleich Lokaleifersucht mitunter zu ungerechten Urteilen verführt, der Estländer z. B. bei seinen südlichen Nachbarn für beschränkt, der

Kurländer bei seinen nördlichen für roh, der Livländer bei beiden für charakterlos gilt. Den slawischen Völkern, den deutschen Bewohnern Petersburgs gegenüber befinden sich die Ostseeprovinzialen in demselben Verhältnis der mangelnden Selbstdarstellung und der größeren Treue und Tiefe. Von allen Gegenden Deutschlands scheint den baltischen Provinzen nicht bloß der geographischen Lage nach, sondern auch in geistiger Hinsicht Ostpreußen am nächsten zu stehen. Auch dort hat sich manches Zaghafte und Unbehülfliche der deutschen Natur im Zusammenstoß mit fremden Volksgeistern, in der Beherrschung über den litauischen Stamm, der ja zum Teil noch unassimiliert ist, zu einer freieren Gewandtheit geöffnet. Riga, Mitau und Königsberg waren sonst durch engen Verkehr und nahe Verwandtschaft verbunden; in Riga ließ Kant seine Werke erscheinen, in Riga verlebte Herder die wichtigste Entwicklungsperiode seines Lebens; beide sind echte Söhne des baltisch modifizierten Germanismus. Herder suchte aus Theologen Menschen zu machen, Kant lebte als der liebenswürdigste Gesellschafter und mit vielseitiger Beteiligung mitten unter den Tagesinteressen; beide sind mehr rezeptive und kritische Geister, als dunkel bildende Genien — was alles mit dem Obenbemerkten zusammenstimmt.

Wir fügen zum Schlusse nur noch hinzu, daß wir darauf gefaßt sind, mit dem Vorstehenden nicht eines jeden Lesers Meinung und Urteil getroffen zu haben. Es ist schwer, lebendige Züge, die vor dem Beobachter in ewigem Wechsel begriffen sind, in einer ruhigen Zeichnung aufzufangen; den Zeichner aber zu tadeln und der Untreue zu beschuldigen, ist äußerst leicht. Ein jeder schließt nach seiner Erfahrung, die oft eine beschränkte ist; ein jeder sieht mit seinem Auge, das oft durch persönliche, provinzielle, nationelle Vorurteile getrübt ist. Noch nie hat es ein Reisender und unparteiischer Charakteristiker denen zu Dank gemacht, deren Physiognomie er zu entwerfen versuchte; meistens war die Erbitterung gegen ihn um so größer, je richtiger er traf. Und damit würden wir uns zu trösten suchen, wenn wir Widerspruch erfahren sollten.

Vom Schultheater und von der Laienbühne in Kurland und Livland

Von Georg Casperson

Wir veröffentlichen nachstehenden Aufsatz — dessen I. Teil vor allem den Pädagogen interessieren dürfte — weil er ein bisher noch wenig berücksichtigtes Gebiet unserer Kulturgeschichte zusammenfassend behandelt und namentlich durch die vom Verfasser aufgeworfene Frage nach dem Wandel des Zeitgeschmacks Bedeutung beansprucht.

Die Schriftleitung.

Eine Geschichte des Theaters zu schreiben ist heute noch nicht möglich. Es fehlen nicht nur Darstellungen einzelner Abschnitte aus dem weitgegliederten Bereich des nichtberufsmäßigen Theaterspiels, es liegt das einschlägige Material überhaupt noch nicht gesammelt vor[1]). Diese erste Sammelarbeit in die Wege zu leiten stellte sich der Ausschuß Jugendbühne der Jugendschriftenkommission des deutschen Elternverbandes in Lettland zur Aufgabe.

Im Dezember 1927 schickte der Ausschuß an alle deutschen Schulen in Lettland, an alle Ortsgruppen des Elternverbandes und an den Jugendring einen Fragebogen mit der Bitte, diesen nach Möglichkeit ausführlich zu beantworten und dem Ausschuß wieder zurückzusenden. Dieses Material bildet die Grundlage

---

[1]) In drei zu verschiedenen Zeiten erschienenen Aufsätzen über Schulaufführungen wird in positivem Sinne zum Schultheater Stellung genommen:

1) Leon Goertz. Über Aufgabe und Bedeutung von Schulaufführungen. In Memoriam. Rückblicke auf das livl. Landesgymnasium Kaiser Alexander II. zu Birkenruh, Riga 1892, S. 185—213. Nach einem kurzen Rückblick auf die Schulaufführungen lateinischer und griechischer Dramen im Mittelalter, im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland, gibt L. Goertz eine erste Zusammenstellung der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Moskau, Petersburg und in den Ostseeprovinzen in griechischer Sprache aufgeführten Stücke und bespricht dann sehr ausführlich die Aufführung von Sophokles' „Aias" auf der Freilichtbühne in Birkenruh 1890.

2) A. Unverhau. Dramatische Aufführungen in der Schule. Elfter Jahresbericht der Rigaer Kommerzschule des Börsenvereins über das Schuljahr 1911/1912. Riga 1912. S. 48–68. A. Unverhau setzt sich mit drei Fragen auseinander, die auch heute noch auf der Tagesordnung stehen: „Theaterspiel und Unterricht" „Über die Wahl des Stückes und die Aufgaben des Bühnendilettantismus," „Die Proben" Dieser Aufsatz ist grundlegend für die angeschnittenen Fragen.

3) Alfred Blumenthal. Das baltische Schultheater. Zeitschrift für Deutschkunde 1923. Jahrg. 37. S. 112 -115. In diesem Aufsatz wird das Spiel der Schulbühne als künstlerische Darbietung gewertet. Der Verfasser spricht über die sehr interessanten Versuche mit der Stilbühne in der früheren Börsenkommerzschule und der jetzigen städtischen deutschen Mittelschule in Riga. Es ist das Verdienst von A. Blumenthal, mit seinen künstlerischen Versuchen der Stilbühne anregend und fördernd auf das baltische Schultheater gewirkt zu haben.

der folgenden Ausführungen. Leider sind die Daten für die Zeit vor dem Weltkriege unvollständig: nicht alle Schulen und Ortsgruppen waren imstande, Angaben über Schul- und Laienbühne zu machen. Aber selbst das vorhandene Material ist lückenhaft, da es nicht mehr möglich war, für jedes Jahr und für jede Aufführung einen Beleg zu finden. Wenn trotzdem der Versuch gemacht wird, einen Überblick über das nichtberufsmäßige Theaterspiel im Lande zu geben, so geschieht es aus dem Bewußtsein heraus, daß das Theaterspiel eine nicht zu unterschätzende Seite unseres baltischen Kulturlebens gewesen ist, und daß es heute mehr denn je einen wichtigen Kulturfaktor in unserem Leben bildet, daß es, wenn auch unauffällig, an seinem Teil mit dazu beiträgt, unser Volkstum zu erhalten und zu stärken. So schien es geboten, in letzter Stunde, ehe die Daten aus der Theatergeschichte der Vorkriegszeit dem Gedächtnis der heutigen Generation ganz entschwinden, sich darüber Rechenschaft zu geben, was wir über das nichtberufsmäßige Theaterspiel vor dem Kriege überhaupt noch wissen; dann aber schien es auch an der Zeit, einmal die Frage aufzuwerfen, in welchen Bahnen sich das Theaterspiel seit der Neuordnung des deutschen Schulwesens nach der Gründung Lettlands bewegt, um aus der gewonnenen Einsicht Schlüsse für die Zukunft zu ziehen.

Meine Aufgabe kann demnach nur sein, alles zur Zeit erreichbare Material erstmalig zu sammeln und zu ordnen und Fragen aufzuwerfen nach den geistigen Zusammenhängen im Wandel von Mode und Geschmack im Ablauf der Jahrzehnte, Fragen, die, wenn sie auch im Augenblick nicht restlos geklärt werden können, einmal gestellt sein müssen, um einer späteren Untersuchung Richtung zu geben. Diese erste Vorarbeit wird aber auch in der Hoffnung unternommen, daß sie hie und da im Lande (auch in Estland!) einen Widerhall finden werde, und mit dem Wunsche, daß der eine oder andere, angeregt durch diesen Versuch, weiteres Material zur Theatergeschichte der Vergessenheit entziehen und beibringen möge[1]).

Eine wertvolle Grundlage für den Abschnitt vor dem Weltkriege bildet das mit beharrlichem Fleiß und viel Mühe von Frau Olga von Krause—Goldingen zusammengetragene Material zur Theatergeschichte in Goldingen. Frau v. Krause sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank für ihre mühevolle Sammeltätigkeit ausgesprochen. Dieses umfangreiche Material gibt uns die Möglichkeit, das nichtberufsmäßige Theaterspiel in Goldingen bis zum Jahre 1858 zurückzuverfolgen. Das Material ist fast lückenlos. Für Mitau reichen die für die ältere Zeit recht lückenhaften Daten über das Schultheater bis 1888, während für die Laienbühne,

[1]) Um der Sache willen, die gefördert werden soll, ergeht an alle Landsleute, die noch im Besitz von weiteren Daten über Schul- und Laientheater sind, die Bitte, diese (auch Bildermaterial und Schilderungen einzelner Aufführungen) dem Ausschuß Jugendbühne, Riga, städt. deutsche Mittelschule, Kolpakboul., Oberlehrer G. Casperson, nach folgendem Schema einzuschicken:

Datum d. Aufs.	Genauer Titel d. Stückes, Verfasser, Verlag	Von wem aufgeführt?		Name des Spielleiters	Spieler
		Schultheater	Laienbühne		
		Name der Schule. Wo?	Name des Vereins, der Ortsgruppe Wo?		Erwachsene? Schüler?

wie der Sekretär des Mitauer Gewerbevereins mitteilt, sich aus dem Archiv leider nicht mehr feststellen läßt, welche Stücke und wann sie in Mitau aufgeführt worden sind. Für Frauenburg reichen die Daten für Schul- und Laienbühne bis zum Jahre 1892.

Viel vollständiger und auch lückenloser ist das Material für das Jahrzehnt vor dem Weltkriege. Sehr aufschlußreiche Daten über Schulaufführungen in einigen heute nicht mehr bestehenden Schulen (Domschule und Stadtgymnasium zu Riga; Stadtrealschule, Albertschule des Deutschen Vereins zu Riga; Landesgymnasium Birkenruh) sandte mir Herr Dir. B. Hollander zu[1]. Über die Zeit seit der Gründung Lettlands sind wir gut orientiert.

Wir können demnach das nichtberufsmäßige Theaterspiel in unserem Lande, vornehmlich in Kurland und Riga, im Verlauf von drei Generationen übersehen. Es ist aber klar, daß Schultheater sowie Laienbühne auf eine viel ältere Tradition zurückblicken. Diese Tradition geht für das Schultheater bis auf die Reformationszeit zurück, wie aus den von Dir. B. Hollander freundlichst gemachten Auszügen aus G. Tielemann: Geschichte der Schwarzen Häupter in Riga. Riga 1831, und Schweder: Die alte Domschule und das daraus hervorgegangene Stadtgymnasium zu Riga. Riga 1910, zu ersehen ist.

Bei Tielemann lesen wir S. 22: „Wer auch nur flüchtig die Dramen des Schusters Hans Sachs und Anderes aus der ehrsamen Sänger- und Meisterzunft durchblätterte, wird gestehen müssen, daß sie nicht die geringste Anforderung der Kunst befriedigen. Die rohe Sprache und das Gemeine und Platte machen sie dem Leser unserer Zeit völlig ungenießbar; dennoch fanden sie im 16. Jahrhundert, in Ermangelung eines Besseren, Beifall, und erhielten sich fort bis zu der Periode, wo der edlere Geschmack in Deutschland aufblühte. Von ähnlicher Beschaffenheit waren auch die, welche damals die Domschüler auf dem Schwarzen-Häupter-Hause aufführten. Sie bestanden aus dialogirten biblischen und weltlichen Geschichten, und wurden zuweilen aus den zahlreichen Schöpfungen des Hans Sachs gewählt; gewöhnlich aber waren die Rektoren der Domschule die Verfasser dieser kleinen Schauspiele. Diese leiteten auch die Darstellung, und die alten Nachrichten gedenken hier besonders eines Rektors Teuthorn, der ein eifriger Verehrer Thaliens gewesen sein muß, und manches „gar schon und erbawlich stück" gab. Da diese Schauspiele gereimt waren, so bezeichnet der in den Handschriften vorkommende Ausdruck „rymen" eine Komödie aufführen. Dieses geschah gewöhnlich auf dem Artushofe während der Fastnachtslustbarkeiten, wie man bei den Jahren 1519, 1523, 1525, 1545, 1588, 1605 und 1613 findet. Im Jahre 1594 hatte man die Johanniskirche zum Schauplatz gewählt[2]. Jenen

[1]) Besten Dank spreche ich allen stillen Helfern in Stadt und Land aus, die mir Mitteilungen über Schulaufführungen vor dem Kriege haben zugehen lassen. Erst die Aufarbeitung des Gesamtmaterials zeigte, wie wichtig selbst die unscheinbarste Mitteilung für eine zusammenhängende Übersicht gewesen ist.

[2]) „Die bisher älteste quellenmäßige Nachricht über die Schüleraufführung eines klassischen Stückes in Livland: 1529 wurde die Komödie „Andria" des Terenz auf dem Rathause zu Reval am Montag im Fastelabend (8. Febr.) vor dem Komtur Deutschen Ordens repräsentiert und gespielt, vom Schulmeister mit seinen Gesellen, die von der Stadt dafür 6 Mark Trinkgeld

dramatischen Künstlern eiferten 1613 die Zöglinge des Jesuiten-Kollegiums nach, denn, als in diesem Jahr der Bischof von Livland, Otto Schenking, aus dem Auslande über Riga zurückkehrte, empfingen sie ihn nicht nur mit Gedichten in mehreren Sprachen, sondern gaben auch unter großem Zulauf auf dem freien Platz bei der Jakobi-Kirche eine dramatische Vorstellung „Cambyses". Zum Schluß stellte man die Geburt Christi vor. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (also um 1750!) sah man an den hohen Staatsfesten diesen pädagogischen Unfug in der hiesigen Domschule."

Dieses abfällige Urteil des Verfassers der Geschichte der Schwarzen Häupter in Riga über das Schultheater scheint nicht vereinzelt dazustehen. In Preußen z. B. ist das Schuldrama 1718 verboten worden. Die Stimmen der deutschen Pädagogen, die sich gegen das alte Schuldrama erhoben, müssen doch zahlreich und gewichtig gewesen sein: denn vom Ende des 18. bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sind Schüleraufführungen in Deutschland beseitigt worden[1]). Aber schon am Ende des 17. Jahrhunderts hören wir Stimmen laut werden, die sich gegen Schüleraufführungen wenden. So hielt der Domprediger in Reval Jacob Helwig 1681, als sich ein Komet zeigte, Strafpredigten wider die himmelschreiende Gottlosigkeit und Sittenverderbnis und wetterte von der Kanzel auch gegen die Schüleraufführungen in den Revaler Schulen[2]), während noch im 16. Jahrhundert Luther Schulaufführungen durchaus befürwortete[3]).

---

erhielten. Dieser Schulmeister war Hermann Gronau oder Joachim Walter oder Hermann Marsow." (L. Arbusow, Des Rig. Franziskaners Burkard Waldis Romfahrt ꝛc. Rig. Almanach f. 1914. S. 126 Anmerkung.)

Auch sonst haben in Reval ähnliche Schüleraufführungen wie in Riga stattgefunden: „Item Ao. 1539 in den Fastelauende wesen de locate unde scoelers in dem svartz howede unde rimeden so dat emhe de oldesten geuen ys 10 Mark." Aus einem Rechnungsbuch des Schwarzhäupter-Archivs in Reval zitiert bei Baronesse E. Rosen, Rückblick auf die Pflege der Schauspielkunst in Reval. Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Reval im Sept. 1910, herausg. vom Revaler Theaterverein, S. 9. Dortselbst S. 10 wird aus Berting, „Lehreralbum des Revalschen Gymnasiums 1631—1862" Kap. 15, S. 11 angeführt: „Ich finde, daß im 16. Jahrhundert zuweilen Lehrer und Schüler in der großen Gilde „rymeden", d. h. theatralische Vorstellungen zum Besten gaben, aber das ging wahrscheinlich von der Stadtschule aus."

[1]) Siehe L. Goertz. In Memoriam ꝛc. S. 189.

[2]) „Und auf diese und dergleichen Weise werden Christi Schulen zu Satans Schulen gemacht, und zwar um so viel mehr, weil der rechte Zweck der Schullehre nicht beobachtet wird." Baronesse E. Rosen, Revaler Theaterchronik ꝛc. § 54.

[3]) „Komödien zu spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache, zum anderen, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalt und gestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und ermahnet werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, und für die Augen gestellt aller Dinge Grad, Ämter und Gebühren, wie sich ein jeglicher in seinem Stande halten soll, wie in einem Spiegel. Zudem werden darinnen angezeigt und beschrieben die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge u. drgl., was der Alten und jungen Knaben Amt

Es hat sich also die Anschauung über den pädagogischen Wert des Schultheaters seit Luthers Zeiten stark geändert. Offen bleibt die Frage, wie weit ein solch abfälliges Urteil berechtigt war. Andererseits ist die Tatsache nicht abzustreiten, daß das alte Schuldrama ausgeartet war.

Welche Stücke sind nun aufgeführt worden? Einige Hinweise auf den Inhalt der gespielten „Komödien" geben uns die Titel der aufgeführten Stücke. So berichtet Schweder, Die alte Domschule ꝛc. S. 6, daß zwischen 1564 und 1578 der damalige Rektor der Domschule in Riga, Georg Marsow, seinem Jugendfreunde, dem Verräter Joh. Taube zu Liebe, mit seinen Schülern ein Theaterstück „Kampf der Horatier und Curatier um Alba Longa" einstudiert habe, das eine politische Tendenz gehabt haben muß (für Polen!). Trotz eines Verbotes scheint das Stück aufgeführt worden zu sein. Auch in den 80er und 90er Jahren ist häufig „Komödie" gespielt worden, und die Schwarzen Häupter leisteten wiederholt dem Rektor für seine Aufführungen Zahlungen. „Den 25. Februar 1582 rimeden die scholer up dem Radthuse von dem olden Jacob und Joseph" (ib.). In den Jahren 1639—55 sind folgende Komödien gespielt worden: „Abraham und Isaak"; „Arctino und Eugenie"; „Argenide" (ib. S. 22). 1729 ist in des Landvogts Vegesack Hause dreimal die Komödie von Josephs Unschuld gespielt worden.

Am 9. Februar 1730 führt der französische Sprachmeister Hermet mit sieben Schülern Molières „Médecin malgré lui" auf (ib S. 33). In den Jahren 1758—65 verfaßte der damalige Rektor J. G. Lindner für den Schulaktus folgende Dramen: Krönung Gottfrieds von Bouillon; Abdolonym; Albert oder Gründung Rigas; Der wiederkehrende Sohn; Telemach findet seinen Vater; Hipperion; Über den Rechtshandel eines Vatermordes (ib. S. 36). Zwischen 1780—1787 ist ein pädagogisches Trauerspiel in 3 Akten „Die Sporen" gespielt worden (ib. S. 46). Dann hören wir erst hundert Jahre später wieder von Schüleraufführungen[1]) und zwar werden die alten Klassiker fast ausnahmslos in

---

sei, wie sie ihre Kinder zum Ehestande ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen ist, ꝛc. Solches wird in Komödien vorgehalten, welches sehr nütz und wohl zu wissen ist." (Aus den Tischreden Berlin 1848, 4, S. 593. Angeführt bei E. Rosen, Revaler Theaterchronik S. 8.)

[1]) Siehe L. Goertz. In Memoriam ꝛc. S. 189, 190. „Epoche machend war aber folgendes Ereignis: Auf Veranlassung des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wurde im neuen Palais zu Potsdam am 18. Okt. u. 6. Nov. 1841 die sophokleische Antigone zur Aufführung gebracht. Die Leitung übernahm Ludwig Tieck mit Hülfe von Aug. Böckh, die Rollen waren durch erste schauspielerische Größen besetzt. Als Text hatte man die Donnersche Übersetzung zu Grunde gelegt. Felix Mendelssohn-Bartholdy komponierte zu diesem Zweck die später so berühmt gewordene musikalische Begleitung. — — Durch den glänzenden Erfolg jener Vorstellung sahen sich deutsche Schulmänner veranlaßt, wieder auf die Aufführungen antiker Dramen zurückzugreifen. Sie wählten besonders die der Griechen, weil in ihnen der Quell ästhetischer und sittlicher Ausbildung reiner und frischer fließt, als in denen der Römer. — — Zugleich hat man die Meisterwerke der einheimischen Dichter wieder zur Aufführung gebracht."

griechischer Sprache aufgeführt. Es ist wie eine Flutwelle, die rasch aufsteigt, um ebenso schnell wieder zu verebben. Im Gesamtspielplan unserer Schulen — auch der Gymnasien — sind die Aufführungen in griechischer Sprache doch nur eine Ausnahmeerscheinung geblieben.

Es sind aufgeführt worden:

1875 Juni Mitau — Gymnasium: Sophokles' Antigone zum 100-jährigen Jubiläum der Schule.
1881 29. Mai Fellin — Landesgymnasium: Aeschilos' Perser.
1886[1]) (?) Riga — Stadtgymnasium: Terenz' Andria.
1888 1. Juni Riga — Stadtgymnasium: Aeschylos' Prometheus mit Musikbegleitung der Chöre, komponiert von einem Schüler.
1890 10., 11. Juni Birkenruh — Landesgymnasium: Sophokles' Aias.
1894 Riga — Stadtgymnasium: Sophokles' Antigone.
1895 „ — „ „ Oedipus rex.
1899 „ — „ „ Oedipus auf Kolonos.
1901 2., 3. Juli Goldingen — Landesgymnasium: Sophokles' Antigone.

Sind die Angaben über das baltische Schultheater in den vier Jahrhunderten seit der Reformation auch sehr lückenhaft, so läßt sie doch in großen Zügen eine Entwicklungslinie erkennen, die von Hans Sachs ausgeht, bis in das 18. Jahrhundert bei der alten Komödie verweilt, im 18. Jahrhundert scheinbar von Christian Weises Schuldramen beeinflußt wird, um nach einem Stillstand von ungefähr hundert Jahren über das griechische Drama hinweg den deutschen Klassikern zuzustreben. Einer eingehenderen späteren Untersuchung dieser früheren Jahrhunderte baltischer Schulbühne muß es vorbehalten bleiben, die geistigen Zusammenhänge zwischen dem Schultheater in Deutschland und im Baltikum aufzudecken und eine zusammenfassende Charakteristik der einander ablösenden Stil- und Geschmacksrichtungen im Ablauf der Generationen zu geben. Auch müßte noch nachgeprüft werden, ob eine Lücke vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts tatsächlich besteht. In den folgenden Ausführungen berücksichtige ich nur die Aufführungen in deutscher Sprache seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts[2]).

Somit beginnt auch für unser baltisches Schultheater in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Blütezeit. Da nicht feststeht, wann zum ersten Male wieder nach 1841 in Deutschland auf der Schulbühne Klassiker aufgeführt werden, läßt sich auch nicht feststellen, eine wie lange Zeit die neue Welle brauchte, um ins Baltikum herüberzuschlagen und unser Schultheater zu neuem Leben zu wecken.

[1]) So L. Goertz, In Memoriam ꝛc. S. 191. Schweder S. 103 nennt das Jahr 1883!

[2]) Fremdsprachige Aufführungen außer den schon genannten in griechischer Sprache fanden nur ganz vereinzelt statt: 1905 Riga Stadtgymnasium: Puschkins Boris Godunow. 1908 Riga Börsen-Kommerzschule: Gogols Revisor (Szenen) 1910 Goldingen Landesgymnasium: A. Tolstois Fedor Joannowitsch. 1913 Riga Börsen-Kommerzschule: Puschkins Boris Godunow. 1923 Riga Städt. deutsche Mittelschule: Molière: Le médicin malgré lui. Le bourgeois gentilhomme. 1925 Riga Städt. deutsche Mittelschule: Gogols Revisor.

1.
Das Schultheater

Soweit wir heute das Material überblicken können, datiert die älteste Schüleraufführung im 19. Jahrhundert vom Jahre 1868. Damals führte die Kreisschule in Goldingen Raupachs Lustspiel „Die Schleichhändler" auf. Von der ersten Klassikeraufführung hören wir erst 1882: am 10. Dezember führten die Quartaner des Landesgymnasiums zu Birkenruh Schillers „Wallensteins Lager" auf.

Um die Möglichkeit eines Vergleichs zu haben zwischen dem Schultheater in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege und dem Schultheater der jüngsten Zeit, beschränke ich mich zunächst auf diejenigen Städte, deren Schulen ausreichende Daten sowohl aus der Zeit vor dem Kriege als auch aus der Zeit nach der Gründung Lettlands geben konnten. Es sind dieses die Schulen in Goldingen (Kreisschule, Töchterschule, Handelsschule, Kleinkinderschule und Landesgymnasium vor dem Kriege, deutsche Grundschule und Gymnasium des Elternverbandes heute), in Mitau (Mitauer Realschule und Kurländische Landesschule vor dem Kriege, Staatliche deutsche Mittelschule heute), in Frauenburg (Glasenappsche, Schepskysche Schule und Schule des Deutschen Vereins vor dem Kriege, deutsche Grundschule des Elternverbandes heute).

Bei der Sichtung des vorliegenden Materials ergaben sich folgende zeitliche Abgrenzungen: Aufführungen bis 1900; Aufführungen zwischen 1900—1918; Aufführungen von 1920—1928. Einen Einschnitt um die Jahrhundertwende zu machen schien aus inneren Gründen geboten; denn erst nach 1900 erscheinen auf dem Spielplan unseres Schultheaters neue Spielgattungen, die auf einen Wandel des Geschmacks hinweisen. Aber auch äußere Gründe (unvollständiges und lückenhaftes Material) zwangen mich dazu, alle Aufführungen von 1868—1900 in einer Übersicht zu geben. Sachlich werden alle Aufführungen nach folgenden Gesichtspunkten gegliedert: Klassikeraufführungen[1]); Lustspiele; Märchenspiele; Hans Sachs-Spiele; mittelalterliche Volksspiele[2]).

Es ergibt sich nun für die Schulen der drei genannten Städte folgendes Bild:

---

[1]) Zu dieser Gruppe rechne ich auch die wenigen Dramen von Nichtklassikern, um die Übersicht klarer zu gestalten.

[2]) Das sind: Krippenspiele, Mysterien und Volksspiele im eigentlichen Sinne.

—1900	1900—1918	1920—1928
In 7 Schulen sind 10 Stücke 11 mal aufgeführt worden	In 4 Schulen sind 13 Stücke 14 mal aufgeführt worden	In 4 Schulen sind 26 Stücke 27 mal aufgeführt worden
	Davon:	
Klassiker 55%	50%	11%
Lustspiele 45%	21%	11%
Märchen	29%	45%
H. Sachs		26%
Mittelalt. Volksſp.		7%

Geſpielt wurden folgende Stücke in folgenden Schulen:

Klaſſiker —1900 Realſchule Mitau: 1888 Körner „Zriny"; 1890 Schiller „Die Räuber"; 1899 Schiller „Wilhelm Tell" Landesgymnaſium Goldingen: 1892 Schiller „Don Carlos" Glaſenappſche Schule Frauenburg: 1893 unbekannter Titel. 2 mal. 1908—1918 Landesgymnaſium Goldingen: 1905 Schiller „Wallenſteins Lager"; 1909 Schiller „Wilhelm Tell"; 1914 Sophokles' „Spürhunde"; 1917 Geibel „Die Jagd von Bizier" Landesſchule Mitau: 1909 Schiller „Piccolomini"; 1911 Kleiſt „Prinz von Homburg"; 1913 Hebbel „Nibelungen" 1920—1928 Staatliche Mittelſchule Mitau: 1923 Schiller „Piccolomini"; 1924 Goethe „Egmont"; 1928 Schönherr „Glaube und Heimat"

Luſtſpiele —1900 Kreisſchule Goldingen: 1868 Raupach „Die Schleichhändler" Töchterſchule Goldingen: 1882 (?) „Der Olymp" Handelsſchule Goldingen: 1894 Körner „Nachtwächter" Schepſkyſche Schule Frauenburg: 1896 Solbrig „Der Dorfſchullehrer"; 1896 (?) „Zwei Peter in der Fremde". 1900—1918 Kleinkinderſchule Goldingen: 1905 (?) „Frau Direktor und Frau Inſpektor" (2 mal). Landesgymnaſium Goldingen: 1914 Molière „Der Geizige" 1920—1928 Staatliche Mittelſchule Mitau: 1926 Fr. Reuter „Das Rendezvous im Waſſergraben"; 1927 Kotzebue „Das Landhaus an der Heerſtraße" Grundſchule Frauenburg: 1923 Haydn „Kinderſymphonie"

Märchen 1900—1918 Landesgymnaſium Goldingen: 1914 (?) „König Droſſelbart"; 1914 (?) „Die Schneckenvroni"

Anmerkung: Das Fragezeichen in Klammern bedeutet, daß der Autor unbekannt iſt.

Schule des Deutschen Vereins Frauenburg: 1910 Falke „Winter und Frühling"; 1912 (?) „Der Traum". 1920—1928 Grundschule Goldingen: 1923 Görner „Aschenbrödel"; 1925 Görner „Frau Holle". Gymnasium Goldingen: 1926 Kyber „Das wandernde Seelchen". Grundschule Frauenburg: 1922 (?) „Die Weihnachtsfee"; 1923 Wroblewska „Froschkönig und Rockenfee"; 1923 Jubal „Katze und Maus"; 1924 Humperdinck „Hänsel und Gretel"; 1925 Scharrelmann „Die Himmelstür muß offen stehn"; 1926 E. Goercke „Weihnachtsspiel"; 1926 Schuchard „Vor der Bescherung".

Hans Sachs 1920—1928 Grundschule Goldingen: 1921 „Der fahrende Schüler im Paradies". Gymnasium Goldingen: 1925 „Der Bauer im Fegefeuer"; 1925 „Das Narrenschneiden". Staatliche Mittelschule Mitau: 1922 „Der fahrende Schüler im Paradies"; 1922 „Der gestohlene Fastnachtshahn"; 1926 „Das Wildbad"; 1926 „Der Krämerskorb".

Mittelalterliche Volksspiele 1920—1928 Gymnasium Goldingen: 1926 Weinrich „Das Tellspiel der Schweizer Bauern"; 1928 B. Waldis „Das Spiel vom verlorenen Sohn".

Vergleichen wir die drei Zeitabschnitte dieser Zusammenstellung miteinander, so fällt eine bemerkenswerte Veränderung im Spielplan auf: bis in den Weltkrieg hinein beherrschen die Klassikeraufführungen durchaus die Schaubühne, seit 1920 aber treten sie im Gesamtspielplan stark zurück. Auch absolut genommen ist die Zahl der Klassikeraufführungen geringer als vor dem Kriege. Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? Mir erscheint eine Tatsache von ausschlaggebender Bedeutung, die sich aus der Statistik eindeutig ergibt: daß seit den letzten Jahren vor dem Weltkriege sich neue Spielgattungen auf Kosten der Klassiker in steigendem Maße die Schulbühne erobern, auch die Schulbühne der höheren Schule (Gymnasium, Realschule).

Viel radikaler noch wird das alte Lustspiel von der Schulbühne verdrängt. Diese Modernisierung des Spielplans erstreckt sich auf alle Schultypen.

Die erste neue Spielgattung, die sich einbürgert, ist das Märchenspiel. Zum ersten Mal wird ein solches Spiel von der Frauenburger Schule des Deutschen Vereins 1910 aufgeführt (Gustav Falke „Winter und Frühling"). Noch später, erst nach dem Kriege, erobert sich Hans Sachs die Schulbühne in der Provinz, und zwar wird Hans Sachs sowohl in der Grundschule als auch in der höheren Schule (unsere Mittelschule) gespielt. Am spätesten tritt das mittelalterliche

Volksspiel auf: 1926 spielt das Goldinger Gymnasium das alte Schweizer Tellspiel in der Bearbeitung von Weinrich.

Ferner zeigt die Zusammenstellung, daß in der neuesten Zeit häufiger gespielt wird als in den Jahrzehnten vor dem Kriege, und daß das Märchen vor allen Dingen in der Grundschule gepflegt wird. So ist es zu erklären, daß in den Jahren 1920—1928 das Märchen im Gesamtspielplan der genannten Schulen mit 45 v. H. aller Aufführungen an die erste Stelle gerückt ist, während in der Zeit von 1900—1918 die Klassikeraufführungen noch 50 v. H. ausmachten.

Es erhebt sich nun die Frage, ob sich diese Feststellungen, die wir aus der Sonderuntersuchung des Spielplans einiger weniger Schulen gewonnen haben, verallgemeinern lassen. Mit anderen Worten: Ist diese eben angedeutete radikale Veränderung im Spielplan nur eine Sondererscheinung bestimmter Schulen oder eine Tatsache von allgemeiner Bedeutung? Sollte diese Wandlung des Geschmacks und des Stilgefühls nicht ein Ausdruck dafür sein, daß sich Lebensgefühl und Lebensschau während des Krieges und in den Jahren der Nachkriegszeit geändert haben?

Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, bleibt uns nur der Weg des Vergleichs. Ordnen wir sämtliche Aufführungen in allen Schulen nach denselben Grundsätzen, wie wir das oben für die Schulen in Goldingen, Mitau und Frauenburg getan haben, dann ergibt sich folgende Zusammenstellung:

—1900	1900—1918	1920—1928
In 8 Schulen sind 24 Stücke 34 mal aufgeführt worden	In 20 Schulen sind 50 Stücke 76 mal aufgeführt worden	In 22 Schulen sind 168 Stücke 234 mal aufgeführt worden
	Davon:	
Klassiker . 41 % In 4 Schulen 8 Stücke 14 mal	. . . . 59 % In 15 Schulen 26 Stücke 45 mal	. . . . 14 % In 10 Schulen 17 Stücke 33 mal
Lustspiele . 59 % In 5 Schulen 16 Stücke 20 mal	. . . 17 % In 7 Schulen 11 Stücke 13 mal	. . . . . 6 % In 6 Schulen 9 Stücke 13 mal
Märchen	. . . . . 12 % In 8 Schulen 8 Stücke 9 mal	. . . . 59 % In 20 Schulen 107 Stücke 139 mal
Hans Sachs	. . 12 % In 4 Schulen 5 Stücke 9 mal	. . . . . 10 % In 12 Schulen 10 Stücke 24 mal
Mittelalt. Volksp.		. . . 11 % In 9 Schulen 13 Stücke 25 mal

Diese Aufstellung zeigt im wesentlichen dasselbe Bild wie die erste Tabelle. Die oben gekennzeichneten charakteristischen Verschiebungen im Spielplan treten auch aus dieser Gesamtzusammenstellung eindeutig hervor. Auf Kosten der Klassiker, mehr noch auf Kosten des alten Lustspiels erobert sich das Märchenspiel, das in allen Schultypen gepflegt wird, den Vorrang mit 59 v. H. aller Aufführungen. Das mittelalterliche Volksspiel wird erst nach dem Kriege in den Spielplan aufgenommen, vorläufig nur von 40 v. H. aller Schulen. Ferner ergibt sich aus dem Gesamtspielplan, daß wie das Märchen, so auch Hans Sachs schon vor dem Weltkriege auf der Schulbühne erscheint[1]).

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Gründung der Schulen des Deutschen Vereins in Livland und Kurland nach der ersten russischen Revolution auch die Schulbühne neu belebte. Diese erfreuliche Neubelebung des Spielplans — Klassiker-, Märchen- und Hans Sachs-Spiele — wird durch den Weltkrieg und die Nachkriegszeit unterbrochen, um erst wieder mit der Gründung der heutigen deutschen Schulen in Lettland allenthalben einzusetzen. Entschieden ist die Modernisierung des Spielplans der baltischen Schulbühne durch die nach dem Weltkriege in Deutschland einsetzende Volksbühnenbewegung beeinflußt worden. Nachweisbar hat in den letzten Jahren das Spielprogramm der organisierten Jugendgruppen (ausnahmslos Mysterien und Märchenspiele) das Repertoire der Schulbühne beeinflußt. Epochemachend waren die Gastspiele von Haaß-Berkow im Februar 1924 in Riga. Eine spätere Untersuchung wird diese geistigen Beziehungen im einzelnen aufzudecken haben; zum andern wird aber noch klarzustellen sein, inwiefern das neue Spielprogramm unserer Schulen tatsächlich das gewandelte Lebensgefühl zum Ausdruck bringt.

Ich gehe nun zur Analyse der einzelnen Spielgattungen über.

Die Klassiker

1. Welche Klassiker sind vor dem Weltkriege gespielt worden?

Schiller: mit 11 Stücken und 31 Aufführungen von 12 Schulen = 51 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Goethe: mit 5 Stücken und 7 Aufführungen von 5 Schulen = 11,7 v. H. aller Klassikeraufführungen.

[1]) Zum ersten Male wird Hans Sachs 1908 von der Börsen-Kommerzschule in Riga gespielt, und zwar „Der fahrende Schüler im Paradies"

Shakespeare: mit 3 Stücken und 7 Aufführungen von 4 Schulen = 11,7 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Lessing: Minna v. Barnhelm 2 mal. Hebbel: Die Nibelungen 2 mal. Körner: Zriny 2 mal. Sophokles: Antigone 2 mal; Die Spürhunde. Je einmal sind aufgeführt worden: Wildenbruchs Die Quitzows — Börsen-Kommerzschule Riga 1907; Kleists Prinz von Homburg — Landesschule Mitau 1911; Geibels Die Jagd von Bizier — Landesgymnasium Goldingen 1917; Max Bruchs Fritjof mit Chor und Soli — Landesgymnasium Birkenruh 1891.

2. Welche Klassiker sind seit 1920 gespielt worden?

Schiller: mit 6 Stücken und 12 Aufführungen in 7 Schulen = 37,5 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Hebbel: 5 mal in 3 Schulen = 16 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Lessing: 4 mal in 2 Schulen = 13 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Shakespeare: 3 mal in einer Schule = 9 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Goethe: mit 3 Stücken und 3 Aufführungen in 3 Schulen = 9 v. H. aller Klassikeraufführungen.

Heyse: Kolberg 2 mal Je einmal sind aufgeführt worden: Karoline Lutz: Armin der Cherusker — Grundschule Hirschenhof 1925. Körner: Zriny — XII. Grundschule Riga 1926; Björnson: Die Neuvermählten — Gymnasium Windau 1926. Schönherr: Glaube und Heimat — Staatliche Mittelschule Mitau 1928.

3. Zusammenfassung

Der Spielplan der Klassikeraufführungen hat sich im Laufe der Jahrzehnte baltischer Schulbühne kaum wesentlich verändert. Nach wie vor steht an erster Stelle Schiller mit 51 v. H. und 37,5 v. H. aller Klassikeraufführungen. Vor wie nach dem Weltkriege ist „Wilhelm Tell" am meisten gespielt worden. Es folgen „Wallensteins Lager", „Piccolomini", „Turandot" Den Grund dafür, daß die Zahl der Klassikeraufführungen im allgemeinen (und die Zahl der Aufführungen von Schillerschen Dramen im besonderen) seit 1920 prozentual stark zurückgegangen ist, erörterten wir schon oben[1]). Aber auch die Tatsache ist zu berücksichtigen, daß seit der Gründung Lettlands unsere Grundschulen an Zahl bei weitem die wenigen Mittelschulen überwiegen. Klassiker aber werden in der Regel nur in den Schulen

[1]) Siehe die Ausführungen auf S. 605.

vom Typus der deutschen höheren Schule (Gymnasium = unsere Mittelschule) gespielt. Es ist demnach auch verständlich, daß der Spielplan der Klassikeraufführungen seit 1920 seinem Inhalt nach viel weniger reichhaltig ist als der bis 1918.

Neben den erwähnten traditionellen Schillerschen Dramen sind es vor allen Dingen vier Dramen, die immer aufs neue gespielt werden: „Die Nibelungen" von Hebbel; „Minna von Barnhelm" von Lessing; „Der Sommernachtstraum" von Shakespeare; „Zriny" von Körner.

Goethe und Shakespeare halten sich die Wage mit 11,7 v. H., resp. 9 v. H. aller Klassikeraufführungen, doch wagt man sich in der Regel nur an Szenen aus Shakespeares Sommernachtstraum heran, während von Goethe nur ein einziges Mal ein größeres Drama ganz aufgeführt worden ist: 1924 „Egmont" von der Staatlichen deutschen Mittelschule in Mitau. Die Statistik scheint dafür zu sprechen, daß Goethe sich weniger für die Schulbühne eignet als Schiller. In der Zeit bis 1900 ist Schiller von 3 Knabenschulen 9 mal aufgeführt worden. Goethe steht überhaupt nicht auf dem Programm. In den Jahren 1900 – 1918 ist Schiller von 10 Knabenschulen 19 mal gespielt worden; von 3 Mädchenschulen 4 mal.

In demselben Zeitraum ist Goethe von 2 Knabenschulen 3 mal aufgeführt worden; von 3 Mädchenschulen 4 mal.

In den Jahren 1920—1928 ist Schiller von 5 Knabenschulen 10 mal gespielt worden; von 2 Mädchenschulen 2 mal; Goethe von 2 Knabenschulen 2 mal; von einer Mädchenschule einmal.

Schiller wird also vornehmlich in den Knabenschulen gespielt[1]).

Das Lustspiel

Wir stellten schon oben fest, daß das Lustspiel mehr und mehr vom Spielplan der Schulbühne verschwindet, um anderen Spielgattungen — dem Märchen- und „Hans Sachs"-Spiel — Platz zu machen. Aber noch eine andere Feststellung ist bemerkenswert: gerade das literarisch wenig wertvolle Unterhaltungsstück wird energisch zurückgedrängt, und die Wahl der Stücke geschieht mit größerer Sorgfalt und verrät einen edleren Geschmack. Diese Neubelebung des Lustspielprogramms in der Richtung, gehaltvollere Stücke an die

[1]) Es wäre interessant festzustellen, ob vor dem Kriege die weiblichen Rollen immer von Schülern gespielt worden sind. In Birkenruh und im Stadtgymnasium in Riga und in der Rigaer Stadt-Realschule war das der Fall.

Stelle der üblichen dürftigen Vereinsbühnenstücke zu setzen, beginnt — und das ist wieder bemerkenswert — erst in den Jahren nach 1905. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrscht noch uneingeschränkt das „alte" Lustspiel. Die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, besonders in den siebziger Jahren in Deutschland auf allen Bühnen gespielten Stücke der äußerst fruchtbaren Produzenten Roderich Benedix und Gustav von Moser und ihrer weniger erfolgreichen Epigonen werden auch auf dem Schultheater aufgeführt. Einmal ist Mendelssohns Liederspiel „Heimkehr aus der Fremde" aufgeführt worden (1882 — Landesgymnasium Birkenruh); zweimal Körners „Nachtwächter" (1891 — Landesgymnasium Birkenruh; 1894 Handelsschule Goldingen). Und gar die Aufführung von G. Freitags „Die Journalisten" 1890 im Landesgymnasium Birkenruh mutet schon ganz wie eine Ausnahme an, die die Regel aber nur bestätigt.

Ein wesentlich anderes Programm zeigt die Schulbühne in den Jahren 1900—1918. In diesem Zeitraum führen 6 Schulen folgende 9 Stücke auf:

Geibel „Meister Andrea" — Deutsche Schule Fellin 1907
Gryphius „Peter Squenz" — Eltzsche Schule Riga (?).
„ „Die geliebte Dornrose" — Eltzsche Schule Riga (?)
Hartmannsche Schule Riga (?).
Gutzkow „Zopf und Schwert" — Börsenkommerzschule Riga 1910.
Fulda „Talisman" — Börsenkommerzschule Riga 1911.
Molière „Der Arzt am Scheidewege" — Börsenkommerzschule Riga 1913.
„ „Der Geizige" — Landesgymnasium Goldingen 1914.
Cervantes „Die beiden Plapperliesen" — Börsenkommerzschule Riga 1913.
Kotzebue „Die deutschen Kleinstädter" — Hasfordsche Schule Riga 1918.

Daneben werden noch von 2 Schulen 2 übliche Possen gespielt:
P. Risch „Die Musterung" — Handelsschule Goldingen 1914.
(?) „Frau Direktor und Frau Inspektor" — Kleinkinderschule Goldingen 1905.

Das „alte" Lustspiel ist nur in den Schulen der Provinz aufgeführt worden — in Goldingen, Frauenburg und Birkenruh. In der Zeit von 1905—1918 wird das literarisch wertvolle Lustspiel besonders von der höheren Schule in Riga gepflegt (Börsenkommerzschule, Hasfordsche, Eltzsche, Hartmannsche Schule). Es werden

7 Stücke 8 mal aufgeführt, während in der Provinz nur 2 Schulen (Landesgymnasium Goldingen; Deutsche Schule Fellin) 2 literarische Stücke aufführen. Zwei weitere Provinzschulen (Kleinkinderschule Goldingen; Handelsschule Goldingen) führen noch zweimal das „alte" Lustspiel auf.

Nach dem Kriege findet aufs neue eine bezeichnende Verschiebung statt. In Riga wird von der höheren Schule (Mittelschule) kein einziges Lustspiel aufgeführt, wohl aber führen 3 Grundschulen in Riga 2 literarische Stücke 4 mal auf:

Geibel „Meister Andrea" — X. Grundschule Riga 1923 2 mal.
XIII. „ „ 1927.
Gryphius „Peter Squenz" — X. „ „ 1925.

Außerdem 2 Schwänke:
R. Benedix „Der Prozeß" — X. Grundschule Riga 1924.
Promber „Das Wachsfigurenkabinett" — X. Grundschule Riga 1924.

In der Provinz wiederum steht das Lustspiel nur auf dem Programm der höheren Schule. 3 Schulen führen 6 Stücke 7 mal auf:

Geibel „Meister Andrea" — Gymnasium Windau 1926.
Gymnasium Libau 1927.
Körner „Die Gouvernante" — Gymnasium Windau 1920.
Kotzebue „Das Landhaus an der Landstraße" — Staatliche deutsche Mittelschule Mitau 1927.
Fritz Reuter „Das Rendezvous im Wassergraben" — Staatliche deutsche Mittelschule Mitau 1926.

Daneben werden noch zwei übliche Schwänke gespielt:
(?) „Der Poltergeist" — Gymnasium Windau 1921.
R. Koß „Englisch Lessons" — vom Gymnasium in Windau in Kandau 1927 aufgeführt.

Es hat den Anschein, als sei von der höheren Schule in Riga die Modernisierung des Lustspiels ausgegangen. Nach dem Kriege hat dann das veredelte Lustspiel seinen Weg in die Grundschule in Riga gefunden, zugleich aber auch in die höhere Schule der Provinz, wo es das „alte" Lustspiel aus der Zeit vor 1900 verdrängt. Diese Entwicklung ist aufs wärmste zu begrüßen. Man kann nur wünschen, daß das unkünstlerische, wertlose Lustspiel in Zukunft von der Schulbühne ganz verbannt werde.

Das „Hans Sachs"-Spiel

Wir erinnern uns des abfälligen Urteils über Hans Sachs im Buch von Tielemann aus dem Jahre 1831, daß die Dramen des Schusters Hans Sachs „nicht die geringste Anforderung der Kunst befriedigen", daß „die rohe Sprache und das Gemeine und Platte sie dem Leser unserer Zeit (also um 1830) völlig ungenießbar machten", und der ärgerlichen Feststellung: „Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (d. h. um 1750) sah man an den hohen Staatsfesten diesen pädagogischen Unfug in der hiesigen Domschule." Rund 150 Jahre mußten vergehen, ehe „dieser pädagogische Unfug" wieder in den Rigaer Schulen geübt werden durfte.

Es ist das Verdienst des früheren Inspektors der ehemaligen Börsenkommerzschule zu Riga, A. Unverhau, und des Oberlehrers A. Blumenthal, daß sie Hans Sachs wieder auf den Spielplan des Schultheaters gesetzt haben. Am 20. Dezember 1908 ist in der Börsenkommerzschule „Der fahrende Schüler im Paradies" zum ersten Male gespielt worden, nachdem am 20. Dezember 1907 die Schulbühne der Börsenkommerzschule mit Wildenbruchs „Die Quitzows" (Szenen aus dem I. und II. Akt) begründet worden war. Diese Schulbühne der ehemaligen Börsenkommerzschule blickt heute auf eine zwanzigjährige Spieltradition zurück. Sie hat unter der Spielleitung von Oberlehrer A. Blumenthal[1]) in allem Wandel der Zeitgeschicke sich ihr künstlerisch vorbildliches Niveau zu wahren gewußt; sie hat auf viele andere Schulen im Lande anregend gewirkt und diese zu immer neuen szenischen Darstellungsversuchen angespornt.

Von Hans Sachs sind in den Jahren 1908—1918 von 6 Rigaschen Schulen 5 Stücke 9 mal aufgeführt worden: Der fahrende Schüler im Paradies 3 mal; Der Roßdieb von Fünfing 3 mal; Das Wildbad; Die ungleichen Kinder Evä; Der Krämerkorb.

In den Jahren 1920—1928 sind von 12 Schulen im Lande 10 Stücke 24 mal gespielt worden:

Der fahrende Schüler im Paradies 7 mal; Der Roßdieb von Fünfing 5 mal; Der Krämerkorb 3 mal; Der Bauer im Fegefeuer 1 mal; Das Narrenschneiden 2 mal; Frau Wahrheit will niemand herbergen; Der gestohlene Fastnachtsschinken; Der Bauer mit dem Kuhdieb; Das Wildbad; Eulenspiegel und die Blinden.

---

[1]) Mit der Aufführung von Hofmannsthals „Jedermann" im Jahre 1921.

In Riga sind in 7 Schulen 6 Stücke 10 mal aufgeführt worden: Der fahrende Schüler im Paradies 4 mal; Der Krämerkorb 2 mal; Der Roßdieb von Fünfing; Frau Wahrheit will niemand herbergen; Der Bauer mit dem Kuhdieb; Eulenspiegel und die Blinden je einmal.

In der Provinz sind in 5 Schulen 7 Stücke 14 mal aufgegeführt worden: Der Roßdieb von Fünfing 4 mal; Der fahrende Schüler im Paradies 3 mal; Der Bauer im Fegefeuer 2 mal; Das Narrenschneiden 2 mal; Der gestohlene Fastnachtshahn; Das Wildbad; Der Krämerkorb je einmal.

Vor wie nach dem Kriege sind am meisten gespielt worden: Der fahrende Schüler im Paradies (3 resp. 7 Aufführungen); Der Roßdieb von Fünfing (3 resp. 5 Aufführungen). Außerdem je einmal Das Wildbad; einmal resp. dreimal Der Krämerkorb.

Während in der Zeit zwischen 1900—1918 Hans Sachs nur in Riga, und zwar nur von der höheren Schule aufgeführt wird, erscheint er nach 1920 vor allen Dingen auf dem Spielplan der Grundschulen in Riga und wird in steigendem Maße auch in den Schulen der Provinz gespielt, besonders aber in den höheren Schulen der Provinz gepflegt. So hat sich also das „Hans Sachs"-Spiel, ausgehend von der höheren Schule in Riga, allmählich die Bühne der Grundschule in Riga erobert und ist zugleich in die Provinz vorgedrungen. Wir kommen also zu einer ähnlichen Feststellung wie beim Lustspiel.

Das Märchenspiel

Noch später als das „Hans Sachs"-Spiel erscheint das Märchenspiel auf dem Schultheater. Zum ersten Male führt die Schule des Deutschen Vereins in Frauenburg 1910 ein Märchenspiel auf: Gustav Falkes „Winter und Frühling" Bis zum Weltkriege sind dann von 4 Schulen weitere 6 Stücke aufgeführt worden:

König Drosselbart (Gymnasium Goldingen 1914; Mädchengewerbeschule Riga (?).
Die Schneckenvroni — Gymnasium Goldingen 1914.
Der Traum — Schule des Deutschen Vereins in Frauenburg 1912.
Hänsel und Gretel — Mädchengewerbeschule Riga (?).
Der Wolf und die 7 Geißlein — Mädchengewerbeschule Riga (?).
R. Huch: Dornröschen — Hartmannsche Schule Riga (?).

Im Jahre 1917 hören wir zum ersten Male von einer neuen Art Märchenspiel: das Gymnasium in Windau führt ein Weihnachtsmärchen von Paul Matzdorf auf: „Der Hirten Weihnachtsfreude"

In den Jahren 1920—1928 überwiegt, wie wir sahen, das Märchen im Gesamtspielplan der Schulen mit 59 v. H. aller Aufführungen.

Wir unterscheiden 3 Gruppen von Märchenspielen: das eigentliche Märchen, das Weihnachtsmärchen und eine dritte Gruppe, die ich unter dem Sammelnamen heitere Spiele zusammenfasse; das sind Frühlings- und Sommerspiele, Reigen- und Singspiele.

Nur 2 Schulen haben bisher keine Märchen in ihren Spielplan aufgenommen: die Staatliche deutsche Mittelschule in Mitau und das Knabengymnasium in Libau. Es fällt auf, daß das Weihnachtsmärchen fast ausschließlich von den Schulen in der Provinz gepflegt wird, während in Riga nur die III. Grundschule 2 mal ein Weihnachtsmärchen aufführte (E. Werkmeister „Das verirrte Weihnachtspüppchen" 1922; E. Bockemühl „Weihnachtsspiele für Kinder" 1927).

Welche Märchen werden nun gespielt?

Eine Antwort dürfte zugleich das Niveau, auf dem das Märchenspiel heute steht, feststellen. Bei der Vielgestaltigkeit der Märchenspiele, bei der Verschiedenheit der Schulen in Stadt und Land fällt es aber schwer, eine zusammenfassende Antwort zu geben, ohne daß man Gefahr liefe, durch eine Verallgemeinerung ein falsches Bild zu geben. Ein allgemeines Werturteil abzugeben ist aber noch aus einem anderen Grunde nicht recht möglich, weil bei einer Anzahl von Spielen der Name des Verfassers verschwiegen wird und auch der Verlag nicht genannt ist. Gerade bei den Märchen kommt es aber sehr auf die Bearbeitung an. Im einzelnen läßt sich gar wohl manches Aufschlußreiche feststellen. Suchen wir zuerst einen Überblick zu gewinnen über die größte Gruppe der Märchenspiele, das Märchen im eigentlichen Sinn.

1. Das eigentliche Märchenspiel

Ich ordne zuvor die Spiele thematisch und nach der Zahl der Aufführungen und setze in Klammern, wenn bekannt, den Namen des Verfassers und Verlages, wenn nötig auch den besonderen Titel.

1. Schneewittchen von 5 Schulen 9 mal. 2. Das Glückskind von 3 Schulen 7 mal. 3. Gevatter Tod von 3 Schulen 4 mal. 4. Dornröschen von 3 Schulen 3 mal. 5. Rotkäppchen von 3 Schulen 3 mal. 6. Aschenbrödel von 3 Schulen 3 mal. 7. Der Schweinehirt von 3 Schulen 3 mal. 8. Das wandernde Seelchen von 2 Schulen 3 mal. 9. Das Marienkind von 2 Schulen 3 mal.

10. Der Teufel mit den 3 goldenen Haaren von einer Schule 3 mal. 11. Rumpelstilzchen von 2 Schulen 2 mal. 12. Der Rattenfänger von Hameln von 2 Schulen 2 mal. 13. Die zertanzten Schuhe von 2 Schulen 2 mal. 14. Das tapfere Schneiderlein von 2 Schulen 2 mal. 15. Das Wasser des Lebens von 2 Schulen 2 mal. 16. Schwan kleb' an! von 2 Schulen 2 mal. 17. Froschkönig und Rockenfee von 2 Schulen 2 mal. 18. Klein Elschen 2 mal. 19. Um die Mitternachtsstunde 2 mal.

Einmalig wurden aufgeführt:

Schneeballschlacht 1923; Die Nachtigall 1922; Die Schneekönigin 1921; Hans im Glück 1920; Die Gänsemagd (Kuhlmann) 1925; Das verzauberte Schloß (Blachetta) 1926; Die Zaubergeige (Blachetta) 1927; Im Traum die Donau hinab 1921; Zwerg Nase 1928; Der gestiefelte Kater (Heyde, (Strauch) 1923; Prinzeßchen Goldhaar 1922; Kalif Storch (Heyde, Strauch) 1926; Märchenreigen (Münich, Strauch) 1927; Das Hausgesinde 1923; Die schöne Katrinelje und Pif-Paf Poltri 1923; Haino im Sumpf 1925; Hotel Laubhaus (Paul Keller) 1925; Die Regenbrüder (Mörike) 1926; Die Königskerze (Trojan) 1927; Die Arbeit oder der Stein der Weisen (Göritz) 1924; Abenteuer im Walde 1925; Der Fischer und seine) Frau 1926; Frau Holle (Görner) 1925; Der Wolf und die 7 Geißlein 1923; Das Waldhaus-Märchenspiel (Schönfeldt, Breitkopf-Härtel) 1925; Hänsel und Gretel (Humperdinck) 1924, Das Abenteuer im Walde (Gebhardt) 1927.

Wenn wir nun den Versuch machen, die künstlerisch hochstehenden, anerkannt wertvollen Märchenspiele herauszugreifen, so kommen wir zu einem Ergebnis, das viel zu wünschen übrig läßt. Aus der Sammlung „Deutsche Märchenspiele der künstlerischen Volksbühne" Verlag Breitkopf und Härtel sind von 4 Rigaschen Schulen 5 Stücke 7 mal gespielt worden; von 2 Provinzschulen 5 Stücke 7 mal; zusammen 7 Spiele und 14 Aufführungen.

Gümbel-Seiling: Das tapfere Schneiderlein; Das Wasser des Lebens; Die zertanzten Schuhe; Das Marienkind; Gevatter Tod; Das Glückskind. Bruno Schönfeldt: Das Waldhaus-Märchenspiel.

Aus der Sammlung: „Spiele deutscher Jugend" Bühnenvolksbundverlag 3 Spiele von der VII. Grundschule Riga.

Blachetta: Das verzauberte Schloß 1925; Der Schweinehirt 1926; Die Zaubergeige 1927.

Aus der Sammlung: „Märchenspiele von M. Kuhlmann", Greifenverlag Rudolstadt, 2 Spiele von 2 Schulen: Die Gänsemagd (VII. Grsch. Riga 1925); Die kluge Bauerntochter (XIV. Grsch. Riga 1925).

Aus der Sammlung: „Karl v. Felners Märchenspiele", Bühnenvolksbundverlag, führte nur eine Schule einmal ein Stück auf: Schneewittchen (XIV Grsch. Riga 1923); Ric. Huchs „Dornröschen" wurde von der Städt. deutschen Mittelschule Riga 1924 gespielt; das reizende Märchen-Tanzspiel „Dornröschen" von Julius Blasche (Lichtkampf-Verlag) ist bisher nur von der XIV Grundschule Riga (im Frühjahr 1928) aufgeführt worden.

Ergebnis: 8 Schulen (= 36 v. H. aller Schulen) haben 15 Spiele (= 24 v. H. aller Märchenspiele) 22 mal (= 25 v. H. aller Aufführungen) aufgeführt.

Eine zweite Gruppe — das ist die bei weitem größere — bilden die Spiele aus der von P. Matzdorf herausgegebenen Sammlung: „Jugend und Volksbühne", Verlag A. Strauch Leipzig; aus dem Theaterverlag Ed. Bloch Berlin; aus der Sammlung: „Jugendbühne" des Verlages G. Danner Mühlhausen in Th. Es ist bekannt, daß die Spiele der genannten Theaterverläge sehr ungleichwertig sind und nur ausnahmsweise an die Spiele der ersten Gruppe heranreichen.

Von baltischen Dichtern sind von 4 Schulen folgende 4 Märchen 7 mal gespielt worden:

Manfred Kyber: „Das wandernde Seelchen" (Windau 1924, wiederholt in Kandau; Gymnasium Goldingen 1926); Munier-Wroblewska: „Froschkönig und Rockenfee" (Frauenburg und Windau 1923); Elisabeth Goercke: „Schwan kleb' an!" (Gymnasium Windau 1920); H. v. Hirschheydt: „Rumpelstilzchen" (XIV Grsch. Riga 1923).

Eine durchaus bemerkenswerte Erscheinung ist der vielfache Versuch, bekannte Märchen für eine bestimmte Schulaufführung zu dramatisieren. Solche von Lehrkräften einzelner Schulen dramatisierten Märchen sind gespielt worden:

In der Lutherschule Riga („Die Nachtigall" nach Andersen 1922); in der III. Grsch. Riga („Die Schneekönigin" nach Andersen 1921); in der XIV Grsch. Riga („Haino im Sumpf" nach Volkmann-Leander 1925); in der XV Grsch. Riga („Das Abenteuer im Walde" nach Trojan 1925; „Vom Fischer und seiner Frau" nach Grimm 1926; „Der Schweinehirt" nach Andersen 1927); in der X. Grsch.

Riga („Schwan kleb' an!" nach Andersen 1924; „Prinzeßchen Goldhaar" 1922 von einem Schüler).

Diese, wie der Verfasser vielfach aus eigner Anschauung feststellen konnte, durchaus geglückten Aufführungen mit Grundschülern sollten mehr Nachahmung finden. In Deutschland gibt es heute eine ganze Literatur über das sogenannte Stegreifspiel. In den Volksschulen Deutschlands wird dieses Spiel in den Unterricht eingegliedert. Der Spieltrieb des Kindes drängt ja geradezu zur Dramatisierung von Stoffen, die das Kind im Augenblick stark beschäftigen. Wäre es nicht an der Zeit, diese eben angeschnittene Frage im Kreise der Lehrkräfte unserer Grundschulen zu diskutieren? Dürfen wir die in Deutschland aus dem praktischen Schulleben gesammelten Erfahrungen außer acht lassen?[1])

2. Das Weihnachtsmärchen

Das Weihnachtsmärchen hat nur in einigen wenigen Schulen Eingang gefunden (III. Grsch. Riga; Grundschulen in Kandau, Frauenburg, Sessilen-Neuhof, Tuckum, Windau). Das ist garnicht zu bedauern, im Gegenteil, es ist zu wünschen, daß diese Art von Märchen von unserer Schulbühne ganz verschwinde. Die Zahl dieser Märchen ist unübersehbar, daher fällt es schwer, eine befriedigende Auswahl zu treffen: denn 90 v. H. sind sentimentale Machwerke und künstlerisch wertlos. Nur als Ausnahme, wenn sich ein wirklich wertvolles Stück bietet, sollte ein Weihnachtsmärchen auf den Spielplan gesetzt werden[2]).

---

[1]) Siehe den Abschnitt „Vom Spielen der Jugend" S. 23—102 in dem sehr aufschlußreichen Buch „Gemeinschaftsbühne und Jugenderziehung", herausg. von W. Gerst. Bühnenvolksbundverlag 1924.

Ferner die betr. Abschnitte aus dem Buch „Jugend und Bühne". Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausg. von Pallat und Lebede, Verlag Ferd. Hirt Breslau 1924.

Endlich aus dem soeben erschienenen Handbuch des Bühnenvolksbundes „Wille und Werk", herausg. von W. Gerst, Berlin 1928, den Abschnitt über Jugendspielpflege S. 53—89.

[2]) Es ist verwunderlich, daß unsere Schulen die bei Callwey in München erscheinende ausgezeichnete Sammlung: „Schatzgräber-Bühne" (Märchen, Krippenspiele, Frühlingsspiele) gar nicht benutzen. Scharrelmanns Spiel: „Die Himmelstür muß offenstehn" (von der Grundschule in Frauenburg 1925 aufgeführt) ist in der älteren Sammlung: „Der Schatzgräber" Nr. 79 im gleichen Verlage erschienen und eins der wenigen gehaltvollen Weihnachtsmärchenspiele für ältere Kinder, während Erich Bockemühls Weihnachtsspiele (Verl. Perthes 1924) für die kleineren in Betracht kommt.

3. Das heitere Spiel

Fast ausnahmslos sind die Spiele dieser Gattung nur einmal von je einer Schule aufgeführt worden. Es sind: Jahreslaufspiele, Singspiele, Schattenspiele und Lustige Spiele.

Ich fasse unsere Betrachtung über den Märchenspielplan in folgenden Sätzen zusammen:

1. Das Märchenspiel hat noch keine feste Tradition, wie wir eine solche bei den Klassikern feststellen konnten. Eine gewisse Unsicherheit in der Wahl der Stücke ist zu bemerken. Es wird noch zu viel Verschiedenartiges, daher Verschiedenwertiges gespielt: die Sammlungen künstlerisch wertvoller Märchenspiele[1]) werden zu wenig berücksichtigt. Die Spiele aus den Sammlungen der Verläge Bloch, Strauch und Danner scheinen im wesentlichen das Märchenspielprogramm zu bestreiten,

2. Wenn wir den Spielplan der einzelnen Schulen durchgehen, so erhalten wir eine verwirrend bunte Skala der mannigfaltigsten Geschmacksrichtungen — vom alten Ausstattungsstück (z. B. die Märchenspiele von Görner, Verlag Bloch, bis zu Gümbel-Seiling, Blachetta und dem modernen Märchentanzspiel von Blasche[2]). Die Mannigfaltigkeit des Programms ist gewiß zu begrüßen, nur wäre anzustreben, daß jede Schule sich allmählich einen eigenen Stil erarbeitet und ein künstlerischeres Niveau, als es bisher vielfach der Fall war, zu erreichen sucht.

3. Einige Schulen in Riga weisen schon heute in ihrem Spielplan einen einheitlichen Stil auf, der in der sorgfältigen und bewußten Auswahl der Stücke einer gewissen Richtung zum Ausdruck kommt. Dadurch gewinnt der Spielplan an innerer Geschlossenheit und erscheint dem Betrachter wie ein Ganzes, das organisch, nicht willkürlich gewachsen ist, und aus dem ein künstlerischer Wille spricht[3]).

4. Die Schulen in der Provinz scheinen mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen; aber hier und da sind doch Ansätze vorhanden, die in die Richtung eines künstlerisch wertvollen Märchenspiels weisen, und wir können wohl die Hoffnung hegen, daß im besonderen die

---

[1]) Siehe die Angaben oben S. 615 f. und Anmerkung 2 S. 617.

[2]) Welche Schule wird sich an die dankbare Aufgabe machen, das Tanzmärchen „Aschenbrödel" von Anna Helms mit der Musik von Mozart aufzuführen? Das Stück ist erschienen bei Hofmeister Leipzig 1925.

[3]) Siehe z. B. die Spielpläne der IV., VII., XIII., XIV Grundschule in Riga.

Reigen- und Singspiele, deren wir heute schon eine große Anzahl von künstlerischem Wert besitzen, häufiger noch als bisher in das Programm der Provinzgrundschulen aufgenommen werden.

Das mittelalterliche Volksspiel

In der Hauptsache sind es Krippenspiele, die aufgeführt werden. In Riga sind es 5 Schulen, in der Provinz 4 Schulen, die das Krippenspiel pflegen.

In 5 Rigaschen Schulen sind 5 Spiele 15 mal aufgeführt worden: Altdeutsche Krippenspiele in der Lutherschule Riga 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1926, 1927; das Schlesische Spiel von Christi Geburt XIII. Grsch. Riga 1920, 1922, 1925 und 1926; III. Grsch. 1920; das Schlesische Adventsspiel III. Grsch. 1924; Plenzat: Weihnachtsspiel III. Grsch. 1925; L. Hilger: Ein deutsches Weihnachtsspiel VIII. Grsch. 1924.

In 4 Provinzschulen sind 5 Spiele 6 mal aufgeführt worden:
Kaiser: das Schönburg-Erzgebirgische Christspiel Windau 1925.
Menzel: Ihr Kinderlein kommet (Bloch) Windau 1924; Tuckum 1926.
„ In Excelsis Gloria (Bloch) „ 1927
2 Krippenspiele Hirschenhof 1922.

Wäre es nicht möglich, daß jede Schule einmal im Jahr eins unserer alten Krippenspiele aufführt? In zwei Schulen (Lutherschule und XIII. Grsch. Riga) ist das Krippenspiel Tradition geworden.

Noch seltener als das Krippenspiel erscheint das eigentliche Volks- und Mysterienspiel auf der Schulbühne. Bisher sind nur von zwei Schulen erste Versuche gemacht worden.

Die Städtische deutsche Mittelschule in Riga führte auf[1]):
Hoffmannsthal: „Jedermann" 1921.
Burkard Waldis: „Die Parabel vom verlorenen Sohn" am 31. Oktober 1922 zur 400-jährigen Feier der Einführung der Reformation in Riga.

Das Gymnasium in Goldingen führte auf:
Weinrich: „Das Tellspiel der Schweizer Bauern" 1926.
Burkard Waldis: „Die Parabel vom verlorenen Sohn" 1928.

Sollten diese geglückten Versuche nicht zu weiteren Spielen anregen?

---

[1]) Als „Treppenspiel" inszeniert auf der Treppe im Vestibül der Städt. deutschen Mittelschule in Riga. Siehe A. Blumenthal: „Das baltische Schultheater" in Zeitschrift für Deutschkunde 1923, Jahrg. 37, S. 113.

An dieser Stelle müssen auch die Versuche von Oberlehrer A. Blumenthal, Stücke auf der Treppe der Städt. deutschen Mittelschule mit verteilten Rollen und leiser Andeutung der Kostüme vorlesen zu lassen, erwähnt werden. Meines Wissens haben diese „Vorlesungen" bisher leider keine Nachahmung gefunden. Die eine Vorführung war die Vorlesung von Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt", eine zweite — die Vorlesung der Dialoge aus Dantes „Göttlicher Komödie", als Urprobe für eine spätere szenische Aufführung durch Erwachsene zur Dantefeier im Jahre 1921 [1]).

Umschau

Die lettische politische Tagespresse

In den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges besaß das lettische Volk bereits eine politische Presse, die das Stadium der ersten Entwicklung überwunden hatte. Eine Reihe von großen Tageszeitungen wurde herausgegeben, die ein gutes Bild der verschiedenen Strömungen gewährten und in deren Spalten die politischen Führer ihre Ideen darlegen und verfechten konnten. Die Blätter dieser Epoche sind mit geringen Ausnahmen alle im Laufe der Zeit eingegangen. Die Gründe sind zum Teil in der durch Krieg, Revolution und die Begründung des selbständigen lettländischen Staates bedingten veränderten politischen Lage zu suchen sowie in den in diesen Zeiten besonders ins Gewicht fallenden technischen Schwierigkeiten. Die älteste lettische Tageszeitung ausgesprochen politischen Inhalts, der zuletzt in „Latwijas Wehstnesis" umbenannte frühere „Baltijas Wehstnesis", vor dem Kriege eines der führenden Organe des lettischen Bürgertums, geriet in die Hände eines „Interessenten", verlor durch Verquickung von politischen und geschäftlichen Interessen seine angesehene Stellung und hat gleichfalls vor einigen Jahren sein Erscheinen einstellen müssen.

Die lettische politische Presse, die nach Begründung des selbständigen lettländischen Staates neu zu entstehen begann, beruht auf wesentlich anderen Grundlagen als die Vorkriegspresse und befindet sich zurzeit im Zustande einer Entwicklung, die noch nicht abgeschlossen ist. Dieses zeigt sich auch in der großen Zahl von Presseorganen, die entweder nur eine kurze Lebensdauer haben, oder aber in Verbindung mit dem Wechsel ihrer Herausgeber und Redakteure auch ihre politische Einstellung des öfteren wechseln müssen. Ein typisches Beispiel hierfür bietet der „Latwijas Sargs" Im Winter 1918 begründet, war diese Zeitung erst das offiziöse Organ der lettländischen Regierung (Ulman) und nahm infolge seiner besonders guten Beziehungen zu den Regierungskreisen zeitweilig die führende Stellung unter den lettischen Tageszeitungen ein. Später geriet der „Latwijas Sargs" in ein ausgesprochen chauvinistisch-nationalistisches Fahrwasser, wurde dann unter Leitung von K. Polis Interessenvertreter einer lettischen Hausbesitzergruppe, dann Sprachrohr konservativer Bauernkreise und geriet schließlich unter den dominierenden Einfluß eines

[1]) Eine ausführliche Schilderung dieser Vorlesungen gibt A. Blumenthal in dem schon erwähnten Aufsatz: „Das baltische Schultheater" S. 114, 115.

Großindustriellen. Die Zeitung hatte nun das Schicksal aller Presseorgane, die in die Hände eines „Interessenten" geraten nnd dessen geschäftlichen Operationen dienen müssen: sie verlor ihren Leserkreis, mußte in ein Wochenblatt umgewandelt werden und diente zuletzt bei der Vorbereitung zu den Landtagswahlen als Propagandablatt der lettischen „Wirtschaftsvereinigung"

Die einzige Tageszeitung, die bereits vor dem Kriege bestand und jetzt noch erscheint, sind die „Jaunakàs Sinas" unter Leitung des Herrn A. Benjamin. Dieses Blatt hat eine große Frequenz, findet seine Leser in allen Bevölkerungskreisen, hat einen gut entwickelten Nachrichten- und Korrespondentendienst, und mit ihrer Auflageziffer stehen die „Jaunakàs Sinas" an der Spitze sämtlicher in Lettland erscheinenden Zeitungen. Herr Benjamin, der faktische Leiter und Disponent der Zeitung, hat stets ein außerordentlich feines Gehör für die „vox populi" gezeigt und sich stets alle Mühe gegeben, der jeweils herrschenden Strömung innerhalb der Massen zu folgen. Infolgedessen hat er es immer vermieden, mit seinem Blatte in die Abhängigkeit von einer einzelnen Partei zu geraten, wenn er auch die Spalten seiner Zeitung in erster Linie den Führern der lettischen politischen Zentrumskreise zur Verfügung gestellt hat. Mit der Partei des „Demokratischen Zentrums", zu der die „Jaunakàs Sinas" bisher immer besonders gute Beziehungen unterhalten hatten, ist es in letzter Zeit zu einem Bruch gekommen, der zum großen Teil auf persönlichen Gegensätzen zu beruhen scheint. Die bis aufs äußerste getriebene Rücksichtnahme auf die Stimmung der Volksmassen hat die „Jaunakàs Sinas" wohl zur verbreitetsten lettischen Tageszeitung gemacht, ihr andererseits aber immer mehr den Charakter des „Boulevard"- und „Sensations"blattes verliehen. In dieser Hinsicht stehen die „Jaunakàs Sinas" hinter manchen der großen hauptstädtischen Blätter Westeuropas nicht zurück. Die Bemühung, alle Nachrichten, die das große Publikum interessieren, möglichst ausführlich und in vielversprechender Aufmachung zu liefern, dominiert in so hohem Maße, daß alle wirklichen Aufgaben einer führenden Tageszeitung demgegenüber ins Hintertreffen geraten. In ihrer Eigenschaft als Sensationsblatt ist den „Jaunakàs Sinas" in letzter Zeit ein Konkurrenzunternehmen in der gleichfalls viel gelesenen Zeitung „Pehdejà Brihdi" zur Seite getreten, die das eben skizzierte Prinzip noch mehr auf die Spitze zu treiben versucht.

Nach Begründung des selbständigen Staates sind in Lettland auch die eigentlichen Parteiblätter entstanden. Da die lettischen politischen Parteien sich weniger nach allgemeinpolitischen Gesichtspunkten gruppieren, ihre Hauptaufgabe aber in der Vertretung begrenzter Sonderinteressen wirtschaftlicher und sozialer Natur sehen, so sind auch die von den Parteien herausgegebenen Presseorgane durch die Vertretung von Sonderinteressen *eines* Standes, *einer* einzelnen Klasse gekennzeichnet, und sämtliche Fragen des öffentlichen Lebens werden nur von diesem eng begrenzten Standpunkte aus behandelt. Es seien hier folgende größere Presseorgane, die alle als Tageszeitungen erscheinen, genannt. Der Verkünder marxistischer Ideen und Interessenvertreter der lettischen Arbeiterschaft ist der „Sozialdemokrats" das offizielle Organ der Sozialdemokratischen Partei Lettlands. Dieses Blatt wird im engsten Kontakt mit den politischen Anschauungen der sozialdemokratischen Landtagsfraktion redigiert und kann und will natürlich nichts anderes sein, als ein streng begrenztes Parteiblatt. Als Redakteur zeichnet der Landtagsabgeordnete Elias, als Mitarbeiter trifft man alle bekannten sozial-

demokratischen Führer und Abgeordnete.

Die „Brihwà Seme" ist das Organ des lettischen Bauernbundes. Der Bauernbund ist die Partei des vermögenden und besitzlichen Altbauerntums und steht bekanntlich unter der straffen Führung von K. Ulman und seiner politischen und geschäftlichen Freunde. Ulman ist auch der „spiritus rector" der „Brihwà Seme", die in streng parteipolitischer Richtung redigiert wird und sich bei Behandlung sämtlicher Fragen nur vom eng umrissenen Interessenstandpunkt des Bauerntums, beziehungsweise seiner politischen Führer leiten läßt. Da Ulmans Herrschaft im Bauernbund ungebrochen ist, haben alle Presseorgane, die von Sezessionisten aus dem Bauernbunde begründet wurden, um der „Brihwà Seme" Konkurrenz zu bereiten, nur Mißerfolge zu verzeichnen gehabt und den Kampf bald aufgeben müssen.

Im Jahre 1921 wurde der „Latwis" begründet. Mehrere Blätter der konservativen Kreise des lettischen Bürgertums hatten ihr Erscheinen im Zusammenhang mit den politischen Mißerfolgen ihrer Führer einstellen müssen, der „Latwijas Wehstnesis" war in die Hände des lettischen Wirtschaftskapitäns J. Bissenieck übergegangen und diente dessen persönlichen Zwecken, so daß durch die Gründung des „Latwis" eine fühlbare Lücke ausgefüllt wurde und das lettische Großbürgertum und die mit demselben verbundenen Kreise der lettischen Akademiker wieder ein eigenes Presseorgan erhielten. In A. Berg, dem Landtagsabgeordneten und früheren Innenminister, und in H. Assar erhielt das Blatt zwei Redakteure, die es verstanden, dem „Latwis" die angesehene Stellung und die weite Verbreitung zu verschaffen, die das Blatt heute genießt. Wenn auch der „Latwis" ganz ausgesprochen ein Blatt des lettischen Großbürgertums ist, so hat diese Zeitung es doch verstanden, im Gegensatz zu anderen Blättern, die reine „Interessenpolitik" treiben, und zu Blättern, die nur dem Sensationsbedürfnis der Massen dienen, eine selbständige und im allgemeinen unbeeinflußte Stellung einzunehmen. Angesichts des sachlichen und vornehmen Tones der Ausführungen des „Latwis" ist es um so bedauerlicher, wenn auch dieses Blatt sich ab und zu zu Ausfällen hinreißen läßt, deren chauvinistischer und unduldsamer Geist in einer Zeitung vom Niveau des „Latwis" sich durch das Temperament der Autoren doch nicht rechtfertigen läßt. Der „Latwis" vertritt die Anschauungen des lettischen konservativen Bürgertums und hat den Fragen des öffentlichen Lebens gegenüber eine lettisch-nationale und staatliche Einstellung. Die Frequenz der zuletzt genannten drei Zeitungen ist verhältnismäßig gering, infolgedessen können sie nur mit Hilfe von Parteisubsidien existieren und ist der Nachrichtendienst noch relativ wenig entwickelt.

Von den anderen lettischen politischen Gruppen und Parteien hat es bisher noch keine vermocht, ein Presseorgan zu schaffen, das eine über den engen Parteikreis hinausgehende Bedeutung gewinnen könnte. Die meisten dieser Parteizeitungen erscheinen in der Gestalt eines Wochenblättchens. Sie dienen nur als Sprachrohr der Parteiführer und finden ihren Leserkreis nur im allerengsten Parteikreise. Es würde zu weit führen, sie hier einzeln anzuführen, zumal ihre Lebensdauer oft sehr beschränkt ist und sie je nachdem, wie die Parteikasse gefüllt ist, erscheinen, wieder eingehen oder ihren Besitzer wechseln. Der „Latwijas Kareiwis", das Militärblatt, verzichtet naturgemäß darauf, eine selbständige politische Stellung einzunehmen, und beschränkt sich darauf, die Militärkreise im staatlichen und nationalen Geiste zu informieren, sowie auf die Erörterung von Fachfragen. Die Provinzpresse hat politisch keine Bedeutung, da sich das gesamte politische Leben in Riga konzen-

triert, und die einzelnen Blätter erheben sich nicht über das Niveau des „Lokalblättchens“

Abschließend sei noch auf folgendes hingewiesen. Die lettische Presse ist ausnahmslos finanziell schlecht fundiert. Infolgedessen geraten die einzelnen Zeitungen immer in die Abhängigkeit wirtschaftlicher Interessengruppen, die sie ihren Zwecken dienstbar machen, was dazu führt, daß sämtliche politischen Fragen nur vom begrenzten Standpunkt des Hausbesitzers, des Jungwirts ꝛc. behandelt werden. Oder die Zeitungen versuchen, um sich eine weitere Verbreitung zu sichern, den Wünschen der breiten Masse Rechnung zu tragen, und wandeln sich zu Sensationsblättern um. Da aber den meisten dieser Zeitungen die Hauptvoraussetzung, ein guter Nachrichtendienst, fehlt, so sinkt ihr Niveau, und der Inhalt der Zeitungen besteht dann nur zu oft aus nichts mehr, als Klatschereien unsympathischster Art. Dieses ist eine Erscheinung, die für die lettische Presse verhängnisvoll werden kann.

Zwei Merkmale sind für die heutige lettische Presse charakteristisch: der Hang zur Sensation und die Vertretung engster Sonderinteressen bestimmter Berufskreise und Interessengruppen. Hier tritt ein Gegensatz zutage im Vergleich mit der lettischen Presse der Vorkriegszeit. Wenn auch die Vorkriegspresse nur zu oft durch den hetzerischen und gehässigen Ton ihrer Polemik unliebsam auffiel, so kann andererseits nicht geleugnet werden, daß in ihren Spalten in höherem Maße als jetzt ein Kampf um Ideen ausgefochten wurde, nicht aber um Sonderinteressen rein materieller Art. H. S.

Ein Museum

Zeugnisse aus der geistigen Arbeit vergangener Geschlechter zu sammeln und aus dem Dunkel der Zerstreuung und Vergessenheit ans Licht zu bringen, Blütezeiten geistigen Lebens wiedererstehen zu lassen in allem Glanz ihrer schöpferischen Kräfte, ist die Aufgabe der Revaler Schriftensammlung „Baltisches Geistesleben“ deren drittes Heft Viktor Hehn gewidmet ist.

Nachdem das erste Heft im Zeichen der Namen Karl Ernst von Baer und Graf Alexander Keyserling gestanden, das zweite Arbeiten von Adolf Harnack, Gustav Bunge, Axel Harnack und Leopold von Schroeder vereinigt hatte — beide eingeleitet durch Aufsätze R. von Engelhardts —, enthält das dritte drei Würdigungen Hehns, von Karl Girgensohn, Georg Dehio und A. Buchholtz, und die Aufsätze Hehns: „Zur Charakteristik der Römer“ (erstmalig erschienen in Pernau 1843), „Karl Petersen“ (erstmalig erschienen in der Baltischen Monatsschrift Bd. 2, 1860) und die „St. Petersburger Korrespondenz“, die Hehn in den Jahren 1863 und 1864 für die Baltische Monatsschrift schrieb.

Die Aufsätze über Hehn ergänzen sich. Gibt die Arbeit von Girgensohn in knappen Zügen ein Lebensbild Hehns, das die Hehn-Literatur in dieser abgerundeten Geschlossenheit bisher nicht besaß, so enthält der Gedenkartikel von A. Buchholtz, erschienen im „Rigaer Tageblatt“ 1913, eine persönliche Reminiszenz und einige Streiflichter zur Charakteristik der Persönlichkeit Hehns, während Georg Dehio in einem gleichfalls 1913 erschienenen schönen Aufsatz Hehns Eigenart aus seiner livländischen Bodenständigkeit erklärt.

Der Wert dieser Sammlung wäre vielleicht ein noch höherer, wenn sie ein Verzeichnis der Schriften Hehns und der Literatur über ihn enthielte, ähnlich wie Hugo Semel es in seiner Studie über Viktor Hehn (Baltische Monatsschrift Bd 63, 1907) zu geben versucht hatte, ohne indes Vollständigkeit anzustreben. Doch liegt es ja wohl nicht in der Absicht der Sammlung, wissenschaftlichen Zwecken zu dienen — worauf auch die

Kürzungen beim Abdruck der „St. Petersburger Korrespondenz“ schließen lassen. Die Aufgabe eines Museums erschöpft sich ja nicht in der Belehrungs- und Bildungstendenz; man darf sich auch rein genießend den Eindrücken hingeben, die von der historisch gebändigten Ruhe einst starklebiger Vergangenheit ausgehen.

So ist es ungeteilte Freude, die den Beschauer ergreift, der in die harmonische Welt vergangenen baltischen Geisteslebens eintritt — in ein Museum, dessen Geheimnis es ist, daß es zahlreiche noch ungeahnt lebendige Kräfte birgt, und aus dessen Fenstern sich der Blick auf die Arbeitshöfe eröffnet, in denen wir unsere Tage verbringen und inmitten von Disharmonien und Häßlichkeiten alte und neue Formen der Schönheit in unruhigem Zwielicht um ihre Geltung ringen sehen. R. W.

Preisausschreiben

der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung

Es hat sich bei verschiedenen Veranstaltungen deutsch-baltischer Jugend, Wettspielen und festlichen Zusammenkünften aller Art gezeigt, daß uns ein schlichtes, heiteres, rhythmisch klares und leicht singbares Lied fehlt, das dem Inhalte nach geeignet ist, Heimatliebe, unerschütterlichen Glauben an die Zukunft des deutsch-baltischen Stammes und den Willen zum Erhalten seiner in jahrhundertelanger Arbeit für die Heimat erworbenen sittlichen Kräfte wachzurufen und zu stützen.

Um diesem Mangel abzuhelfen, erläßt die Estländische Deutsche Kulturverwaltung ein Preisausschreiben unter folgenden Bedingungen:

1. Die Teilnahme steht jedermann frei, und die Anzahl der von einem Einsender stammenden Lieder ist nicht begrenzt.

2. Die Lieder sind bis spätestens 2. Januar 1929 an die Estländische Deutsche Kulturverwaltung, Reval, Dom, Gerichtstr. 6, einzusenden. Sendungen mit dem Poststempel des 2. Januar 1929 finden noch Berücksichtigung.

3. Die eingereichten Lieder müssen mit einem Kennwort versehen sein. Jeder Sendung muß der volle Name und die Anschrift des Einsenders in einem geschlossenen Umschlage, der mit dem gleichen Kennwort versehen ist, beiliegen.

4. Die Lieder sollen nicht mehr als 24 Verszeilen enthalten.

5. Die Melodie, nach der das Lied gesungen werden soll, ist nach Möglichkeit anzugeben, jedoch ist die Erfüllung dieser Bedingung nicht obligatorisch. Die Melodie kann eine Originalkomposition oder eine andere geeignete Melodie sein. Die Kulturverwaltung ist an die vorgeschlagene Melodie nicht gebunden.

6. Für die beste Lösung der Aufgabe ist ein Preis von Kr. 100 festgesetzt. Falls eine befriedigende Lösung der Aufgabe nicht erreicht ist, kann das Preisrichterkollegium von einer Prämiierung absehen. Das Preisrichterkollegium hat das Recht, der Kulturverwaltung zwei Lieder zum Preise von je Kr. 30 zum Ankauf zu empfehlen.

7. Das preisgekrönte und die angekauften Lieder gehen ins volle Eigentum der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung über.

8. Die Entscheidung über die Festsetzung des Preises und den Ankauf wird von einem Preisrichterkollegium vorgenommen, das aus dem Präsidenten der Kulturverwaltung, dem Leiter des Kulturamts, Herrn Dir. Blosfeld, Herrn Prof. Paulsen und Herrn Dr. O. Hartge besteht. Diese Entscheidung ist endgültig.

9. Jeder Teilnehmer erkennt durch seine Einsendung die obigen Bedingungen als bindend an.

10. Nichtprämiierte oder -angekaufte Lieder sowie die betreffenden Umschläge mit den Namen der Einsender werden vernichtet.

Estländische Deutsche Kulturverwaltung

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Zehn Jahre

Von Woldemar Wulffius

Das Ende livländischer Selbständigkeit bedeutete fürs Land den Beginn seiner Staatslosigkeit. Nur als Provinz fremder Staaten lebte es fortan dahin; jeder der drei Abschnitte livländischer Provinzialgeschichte endete mit dem Niedergang des Landes und dem Zusammenbruch des Herrscherstaates. Bis dann vor zehn Jahren auf dem alten livländischen Raum zwei selbständige Staaten entstanden: Estland ging voran, am 18. November 1918 wurde in Riga die Republik Lettland proklamiert.

Selten ist ein Staat unter so ungünstigen Auspizien ins Leben getreten. Das Land verwüstet und verödet; die Felder unbebaut, Industrie und Handel stillgelegt; eine Wehrmacht nicht vorhanden; die Staatskasse leer; der Wille zu diesem Staat doch nur in kleinem Kreise lebendig, — darf man sich wundern, wenn dem neuen Staat nur ein kurzes Dasein prophezeit wurde?

Dazu die Bedrohung von außen: wie eine schwere Gewitterwolke lastete die Gefahr von Osten — seit Jahrhunderten unser Schicksal — über dem Lande. Kaum war der Staat gegründet, als der Feind an seine Tore pochte. Die deutsche Armee, seit Jahresfrist unser Bollwerk gegen Rußland, verließ mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches fluchtähnlich unser Land. In richtiger Erkenntnis, daß es im gegebenen Augenblick weniger auf parteipolitisches Gezänk, auf das Abfassen politischer Programme und dergl. ankomme, als auf den militärischen Schutz des Landes, hatte der unter deutscher Führung stehende Regentschaftsrat bereits am 11. November 1918 die „Baltische Landeswehr" ins Leben gerufen. Allein was vermochte sie mit ihren unzureichenden, wenig geschulten Kräften, trotz allen Heldenmutes, gegenüber der heranwogenden bolschewistischen Flut? Aufhalten konnte sie das Verhängnis, nicht es wenden. Am 3. Januar 1919 zogen die Bolschewisten in Riga ein, dessen Bewohner nur zum geringen Teil geflohen waren, und besetzten Kurland bis zur Windaulinie. Eine Macht hätte rettend eingreifen

können. England, dessen Kriegsschiffe vor Riga ankerten, überließ aus irgendwelchen Erwägungen der hohen Politik das Land seinem Schicksal; der Vorkämpfer für Kultur, der zu sein das britische Reich sich selbst gern rühmt, hat damals eine Schuld vor der Kulturwelt auf sich geladen, die durch nichts zu tilgen ist: die von den Bolschewisten Gemordeten sind die stummen Ankläger Englands vor dem Richterstuhl der Geschichte.

Von Libau aus begann die Rückeroberung des Landes. Schritt um Schritt wurden die bolschewistischen Horden zurückgedrängt; am unvergeßlichen 22. Mai 1919 eroberte die Baltische Landeswehr, tatkräftig unterstützt von reichsdeutschen und lettischen Truppen, in kühnem Handstreich Riga und erlöste seine Bewohner von unsagbaren körperlichen und seelischen Qualen.

Es hat dann noch länger als ein Jahr gedauert, bis der ersehnte Friede in Lettland einzog. An der Befreiung des Landes von den Bolschewisten hat die Baltische Landeswehr immer wieder regsten Anteil genommen. So ist die Wiedereroberung Lettgallens vorzugsweise ihr Werk. Für den lettländischen Staat haben Balten ihr Blut vergossen; das gibt ihnen ein Recht auf diesen Staat, legt ihnen die Pflicht auf, in friedlicher Arbeit, verantwortungsbewußt, seine Geschicke mitzugestalten.

Im Sommer und Herbst 1920 wurde Friede mit Deutschland und Rußland geschlossen; das folgende Jahr brachte Lettland die Anerkennung erst durch die Ententemächte, dann durch die übrigen Staaten und seine Aufnahme in den Völkerbund. Es war damit vollberechtigtes Mitglied der Staatengesellschaft geworden. Wie gestaltete sich seine Außenpolitik?

Drei Tatsachen verdankt Lettland seine staatliche Selbständigkeit: der Besetzung der Ostseeprovinzen durch die deutschen Truppen, die eine Bolschewisierung unserer Heimat verhinderte; dann dem Sieg der Entente und dem Zusammenbruch Rußlands. Es erscheint nur zu verständlich, daß die führenden lettischen Politiker, die von Beginn des Krieges an alles auf die Ententekarte gesetzt hatten, nun, nach dem Siege der Westmächte, auch weiterhin das Heil ihres jungen Staates im engen Anschluß an Frankreich und England erblickten. Und der seit den Tagen der Russifizierung der Ostseeprovinzen künstlich geschürte, während des Krieges von neuem aufgepeitschte Haß gegen alles Deutsche wirkte in derselben Richtung. Daß für die Westmächte Lettland, wie übrigens alle nach dem Kriege im Osten entstandenen staatlichen Gebilde, nur eine Figur auf dem politischen Schachbrett

bedeutete, um Deutschland niederzuhalten und Rußland am Wiederaufstieg zu hindern, übersah man in Riga. Es ist das unleugbare Verdienst von Lettlands erstem Außenminister Meierowicz, diese Situation erkannt zu haben und den aus ihr drohenden Gefahren ausgewichen zu sein. Ohne die Freundschaft mit Frankreich und England aufzugeben, verstand er es, allmählich auch einen modus vivendi mit Deutschland zu finden. Heute gibt es zwischen dem Deutschen Reich und Lettland keine Streitpunkte mehr: das wirkt sich in einer Intensivierung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen beiden Staaten aus. Geistig lenkt Lettland in die alten, von seiner geschichtlichen Vergangenheit vorgezeichneten Bahnen ein und ordnet sich wieder dem germanischen Kulturkreis ein, dem es seine eigene Kultur verdankt: neben deutschem Geistesleben wirkt sich skandinavisches bei uns aus. Daß durch diesen geistigen Annäherungsprozeß auch die Beziehungen zwischen Balten und Letten sich bessern, daß manche Spannungen sich lösen müssen, liegt auf der Hand.

Beides: die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Frankreich und England und die Wiederannäherung an Deutschland, zeigt, daß in Lettland die westliche Orientierung vorherrscht. Diese Tatsache bestimmt auch das Verhältnis zu Rußland. Von Anfang an sah Lettland in diesem seinen gefährlichsten Feind, denn nur von Osten aus konnte und kann für Lettland die Existenzfrage gestellt werden. Auch daher das entschlossene Bekenntnis zum Westen. Nun droht aber eine russische Gefahr nicht nur von außen; sie besteht auch im eigenen Hause.

Es ist eine Tatsache, daß das Gift russischen Wesens im Staatskörper Lettlands seine zersetzende Wirkung ausübt, trotz der immer wieder betonten Abkehr vom Osten. Wenn wir, Deutsche und Letten, noch in zwölfter Stunde vor dem Untergang im Russentum bewahrt blieben, so haben doch die russischen Verwaltungsmethoden, die russische Bürokratie und nicht zuletzt die russifizierte Schule (die, nebenbei bemerkt, ganz abgesehen von der fremden Unterrichtssprache, erbärmlich schlecht war) Zeit gehabt, sich verderblich auszuwirken. Dazu kam die von Petersburg ausgeübte nationale Verhetzung. Wenn unfruchtbarer Bürokratismus, gepaart mit gewissenloser Korruption, laxe Moral und Sucht nach leichtem Gewinn in erschreckendem Maß hervortreten; wenn die Pflichten gegen den Staat vergessen werden, dieser dafür nur als Futterkrippe angesehen wird, um die man sich rauft; wenn Rechtsgefühl mangelt und Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungsfreudigkeit fehlen, — sind das nicht Folgeer-

scheinungen einer Vergangenheit, unter der wir noch heute leiden? Es soll nicht geleugnet werden, daß manches besser geworden ist, daß bei vielen redlicher Wille zur inneren Umstellung vorhanden ist. Wer sich um den Staat sorgt, wird diese krankhaften Auswüchse unseres öffentlichen Lebens schonungslos bekämpfen müssen.

Neben den sonstigen Aufgaben, die ein Staat zu lösen hat, ist dem lettländischen Staat vom ersten Tage seines Bestehens an eine besondere gestellt. An zwei Voraussetzungen ist das Leben des Staates gebunden: an Volk und Raum. Das sich seiner Eigenart bewußt gewordene, im Staat geeinte Volk fühlt sich, auf höherer Entwicklungsstufe stehend, als Nation. Ihre Wurzeln sind doppelter Art: entweder sind sie gemeinsam ererbter Kulturbesitz oder gemeinsam erlebte Geschichte. Wir scheiden zwischen Kultur- und Staatsnationen; innerhalb einer Staatsnation können mehrere Kulturnationen, in einer großen Kulturnation mehrere Staatsnationen entstehen. Das Ideal freilich bleibt die ungebrochene nationale Lebensgemeinschaft in allen wesentlichen Zielen des Daseins (Meinecke): in dem Fall decken sich Kultur- und Staatsnation.

Lettland stellt den Mischtypus dar: mehrere Kulturnationen siedeln auf demselben Raum. Das ist eine durch nichts aus der Welt zu schaffende Tatsache, das Resultat einer jahrhundertealten Geschichte. Damit ist dem lettländischen Staat vor allem die Sorge um den nationalen Frieden als sicherste Bürgschaft seines Gedeihens auferlegt. Den Bürgern des lettländischen Staates liegt die Verpflichtung eines besonders feinen Rechtsempfindens ob, damit die Lettland bewohnenden Kulturnationen sich ihrer Eigenart entsprechend zum Wohl des Ganzen harmonisch entwickeln können. Und gerade der Nationalitätenstaat erscheint dazu berufen, durch seine ausgleichende und die Nationen zusammenhaltende Tätigkeit im Innern, nach außen selbständig zur gemeinsamen Kultur der Staatenfamilie beizutragen und dadurch den besten Beweis für seine Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung zu erbringen, einen Beweis, wertvoller als alle papiernen Anerkennungen. Der Nationalitätenstaat, der so handelt, erfüllt am besten den höchsten Zweck des Staates überhaupt: seine Bürger mit der Überzeugung zu durchdringen, daß es nicht das Wohlergehen des Individuums, sondern die Wohlfahrt des Ganzen gilt. Hat der lettländische Staat diese Aufgabe begriffen? Die Antwort läßt sich nicht ohne Einschränkung bejahen. In der ersten Zeit seines Bestehens ist auch Lettland von der Kinderkrankheit aller zur Staatswerdung gelangten Nationen befallen worden: vom nationalen Chau-

vinismus. Gesetzgebung und administrative Maßnahmen der ersten Jahre reden eine deutliche Sprache. Das lettische Volk wurde, in altrussischer Denkart, den nationalen Minderheiten als Herrschervolk gegenübergestellt. Eine so folgenschwere Maßnahme wie die sog. Agrarreform von 1920 gründete sich nicht so sehr auf Überlegungen des richtig erfaßten Staatswohls als auf die Masseninstinkte des Chauvinismus, der Begehrlichkeit und der Sucht, vermeintliches Unrecht zu rächen. Dasselbe gilt von den mannigfachen Bestrebungen, wo es galt, das Lettentum gewaltsam dem Nichtlettentum gegenüber zu stärken. Daß auch in dieser Hinsicht in den letzten Jahren eine ruhigere, gerechtere Betrachtungsweise Platz gefunden hat, darf festgestellt werden, wenn auch gelegentlich Rückfälle in einen kulturlosen, staatsgefährlichen Chauvinismus vorkommen. Das geschehene Unrecht aber kann niemals Recht werden.

Unter der nichtlettischen Bevölkerung Lettlands nehmen die Balten, trotz ihrer ziffermäßigen Schwäche, eine besondere Stellung ein. Balten und Letten sind enger mit einander verbunden, als Letten und andere nationale Minderheiten: denn beide sind bodenständig. Ursprünglicher als das Volk, ohne Anfang und ohne Ende, erscheint die zweite Voraussetzung für das Leben des Staates — der Raum: er ist ewig. Der Staat verschwindet, wenn die Nation verkümmert und untergeht, der Raum bleibt. Darum hängt der Mensch auch instinktiv am Boden seines Staates, er ahnt in ihm das Unwandelbare, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. So fühlen sich Balten und Letten dem heimatlichen Boden aufs tiefste verwurzelt, sie sind schollenpflichtig. Daher ist die Bezeichnung Minderheit auf die Balten nicht anwendbar, wenn man durch den äußeren Schein hindurch das Wesen der Dinge wahrnimmt. Und gerade weil das Ewige, der Heimatboden, Balten und Letten eint, glauben wir an die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens beider Nationen.

Als vor zehn Jahren asiatische Unkultur Lettland mit Untergang bedrohte, griffen die Balten, ohne sich zu besinnen, als erste zu den Waffen. Die Baltische Landeswehr fragte nicht nach Art und Wesen des Staates, der hier errichtet werden sollte, sie vergoß ihr Blut für den Heimatboden, und half damit das Fundament für den lettländischen Staat legen. Und als die Waffen ruhten, ist die baltische Einstellung dieselbe geblieben. Die baltische Politik der letzten zehn Jahre hatte stets das Staatswohl im Auge, in richtiger Erkenntnis, daß nur das Gedeihen des Ganzen auch dem Teil sein Gedeihen verbürgt. Die Balten von heute bejahen entschlossen den

selbständigen Staat auf baltischem Boden, als dessen gleichberechtigte Bürger sie sich ansehen. Sie verlangen für sich das Recht der Selbstverwaltung, ohne die sie im nationalgemischten Staat nicht leben können. Staatliche Einmischung in die Pflege ihrer nationalen Kultur, in den Auf- und Ausbau ihrer Schulen, in ihre wirtschaftliche Tätigkeit können sie nicht dulden. Denn nur bei allseitiger Entfaltung ihrer nationalen Eigenart vermögen sie das zu leisten, was sie für ihre Pflicht und ihr Recht halten: Arbeit im Staat für den Staat. Daß die Balten auf dem Gebiete kultureller Autonomie sich mancher Freiheiten und Vorzüge erfreuen gegenüber den Deutschen in anderen nationalgemischten Staaten, erkennen sie heute voll an; daß noch manche Frage ungelöst ist, soll uns nicht die Hoffnung auf die Zukunft rauben.

Zehn Jahre im Leben des Menschen können viel bedeuten; zehn Jahre im Leben eines Staates sind, gemessen am Verlauf einer vielhundertjährigen Entwicklung, nur wenig. Der 18. November 1928 bedeutet gewiß einen Fortschritt gegenüber dem 18. November 1918. Von satter Ruhe freilich darf nicht die Rede sein. Für die Bewohner des lettländischen Staates gilt es, nicht nachzulassen in ihrer Arbeit auf allen Gebieten staatlichen Lebens. Den Söhnen unserer baltischen Heimat kann heute wie in der Vergangenheit kein besserer Wunsch dargebracht werden, als daß, um mit C. Schirren zu reden, „dieses Land seine Pflicht tue und daß ihm sein Recht bleibe. Wir wünschen ihm nicht unverdienten Überfluß an Gütern und Gaben. Mag ihm sein Recht werden nur nach dem Maße, als es seine Pflicht tut. Aber daß es ihm möglich werde zu tun, was seine Pflicht ist: diesen Wunsch stellen wir voran allen übrigen Wünschen“

Der deutsche Charakter unserer Zeitwende

Von Paul Krannhals

Jenseits der vielerörterten Frage nach der sachlichen Richtigkeit behält das den zwiespältigen Geist unserer Zeit vortrefflich spiegelnde Spenglerwerk darin seinen unbestreitbaren Wert, daß es weiteste Kreise der Gebildeten aus ihrem fortschrittsgläubigen Schlummer zu innerst aufrüttelte und sie suggestiv dazu zwang, über das Wesen und die Lage unserer Kultur ernsthaft nachzudenken. Diese geistig-seelische Aufrüttelung, der die Kriegs- und Nachkriegspsyche die geeignete seelische Bereitschaft schuf, hatte eine Flut von Stellungnahmen zur Folge, die ganz unabhängig von ihrem sachlichen Charakter bewies, daß das Schlagwort vom „Untergang des Abendlandes" sozusagen ins Schwarze getroffen hatte. Es entstand eine Spenglergemeinde wider Willen, die sich, teils gefühls-, teils verstandesmäßig, verpflichtet glaubte, seine skeptische und pessimistische Einstellung zu teilen. Andere wiederum suchten mit dem ganzen Rüstzeug ihrer Spezialwissenschaft die Unzulänglichkeiten und Irrtümer der Spenglerschen Untergangsbegründungen darzutun und erklärten, daß die Notzeit, in die unsere Kultur zweifellos geraten sei, durch diese oder jene Mittel überwunden werden könne.

Die Jugend hingegen schöpfte ihre Einstellung überhaupt nicht aus sachlichen Gründen, sondern lehnte sich in ihrem starken instinktiven Lebenswillen gegen die Möglichkeit des Unterganges auf. Die Weisheit der Alten mag darüber lächeln, daß die Untergangsbotschaft Spenglers hie und da von den Jungen feierlich den Flammen übergeben wurde. Allein diese zeremonielle Zerstörung dessen, was den Lebenswillen, den inbrünstigen Lebensglauben der Jugend, die Ahnungen und Hoffnungen ihrer schöpferischen Kräfte bedrohte, will zugleich der inneren Gewißheit Ausdruck geben, daß der Untergang — nicht des Abendlandes, sondern der Lebensbedingungen einer künftigen deutschen Kultur — vorerst nur auf dem Papier steht. Weil die Jugend in sich dieses neue Leben ahnend fühlt, das Leben, das schon jenseits des Abendlandunterganges wirkt, darum verbrennt sie das für sie schon Erstarrte, Tote, darum wendet sie sich gegen den alternden Zeitgeist, der nicht mehr der Geist dieser neuen Zeit ist, der sie selbst das Gepräge geben will.

Wer ist aber diese deutsche Jugend, die sich mit der Flamme des Lebens gegen den alternden Zeitgeist wendet? Ist sie an ein bestimmtes Lebensalter, an eine bestimmte Gesellschaftsschicht, an eine bestimmte politische Partei usw. gebunden? Die hier gemeinte Jugend läßt sich ebensowenig in hergebrachte Begriffsschablonen einspannen wie das Leben, das sie trägt. Ja, diese Jugend ist das neue Leben, das Vorwärtsschauende, das sich von einem nur nach rückwärts orientierten Alter oder einer selbstzufriedenen Gegenwart abwendet, — das der Wende unserer Zeit Ausdruck gibt.

Zeiten der Wende, der Krisis, des Unterganges, in denen das Neue mit dem Alten ringt, haben in diesem Herrschaftsanspruch der verschiedenartigsten, einander oft wirr durchkreuzenden Geistesrichtungen ein labyrinthisches, chaotisches Gepräge, dessen völlige Entwirrung scheinbar erst einer objektiveren Nachwelt möglich wäre. Allein andererseits befindet sich die Nachwelt gegenüber der pulsierenden Gegenwart darin im Nachteil, daß ihr das unmittelbare Erleben dieser geschichtlichen Vergangenheit fehlt. Wer aus dem Erleben seiner Gegenwart heraus an die Darstellung der Vergangenheit tritt, neigt unwillkürlich dazu, an die Vergangenheit die Maßstäbe seiner Gegenwart zu legen. Daher werden wir in dem Versuch, den deutschen Charakter unserer Zeitwende zu erfassen, in erster Linie der Stimme unseres unmittelbaren Erlebens folgen müssen. Ein jeder von uns erlebt ja, hier nur dunkel ahnend, dort in fest umrissener Klarheit, diese Kulturformen als veraltet und erstarrt, jene als lebenskräftig und zukunftsträchtig. Ein jeder von uns besitzt einen inneren Kompaß dafür, was ihm — wie Goethe sagt — das Innerste stört, was ihm nicht angehört, was sein instinktives Gefühl zu meiden sucht. Und umgekehrt fühlt er in sich die richtenden Faktoren seines Lebens wirksam, weiß er, daß er im tiefsten Grunde nur in dieser bestimmten Richtung sein Leben gehen muß, daß das Einschlagen anderer Richtungen ein von seinem Innersten nicht gebilligtes Zugeständnis an die Macht und Herrschaft fremder Einflüsse ist.

Von dieser im Erleben wurzelnden Einstellung aus wird uns nun angesichts des gigantischen Ringens zwischen dem Alten und Neuen dieser Übergangszeit vor allem eine Grundtatsache offenbar, die gerade den deutschen Charakter unserer Zeitwende hell erleuchtet. Ich meine die innere Gewißheit, daß sich auf allen Lebensgebieten der Schwerpunkt unserer Einstellung zum Dasein von der Außenwelt

her nach der Innenwelt hin, vom Objekt nach dem Subjekt, zu verschieben begonnen hat. In dieser beginnenden Schwerpunktsverschiebung sehe ich den allgemeinsten Ausdruck des die neue Kulturepoche vorbereitenden wesentlich deutschen Charakters unserer Zeitwende. An diesem Prozeß der Verinnerlichung haben wir zugleich den allgemeinsten Prüfstein, der die destruktiven von den aufbauenden Tendenzen unserer Zeit unterscheidet. Jede unserer heutigen Zeitbewegungen, die nicht irgendwie diesem Weg von einer veräußerlichten, an der Herrschaft der Objekte orientierten Lebenseinstellung zur Verinnerlichung der Lebensweise Ausdruck gibt, sondern umgekehrt die Veräußerlichung der Lebenseinstellung betont, liegt noch auf dem Herrschaftswege des untergehenden Zeitgeistes.

Man kann die beiden Pole der Lebenseinstellung als den im weitesten Sinne religiösen oder nach innen gerichteten und den wissenschaftlichen oder nach außen gerichteten Pol bezeichnen. Stellen wir uns den zeitlichen Ablauf unserer Kulturepoche unter dem Bilde eines bewegten Pendels vor, so begrenzen diese beiden Pole die Schwingungsweite dieser Epoche. Und zwar in dem Sinne, daß die Kulturepoche am religiösen oder nach innen gerichteten Pol ihren Anfang nimmt und am wissenschaftlichen, nach außen gerichteten Pol endet. Die Erneuerung einer zentripetalen religiösen Grundtendenz würde dann den Beginn einer neuen Kulturepoche anzeigen.

Zur Charakterisierung der genannten Polarität der Lebenseinstellung lassen sich gewiß noch eine Reihe anderer Begriffspaare verwenden. So die Begriffe Kultur und Zivilisation, organische und mechanische Lebensgestaltung, Idealismus und Realismus usw. Allein alle solche Begriffspaare, welche die Innerlichkeit und Äußerlichkeit der Lebenseinstellung charakterisieren wollen, erhalten ihren lebendigen Sinn erst unter der Voraussetzung, daß das begrifflich nicht erschöpfbare Erlebnis dieses Gegensatzes in der Daseinsauffassung schon vorhanden ist. Auf dieser Erlebnisfähigkeit beruht eben allerst auch die Möglichkeit, den positiven Charakter der Zeitwende zu erfassen.

Unter den kleineren Schriften Schopenhauers findet sich eine sehr lesenswerte Betrachtung über das Thema: Von dem, was einer ist, was einer hat und was einer vorstellt. Es ist nun zweifellos, daß unter den drei führenden Nationen Europas die Wesensart des Deutschen mehr zum Sein strebt, die des Engländers zum Haben, die des Franzosen zu dem in der Welt etwas Vorstellen. Diesen Wertvorrang, den wir als Deutsche der Wesensart, dem Charakter der

Innenwelt vor dem äußeren Besitz und vor der Vorstellung in den Augen anderer geben, den vermissen wir gerade in dem Gepräge des heute noch bei uns tonangebenden Zeitgeistes. Ja, wir wissen im Gegenteil diesen Zeitgeist von den äußeren, mechanisch wirkenden Mächten, namentlich des Geldes, derart bestimmt, daß selbst die Lebensmächte des Blutes ihnen teilweise versklavt sind. Und diese Knechtung unserer reichen und tiefen Innenwelt, ihrer geistig-seelischen Schöpferkräfte durch die Materie empfinden wir eben als undeutsch, als Knechtung der spezifisch deutschen Wesensart durch die Vorherrschaft von Fremdideen. Wir lehnen uns dagegen auf, daß der Körper den Geist beherrscht, statt daß der Geist es ist, der sich den Körper baut, statt daß der Reichtum unserer deutschen Innenwelt als Schöpfer und Baumeister, als Beherrscher der Außenwelt auftritt. Wir protestieren gegen diese ganze Mechanisierung unseres Lebens auf allen Kulturgebieten und gewinnen aus der Kraft dieses in unserem innersten Sein verwurzelten Protestes den Weg, der dem deutschen Charakter der Zeitwende Ausdruck gibt. „Eine Nation", sagt Goethe, „kann nur das ertragen, was aus ihrem Kern, ihrem innersten Bedürfnis hervorgeht." Wir wissen, daß wir diesen unseren Kern, unser innerstes Bedürfnis unter dem herrschenden Zeitgeist nicht genügend zur Geltung bringen können. Aber wir erleben andererseits zutiefst diese Knechtung unserer innersten Bedürfnisse, und in diesem Erleben besinnen wir uns immer klarer auf unsere eigenste Wesenheit, fühlen es immer mehr, daß das, was heute noch bei uns herrscht, für uns mehr nur materielle Schlacken sind, die den Kern unseres Wesens verhüllen.

So ist diese Zeitwende für uns in erster Linie als eine Wiederbesinnung auf uns selbst charakterisiert, eine Wiederbesinnung, die wohl auf die Grundlagen des 19. Jahrhunderts zurückgreift, aber dieses 19. Jahrhundert selbst zum Teil als ein Verlassen unseres Wesenskernes, als den Weg bezeichnet, der uns in vieler Hinsicht gerade in diese Knechtschaft unserer Wesensart, in diesen „Untergang" geführt. Und so knüpfen wir in der Wiederbesinnung auf uns selbst ganz instinktiv wieder an Goethes Gott-Natur, an die Philosophie des deutschen Idealismus, an das religiöse Bewußtsein der deutschen Mystiker, an den Gemeinsinn der mittelalterlichen Wirtschaftsformen und nicht zuletzt an das Erlebnis der inneren Freiheit und Treue als der beiden Grundpfeiler deutscher Wesensart an. Nicht aber, um in dieser Anknüpfung vergangene, zeitgebundene Kulturformen als solche erneuern zu wollen, sondern um ihren lebendigen deutschen Geist, der

seit den Auswirkungen der französischen Revolution in Deutschland, seit dem Emporkommen der mechanisch-materialistischen Daseinseinstellung mehr und mehr verschüttet wurde, im Innersten wieder zu erleben, wieder zu beleben. Und dieser Protest, diese Wiederbesinnung auf uns selbst, auf die uns gemäße Daseinseinstellung zeigt sich auf allen Lebensgebieten. Es gilt nur, wie ich dieses in meinem Buch „Das organische Weltbild“*) gezeigt, all diese verschiedenen Strömungen im deutschen Geist zusammenzufassen. Denn nur in ihrer bewußt vereinten Wirkung vermag der so eingeleitete deutsche Charakter der Zeitwende den Untergang des Abendlandes erfolgreich zu überstehen, vermag diese innere Wende eine tragfähige Grundlage für eine kommende deutsche Kultur herbeizuführen.

* * *

Verdeutlichen wir diesen Protest und diese Selbstbesinnung ganz kurz an ihren Ausprägungen in den Hauptlebensgebieten, so steht, nach dem Gesagten, an wichtigster Stelle das religiöse Gebiet. Denn soweit können wir — unter Ablehnung aller einseitigen Analogiespekulationen — die Erfahrungen der Geschichte auch auf unsere Zeit anwenden, daß wir erklären: die Lebendigkeit und Innerlichkeit des religiösen Bewußtseins ist der Hauptschöpfer und -träger einer lebendig wirksamen Kultur. Nun sind in dieser unserer Übergangszeit die inneren Bewegungen zur Erneuerung des religiösen Bewußtseins ganz unverkennbar vorhanden. Mögen sie sich teilweise auch in Formen ausprägen, die — wie die spiritistischen und modernen theosophischen Strömungen — zwar eine Reaktion auf den Naturalismus, auf das mechanische Weltbild der Naturwissenschaften darstellen, andererseits aber doch auf der gleichen ungeistigen Ebene bleiben. Denn der Spiritismus ist der Versuch, das Geistige zu materialisieren, also die Umkehrung des Weges, den die Geschichte der Natur — wie Karl Ernst v. Baer sagt — in dem fortschreitenden Siege des Geistes über die Materie verkündet. Und was die außerordentlichen Zustände unserer modernen Theosophen betrifft, so meint der bekannte Kenner indischer Theosophie Heinrich Gomperz, er habe in ihnen noch „keinen Gran Vernunft“ gefunden, wohl aber einen „unverantwortlichen Mißbrauch jener großen alten Gedanken“ Von einem starken Erleben sind hingegen die Strömungen getragen, die auf eine

*) Verlegt bei F. Bruckmann, München.

innere Erneuerung des Christentums hinzielen. Im protestantisch-religionsphilosophischen Lager begegnen wir hier allbekannten Namen wie Rudolf Eucken, Adolf v. Harnack, Ernst Troeltsch usw. Und unter den großen deutschen Geistesführern umfassenden Charakters stehen gerade auch in dieser Richtung Namen wie Paul de Lagarde und Houston Stewart Chamberlain obenan. Die Wiederbelebung der Ideen Kierkegaards, Schleiermachers, Fichtes, nicht zuletzt auch der deutschen Mystiker, weist ebenfalls in diese Richtung. Allen derartigen Bestrebungen, so verschieden Bahnen sie im einzelnen auch gehen mögen, ist die Sehnsucht nach Reinigung und Vertiefung, nach innerster Erneuerung des religiösen Bewußtseins, die Sehnsucht nach einer quellfrischen Unmittelbarkeit unseres Verhältnisses zu Gott im Grunde gemeinsam.

Allein die religiöse Erneuerungsbewegung nimmt zugleich auch ihren Ausgang von der ganz entgegengesetzten Richtung, nämlich aus dem Lager der Naturwissenschaften. Das religiöse Bewußtsein und jener naturwissenschaftliche Geist, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts das mechanisch-materialistische Weltbild als Ausdruck der einzig möglichen Weltanschauung der Aufgeklärten aufstellte, sind die beiden Gegenpole, die beiden Antagonisten, deren Widerstreit zugleich den die ganze Geschichtsepoche durchlaufenden Widerstreit zwischen Kultur- und Zivilisationsgeist auf die Spitze treibt. Daher wird die von der Erforschung der Natur ausgehende religiöse Erneuerungsbewegung ihr Wesen zunächst in einer Reaktion gegen den mechanischen Geist des mechanischen Weltbildes zum Ausdruck bringen. Nietzsche ist ein Vorläufer und Bahnbrecher dieser Reaktion, die bewußt oder unbewußt den Vorrang der Philosophie über die Naturwissenschaften auf ihre Fahne schrieb und ungefähr um die Jahrhundertwende entschieden einsetzte. Sie ergriff zunächst die biologischen Wissenschaften und bekämpfte hier u. a. die mechanische Weltauffassung des Darwinismus, wie sie z. B. im Monismus eines Haeckel Ausdruck findet, und suchte in diesem Kampf den Geist jener Naturauffassung wieder zum Leben zu erwecken, wie er in Goethe, Schelling, Lorenz Oken und namentlich auch in Karl Ernst v. Baer seine glänzenden Vertreter gefunden hat. In unmittelbarer Gegenwart wurde dann das mechanische atomistisch-kausale Weltbild der Naturwissenschaften sogar auch auf rein physikalisch-chemischem Gebiete als unzulänglich erkannt. Atomphysiker wie Sommerfeld behaupten, daß die geheimnisvolle elektrische Urenergie, deren besondere Anordnungs-

formen wir heute als das Wesen der Materie bezeichnen, kausal nicht restlos faßbar sei, daß auch hier der Lebensbegriff der Zweckmäßigkeit, den ein Kant noch aus der Naturwissenschaft verbannen konnte, seine Gültigkeit habe. Der Physiker Dingler schrieb unlängst ein Werk über den „Zusammenbruch der Wissenschaft und das Primat der Philosophie", Leo Graetz aus demselben Lager schloß kürzlich einen populären Aufsatz über Atomphysik mit den Worten: „Der Geist ist es, der sich den Körper baut", und auch sonst zeigt sich von den verschiedensten Ausgangspunkten her das Bestreben, den geistigen Ideen, die in den Formen der Natur Ausdruck finden, seitens der naturwissenschaftlichen Forschung mehr Beachtung zu schenken, als es bisher geschehen. Nicht nur die Biologie, auch die Auffassung der Welt anorganischer Gestalten ist deutlich an einem Wendepunkt angelangt, bewegt sich zum Teil in einer Richtung, die dem Erlebnis des geistigen Aufbaues der kosmischen Ordnung Ausdruck gibt. Damit wird aber Goethes Gott-Natur, die alle Erscheinungen als Manifestationen ein und derselben Wesenheit verkündet, wieder zeitgemäß. Und wie die Epoche von den deutschen Mystikern, von Suso und Ekkehard, bis zum Ausgang der Philosophie des deutschen Idealismus die Naturerkenntnis als Gotteserkenntnis ansprach, so sieht gerade das deutsche Gemüt heute im Erlebnis der lebendigen Gott-Natur eine der bedeutsamsten Quellen zur Wiedererneuerung unseres religiösen Bewußtseins. So sind Religion und Naturwissenschaft nur insofern Gegenpole, welche die Spannungsweite der ablaufenden Kulturepoche kennzeichnen, als sich die Naturwissenschaft im mechanischen Weltbild in schroffen Gegensatz zum religiösen Bewußtsein stellt. Sie sind es aber insofern nicht, als die Erforschung der Natur als Mittel und Weg zu einem immer tieferen Gottesbewußtsein aufgefaßt wird. Und weil eben diese Auffassung gerade auch in den führenden naturwissenschaftlichen Kreisen wieder mehr und mehr am Boden gewinnt, das mechanische Weltbild hier im Prinzip schon überwunden ist, zeigt auch dieser erneut sich schließende Bund zwischen dem wissenschaftlichen und dem religiösen Bewußtsein den spezifisch deutschen Charakter unserer Zeitwende. Wie das Erwachen des deutschen Geistes im 12. und 13. Jahrhundert aus dem religiösen Bewußtsein heraus zur Erforschung der Natur trieb, so führt uns nunmehr umgekehrt das wahrhaft wesenhafte Erfassen der Natur wieder zum religiösen Bewußtsein, dessen Lebendigkeit und Innerlichkeit den Anfang aller neuen Kulturepochen verkündet. In diesem sich erneuernden Bunde zwischen dem religiösen und wissenschaftlichen Bewußtsein be-

wegt sich der deutsche Geist auf seinem ureigensten Wege, wie ihn Schelling mit den trefflichen Worten kennzeichnet: „Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft, dieses ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen."

* * *

Religion und Wissenschaft können sich nur im wertbestimmenden Erleben des geistigen Grundcharakters der kosmischen Ordnung organisch verbinden. Neben Nietzsche hat ja vor allem auch schon Dilthey die zentrale Bedeutung des wertbestimmenden Erlebens erkannt und gelehrt und so den heutigen Erziehungsanschauungen, wie sie von Spranger, Litt und anderen Pädagogen vertreten werden, die Wege gebahnt. Ja, bereits Pestalozzi lebte in der Idee, der Mensch müsse an den „Realverbindungen" seiner Natur emporgebildet werden. Alles Erleben ist aber an den spezifischen Charakter unserer Organisation gebunden, die wiederum in Einklang und Wechselwirkung mit unserer natürlichen Umwelt steht. Und so sind gerade auch die heutigen Forderungen nach vertiefter Erkenntnis der geistig-seelischen wie körperlichen Natur des deutschen Volkes und des Charakters seiner Heimatgebundenheit Wegbereiter einer kommenden deutschen Kultur. Diese Bestrebungen nehmen von den verschiedensten Lebens- und Wissensgebieten ihren Ausgang, um dann durch die gewonnenen Einsichten auch andere Gebiete zu befruchten. So bereitet z. B. die Rassenforschung, in die Zukunft weisend, der körperlichen und seelischen Ertüchtigung des deutschen Volkes, in die Vergangenheit weisend, der anthropologischen Geschichtsbetrachtung die Wege. In eine ähnliche Richtung weist die Erforschung der natürlichen Strukturgrundlagen psychologischer und soziologischer Ausdrucksformen, die ja angesichts der Vielgestaltigkeit des Charakterbildes der Deutschen und ihrer Heimat äußerst mannigfaltig sind. Hierhin gehören auch die Bestrebungen, welche die Beziehungen von Politik und Wirtschaft zur Topographie der Heimat klarlegen wollen und damit einer fruchtbaren Geopolitik sowie raumwirtschaftlichem Denken und Handeln die Wege bereiten. Ja ganz allgemein weisen hierhin alle Strömungen, welche, im Heimaterlebnis im weitesten Sinne wurzelnd, den notwendigen organischen Zusammenhang zwischen Natur und Kultur auf allen Lebensgebieten

betonen. Dieser organische Gedanke, dem schon Herder huldigte, als er Natur und Kultur als einen einzigen Organismus ansprach, ist die große umfassende Leitidee, welche den lebendigen Sinn aller wissenschaftlichen Einzelbestrebungen, die der Erhaltung und Entfaltung der Lebensbedingungen einer deutschen Kultur dienen, zur Einheit zusammenfaßt. Aus diesem Geist geboren, ist auch die Akademie zur Erforschung und Pflege des Deutschtums, die Deutsche Akademie, ein klarer Ausdruck des deutschen Charakters unserer Zeitwende. (Schluß folgt)

Humanistische Bildung und Deutschbaltentum

Von Harald Frisch

„Es liegt mir fern, die Grundlagen der alten Lateinschule durch eine überstürzte Reform glattweg fortwischen zu wollen. Allein ebenso fern liegt es mir, mich für die sogenannte humanistische Schule zu begeistern. Hiervon würden mich schon gewisse Erinnerungen an meine eigene Schulzeit abhalten, und in noch stärkerem Grade mein Vorgefühl für die erzieherischen Aufgaben der Zukunft. Ganz aufrichtig gesagt, finde ich, daß der Bildungswert der Sprachen im allgemeinen erheblich überschätzt wird."

So ungefähr das Urteil eines Mannes, der jedenfalls — man stelle sich zu seiner Naturerkenntnis wie man will — an einer der Spitzen des abendländischen Gedankenbaues steht. Albert Einstein ist einer der geistigen Führer der Gegenwart schon kraft der Subtilität und Kühnheit seiner Gedankenarbeit, die als Leistung wohl annähernd die menschlichen Hirnen überhaupt zugänglichen Grenzen erreicht. Vor allem aber ist er es wohl darum, daß er die überallhin auseinanderstrebende, sich immer mehr zersplitternde und in kleinexperimentelle Induktionsarbeit auflösende moderne Naturwissenschaft gleichsam in letzter Stunde auf eine einheitliche gedankliche Basis gestellt hat. Darum zuletzt, daß diese Basis höchstwahrscheinlich einen der Knotenpunkte der europäischen Geistesgeschichte vorstellt. Denn hierher führt auch, nur gewissermaßen in einer anderen Sprache, der Weg unserer unmathematischen, historisch-philosophischen Gedankenarbeit. Die beiden stehen noch Rücken an Rücken, ohne einander zu sehen, hart an demselben Punkt; sie sind sich dessen im allgemeinen nicht bewußt, und es bleibt abzuwarten, was geschehen wird, wenn die Fremden sich einmal als einander so nah erkennen werden.

Der unendlich mühsame Weg, den Einstein gegangen ist, ist die Schlußstrecke einer langen Straße, auf der nach und nach eine Weltanschauung zerbröckelt ist, weil sie nicht im Geiste fußte, sondern in einer zweifelhaften Realität. Das schließliche Einstein-Minkowskische Weltbild hat an die Stelle der alten Körperwelt ein völlig abstraktes Gedankengebäude gesetzt, als dessen Bausteine wir uns selbst gehörige, zum Teil subtilste geistige Wesenheiten erkennen. Das ist Abstraktion im wörtlichen Sinn. Es ist zugleich eine Retraktion, eine Rückkehr zu uns selbst.

Dem weitaus größten Teil unserer Gebildeten ist die Sprache, in der die Einsteinschen Thesen formuliert sind, unverständlich. Zudem gehört auch für den mathematisch Gebildeten schon eine nicht unbeträchtliche durchaus nicht mathematische erkenntnistheoretische Schulung dazu, dieses Weltbild wirklich ganz zu erfassen. Niemals aber kann selbst die gründlichste „realistische", mathematisch-naturwissenschaftliche Schulbildung allein auch nur entfernt an diese Höhen heranreichen.

Dieser Tatsache gegenüber erscheint das eingangs erwähnte Urteil Einsteins einigermaßen verwunderlich. Einmal, weil es anscheinend der Tragweite der Leistung seines Urhebers selbst gar nicht gerecht wird, zweitens, weil es trotz, oder gerade wegen seiner ganz allgemeinen Fassung den Kern der Frage keineswegs trifft. Bezeichnen wir die Richtung unserer humanistischen Schulbildung mit dem üblichen Ausdruck als eine philologisch-historische, womit wir einen beträchtlichen Teil des Gebietes der sog. Geisteswissenschaften umfassen (von dem rein philosophischen Teil wollen wir hier absehen, weil er im gegebenen Falle als bloßes Anhängsel fungiert, — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben), so ist festzustellen, daß gerade die von Einstein und auch sonst immer wieder hervorgehobene philologische Seite der Sache zum mindesten nicht allein das erstrebte humanistische Bildungsziel enthalten kann. Wir brauchen keineswegs vage von einem überschätzten „Bildungswert" des Sprachstudiums im allgemeinen zu reden, sondern können den Charakter der betreffenden Bildung viel näher bestimmen.

Den Wert des grammatischen Unterrichts für die Ausbildung der gedanklichen Fähigkeiten des Schülers brauchen wir keineswegs übermäßig hoch einzuschätzen; wir können auch die Frage offenlassen, ob nicht eine reine mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung (die ja übrigens am humanistischen Gymnasium nicht fehlt) in dieser Hinsicht, was logisches Denken betrifft, ebenso wertvoll oder wertvoller

wäre. Es soll hier auch nicht näher auf die Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts für den muttersprachlichen eingegangen werden. Bei der Tatsache andererseits, daß der Unterricht in modernen Sprachen an Realanstalten nicht genügt, um die Schüler in der betreffenden Sprache praktisch auch nur einigermaßen zufriedenstellend auszubilden, wollen wir ebenfalls nicht länger verweilen.

Fällt einmal die Selbstverständlichkeit unserer Zugehörigkeit zur Oberschicht der Bevölkerung, so brauchen wir uns über die Folgen keinen Illusionen mehr hinzugeben. In diesem Sinne gewinnt das Moment der Zeit, das durch die Beschäftigung mit der antiken Kulturwelt in die geistige Ausbildung unserer Jugend eingeführt wird, eine neue und hohe Bedeutung. Die Zeitspanne, die zwischen uns und den Alten liegt und die nicht übersprungen werden darf, sondern uns im Gegenteil immer vor Augen stehen soll, weitet den Rahmen unserer Betrachtung der Dinge in die Tiefe aus und stellt neben das Erscheinungsbild unserer Zeit deren Erbbild, d. h. sie zwingt uns zum historischen Sehen. Der Geschichtsunterricht allein kann das nicht erreichen, wenn der Unterrichtete nicht durch den ganzen Charakter seiner Ausbildung für diese Art des Sehens und Denkens (θεωρία) reif gemacht wird. Denn das Wissen allein um die abgelaufene Zeit, um das Geschehen, das sich innerhalb derselben abspielte, bleibt selbst bei größter Anschaulichkeit nur Wissensstoff, wenn nicht der Unterrichtete die ganze historisch erfüllte Zeit nicht nur jedesmal bewußt, sondern eben unwillkürlich überall und immer in seine Gegenwart hineinprojiziert und damit einerseits die Bedingtheit der letzteren, andererseits die umfassende Bedeutung der zugehörigen Vergangenheit an sich, unabhängig von Werturteilen gleichviel welcher Art, als grundlegende Elemente seiner bewußten Anschauung sich zu eigen macht. So gesehen, hat höchstens die schöne Größe der griechischen Gedankenwelt einen „Ewigkeitswert" im landläufigen Sinne. Im übrigen muß das historische Prinzip, das wir hier als Grundlage des äußeren humanistischen Denkens erkennen, allem gedanklichen Formalismus auf das entschiedenste in den Weg treten; es tritt mit dem Augenblicke in Geltung, wo bei dem behandelten Gegenstande ein Zeitelement sichtbar wird. Dann ist keine „tote" Sprache mehr tot, kein griechischer Denker nur das mehr oder weniger interessante Kapitel eines Lehrbuches, kein römischer Feldherr oder Staatsmann Gegenstand einer analogisierenden, von „Gegenwartsaufgaben" unfüglich ablenkenden Bewunderung. Dies sind einige der von der breiten Öffentlichkeit gegensätzlicher Observanz dem humanistischen Bildungswesen gemachten

Vorwürfe; wobei anscheinend nie daran gedacht wird, welch ein Unsinn es ist, dem Schüler eine heute überwundene Entwicklungsetappe unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes von vornherein und ein für alle Mal als absolut gültig hinzustellen — wie dies an „realistischen" Anstalten heute immer noch hie und da geschieht —, bevor er die Fähigkeit zu einer Kritik überhaupt erlangt hat; wodurch diese eben buchstäblich im Keime erstickt wird.

Der Schaden, der durch die — gelinde gesagt — Unterlassungssünden einer solchen Lehrweise angerichtet wird, ist unermeßlich, und die Öde, die wir vielerorts im geistigen Reiche unserer Jugend immer wieder klagend feststellen, zum Teil daraus zu erklären. Es ist dabei grundfalsch, den wesentlichen Vorzug der humanistischen Schulung in der Bereicherung der Schüler durch die Geistesschätze des klassischen Altertums zu erblicken. Kein ehrlicher Lehrer wird den Umfang dieser dem Schüler vermittelten Reichtümer allzu hoch veranschlagen; ist doch der einschlägige Unterricht am klassischen Gymnasium im wesentlichen mit Sprachstudium ausgefüllt, und gerade dann, wenn der Schüler endlich in der Lage ist, sich die genannten Reichtümer nunmehr bewußt aus den Quellen anzueignen, verläßt er die Anstalt, um in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle nie wieder ein lateinisches oder griechisches Buch in die Hand zu nehmen. Was aber nimmt er mit auf den Weg? Nahezu ein Jahrzehnt grundlegender Entwicklung, im Laufe dessen er in ununterbrochener nächster Berührung mit zweieinhalb Jahrtausenden menschlicher Kulturgeschichte gestanden hat, in dem nicht nur sein Denken an der Bewältigung sprachlicher Aufgaben geschult wurde, in dem er nicht nur lernte, wie Gedanken in strenge Formen gekleidet wurden und werden, sondern auch in einem Geistesreich häuslich sich niederließ, von dem aus er in unseres, seines gleichsam wie aus weiter Ferne hineinschauen mußte. Die Aufnahme dieser Zeitspanne in seine werdende Gedankenwelt legt in ihm den Grundstein zur im weitesten Sinne historischen, d. i. wissenden Betrachtung, zum Verständnis seiner selbst und seiner Umwelt, die uns Heutigen und Hiesigen so bitter nottut.

Der baltische Deutsche nimmt in Europa in doppelter Hinsicht eine Sonderstellung ein: einmal als kulturell weitaus stärkste völkische Minderheit; zweitens, wie schon oben angedeutet, kraft seiner apriorischen Zugehörigkeit zur kulturellen Oberschicht der neuen baltischen Staaten. Selbst einer starken chauvinistischen Bewegung und der durch die Agrarreform in Lettland und Estland herbeigeführten Ent-

wurzelung des landischen Deutschtums ist es nicht gelungen, uns alle wesentlichen Vorteile dieser Sonderstellung zu nehmen. Heute hat sich mit dem Abflauen des Chauvinismus und dem Einlenken des lettischen bzw. estnischen nationalen Lebens in normale Bahnen ein anscheinend stabiler Zustand herausgebildet, der andernorts seinesgleichen nicht hat und zum mindesten einen nicht von der Hand zu weisenden modus vivendi darstellt. Der Generation der Väter, die diese Umstellung selbst an sich vollzogen haben, ist das Für und Wider der heutigen Lage der Dinge von vornherein lebendgegenwärtig.

Nicht so den Söhnen. Wir dürfen den Einfluß, den die augenblicklich herrschende, ja noch umsichgreifende Richtung des westeuropäischen politischen, nationalen und sozialen Denkens, des im Filter amerikanischen Kapitals von letztem Beiwerk gereinigten Individualismus extrem materialistischer Art auf unsere noch so konservative Jugend ausübt, nicht unterschätzen. Die angedeutete Einstellung ist durchaus unhistorisch, formalistisch; hat sie überhaupt eine Weltanschauung, so fehlt dieser das läuternde Kriterium der Geschichte. Sie kennt nur einen Phänotyp der Dinge; untersucht sie, so tut sie das starr formal; der Sinn der Form bleibt ihr dabei verschlossen. Setzen ihre Träger die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in die Tat um, so suchen sie ihre wesentliche Kraft in der Gegenwart. Sie übersehen, das die *größere* Kraft in der Vergangenheit liegt. Als deutsche Balten begehen sie dabei einen zwiefachen Fehler: erstens lassen sie verständnislos alles beiseite, was ihnen aus ihrer noch sehr lebendigen Vergangenheit, unabhängig von ihrer absoluten Gegenwartsplattform, erwächst; zweitens gehen sie in ihrem notwendigen Verzicht wesentlich weiter, als es die Entwicklung tatsächlich erheischt. Man wende nicht ein, das erfordere der einmal getane erste Schritt, aus dem die Konsequenzen *ganz* zu ziehen seien. Dergleichen klingt wie die Stellen in russischen Heeresberichten, die von wieder einmal vorgenommenen „Frontverkürzungen" sprachen. Ihre Bedeutung ist uns allen noch wohl gewärtig. Wir befinden uns in einer viel zu ausgesetzten Stellung, um uns dem im „müden" Europa allenthalben als Universalheilmittel gepriesenen doktrinären Schlaf hinzugeben. Wir brauchen das auch nicht; denn wir sind stark genug, um wachen zu können. Huldigen wir einer materialistischen Geschichtsauffassung, so müssen wir folgerichtig noch sehr viel weiter zurückgehen. Denn wir verfügen über keinerlei materielle Reichtümer, die dann unsere weitere kulturell selbständige Existenz auch nur annähernd rechtfertigen würden.

Lehnen wir dementsprechend eine materialistische Geschichtsauffassung ab, so brauchen wir das nicht einmal durch das Mittel des Wortes zu propagieren; auf diesem Gebiet werden wir heute und wohl noch für lange den kürzeren ziehn. Aber jeder Fußbreit heimatlichen Bodens, auf den man uns äußeres Recht genommen hat, spricht unsere Sprache eindringlich kraft seiner Geschichte. Sie ist allgegenwärtig; sie muß aber gehört und verstanden werden, und wir müssen mit ihr sprechen können. Wehe uns Jungen, wenn wir die Fähigkeit dazu verlieren! Wiedergewinnen können wir sie nie wieder, wenn sie nicht entwickelt wird in uns von Kindesbeinen an. Sie ist ein bedeutender Teil unseres deutschen Erbes; ihrer ganzen inneren Art nach ist sie nichts Erlernbares. Ihr Vorhandensein steht in engster Wechselwirkung mit der lebendigen Kontinuität unserer geschichtlichen Überlieferung und fällt mit ihr.

Eine humanistische Bildung unserer Jugend entspricht wohl als einziges der bekannten Systeme der oben gekennzeichneten Lage der Dinge. Nicht die Beschäftigung gerade mit der klassischen ist hier ausschlaggebend, sondern das mit ihr gegebene lebende historische Moment und die Tatsache seiner Einführung in die Schulung schon früher Jugend. Von anderen Möglichkeiten, das zu bewirken, können wir nicht sprechen. Lösen wir uns innerlich vom beseelten Mutterboden, um, blindlings oder einer Doktrin nach, hinauszulaufen auf die großen internationalen Straßen, so werden wir entweder Vagabunden oder organisierte Proletarier, ob wir nun in der Heimat bleiben oder nicht.

Unsere baltische Bildungstradition ist eine humanistische gewesen von jeher. Die ganze reiche Erfahrung unserer Kulturgeschichte steckt darin. Das Stadtgymnasium zu Riga, Birkenruhe, Mitau usw., über allem die Dorpater Universität waren humanistische Anstalten im reinsten, besten Sinne des Wortes. Wie viel bodenständiges baltisches — *nicht nur deutschbaltisches* — Kulturleben wurzelt in ihnen! Demgegenüber spielt der unvermeidliche Ballast, den der humanistische Unterricht mit den alten Sprachen dem Schüler gewiß anhängt, gar keine Rolle.

Man sage nicht: alte Geschichte, Weltgeschichte von der Antike bis zur abendländischen Moderne sei nicht baltische Geschichte. Sie sind dieselbe ideelle Wesenheit. Wo diese Wesenheit sich auswirkt, bleibt sich gleich. Es ist gleich, ob ich den Begriff des einzelmenschlichen Schicksals am Glanz und Ende eines Finanzkönigs oder an einer kleinen Frauenexistenz irgendwo in einem stillen Winkel

oder auf der Großstadtstraße erläutere. Der Eindruck ist mit dem Fazit derselbe. Um im deutschbaltischen Knaben die Empfindung seiner geistigen Verwurzelung, der Art der Bedingtheit seiner geistigen Existenz zu erwecken, haben wir geradeweg an die noch in uns hineinreichende Überlieferung anzuknüpfen, erstens; zweitens an eine Arbeit, die, wo immer sie sonst blühte, Frucht getragen hat; drittens an eine solche, deren kulturelle Fruchtbarkeit nicht nur erfahrungsmäßig, sondern auch durch das ihr innewohnende doppelt-konkrethistorische und abstrakt erkenntnismäßig-hochgeistige Element verbürgt wird. Dazu kommt, daß die rein philosophische Gedankenwelt der Antike, als eine der größten und schönsten allgemein anerkannt, dem, dessen Jugend bereits ihr Hauch unmittelbar berührt, der ein Anrecht damit auf sie erwirbt, viel vorausgibt. Das ist gerade bei uns für den, der Gelegenheit hat, nicht nur in deutschbaltischen Kreisen Umgang zu haben, viel zu oft spürbar, als daß es übersehen werden könnte. Auch hier kommt übrigens logisches Denken sicherlich nicht zu kurz.

Stellen wir nach dem bisher Ausgeführten die beiden gegensätzlichen Disziplinen und die ihnen entsprechenden Richtungen der Schule einander gegenüber, so finden wir, daß einerseits

> das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken mit seiner letzten, neuesten Entwicklung im Weltbilde der allgemeinen Relativitätstheorie ungefähr an dem Punkt angelangt scheint, von wo

andererseits

> alles transzendentale Denken unbewußt ausgeht, um schließlich bewußt wieder dorthin zurückzukehren;

ferner, daß einerseits

> die „realistische" Schule nicht in der Lage ist, ihre Zöglinge bis an diesen Punkt zu führen auf dem Wege, den die theoretische Physik gegangen ist (der andere ist ihr nicht zugänglich), sie ihre Schüler vielmehr unterwegs zurückläßt und zwar, nimmt man ihr vorausgesetztes Newtonsches Dogma als absolut gültig, in einer Sackgasse,

während andererseits

> die humanistische Schule dadurch, daß sie die Zeit nicht von vornherein querschneidet, sondern ihren Gesamtablauf als reale Grundlage des dem Schüler zu errichtenden gedanklichen Fundaments setzt, dem oben angedeuteten Dilemma gar nicht in den Weg läuft und es dem Gereiften überläßt, den

Querschnitt durch einen beliebigen Zeitpunkt des Gesamtablaufs selbst zu machen. Es versteht sich für ein gesundes und unvoreingenommenes Denken (vorausgesetzt, daß es nicht geradezu falsch geleitet ist) von selbst, daß zur Stellungnahme zu Gegenwartsfragen eben die Gegenwart der betreffende Zeitpunkt sein wird, wobei im jeweils gegebenen Falle ein entsprechender Zeitabschnitt, dem im Gegensatz zur Gegenwart der differentiale Charakter des Momentanen fehlt, als archimedischer Punkt dienen kann.

Die obige Darlegung hat einen solchen Fall in Umrissen bereits herangezogen, nämlich den der Betrachtung der baltischen Gegenwart durch den eingeborenen jungen Deutschen, der, bevor er im Berufsleben vielleicht ganz aufgeht, mit seiner Umgebung ins reine zu kommen hat. Wir begegnen nun der Frage, inwiefern und wieweit er dies wirklich muß, und aus welchem Grunde er dann seinen Horizont erst einmal mit dem seiner Heimat gleichsetzen soll. Sein historisches Empfinden, einmal geweckt und ausgebildet, erstreckt sich naturgemäß — schematisch betrachtet — abwärts und ist damit von vornherein in der eigenen Geschichte verankert.

Wir kennzeichneten oben das Schicksal dessen, der sich von seinem Heimatboden innerlich löst, und gehen nun weiter.

Der Friede, den die völkische Mehrheit unserer Heimat mit uns geschlossen zu haben scheint, hat nicht den Charakter eines endgültigen Zustandes. Solange nämlich der Gedanke des Nationalstaates herrscht, steht er mit der Tatsache des Vorhandenseins einer völkischen Minderheit und gerade einer solchen, wie die deutschbaltische es ist, in einem tatsächlich unüberbrückbaren, nur formell zu beseitigenden Widerspruch. Sie ist bestenfalls ein notwendiges Übel, wird als solches hingenommen, und ihr wird — nicht ohne Kompensationen — der Minderheitenschutz eingeräumt. Im übrigen involviert der Nationalstaatsgedanke einen Anspruch, der de facto nie ganz erfüllt werden kann, solange eine Minderheit vom Range der deutschbaltischen als solche fortlebt. Der Wunsch, ihrer Existenz ein Ende zu bereiten, steckt hinter manchem äußeren Entgegenkommen. Es bleibt ein stiller, dem unbefangenen Betrachter kaum bemerkbarer Kampf, der bei uns eben z. B. vorwiegend auf kulturellem Gebiet geführt wird, wie sich das aus der derzeitigen Lage ohne weiteres ergibt. Die Einführung der neuen Prüfungsordnung zur Erlangung der Matrikel der Lettländischen Universität warf darauf noch eben ein kennzeichnendes Licht. Gewiß sollte damit auch

dem weiteren übermäßigen Anwachsen der Zahl der Studierenden ein Riegel vorgeschoben werden; das aber als leitendes Motiv hinzustellen, wäre dasselbe, wie wenn man etwa unsere Agrarreform lediglich als eine soziale Maßnahme, gar als eine solche zur Bekämpfung des Kommunismus unter der Landbevölkerung erklären wollte.

Unsere Mehrheitsvölker haben gleich zu Beginn ihrer selbständigen staatlichen Existenz, oder eigentlich schon etwas früher, an sehr bezeichnender Stelle angefangen: nämlich mit der beschleunigten Konstruktion einer eigenen Kulturgeschichte; eine Ideologie, die heute kaum an einer lettischen oder estnischen Schule fehlt und vor allem ein wesentliches Inventarstück aller bei uns so außerordentlich geförderten populären Bildung ist. Heute noch ein Kunstprodukt, dessen sich ihre Schöpfer als eines solchen im letzten Grunde bewußt sein müssen, wird sie es morgen nicht mehr sein; sie wird sozusagen „wahr" werden. Man kann ihr auch eine weniger glänzende Prognose stellen; aus den Augen lassen dürfen wir sie jedenfalls nicht. Kommen Letten und Esten einmal, und zwar in absehbarer Zeit und eben auf dieser Grundlage unter Einbeziehung eines weiteren, noch in der Zukunft liegenden geschichtlichen Verlaufs, zu einer wirklichen eigenen Kulturgeschichte, und ist das Bewußtsein der eigenen und ihrer Forderungen in uns nicht mehr lebendig, so ist es um unsere Herrlichkeit geschehen, sie mag den Kopf noch so hoch tragen. Dazu brauchen wir beileibe nicht etwa auszusterben. Keine mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung, und sei sie noch so gediegen, wird uns da helfen; keine berufliche Tüchtigkeit, kein noch so glänzender Erwerb, kein Reichtum. Wir werden unser würdeloses, dafür aber schmerzloses Ende nicht einmal als solches empfinden können. Wir werden jedenfalls längst einer Weltanschauung huldigen, die ein solches Ende als durchaus gegeben betrachteu wird. Um ganz im Staatsvolke aufzugehen, werden wir selbst darauf hinarbeiten und schließlich die letzten Kämpfer als letzte Mohikaner befremdet und verständnislos, ja mit überlegenem, mitleidigem Spott betrachten. An Beispielen ähnlicher Art fehlt es nirgends; und gerade in uns Deutschen steckt bekanntlich etwas, was solche Zukunftsbilder in bedenklichem Maße gerechtfertigt erscheinen läßt.

Das Recht und die Kraft unserer sondergestellten Existenz in der Heimat beruht auf unserer Vergangenheit. Dank einem Kompromiß gesteht uns die herrschende politische Idee der Gegenwart einen schmalen Raum zu — für eine Galgenfrist. Auf unserer Ver-

gangenheit also haben wir abwehrend zu fußen. Wir haben das bewußt zu tun. Wir haben sie aufzufassen nicht als eine bloße zeitliche Tatsache, sondern als unser Erbe. Das ist ein großes Wort, welches an sich nichts bedeutet, wenn wir uns nicht darüber klar sind, kraft welchen Geschehens es eine Tatsache enthält, welcher Art unser Sein ist, um sie besitzen zu können. Wir müssen um dieses unser Sein wissen als um etwas, dessen Inhalt weder das Fristen eines besseren animalischen Daseins ist, noch eine Theorie oder Doktrin, sondern unsere Geschichte mit der ganzen Schwere ihrer Tatsachen.

Wir sind kein junges Volk mehr. Im Vergleich zur völkischen Mehrheit unserer Mitbürger sind wir alt. Es wäre Selbsttäuschung, wollten wir auf eine unbewußte, überlegene nationale Kraft in uns bauen. Eine solche eignet nur jungen Völkern, denen das Schicksal den Keim einer größeren Zukunft in die Wiege gelegt hat. Um uns zu erhalten, haben wir mit unserem Kulturgut intensiv und zielbewußt zu wirtschaften. Wir sind reich daran. Das Stoffliche dieses Gutes ist übertragbar und wir sehen es heute in aller Händen vom Finnischen Meerbusen bis tief nach Litauen hinein. Es wird als große Errungenschaft gepriesen und zur Grundlage noch größerer Ansprüche gemacht. Uns ist es etwas Beiläufiges, Selbstverständliches. Was uns aus unserer Umgebung hervorhebt, ist das allereigenste, unübertragbare Bewußtsein unserer selbst als des lebendigen Quells einer Flut. Das Wissen um unsere Geschichte als um die Kulturgeschichte unserer Heimat trägt dieses Bewußtsein, und daß humanistische Bildung vor allem diesem Wissen erst seine Tiefe gibt, es damit recht eigentlich erst schafft, verleiht ihr ihre überragende Bedeutung auf baltischem Boden.

Der Vormarsch auf St. Petersburg im Oktober 1919

Von Baron Wilhelm Wrangell

Am 27. November jährt sich zum zehnten Mal der Tag, an dem sich im Norden unserer Heimat die ersten deutschbaltischen Truppenteile bildeten, die sich später zum Baltenregiment zusammenschlossen; im Süden war bereits am 11. November die Baltische Landeswehr begründet worden. Die bedeutungsvollste Aktion, an der mitzuwirken das Baltenregiment berufen war, ist der Vormarsch auf St. Petersburg. Der kriegsgeschichtliche Aufsatz darüber, den wir im Nachstehenden veröffentlichen, stellt ein Kapitel aus der demnächst bei F. Wassermann in Reval erscheinenden „Geschichte des Baltenregiments" von Baron Wilhelm Wrangell dar.

Die Schriftleitung

Wir müssen zum besseren Verständnis des Nachfolgenden zunächst auf die allgemeinen politisch-strategischen Verhältnisse in Estland und bei der Nordwestarmee eingehen. Nachdem in Lettland die Regierung Ulmanis wieder ans Ruder gekommen war und seit die Front der lettländischen Truppen sich unmittelbar rechts an die der estländischen anschloß, gab es für die estländische politische und militärische Führung nur noch ein großes Problem: das russische. Die strategische Lage der estländischen Armee war den Sommer über sehr günstig gewesen: das eigene Territorium war befreit, im Norden und bis Pleskau focht die Nordwestarmee weit in Rußland, so daß die Narowafront durch Monate hindurch vollkommene Ruhe hatte und die einzigen Kampfhandlungen der estländischen Armee während dieser Periode sich auf die aktive Verteidigung der Südfront beschränkten. Eine leichte Aufgabe im Vergleich zur Lage, wie sie sich noch vor wenigen Monaten darstellte. Die Zeit wurde zweckmäßig zum Ausbau von Verteidigungsstellungen an der Luga und an der Narowa, wie auch südlich des Peipus an der Landesgrenze verwandt. Vom rein militärischen Standpunkt aus war die Existenz der Nordwestarmee und ihr Kampf um russisches Territorium für die estländische Armee von ungeheurem Wert; solange sie kampffähig blieb, war Estland wesentlich entlastet und konnte sich auf eine Beobachterrolle beschränken, um eine günstige Situation zum Friedensschluß abzuwarten. Politisch sah die Lage für Estland viel ernster aus. Die radikalen Elemente hatten das absolute Übergewicht in der Konstituante erlangt und erstrebten laut und offen den Frieden mit den

Bolschewisten, während sie innerpolitisch das Staatsleben auf eine sozialistische Linie drängten. Ersteres war gefährlich, solange die Ententemächte den Frieden nicht wollten, sondern vielmehr die Nordwestarmee materiell unterstützten. War diese auch nach ihrem Anfangserfolge in eine schwere Lage geraten, so war sie immerhin noch von ansehnlicher Bedeutung, und zudem begannen Nachrichten über große Erfolge Denikins in Südrußland einzulaufen, die unter Umständen — Genaueres ließ sich nicht ermitteln — das Vorspiel zum Ende der Bolschewistenherrschaft bedeuten konnten. War das der Fall, so hatte ein Friedensschluß mit den Bolschewisten für eine realdenkende estnische politische Führung keinen Wert, konnte vielmehr die Selbständigkeitsbestrebungen Estlands vollkommen zunichte machen. Diese innere Schwenkung zum Radikalismus und unzeitgemäße Friedenssehnsucht war unter solchen Umständen unbequem, wenn nicht gefährlich. Sie übertrug sich teilweise auch auf die Armee und äußerte sich zunächst in einer ausgesprochenen Feindschaft gegen die Nordwestarmee, in der das einzige Hindernis znm Friedensschluß gesehen wurde.

Für die Nordwestarmee kam aber viel auf ein gutes Verhältnis zu Estland an. Psychologisch war ein solches schwer zu erreichen, denn die täglichen Reibungen vermehrten naturgemäß die gegenseitige Erbitterung; man konnte nicht nur unter jungen, feuerköpfigen Offizieren, sondern auch unter den Soldaten der vor Narva fechtenden — und daher beim Verkehr mit dem Hinterlande durch Grenzschwierigkeiten usw. täglich betroffenen — Truppen die Absicht aussprechen hören, nach Erledigung des Bolschewismus die Waffen gegen die verhaßte „Kartoffelrepublik" Estland zu richten. Vor allem aber hinderte die undurchsichtige und verantwortungsscheue Politik des Generals Judenitsch einen Ausgleich. Dieser unselbständige und beschränkte General verstand es, sowohl Finnland, als auch Estland, die beiden Staaten, auf deren aktive Hilfe im Nordwesten Rußlands alles ankam, abzuschrecken. Hier wie dort erhielt man den Eindruck, daß er eine doppelzüngige Politik treibe und im Grunde nichts sehnlicher erwarte, als die Randstaaten wieder unter die Herrschaft des Einen und Unteilbaren Rußland zu bringen. Vergebens wurde er von höheren Offizieren sowohl der Nordfront von Archangelsk, als auch der Nordwestarmee bestürmt, sich klar und deutlich für die Selbständigkeit Finnlands bezw. Estlands auszusprechen. Er begnügte sich mit allgemeinen Redewendungen. Schließlich griff General March, der englische Militärvertreter, ein.

Mit recht draſtiſchen Mitteln erzwang er die Bildung einer demokratiſchen ruſſiſchen „Nordweſtregierung“ und die Anerkennung der Selbſtändigkeit Eſtlands durch dieſe. Allein es war zu ſpät; die neue Regierung ſtand weſentlich weiter links, als die maßgebenden Führer der Armee und das Gros des Offizierskorps, war ſie doch mit Einſchluß der Sozialdemokraten gebildet worden; ſie beſaß daher weder Vertrauen, noch Autorität, ſondern wurde als ein von Fremden aufgezwungener Hemmſchuh angeſehen, deſſen man ſich bei erſter Gelegenheit entledigen müſſe und werde. Tatſächlich war die Nordweſtregierung machtlos, und infolgedeſſen konnte die ihr abgezwungene Erklärung für die Eſten nur von höchſt problematiſchem Werte ſein. Die Beziehungen zwiſchen Eſtland und der Nordweſtarmee blieben nach wie vor ſehr kühle, wenn nicht feindliche.

Aber auch innerhalb der Nordweſtarmee verſtand General Judenitſch kein Vertrauen zu erwerben. So ſehnſüchtig ſein Eintreffen aus Finnland erwartet wurde, weil man glaubte, endlich einen allſeitig orientierten, in Verbindung mit der Entente und mit Koltſchak bezw. Denikin ſtehenden Führer zu erhalten, ſo ſehr wurden die Erwartungen getäuſcht. Nicht nur, daß er nichts mitteilen konnte oder wollte, ſondern ſich ausſchwieg oder mit allgemeinen Phraſen begnügte; er ließ es an jeder Führung überhaupt fehlen. Und doch war eine zielbewußte Führung für die Nordweſtarmee notwendiger denn je. Einmal fehlte es nicht an Reibungen — auf den Gegenſatz Rodſjanko-Balachowitſch, der ſich von Woche zu Woche vertiefte, ſei auch hier hingewieſen — die nur durch eine über den Parteien ſtehende Autorität erledigt werden konnten; dann aber mußten auch grundlegende ſtrategiſche Entſcheidungen getroffen werden. Während der Julikämpfe hatte es ſich gezeigt, daß die Nordweſtarmee zu ſchwach war, um die ausgedehnte Front vom Meere bis Pleskau zu halten. Die Truppen waren erſchöpft, die Verluſte namentlich an Offizieren ſehr groß. Es mußte eine Frontverkürzung vorgenommen werden, um die Armee zu reorganiſieren, die Regimenter ausruhen zu laſſen, ſie aufzufüllen, auszurüſten und auszubilden. Erſt danach konnte an neue aktive Operationen gedacht werden. Die Frage war, welche Baſis man wählen ſollte. General Rodſjanko und mit ihm alle höheren Truppenführer ſchlugen vor, ſich auf Pleskau zu konzentrieren, welches aus vielen Gründen als die geeignetere Baſis erſcheinen mußte. General Judenitſch hörte den Bericht an, blickte lange auf die Karte und äußerte darauf: „Aber von Jamburg bis St. Petersburg iſt es näher, als von

Pleskau bis St. Petersburg." Ein Argument, das nichts widerlegte, weil es nicht von strategischen und politischen, sondern rein primitiv-geographischen Erwägungen ausging. Jedoch unternahm General Judenitsch keinerlei entscheidende Schritte, um seinen Willen durchzusetzen. Er dachte nicht daran, etwa die Front im Süden zu verkürzen, um den Norden halten zu können. Er gab nicht einmal an, auf welche Linie ein notwendig werdender Rückzug vorgenommen werden sollte. Er wendete nichts dagegen ein, daß schon Mitte Juli laut Vereinbarung mit General Laidoner die 1. estnische Division (4. Regiment) die Front vom Meer längs der Seenlinie übernahm, während der linke Flügel der Nordwestarmee (2. Division) auf Killi—Malli—Ljalizy—Koloshizy—Chotynizy zurückgebogen wurde, obgleich diese Aufstellung das Festhalten eines place d'armes im Norden eigentlich schon ausschloß. Seine einzige Disposition war, daß Jamburg gehalten werden müsse, obgleich bei dem vorauszusehenden Rückzug des 1. Korps dieser an der äußersten linken Flanke belegene Ort, zu welchem die Verbindung auf dem linken Lugaufer von Süden her durch breite Moore behindert wurde, für die Nordwestarmee von keinerlei Bedeutung sein konnte. Das Resultat dieses Versagens der obersten Führung, dieser Halbheit war folgendes. Das estnische Oberkommando sah von einer Verlängerung der Front der 1. Division nach Süden ab, weil Jamburg ja von Judenitsch gehalten werden sollte. Zwischen ihr und dem linken Flügel der Nordwestarmee blieb eine breite Lücke bestehen, die der Gegner bald herausfühlte und ausnutzte. Durch seinen Vorstoß über Killi—Malli auf Weymarn wurde die 2. Division von vornherein nach Süden abgedrängt, und zum Schutze Jamburgs verblieben einige rasch aus Narva herangeführte, noch nicht ausgebildete Abteilungen, die mit leichter Mühe über die Luga geworfen wurden. Hier befanden sich Teile des 4. estnischen Regiments, die zum Schutze der direkten Anmarschwege auf Narva vorsichtshalber hinter der Front aufgestellt worden waren. Mit diesen kam es zu unerfreulichen Zusammenstößen, die vermieden worden wären, wenn General Judenitsch rechtzeitig erklärt hätte, daß er Jamburg nicht halten werde, oder aber rechtzeitig Maßregeln getroffen hätte, um Jamburg wirklich halten zu können. So aber hatte er Truppen und Material geopfert, ohne etwas zu erreichen, und — was sehr schwerwiegend war — die Beziehungen zum estländischen Oberkommando aufs neue stark getrübt. Das 1. Korps war ohne Verluste nach Südwesten über die Luga ausgewichen, vom Feinde kaum

verfolgt, dessen ganzer Anprall Teile des 4. estnischen Regiments traf, welche vom 4.—11. August in der Gegend Shabino—Sala—Nowopjatnitzkoje—Gorka schwere Kämpfe gegen überlegenen Feind zu bestehen hatten. Zum Schluß verlief hier die Front von der Seenlinie über Shabino—Gorka und südlich über den Bahnstrang bis in die großen Moore. Der Feind behielt einen Brückenkopf auf dem linken Lugaufer in der Hand.

Auch im Konflikte zwischen den Generalen Rodsjanko und Balachowitsch konnte Judenitsch zu keinem Entschluß kommen. Sogar als Balachowitsch Falschmünzerei nachgewiesen wurde (die Sachbeweise hierfür befinden sich eben im Kriegsmuseum in Reval), tat er nichts. Wohl aber griff General Rodsjanko ein, sandte einige zuverlässige Truppen nach Pleskau und ließ Balachowitsch und einige Mitschuldige kurzerhand verhaften. Balachowitsch gelang es zu fliehen, er stellte sich unter estnischen Schutz, seine Partisanen zerstreuten sich. Pleskau aber wurde von der 2. estnischen Division nach diesem Vorfall ohne feindlichen Druck geräumt, während die Südgruppe der Nordwestarmee (das 2. Korps) sich auf die Linie der Sheltscha zurückzog. So war auch die Basis Pleskau verloren, und die Nordwestarmee sah sich auf einen engen Raum beschränkt, der von der Luga südlich Jamburg bis Sabsk, der Linie Ossmino—Sjabero-See und den Flüssen Werdjuga, Pljussa, Ljuta und Sheltsch begrenzt wurde, und dessen einzige Verbindungslinie hinter der linken Flanke über Narva verlief. Diese höchst ungünstige strategische Lage war dem Umstande zu verdanken, daß General Judenitsch weder dem Plan General Rodsjankos (Konzentration um Pleskau) zustimmte, noch auch irgend einen anderen durchführte. Er ließ einfach die Dinge laufen, wie der Zufall es ergab, und sie mußten schlecht laufen, weil die Initiative beim Feinde und den wenig wohlwollenden Esten lag.

Immerhin trat für die Nordwestarmee eine bessere Zeit ein. An der Front herrschte verhältnismäßige Ruhe. Es konnten reichliche Reserven ausgeschieden werden, die gelegentliche Vorstöße des Gegners mühelos liquidierten. Es entstand die Möglichkeit, die Armee zu reorganisieren, aufzufüllen und auszubilden, die seit dem Vorstoß im Mai zur Notwendigkeit geworden war. Dank der jetzt endlich einsetzenden Hilfe der Amerikaner und Engländer war die Verpflegung gesichert, die Armee konnte bekleidet und zum Teil mit englischen Gewehren neu bewaffnet werden. Es trafen auch einige Tanks ein. Aber diese Arbeit ging nicht ohne Reibungen vor sich.

Immer deutlicher zeigte es sich, daß zwei große parallel arbeitende Stäbe, deren Funktionen nicht deutlich abgegrenzt werden konnten, zuviel für die kleine Armee waren. Es entspannen sich zahllose Intriguen, und namentlich das persönliche Verhältnis zwischen den Generalen Judenitsch und Rodsjanko verschärfte sich von Tag zu Tag

Am 24. August wurde das Baltenregiment wieder der 1. estnischen Division unterstellt und erhielt Befehl, den Frontabschnitt Prilugi—Dagmarowka an der Luga zu übernehmen

Die Nordwestarmee hatte ihre Stellungen im allgemeinen behauptet und ihre Reorganisation beendet. Sie bestand Mitte September aus folgenden Abteilungen:

Armeeführer: General Rodsjanko. Chef des Stabes: General Maljawin.

1. Korps: General Graf Pahlen.

2. Division (Generalmajor Jaroslawzew); Regimenter Ostrow, Talabsk, Ural, Semenow; 2450 Mann mit 6 Geschützen.

3. Division (Generalmajor Wetrenko); Regimenter Wolhynien, Temniza, Wjatka und Krasnaja Gorka. 1250 Mann mit 10 Geschützen.

5. (Lievensche) Division (Oberst Dydorow); Regimenter Libau, Riga, Poltawa und Tschudj; 1600 Mann mit 8 Geschützen und 2 Panzerautos.

Regiment Reitende Jäger; 500 Mann.

2. Korps: General Arsenjew.

4. Division (Generalleutnant Fürst Dolgoruki); Regimenter Narva, Wosnesensk, Weliki Ostrow und Litauen; 2900 Mann mit 10 Geschützen.

Selbständige Brigade (Generalmajor Jshewski); Regimenter Pleskau, Denikin und Petschora und ein selbständiges Bataillon; 2380 Mann mit 8 Geschützen.

Reiterregiment Bulak-Balachowitsch; 600 Mann.

Außerhalb eines Korpsverbandes:

1. Division (Generalleutnant Dseroshinski); Regimenter Georg, Reval, Kolywanj und Gdow; 3250 Mann mit 6 Geschützen.

Tankbataillon (Oberst Chomutow); 350 Mann mit 6 Tanks und 6 Geschützen.

Dessantabteilung; 130 Mann.

2 Reserveregimenter (Generalmajor von Neff); 1750 Mann.

Panzerzüge „Admiral Koltschak", „Admiral Essen", „Talabtschanin" und „Pskowitjanin"

Mit Einschluß kleinerer Kommandos betrug mithin die Gesamtstärke der Nordwestarmee damals rund 18,000 Mann mit 54 Geschützen, 4 Panzerzügen, 2 Panzerautos und 6 Tanks. Die Bekleidung und Ausrüstung der Mannschaft war ausreichend, der Geist hatte sich, nicht zuletzt infolge des raschen Vorrückens Denikins auf Moskau, wesentlich gehoben. Es konnte nötigenfalls an eine neue Operation geschritten werden. Und es waren Gründe genug vorhanden, die letzten Wochen vor Beginn des Winters auszunutzen. Vor allem mußten die Erfolge Denikins eine Operation notwendig machen. Wenn überhaupt, so war nur bei einem Zusammenwirken aller weißen Fronten ein Sieg über den Bolschewismus zu erwarten. Denikin hatte Kiew und Kursk eingenommen und befand sich in anscheinend unaufhaltsamem Vormarsch auf Orel und Woronesh mit dem Endziele Moskau. Die Vertreter der Entente, die die Nordwestarmee ausgerüstet hatte, drängten gleichfalls zu einer Operation. Schließlich hatten die Bolschewisten Estland ein Friedensangebot gemacht, und wenn auch die in Dorpat aufgenommenen Verhandlungen an der Aufforderung Estlands scheiterten, gleichzeitig mit allen übrigen Nachbarstaaten Verhandlungen aufzunehmen, so war dieses Intermezzo doch immerhin eine Warnung. Die Nordwestarmee war auf ein kriegführendes Estland angewiesen, solange sie kein genügend großes und an Hilfsmitteln reiches eigenes Territorium besaß. Sie mußte die Zeit nutzen, um einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Das war Lebensfrage für sie. Auch General Laidoner riet zu einem Vormarsch, indem er darauf hinwies, daß nur dadurch die allgemeine politische Lage sich klären könne.

Da beim Rückzuge aus Pleskau die Eisenbahn Pleskau—Gdow sehr gründlich zerstört worden war, eine Operation aber nur Erfolg haben konnte, wenn sie rasch durchgeführt wurde, bevor die Bolschewisten ihre unermeßlichen Reserven voll ausnutzen konnten, so kam nur die Richtung auf St. Petersburg in Frage. Vorbedingung für einen Erfolg in dieser Richtung war allerdings die Mitwirkung der englischen Flotte, die allein die mächtige Artillerie von Kronstadt und Krasnaja Gorka niederzukämpfen imstande war. Ohne den Besitz von Kronstadt aber war eine Versorgung der Großstadt St. Petersburg undenkbar und mithin die ganze Operation ein Schlag ins Wasser. Die Mitwirkung der englischen Flotte wurde zugesagt.

General Rodsjanko ging an die Ausarbeitung des Operationsplanes. Zunächst sollten das 2. Korps und die 1. Division in

mehreren kurzen Schlägen den Gegner vor der rechten Flanke und dem Zentrum der Armee vernichten, was in der Zeit vom 28. September bis zum 8. Oktober glänzend gelang, wobei das größte Verdienst dem unermüdlichen General Fürst Dolgoruki zuzuerkennen ist.

Der weitere Operationsplan bestand in folgendem: die selbständige Brigade sollte die Linie der Sheltscha aktiv verteidigen; die 4. Division sollte Strugi—Belyja einnehmen und die Bahn Pleskau—St. Petersburg, sowie die parallel laufende Chaussee nach Süden sperren: die 1. Division sollte über Luga auf Oredesh und Batezkaja vorgehen und hier die Eisenbahn St. Petersburg—Witebsk sperren; die 3. Division sollte über Mschinskaja und Preobrashenskaja auf Gatschina und Tossno, die 2. über Wolossowo, die 5. (Lievensche) über Weymarn vorgehen und dann nach Osten schwenken; eine kleine Gruppe mit Tanks und Artillerie sollte hinter der 5. Division bei Muraweino über die Luga gehen und Jamburg erobern. Die weiteren Bewegungen waren in hohem Maße von der Tätigkeit der englischen Flotte bei Krasnaja Gorka und Kronstadt abhängig und konnten nicht vorher bestimmt werden, da der englische Admiral eine bestimmte Vereinbarung nicht treffen wollte.

Als der Plan bis in die Einzelheiten ausgearbeitet und der Beginn der Operation auf einen der nächsten Tage angesetzt worden war, erklärte General Judenitsch ganz plötzlich, daß er nun den unmittelbaren Befehl über die Nordwestarmee übernehmen wolle. Ganz abgesehen von allem anderen, mußte sich dieser Entschluß des Generals Judenitsch sehr nachteilig auf die bevorstehende Operation auswirken. Er hatte keinerlei Fühlung mit den Truppenführern, kannte die Qualitäten der verschiedenan Abteilungen (die sehr verschieden waren) nicht, war nicht einmal in die Einzelheiten des Operationsplanes eingedrungen, sondern hatte sich damit begnügt, ihn zu bestätigen. Jedoch alle Vorstellungen General Rodsjankos und der in Narva versammelten höheren Truppenführer der Nordwestarmee blieben erfolglos. Der persönlich tief gekränkte General Rodsjanko wies nach längerer Unterredung auch darauf hin, daß er die Nordwestarmee organisiert und seit Monaten geführt habe, daß er allein mit allen Einzelheiten vertraut sei, daß er gerne bereit sei, später seinen Posten abzutreten, aber für den Erfolg der unmittelbar bevorstehenden Operation nur einstehen könne, wenn er sie durchführe. General Judenitsch antwortete hierauf nur: „Sie haben gewiß die Nordwestarmee organisiert, ich habe aber Geld für sie

beschafft." Es ist das einzige Argument, das er für seinen Entschluß angeführt hat. Ein Bruch zwischen Judenitsch und Rodsjanko wurde schließlich durch Vermittelung der versammelten Truppenführer verhindert. General Rodsjanko erhielt den Charakter eines Gehilfen des Armeeführers und wurde mit der unmittelbaren Aufsicht über die 3. Division, deren Aufgabe die entscheidende war, betraut.

Am 6. Oktober erhielt der Kommandeur des Baltenregiments von Oberst Sobolewsky (Kommandeur des 2. Regiments des Fürsten Lieven — Regiment Riga) die mündliche Mitteilung, daß laut Vereinbarung mit General Tönisson das Baltenregiment wiederum der Nordwestarmee und zwar der 5. Division unterstellt sei und am 8. Oktober am Frontabschnitt Priluga abgelöst werden würde, um im vollen Bestande am Vormarsche teilzunehmen. Da von General Tönisson keinerlei diesbezügliche Anordnung eingetroffen war, wurde bei ihm schriftlich angefragt.

Am 8. fand die Ablösung statt und das Regiment konzentrierte sich im Rayon Monastyrek, Arinowka, Loshgolowo. Hier fand eine Beratung mit dem Chef der 5. Division statt, in welcher festgestellt wurde, daß das Regiment infolge Mannschaftsmangel und namentlich infolge Mangels an warmer Kleidung nur sukzessive mit einzelnen Teilen zum Vormarsche antreten könne. In der Nacht darauf traf ein telegraphischer Befehl General Tönissons ein, der die mündliche Mitteilung des Obersten Sobolewsky bestätigte.

Auf Befehl des Obersten Dydorow, dem das Regiment nunmehr operativ unterstellt war, konzentrierte es sich am 9. Oktober in Monastyrek, Tschornaja, Suchonos und empfing hier 90 Mann zur Komplettierung. Englische Uniformen wurden für die nächste Zeit versprochen. Es wurde in Aussicht genommen, zunächst die 3. Kompagnie mit 2 M.-G.-Zügen unter Führung von Stabsrittmeister von Gruenewaldt nach ca. 5—6 Tagen an die Front zu schicken.

War es wünschenswert, daß das Baltenregiment an diesem Vormarsch, der bekannten, so traurig endenden Operation General Judenitschs teilnahm? Die Frage war nicht müßig, denn letzten Endes hatte die Führung des Regiments ein großes Maß von Entschlußfreiheit dank ihrer Stellung sowohl dem estnischen Oberkommando, als auch der Nordwestarmee gegenüber. Heute wird man sie verneinen müssen. Aus der damaligen Situation heraus konnte die Frage nicht so kategorisch entschieden werden. Gewiß, der erste Vormarsch war mißglückt und hatte viele Opfer gefordert, bei der Nordwestarmee stand sicher auch nicht alles zum besten, und

der Gegner würde St. Petersburg wiederum aufs hartnäckigste verteidigen. Aber die Situation hatte sich seit dem Mai doch wesentlich verschoben. Die Unterstützung durch die Westmächte war Tatsache geworden, die Tanks, die Uniformen, die Stiefel waren da; die Unterstützung der englischen Flotte war zugesagt, und auch Teile der 1. estnischen Division sollten an der Nordflanke vorgehen. Ferner wußte man, daß in Wiborg von den Amerikanern große Verpflegungsvorräte für St. Petersburg bereitgehalten wurden. Es hieß, allerdings nur als vages Gerücht, daß auch die Finnländer von Norden auf St. Petersburg vorgehen würden. Der Gegner war an der rechten Flanke leicht und vernichtend geschlagen worden, mit einem Anfangserfolge konnte also auch im Norden sicher gerechnet werden, und die Entfernung bis St. Petersburg war nicht so groß, daß seine Einnahme im ersten Ansturme gar so unwahrscheinlich erschien. Der Fall St. Petersburgs mußte aber die Sachlage mit einem Schlage verändern, er konnte eine Tatsache von sehr weittragender Bedeutung werden, zumal Denikin sich Moskau näherte. Dieser letztere Umstand zog zudem die Aufmerksamkeit der militärischen Führung der Bolschewisten auf sich. Das alles waren Momente, die einen großen Erfolg verhießen, ja einen Zusammenbruch des Bolschewismus erhoffen ließen. Sollte das Baltenregiment, das den ganzen Sommer hindurch so schwere Opfer getragen hatte, nun auf die Frucht verzichten? War nicht vielmehr bei Anspannung aller Kräfte ein endlicher Umschwung zum Besseren, auch in der Heimat, zu erwarten? Durfte das Regiment dann fernbleiben? Es waren gewiß nicht ehrgeizige Motive, die den Entschluß, den Vormarsch auf St. Petersburg anzutreten, auslösten.

Der Vormarsch der Nordwestarmee begann planmäßig am 11. Oktober und entwickelte sich über Erwarten erfolgreich. Der Gegner wurde vollkommen überrascht und vernichtend geschlagen, so daß beispielsweise die gefürchteten ausgebauten Stellungen bei Gatschina ohne Widerstand geräumt wurden. Am 17. Oktober waren die Lievensche Division und die Reitenden Jäger in Krasnoje Selo eingerückt, die 2. und 3. Division über Gatschina hinausgelangt, die 1. über Luga hinaus bis Tschegol und Krjukowo im Vormarsch auf Oredesh und Batezkaja, welche Punkte sie am 21. erreichte. Die 4. Division hatte Strugi Belyja und Pljussa besetzt, und an der Sheltscha waren alle Angriffsversuche des Gegners gescheitert. Jetzt hing der Enderfolg hauptsächlich von zwei Umständen ab: der rechtzeitigen Unterbrechung der Nikolaibahn,

auf der der Gegner seine Reserven heranführen mußte, bei Tossno und die Mitwirkung der Engländer an der linken Flanke. Schon am 16. Oktober hatte General Rodsjanko dem Chef der 3. Division befohlen, unverzüglich eine Brigade mit einer Batterie auf Tossno in Bewegung zu setzen. Wie es sich später erwies, war weder dieser, noch auch ein am 17. Oktober wiederholter Befehl von Generalmajor Wetrenko ausgeführt worden, der mit seiner ganzen Division vielmehr auf Pawlowsk vorging, um, wie allgemein vermutet wurde, „nicht zu spät nach St. Petersburg zu kommen“

Links bei Gostilizy konnte zwar Verbindung mit dem ingrischen Regiment der 1. estnischen Division aufgenommen werden, das südlich um Krasnaja Gorka herum auf Oranienbaum und Peterhof vorging und bis Pjotrowskoje gekommen war, während weitere estnische Kräfte sich auf 5 km Krasnaja Gorka genähert hatten, hier aber nicht weiterkamen, weil die englische Flotte n i c h t eingriff. In Reserve befand sich bei Kaskowo das 4. estnische Regiment.

Jedoch alle diese Umstände waren noch nicht bekannt, als am 17. Oktober 8 Uhr abends die Abteilung des Stabsrittmeisters von Gruenewaldt (3. Kompagnie unter Oberleutnant Müller, M.-G.-Züge Wahl und Grünberg unter Leutnant v. Wulf) in Nisy verladen wurde. Da die Brücke bei Jamburg gesprengt war, mußte die Abteiluug in Sala ausgeladen werden und erreichte im Fußmarsch um 9 Uhr morgens des 18. Oktober Luzk. Da in Jamburg nur 2 Eisenbahnwagen verfügbar waren, wurde zunächst nur die 3. Kompagnie verladen. Um Mittag des 19. Oktober traf sie in Krasnoje Selo, wo sich der Stab der Lievenschen Division befand, ein und erhielt Befehl, zunächst beim Divisionsstabe in Reserve zu verbleiben.

Der weitere Vormarsch der Nordwestarmee war in den letzten Tagen auf sich stetig verstärkenden Widerstand gestoßen. Das reich entwickelte Eisenbahn- und Chausseenetz in der unmittelbaren Umgebung St. Petersburgs erleichterte dem Verteidiger nicht nur das rasche Heranführen von Truppen an jeden beliebigen Punkt, sondern ermöglichte auch ein sehr wirksames Eingreifen von Panzerzügen und Panzerautomobilen. Der energische Trotzki hatte die Verteidigung St. Petersburgs persönlich in die Hand genommen. Er warf zunächst alles, was er an Truppen zur Verfügung hatte, dem Angreifer entgegen, darunter in großer Zahl rein kommunistische Abteilungen, Matrosen, Kursanten, kurz — die Elite der roten Armee. Daneben wurde in St. Petersburg die Arbeiterschaft mobilisiert und

von anderen Fronten starke Reserven herangeführt. Die Unterlassungssünde General Wetrenkos, der die Nikolaibahn nicht unterbrochen hatte, begann ihre Folgen zu zeitigen. Von Tag zu Tag verlangsamte sich das Vorwärtskommen der Nordwestarmee, die mit der 3. Division auf Pawlowsk—Kolpino, mit der 2. auf Zarskoje Selo—Pulkowo und mit der 5. (Lievenschen) auf Ligowo—Strelna angesetzt wurde. Der linke Flügel dieser Division wurde von den Reitenden Jägern gedeckt, während noch weiter links das Regiment Petschora in Richtung Ropscha—Peterhof operierte und die Lücke zwischen der Nordwestarmee und den Teilen der 1. estnischen Division allerdings nur sehr unvollkommen ausfüllte. Falls es gelang, links das Meer zu erreichen, im Zentrum die beherrschenden Höhen von Pulkowo zu nehmen und rechts die Nikolaibahn bei Kolpino zu unterbrechen, so war die Einnahme St. Petersburgs immerhin noch möglich. Gehalten werden konnte es allerdings nur, wenn die Batterien von Krasnaja Gorka und Kronstadt so oder anders unschädlich gemacht wurden.

Das Baltenregiment war, wie erwähnt, der 5. (Lievenschen) Division zugeteilt worden. Als die 3. Kompagnie in Krasnoje Selo eintraf, hatte diese die ungefähre Linie Gorelowo – Nikorowo erreicht, während die 2. Division Zarskoje Selo und die 3. Division Pawlowsk und Zarskaja Slawjanka erobert hatten. Am Nachmittag des 19. Oktober griff der Gegner mit Matrosenabteilungen die linke Flanke der Division von Bolschije Rjumki her an. Der 3. Kompagnie wurde um 6 Uhr nachmittags befohlen, zur Unterstützung der dort fechtenden Reitenden Jäger auszurücken und am nächsten Tage Bolschije und Malyje Rjumki vom Feinde zu säubern. Die Kompagnie übernachtete bei den Vorposten der Reitenden Jäger in Annino und begann um 6 Uhr morgens des 20. Oktober den Angriff auf Hirwosi. Jedoch hatte der Gegner während der Nacht sowohl dieses Dorf, als auch Bolschije und Malyje Rjumki wieder geräumt, und auch der weitere Vormarsch der Kompagnie und der 2. und 4. Schwadron der Reitenden Jäger auf Kargino—Tanskino—Innolowo und Habolasi—Himosi—Medikaisi ging leicht vonstatten, da der Feind überall schon vor unseren Vorpatrouillen zurückzog. Gemeinsam mit den Reitenden Jägern unter Oberst von Benckendorff übernachtete die Kompagnie in Innolowo. Am Abend trafen hier die beiden von Jamburg antransportierten M.-G.-Züge unter Leutnant von Wulf ein, während der gleichzeitig eingetroffene Stab des Baltenregiments in Krasnoje Selo verblieb. Die Division des

Fürsten Lieven hatte an diesem Tage gleichfalls Erfolg gehabt und war bis Strelinskaja Podstawa und Bahnhof Ligowo vorgestoßen, dagegen konnten die 2. und 3. Division einem sich stetig verstärkenden und schwere Artillerie ins Gefecht führenden Gegner kein Terrain abgewinnen. Es erwies sich als unmöglich, die stark befestigten Höhen von Pulkowo im Frontalangriff zu nehmen. Um so energischer mußte der Erfolg der 5. Division ausgenutzt werden, denn war erst die linke Flanke durch Anlehnung an das Meer gesichert, so konnte die Pulkowo-Stellung von Flanke und Rücken her angegriffen werden.

Dementsprechend wurde für den 21. Oktober der weitere Angriff befohlen, und zwar wurde die linke Gruppe mit den Reitenden Jägern und den Teilen des Baltenregiments von Südosten, mit dem Regiment Petschora aber von Südwesten auf Rasbegajewo und Nastolowo angesetzt. Am frühen Morgen besetzte die 3. Kompagnie mit den beiden M.-G.-Zügen Palkolowo und gegen 9 Uhr konnte sie ungeachtet scharfen feindlichen Feuers auch den östlich des Strelna-Baches gelegenen Teil von Pawküla nehmen, während das westliche Ufer von einer starken Matrosenabteilung gehalten wurde. Es entspann sich ein mehrstündiges Feuergefecht auf 300—400 Schritt Entfernung, in dessen Verlaufe Leutnant Schönhardt, die beiden M.-G.-Zugführer Grünberg und von Wahl, der Schütze Baron Buxhövden und vier Mann der 3. Kompagnie verwundet wurden. Rasbegajewo und Nastolowo waren gleichfalls noch nicht erobert, als von der Division der Rückzugsbefehl eintraf. Das 2. Regiment des Fürsten Lieven (Regiment Riga) war nämlich von sehr überlegenem und durch Panzerzüge unterstützten Feinde geworfen worden und längs der Eisenbahn bis zum Truppenlager von Krasnoje Selo zurückgegangen, wodurch Flanke und Rücken der übrigen Division offen standen. Die Reitenden Jäger besetzten die Linie Russkoje Kaporskoje—Mysa Schungarowo, während die 3. Kompagnie des Baltenregiments und die beiden M.-G.-Züge über Terelewo nach Krasnoje Selo in Reserve rückten. Hier war am Vormittage auch die Schwadron des Baltenregiments mit der Bahn eingetroffen. Am Abend verbesserte sich die Lage der Division insofern, als der Bahnhof Skatschki wieder eingenommen wurde. Immerhin hatte es sich erwiesen, daß der Gegner die Sachlage richtig erkannt und seiner bedrohten rechten Flanke die größte Aufmerksamkeit zugewandt hatte.

Am 22. Oktober traf als nächster Echelon des Baltenregiments das reitende M.-G.-Kommando in Krasnoje Selo ein. Da die gesprengte Lugabrücke bei Jamburg noch immer nicht wiederhergestellt

worden und die Beute an rollendem Material während des Vormarsches nicht erheblich gewesen war, so waren die Nachschubverhältnisse auf der über 100 km langen Strecke Jamburg—Gatschina bezw. Krasnoje Selo ungünstig. Daher konnte das in Jamburg konzentrierte Baltenregiment auch nur sozusagen tropfenweise herangeführt werden; zeitweilig trat bei der Nordwestarmee auch Mangel an Artilleriemunition ein.

Der Feind fühlte mit stärkeren Patrouillen an der ganzen Front der 5. Division vor, und nach dem Rückschlage vom 21. Oktober herrschte hier eine gewisse Nervosität. So traf am 22. Oktober nachmittags die Meldung ein, Russkoje Kaporskoje sei vom Feinde genommen. Unter Führung von Stabsrittmeister von Gruenewaldt wurden die 3. Kompagnie, die beiden M.-G.-Züge, die halbe Schwadron und ein Geschütz dorthin dirigiert. Die Nachricht erwies sich jedoch als falsch und die Abteilung kehrte abends nach Krasnoje Selo zurück.

Am 23. Oktober setzte stärkerer feindlicher Druck auf den linken Flügel der Division ein. Die 3. Kompagnie mit den M.-G.-Zügen wurde daher nachmittags näher an die Front nach Rautela vorgezogen. Gleich nach ihrem Eintreffen erhielt sie die Mitteilung, daß nun Russkoje Kaporskoje doch vom Feinde besetzt sei. Gemeinsam mit der 1. Schwadron der Reitenden Jäger wurde daraufhin eine Stellung in Terelewo mit Front nach Norden und Westen bezogen. Der Feind ging jedoch nicht weiter vor. Ganz unklar waren die Verhältnisse an der äußersten linken Flanke, da die Verbindung mit dem Regiment Petschora verloren war.

In der Nacht wurde das 1. Regiment des Fürsten Lieven hinter der Front der Division nach links gezogen und um 8 Uhr morgens des 24. Oktober nahm es Russkoje Kaporskoje zurück. Nun wurde der Gegenstoß unternommen, um die linke Flanke endlich zu sichern. Das 1. Regiment des Fürsten Lieven sollte Rasbegajewo und Kawigont, die 3. Kompagnie des Baltenregiments mit dem reitenden M.-G.-Kommando Habolasi angreifen. Zunächst ging der Angriff, wenn auch langsam, so doch stetig vorwärts; die 3. Kompagnie hatte sich auf 200 Schritt an die feindliche Stellung herangearbeitet, eine Lievensche Batterie belegte Kawigont mit energischem Feuer und der Feind schien erschüttert zu sein. Da ging die Artilleriemunition aus; im kritischen Augenblick stellte die Batterie das Feuer ein. Der Gegner sammelte sich und eröffnete ein rasendes Feuer. Als gegen 5 Uhr nachmittags der Regimentskommandeur Generalmajor Baron

Rahden gefallen war, hielt das 1. Regiment des Fürsten Lieven nicht mehr stand und ging in Auflösung auf Russkoje Kaporskoje zurück. Die 3. Kompagnie erhielt darauf Rückzugsbefehl und erreichte mit Verlust nur eines Verwundeten Terelewo, wo alle Teile des Baltenregiments vereinigt wurden. Der Stab begab sich nach Rautela, wo sich auch der Stab der Reitenden Jäger befand. An diesem Nachmittage traf die Batterie des Baltenregiments, die in dreitägigem Marsche längs der großen Chaussee von Jamburg herangerückt war, in der Kolonie Kipenj ein. Da sich zu diesem Zeitpunkte die Auswirkung des Rückschlages bei Russkoje Kaporskoje noch nicht übersehen ließ, erhielt sie Befehl, dort zu übernachten und am nächsten Tage auf dem sicheren Wege über Taizy und Krasnoje Selo heranzukommen. In Kipenj wurde übrigens der Stab des Regiments Petschora vorgefunden, dessen Stellungen sich bei Ropscha befinden sollten.

Inzwischen war auch bei der 2. und 3. Division ein Rückschlag eingetreten. Zarskoje Selo und Pawlowsk mußten aufgegeben werden, und ein Versuch, diese Orte wiederzunehmen, hatte keinen Erfolg. Man mußte sich eingestehen, daß ein durchschlagender Erfolg nicht mehr möglich war. Die Zeit arbeitete für den Gegner, der sich von Tag zu Tag verstärkte und die Initiative an sich zu reißen drohte. Die große Operation — die Einnahme St. Petersburgs — war augenscheinlich mißlungen, aber die Armee war nicht geschlagen, wenn auch einzelne Regimenter Anzeichen dafür boten, daß sie den inneren Halt zu verlieren begannen. Der Armeeführer mußte die Konsequenzen aus dieser Sachlage ziehen. General Judenitsch war in Gatschina eingetroffen, außer ihm aber noch ein riesiger „Stab des Generalgouverneurs und Kommandierenden der Truppen auf dem Kriegsschauplatze" mit dem General von Glasenapp an der Spitze, dessen einzige Funktion anscheinend darin bestand, etwa 60 Offiziere — der Truppe zu entziehen. Der einzig richtige Entschluß wäre nunmehr der Abbruch der Operation und ein Zurückführen der Armee in eine geeignete Stellung gewesen. Doch General Judenitsch übersah augenscheinlich die Sachlage nicht. Er führte die 1. und eine Brigade der 4. Division, sowie das Reiterregiment Bulak-Balachowitsch von Süden heran, um dennoch die Einnahme St. Petersburgs zu erzwingen, und öffnete dem Feinde dadurch die Anmarschstraßen in die rechte Flanke und den Rücken der Nordwestarmee.

Mit Hilfe dieser Verstärkungen sollte nun der Versuch gemacht werden, zunächst Oranienbaum und Peterhof einzunehmen. Allein

der Gegner kam diesem Plane zuvor, am 25. Oktober holte er zum entscheidenden Schlage aus. An diesem Tage lagen die abgesessene Schwadron des Baltenregiments mit dem reitenden M.-G.-Zuge (4 schwere M.-G.) und einem Zuge der 3. Kompagnie in Stellung vor Terelewo, der Rest der 3. Kompagnie und die beiden M.-G.-Züge Wulf in Reserve in Terelewo; der Stab befand sich in Rautela, die Pferde der Schwadron in Himosi. Die Batterie erreichte am frühen Nachmittag Taizy, wo sie abkochte und fütterte. Links standen in Russkoje Kaporskoje das 1. Regiment des Fürsten Lieven mit 2 Geschützen und in Ropscha das Regiment Petschora, rechts in Rymalowo und östlich die Reitenden Jäger und weiter die übrigen Teile der 5. Division.

Stabsrittmeister von Gruenewaldt schildert das entscheidende Gefecht folgendermaßen: „Auf unserem Frontabschnitt ist bis etwa 12 Uhr bei den Roten alles ruhig, abgesehen von einzelnen Leuten, auch kleineren Gruppen, die bei den Schützengräben beobachtet werden und auch hin und wieder Gewehrfeuer auf unsere Stellung eröffnen. Etwa von 11 Uhr an wird Russkoje Kaporskoje mit Artillerie-Einzelfeuer belegt — resultatlos —, während weiter östlich vor Krasnoje die Stellungen der Division Lieven unter wesentlich schwererem Feuer liegen. Gegen 12 Uhr trifft vom Regiment Petschora die Meldung ein, daß seine Stellungen vor Ropscha von überlegenen roten Kräften angegriffen werden. Zwecks besserer Verbindung und Kontrolle werden drei Meldereiter über Himosi nach Ropscha geschickt.

Gegen 1 Uhr nachmittags entwickelt sich aus einem Birkenwalde, gegenüber der linken Flanke der Stellung Kaporskoje, ein Angriff der Roten mit beträchlichen Infanteriekräften. Gleichzeitig trifft aus dem Divisionsstabe die Nachricht ein, die Verbindung Krasnoje—Ropscha längs der Chaussee wäre unterbrochen, ein nach Ropscha abgeschicktes Lastauto vom Feinde beschossen und genommen. Der Infanterieangriff auf Kaporskoje nimmt an Frontausdehnung immer mehr zu und richtet sich alsbald auch frontal gegen unsere Stellung Terelewo. Zwecks Sicherung unserer linken Flanke und Unterstützung des 1. Regiments Fürst Lieven werden auf dem Abhang in Richtung Kaporskoje vorgeschoben zwei leichte M.-G. mit Bedeckung unter Führung von Stabsrittmeister Graf Tiesenhausen, die dann durch zwei schwere M.-G. Leutnant Wulf verstärkt werden. Trotz wirksamsten Flankenfeuers unsererseits wird Kaporskoje von den Roten gestürmt und genommen, wohl infolge der Demoralisation des 1. Regiments Fürst

Lieven, das beim Verlassen seiner Stellung 13 M.-G. und zwei Geschütze einbüßt.

Jegliche Verbindung mit unseren Nachbarn zur Linken ist unterbrochen. Unsere linke Flankensicherung wird durch einen Zug der 3. Kompagnie (Oberleutnant Müller) verstärkt, unter gleichzeitiger Übermittlung des Befehls abzubauen und die Hügel südöstlich von Terelewo zu besetzen, falls der Durchbruch des Feindes in der Richtung Himosi weitere Dimensionen annehmen sollte. Unsere Besatzung hat mittlerweile beträchtliche Verluste aufzuweisen: an der rechten Flanke fällt Oberleutnant Werner von Gavel, Leutnant Alfred von Bock wird verwundet; an der linken Flanke werden Leutnant von Wulf, Schütze Lackschewitz und mehrere Russen verwundet aus dem Feuer getragen.

Während der Frontalangriff auf Terelewo in unserem Feuer ins Stocken gerät, stoßen die Roten von Kaporskoje aus auf Himosi durch, wodurch die Gefahr einer tiefen Umgehung unserer linken Flanke greifbare Gestalt annimmt. Nach vorhergehender telephonischer Rücksprache mit dem Divisionschef wird unsere Stellung bei Terelewo unter schwerem Feuer geräumt und unsere Schützenkette auf die Linie Rymalowo-Höhen zwischen Rautela und Terelewo zurückgenommen. An der linken Flanke, die mittlerweile auf ein schweres M.-G., Stabsrittmeister Graf Tiesenhausen, Oberleutnant Müller und sieben Schützen zusammengeschmolzen war, schleppt sich Graf Tiesenhausen, von drei Kugeln getroffen, verwundet heraus, Oberleutnant Müller bleibt tödlich getroffen im Feuer und kann von seinen Leuten trotz verzweifelter Anstrengungen nicht herausgetragen werden. Ebenso bleiben im Feuer die Gewehrführer der M.-G.-Kompagnie Henning und Karamorin. Im Dorfe Terelewo wird Leutnant Gustav Hoppe schwer verwundet hinausgetragen.

Die Roten setzen ihre Angriffe auf unsere neue Linie fort, unter Zuhilfenahme der beiden frisch erbeuteten Geschütze des 1. Regiments Fürst Lieven. Es scheiden aus Oberleutnant Roman von Schubert (tödlich verwundet), die Reiter Baron Stackelberg (Sten) und von Glasenapp (Guido), beide leicht verwundet. Da nunmehr der Frontalangriff der Roten sich beinahe ungehindert bis an die nördlichen Hügelabhänge von Rymalowo entwickelt hat, wird unsere Linie wiederum zurückgenommen — bis Rautela, welches nach kurzem starkem Feuer gleichfalls geräumt werden muß. Bei der nächstfolgenden Stellung, etwa 600 Schritt südöstlich Rautela, gewinnen wir Fühlung — rechts mit abgesessenen Reitenden Jägern, links mit den

gänzlich zusammengewürfelten Resten des 1. Regiments Fürst Lieven. Die Führung der 3. Kompagnie hat Leutnant Barth übernommen. In letztgenannter Stellung wird der Schütze Erwin Berendts tödlich verwundet, der Reiter Robert Gernhardt kontusioniert und Leutnant Wolfgang Clapier de Colongue leicht verwundet. Da unterdessen an der rechten Flanke der Reitenden Jäger das 3. Regiment Fürst Lieven beginnt, seine Stellung befehlsgemäß zu räumen, wird auch unsere Linie unter allmählich schwächer werdendem Druck nochmals verlegt, und zwar bis hart an die Chaussee Ropscha—Krasnoje. Hier rückt der Feind nicht mehr nach, sondern begnügt sich damit, aus größerer Entfernung ein spärliches Gewehrfeuer zu unterhalten. Laut schriftlichem Befehl des Divisionschefs werden die Reitenden Jäger Oberst von Weiß unterstellt, der die Weisung erhält, mit seiner gemischten Abteilung auf die Linie Kairolasi—Kipenj zurückzugehen. Rechts von uns soll das 3. Regiment Fürst Lieven bei Aropakasi in Stellung gehen, links das Regiment Petschora, das aufzufindeu gleichfalls Aufgabe unserer Abteilung ist. Bei anbrechender Dunkelheit erfolgt der Aufbruch zur „Laboratornaja Roschtscha", welch letztere als Treffpunkt unserer sämtlichen Einheiten designiert ist. Kurz vorher trifft Stabskapitän Baron Meyendorff mit der Meldung ein, unsere Batterie wäre von Taizy aus im Anmarsch auf Krasnoje. Er erhält Befehl, mit der Batterie nach Taizy und nötigenfalls nach Pudostj zurückzugehen und dort weitere Befehle abzuwarten. Unsere sonstigen Einheiten: Stab-Eskadron, reitende M.-G.-Kompagnie, M.-G. Wulf und 3. Kompagnie sammeln sich bei der „Laboratornaja Roschtscha" Im Hause des Wächters wird in kurzem Kriegsrat beschlossen, nach Staroskworizy zu gehen, um von dort aus in Richtung Kipenj—Krasnoje zu rekognoszieren und mit den Nachbarn in Aropakasi Verbindung zu halten. In zwei Kolonnen geht es dem neuen Ziele entgegen: die Reitenden Jäger schlagen den nördlichen Weg ein, das Baltenregiment den südlichen, beide Kolonnen unter ortskundiger Führung und vorausgeschickter Kavallerieaufklärung. Über Aropakasi, woselbst Verbindungsleute beim 3. Regiment Fürst Lieven zurückbleiben, wird Staroskworizy am 26. Oktober gegen 1 Uhr nachts erreicht. Hier wird das Regiment Petschora vorgefunden, das über Ropscha—Kipenj angeblich unter starkem feindlichen Druck gleichfalls nach Staroskworizy zurückgegangen war. Das Regiment Petschora übernimmt die Sicherung (eine Kompagnie) auf der Straße nach Kipenj bei Medijasi, wir stellen eine Feldwache bei der „Redoute" auf dem Wege nach Aropakasi. Alles übrige Ruhenacht, Schmutz, Quartiermangel, Dunkelheit.

Die Verluste des Baltenregiments am 25. Oktober: gefallen Balten 3 Offiziere, 2 Mann, verwundet 5 Offiziere, 5 Mann; — Russen gefallen, verwundet, verschollen ca. 25 Mann."

Der 25. Oktober mußte die letzten Zweifel darüber beheben, daß eine Fortsetzung der Operation zwecklos war. Nur ein großzügiger Entschluß konnte die Nordwestarmee noch vor der Vernichtung bewahren, denn durch die Aufgabe von Kipenj war die Armee von ihrer Hauptrückzugsstraße, der Chaussee Krasnoje Selo—Jamburg, abgedrängt und die Verbindung mit der 1. estnischen Division endgültig verloren; infolge des Heranziehens von Verstärkungen aus der Gegend Luga und Strugi Belyja war aber auch die rechte Flanke ungesichert. Der Nordwestarmee drohte Einkreisung, wenn der Gegner die Sachlage auszunutzen verstand.

Die nächstliegende Gefahr drohte von Norden. Dem Oberst von Weiß wurde der Befehl gegeben, mit dem Baltenregiment, den Reitenden Jägern und dem Regiment Petschora die linke Flanke der Armee zu decken und die Chaussee wiederzugewinnen. Es erwies sich jedoch, daß das letztgenannte Regiment jegliche Kampffähigkeit eingebüßt hatte. Es zog sich am frühen Morgen vor angeblich sehr überlegenem Feinde aus Medijasi zurück, während es sich bald herausstellte, daß der Gegner bis 10 Uhr vormittags sogar Kipenj noch nicht besetzt hatte. Also auch diesen wichtigen Punkt hatte das Regiment vor einer eingebildeten Bedrohung aufgegeben, ja nach allem ist es zweifelhaft, ob es am 25. Oktober überhaupt angegriffen worden und nicht vielmehr vor einer bloßen Demonstration des Gegners, der den Hauptschlag ja viel weiter östlich führte, ausgewichen ist. Das wird wenigstens von den Esten behauptet, deren rechte Flanke durch das Zurückgehen des Regiments Petschora bloßgestellt wurde, wodurch der Gegner die Möglichkeit erhielt, das ingrische Regiment zu umfassen und fast ganz zu vernichten.

Oberst von Weiß hielt Staroskworizy mit der Redoute durch die 3. Kompagnie und die M.-G.-Züge besetzt, die Schwadron klärte in Richtung Kipenj und Kairolasi auf und die Batterie ging bei der Kirche Skworizy in Stellung. Das Regiment Petschora bezog eine Stellung bei Maloje Staroskworizy und Woudila, während die Reitenden Jäger Wolkowizy und Witino besetzten, aber beide Orte vor starken Matrosenabteilungen räumen mußten. Auch Kipenj wurde am Vormittag von Matrosen besetzt. Die Gruppe des Obersten von Weiß war augenscheinlich viel zu schwach, um die tiefe Umgehung, die Tatsache geworden war, zu liquidieren. Daher ordnete General Graf

Pahlen — General Judenitsch war längst wieder in Narva und gab der Armee keine weiteren Befehle — an, daß General Permikin mit den sehr guten Regimentern Talabsk und Semenow von der eben eingetroffenen Brigade der 4. Division in seiner Stellung vor Gatschina abgelöst und an die linke Flanke gehen sollte. Am Abend ging der rechte Nachbar der Gruppe von Weiß, das 3. Regiment Fürst Lieven auf die Linie Terwolowo—Malkino—Alapursk oje zurück.

Am Morgen des 27. Oktober näherten sich mehrfach feindliche Aufklärungsabteilungen der Redoute, wurden aber jedesmal von der 3. Kompagnie abgewiesen. Im Laufe des Tages traf die Gruppe Permikin in Staroskworizy ein, der nun auch die Reitenden Jäger zugeteilt wurden. Am Abend griff Permikin überraschend Medijasi und Pella an, wobei er gegen 600 Gefangene machte. Am Morgen des 28. Oktober setzte er mit Unterstützung zweier Baby Tanks, der Batterie des Baltenregiments und des gleichfalls herangezogenen Reiterregiments Bulak-Balachowitsch den Angriff fort. Terwolowo wurde leicht genommen, und trotz Flankenfeuers von bei Wysozkoje stehenden Batterien wurde auch das hochgelegene und befestigte Kipenj erobert, wobei das Hauptverdienst den beiden Tanks zufiel. Die Kavallerie wurde darauf nach Westen auf Witino vorgeschickt und fand diesen Ort vom Feinde frei, der durch einen energischen Vorstoß des 4. estnischen Regiments auf Djatlizy zersprengt worden war. So war jetzt die größte Gefahr an der linken Flanke abgewendet. Das Baltenregiment wurde vom Regiment Petschora abgelöst und nach Kesela in Reserve verlegt, was um so notwendiger war, als sich die mehrfach erwähnten psychologischen Folgeerscheinungen von großen Verlusten in der Schwadron bemerkbar machten.

Doch schon am nächsten Morgen wurde die Batterie eilig nach Kipenj beordert. General Permikin hatte zwar auch noch Ropscha genommen, jetzt aber begann der Feind mit starken Gegenangriffen. Auf Lastautos montierte Schiffskanonen nahmen Kipenj unter starkes Feuer, während gleichzeitig das Regiment Semenow in Pella angegriffen wurde. Die Batterie ging zunächst in den Wald westlich Terwolowo (die große Straße lag unter Feuer), wobei ihr der inzwischen eingetretene Frost sehr zustatten kam. Von hier aus wurde ein Geschütz auf der schnurgeraden Straße in Kipenj aufgestellt, um die erwähnten Autos unter direktes Feuer nehmen zu können. Der Feind eröffnete ziemlich starkes Infanteriefeuer auf das weithin sichtbare Geschütz, die Autos aber erschienen nicht mehr. Nachdem mit Hilfe der Tanks die angreifenden Abteilungen von Kipenj zerstreut

worden waren, ging die Batterie bei Muldija in Stellung und unterstützte das Semenowsche Regiment in seiner Verteidigung.

Der 30. Oktober brachte weitere Erfolge. Das 1. und 3. Regiment Fürst Lieven machten einen Vorstoß auf Nowopurska, das Regiment Petschora auf Aropakasi, wobei Gefangene gemacht wurden. Das Regiment Semenow nahm Hutelowo und Kairolasi. Alles dieses konnte aber die Gesamtlage nicht mehr ändern. Der Gegner hatte die Schwächung der Südgruppe der Nordwestarmee wohl bemerkt und Luga und Mschinskaja genommen. Der Weg nach Wolossowo, tief im Rücken der Nordwestarmee, lag ihm frei. Der Rückzug war unvermeidlich geworden, es handelte sich nur darum, sich möglichst leicht vom Feinde zu lösen. Das einzige Mittel hierzu war, dem Feinde einen fühlbaren Schlag zu versetzen, um ihm die Initiative endgültig zu entreißen. Daher wurde für den 1. November der Angriff auf Wysozkoje und Aropakasi befohlen. Ersteres wurde im Laufe der Nacht, vom 1. auf den 2. November von der Gruppe Permikin unter Unterstützung der Batterie des Baltenregiments genommen, während der kombinierte Angriff der Regimenter Petschora und 1. Fürst Lieven mißlang, weil letzteres sich verspätete. Das Regiment Petschora erlitt bedeutende Verluste, so daß es aus der Front gezogen werden mußte. Die 3. Kompagnie des Baltenregiments bezog am Abend des 1. November infolgedessen wieder die Stellung in Staroskworizy. Am 2. November ging die Batterie nach Pella vor, um die Garnison von Wysozkoje wirksam unterstützen zu können. Es gelang ihr dabei, ein feindliches Panzerauto zusammenzuschießen. Mit Dunkelwerden wurde der Rückzug angetreten. Der Feind folgte nicht Erst am nächsten Tage begann er mit Patrouillen vorsichtig vorzufühlen. Der Zweck der letzten Kämpfe war erreicht.

Am Abend des 3. November wurde der Rückzug fortgesetzt, ohne daß der Feind nachgedrängt hätte, und am Morgen des 4. November die vorgesehene Linie erreicht. Diese verlief von Sosnizy über Kalitino, Kikerino, Gorki und nördlich über die Chaussee, war also einer Bedrohung von Mschinskaja her nicht mehr ausgesetzt. Hier sollte das 1. Korps sich festsetzen und halten, bis eine neue Operation vorbereitet werden konnte, während die übrigen Teile der Nordwestarmee weiter südlich im Rayon Samrosee—Gdow verwandt werden sollten. Leider war aber die neue Linie in keiner Weise vorbereitet worden, und es war fraglich, ob der Feind Zeit zum Ausbau von Stellungen lassen würde.

Der Stab des Regiments quartierte sich in Muratowo ein, die 3. Kompagnie in Wolgowo als Divisionsreserve, daselbst fuhr die

Batterie in Stellung auf. Die Schwadron klärte gegen Staroskworizy auf und stellte zunächst fest, daß das Dorf Gorki, dem Befehle widersprechend, vom 2. Regiment Fürst Lieven nicht besetzt sei. Der Feind wurde gegenüber dem Abschnitte der Division auf weite Entfernung in vorsichtigem Anmarsche festgestellt.

Jedoch schon in der Nacht veränderte sich die Lage, da die nördlich an der Chaussee fechtende 2. Division auf Kaskowo zurückgedrängt wurde, wodurch auch der linke Flügel der Lievenschen Division auf die Höhe von Muratowo zurückgenommen werden mußte. Gegen 2 Uhr nachmittags stellte die Schwadron fest, daß Gorki kampflos von den Roten besetzt worden sei, da ungeachtet der Meldung vom vorigen Tage das 2. Regiment Fürst Lieven dieses Dorf nicht in seine Stellung einbezogen hatte. Dadurch wurde die Lage der Batterie in Wolgowo gefährdet, und auf Befehl des Stabsrittmeisters von Gruenewaldt rückte sie mit der 3. Kompagnie nach Torossowo ab. So war hier durch eine Unachtsamkeit ein Einbruch in der Front entstanden, was Veranlassung zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem nach Mednikowo verlegten Regimentsstabe und dem Divisionsstabe gab.

Am 6. November sollte sich das Regiment in Klopizy als Divisionsreserve versammeln. Stab und Schwadron rückten aus Mednikowo, die Batterie aus Torossowo über Gubanizy dorthin. Die 3. Kompagnie, welche auf einem Waldwege direkt aus Torossowo nach Klopizy marschieren wollte, geriet beim Abmarsch in einen Hinterhalt, wobei 4 Russen verschollen und dem Kompagnieführer Kapitän Kügler das Pferd erschossen wurde. Sie erreichte Klopizy erst am späten Abend. Fast unmittelbar nach ihrem Abrücken wurde Torossowo von den Roten erstürmt, und auch nördlich fand ein erneuter Durchbruch bei der 2. Division statt. Immer mehr zeigte es sich, daß die Truppen des 1. Korps durch die seit dem 11. Oktober ununterbrochen andauernden schweren Kämpfe sehr übermüdet und der moralischen Anspannung einer nachhaltigen Verteidigung nicht mehr gewachsen waren. Die Front der Division wurde noch am Abend auf Klopizy — Gubanizy zurückverlegt, das Baltenregiment ging in das von Trains und Flüchtlingen überfüllte Ronkowizy, während der Schwadron der Auftrag erteilt wurde, eine fliegende Post zwischen dem Divisionsstabe in Terpilizy und dem Korpsstabe in Molofkowizy einzurichten.

Doch zur Ausführung dieses Befehls kam es nicht mehr. Schon um Mittag des 8. November traf ein allgemeiner Rückzugsbefehl auf Jamburg ein. Der Feind hatte nämlich zu einem großen Schlage

im Süden ausgeholt, Gdow erobert und bedrohte nun Jamburg von Süden her. Am 8. November wurden daher die 1. und 2. Kompagnie des Baltenregiments mit je 4 M.-G. von Jamburg nach Süden verlegt, um die Anmarschstraßen im Rayon von Priluga und der Kolonie Frankfurt zu sichern. Am Abend dieses Tages trafen die übrigen Teile des Regiments nach beschwerlichem Marsch über Terpilizy, Konnochowizy, Koloshizy in Jamburg ein. Sie wurden in Gegend Luzk untergebracht.

Am 9. November trat das Baltenregiment auch operativ wieder unter den Befehl der 1. estnischen Division. Hiermit war diese Episode für das Baltenregiment beendet.

Es bleibt nur übrig, einen Rückblick auf die St. Petersburger Operation zu werfen. Wir sahen, daß sie aus verschiedenen Gründen unternommen werden mußte; man muß weiter zugeben, daß sie von dem Kommando der Nordwestarmee gut vorbereitet und eingeleitet worden war. Sie verlief programmäßig und sogar leichter als erwartet bis zu dem Punkte, wo der anfängliche Plan durch eine straffe, zielbewußte und operativ geschickte Führung abgelöst werden mußte. Dann aber entwickelte sie sich nicht weiter, weil die Führung versagte. Die folgenschwere Unbotmäßigkeit Generalmajor Wetrenkos ist ein deutliches Zeichen für das Fehlen einer straffen Führung, die die Eigenart der Unterführer kennt und dementsprechend ihre Maßnahmen trifft. Nachdem dieser Fehler einmal geschehen war, konnte die Operation nur noch bei zweckmäßigster, sparsamster und energischster Ausnutzung aller Kräfte gelingen. Stattdessen sehen wir, daß jede der drei Divisionen in ihrem Abschnitt frontal angreift und dadurch dem technisch und zahlenmäßig überlegenen Feinde die Möglichkeit gegeben wird, sich die günstigste Stelle für den Gegenstoß auszusuchen und so die Initiative an sich zu reißen. Von diesem Augenblicke, d. h. schon vom 21. Oktober an, war die Einnahme von St. Petersburg aussichtslos und ein weiteres Verbleiben in der in jeder Beziehung ungünstigen Stellung vor Gatschina mithin zwecklos. Auch das Heranführen von Reserven konnte nichts helfen, da der Gegner täglich mehr Truppen heranbringen konnte, als die Führung der Nordwestarmee, das zahlenmäßige Verhältnis sich also immer nur verschlechtern mußte. So sehen wir denn auch, daß die Reserven nur zur Liquidation der sehr bedrohlichen Lage an der linken Flanke, nicht aber zu einer strategischen Operation verwandt werden konnten. Aber ganz abgesehen davon wurde durch die Entblößung von Batezkaja und Luga dem Feinde der Weg in den Rücken der Nordwestarmee geöffnet. Dadurch mußte sie sogar, wenn es ihr wider Erwarten gelang, St.

Petersburg einzunehmen, in die schwierigste Situation geraten: sie konnte selbst in St. Petersburg eingeschlossen werden, wie ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt. Unter solchen Umständen war ein rechtzeitiger Rückzug das einzig Richtige. Aber die Führung konnte sich zu diesem Entschluß nicht durchringen. Er wurde — und zwar nicht von General Judenitsch, der noch aus Narva, ohne die Situation zu kennen, den lapidaren Befehl gab: „General Wetrenko mit der 3. Division hat St. Petersburg zu nehmen", sondern von General Graf Pahlen — erst gefaßt, als die in wochenlangen Kämpfen ermattete Nordwestarmee durch Vorstoß des Feindes über Mschinskaja in die größte Gefahr geraten war. Der Rückzug zeigte dann die demoralisierenden Folgen des unglücklichen Ausgangs einer von der Truppe mit höchster Anstrengung durchgekämpften Operation.

Aber nicht das mititärische Versagen der Führung allein war Ursache zum Mißerfolg. Sehr wesentlich war das Ausbleiben der Engländer, die ihre Mitwirkung vor Krasnaja Gorka und Kronstadt zugesagt hatten. Dieses Ausbleiben wird zum Teil, aber nicht vollständig, durch die Ereignisse bei Riga erklärt, wo General Fürst Awaloff-Bermondt gerade zu dieser Zeit seine abenteuerliche Operation begonnen hatte, die bekanntlich einen Teil der englischen Flotte zum Eingreifen veranlaßte. Vom Standpunkte der Nordwestarmee muß dieses Unternehmen geradezu als Dolchstoß in den Rücken angesehen werden. Jedoch, wie wir aus den Memoiren des Admirals Pitka wissen, verblieb immerhin ein Teil der englischen Flotte im östlichen Teile des Finnischen Meerbusens, ohne jedoch aktiv einzugreifen. Die Motive hierzu werden vielleicht verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß die englischen und die estnischen politischen Interessen hinsichtlich der Nordwestarmee sehr ähnliche waren, und dazu die unerwartet offenherzige Äußerung Pitkas berücksichtigt, er habe die Operation gegen Krasnaja Gorka nicht unternommen, um die Nordwestarmee zu stützen, sondern um zu verhindern, daß die russische Flotte in die Hände dieser Armee falle. Wiederum zeigte sich die Folge des politischen Gegensatzes in verheerendster Weise, und auch hierbei ist das Oberkommando der Nordwestarmee nicht ohne Schuld gewesen.

Alles in allem, die so schwierige Operation war nur durchzuführen, wenn die Führung sich sehr hohen Ansprüchen gewachsen zeigte. Das war jedoch durchaus nicht der Fall gewesen. Die Fehler der Führung aber mußte die verblutende Fronttruppe büßen und die Menge der Flüchtlinge aus den zeitweilig besetzten Gebieten, die sich jetzt in breiter Welle mit Wagen und Vieh und kümmerlichem Hausrat den Grenzen Estlands zuwälzte.

Die Laienbühne in Kurland und Livland

Von Georg Casperson

I.

Früher sagte man Dilettantentheater, wenn man das nichtberufsmäßige Theaterspiel meinte, heute spricht man vom Laienspiel, von der Laienbühne. Das ist keine Modesache. Die Bedeutung des Wortes hat sich eben gewandelt, und der neue Sprachgebrauch will nur den neuen Inhalt zum Ausdruck bringen. Wir verstehen unter Laienbühne etwas wesentlich anderes, das sich mit dem Begriff Dilettantentheater nicht mehr deckt. Ja das heutige Sprachempfinden hat das Wort Dilettantentheater in gewissem Sinne degradiert; es wird mit dem Wort Dilettantentheater mehr oder weniger eine Geringschätzung ausgedrückt. Allerdings läßt sich nicht immer ein scharfer Trennungsstrich zwischen dem Dilettantentheater (Vereinstheater) und der Laienbühne ziehen; ist doch das Laienspiel nur ein bewußt veredeltes — ich möchte sagen — reformiertes Dilettantenspiel.

Der Begriff Laienspiel kennzeichnet eine neue Bewegung innerhalb des nichtberufsmäßigen Theaterspiels, die heute schon über das Stadium des Werdens hinausgekommen ist und in die Breite wächst. In Deutschland, wo sie nach dem Zusammenbruch entstand, hat sie sich durchgesetzt und erfaßt mehr und mehr auch das abgestandene Vereinstheater. Auch bei uns gewinnt diese Bewegung erfreulicherweise an Boden. Das ist aufs wärmste zu begrüßen. Denn je rücksichtsloser das alte Vereinstheater von der neuen Bewegung erfaßt wird, desto höher muß der Wert des Theaterspielens steigen, desto größer wird seine Bedeutung als Kulturfaktor für unser gefährdetes Deutschtum sein. Das Laien-„Spiel" will eben nicht nur die Zuschauer „amüsieren", wie es das Dilettanten-(Vereins-) Theater tut, sondern es fordert Zuhörer, die sich als eine Gemeinschaft fühlen, und die willig sind, ein Spiel, das ästhetische und ethische Werte auslöst, aus dem Tiefsten mitzuerleben, d. h. für den inneren Menschen eine Bereicherung zu erfahren. Denn auch die Spielgemeinschaft, die ein Stück zur Aufführung vorbereitet, will sich auf den Proben nicht „amüsieren", sondern im Bewußtsein, daß sie eine ernste Verantwortung auf sich nimmt, mit voller Hingabe das Kunstwerk erleben. Erst aus diesem Erleben heraus sucht die Spielschar nach einem Ausdruck für dieses Erleben. Da Laienspieler keine Berufsschauspieler sind, kann und soll ihr gestaltetes (nicht agiertes!) Spiel keine Kopie des Berufsschauspielers sein, und die Zuhörerschaft darf nicht erwarten, „Theater" zu sehen, sondern muß erzogen werden, sich darauf einzustellen, ein von der Spielschar erlebtes und dementsprechend gestaltetes Spiel nachzuerleben. Laien-„Spiel" ist eben seinem Wesen nach etwas durchaus anderes als Theater „machen". Nur ein solches Laienspiel ist fähig, Kulturwerte zu vermitteln, und nur ein solches Laienspiel, d. h. ein vertieftes, veredeltes Dilettantenspiel, sollte in unserer Heimat gepflegt und in alle Volkskreise getragen werden.

Wenn ich nun im weiteren von Laienbühne und Laienspiel spreche, so meine ich das nichtberufsmäßige Theaterspiel in diesem neuen und vertieften Sinne. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß alle Spiele, die ich im folgenden

betrachte, schon auf der Stufe des Laienspiels stehen. Wohl aber können wir mit Genugtung feststellen, daß die Spiele in den weiter unten genannten Städten im Laufe der Jahrzehnte die ausgesprochene Tendenz zeigen, sich über das übliche Vereinstheater hinaus zu entwickeln. Bewußt oder unbewußt, bald in die Tiefe greifend, bald wieder in unsichtbarem Tasten nur die Oberfläche berührend, — immer hat das Theater in den wenigen Städten Kurlands, die es seit Jahrzehnten pflegen, die Rolle eines Vermittlers wertvoller Kulturgüter gespielt.

Wir müssen nämlich die Tatsache stets im Auge behalten, daß wir nur ein deutsches Berufstheater in Riga haben, daß für die Provinz das Berufstheater demnach kaum in Betracht kommt. Daher hat das Laien-„Spiel" in den kleinen Städten und auf dem Lande — selbst wenn es noch auf der Stufe der alten Vereinsbühne steht — eine ganz andere gemeinschaftsbildende Kraft, als es bei dem Theater-„machen" auf den Vereinsbühnen in Riga der Fall ist. Diese besonderen landischen Verhältnisse bewirken dann auch zum Unterschied von Riga, daß ein jedes Spiel bis zu einem gewissen Grade über das Niveau des „Nur-Amüsiertheaters" hinausgehoben wird.

II.

Der Begriff Laienspiel kann sehr weit gefaßt werden. Unter diesem Sammelnamen kann man folgende Theaterspiel-Bereiche zusammenfassen:

1. Das Haustheater.

Darunter versteht man jedes nichtberufsmäßige Theaterspiel innerhalb des häuslichen Kreises. Sowohl Erwachsene als auch Kinder spielen auf der „Hausbühne" Das „Kindertheater" kann also als ein Sonderbereich des Haustheaters angesehen werden.

Leider läßt sich das kulturgeschichtlich überaus interessante Theaterspiel aus dem Bereich „Haustheater" zahlenmäßig nicht erfassen. Aber schon die Feststellung der Zeiten im Ablauf der Jahrzehnte, wann im Baltikum das Haustheater eine Rolle gespielt hat, und der Gesellschaftskreise, die dieses Spiel pflegten, wäre aufschlußreich.

Verschiedene Anzeichen scheinen mir dafür zu sprechen, daß wir heute wieder in einen Zeitabschnitt getreten sind, in dem das Haustheater eine Rolle zu spielen beginnt. Ich kenne Häuser, in denen z. B. das künstlerische Singspiel wieder gepflegt wird. Übrigens: Sind nicht Hausmusik und Haustheater Ausdruckserscheinungen verwandter Art? Wenn ja, fallen die Zeiten, in denen Hausmusik bei uns gepflegt wurde, mit den Zeiten zusammen, in denen auch das Haustheater blühte?

2. Das Studententheater.

Ich denke dabei nicht nur an das sogenannte Fuchstheater. Sollten ähnliche Gastspielfahrten, wie sie die Dorpatenser vor dem Weltkriege unternahmen, als sie Schillers „Räuber" aufführten, nicht auch früher stattgefunden haben? Wenn nicht alle Anzeichen trügen, macht das Studententheater in unseren Tagen eine tiefgreifende Wandlung durch in der Richtung einer Neubelebung und Vertiefung des Spiels. Oder sollte es nur ein Zufall gewesen sein, daß die Kuronen am 28. Mai 1927 in Frauenburg für die dortige Ortsgruppe des deutschen Elternverbandes ein Märchenspiel „Der Froschkönig" aufführten?

Das Studententheater könnte, wenn es bewußt die Pflege deutschen Volkstums betriebe, zu einem wichtigen Kulturfaktor in unserem Leben werden. Sollte man nicht annehmen, daß für diesen Abschnitt der baltischen Theatergeschichte viel unveröffentlichtes Material vorliegt? Darf man hoffen, daß, wenn das Interesse erst geweckt ist, aus den Kreisen der Studentenschaft selbst eine Sammlung des Materials vorgenommen werden wird?

3. Die Jugendbühne.

Darunter versteht man das Spiel der Jugend außerhalb von Schule und Haus, im besonderen das Spiel der bündisch organisierten Jugend. Es ist der jüngste Zweig des Laienspiels, der erst nach dem Kriege im Wachsen begriffen ist, und dem eine steigende Bedeutung für eine Vertiefung und neue Sinngebung unseres Lebens zukommt. Ich widme der Jugendbühne einen besonderen Abschnitt.

4. Die Laienbühne im eigentlichen Sinne (Dilettantentheater oder Vereinstheater nach der bisher üblichen Bezeichnung).

Über diesen Zweig des nichtberufsmäßigen Theaterspiels soll im folgenden gesprochen werden; doch muß ich zuvor eine Einschränkung machen. Nicht jedes Theaterspiel, das außerhalb des Berufstheaters auf einer Vereinsbühne aufgeführt wurde, kann berücksichtigt werden. Das Thema muß aus zwei Gründen viel enger gefaßt werden. Erstens ist es sehr schwierig, alle sogenannten Vereinsaufführungen zahlenmäßig zu erfassen. Das wäre eine Aufgabe für sich, die einmal auch durchgeführt werden muß; denn gewiß wäre es aufschlußreich, zu erfahren, was und wieviel auf unseren deutschen Vereinsbühnen gespielt worden ist und heute noch gespielt wird.

Aber noch aus einem anderen Grunde glaube ich ohne Schaden für unsere Zusammenstellung die üblichen „Vereins"-Aufführungen ausschließen zu dürfen: sie sind bei uns — wie in Deutschland auch — zumeist immer noch „Amüsiertheater"; sie haben mit künstlerischem Wollen nichts gemein; was sie bringen, ist weit überwiegend „Kitsch"; bestenfalls geben sie einen schlechten Abklatsch des Berufstheaters. Diese üblichen geschmacklosen Dilettantenaufführungen stehen auf der untersten Stufe des Theaterspiels überhaupt.

Ich gebe im folgenden nur einen Überblick über das Laienspiel in denjenigen Städten, die es seit langen Jahrzehnten pflegen, also auf eine alte Tradition zurückblicken. Es sind dies die Städte: Goldingen, Frauenburg, Schleck (Ortsgruppe), Kandau und die Kolonie Hirschenhof vor dem Kriege; für die jüngste Zeit: Goldingen, Frauenburg, Kandau, Libau, Windau, Tuckum und die Kolonie Hirschenhof. Für Mitau lassen sich keine Daten mehr erschließen*).

Eine Sonderstellung nimmt Riga ein. Es konnten nur die wenigen Aufführungen der Nachkriegszeit berücksichtigt werden, die neue Wege weisen und über die Daten vorliegen. Es sind dies die Aufführungen unter der Spielleitung von Frau E. Pabst-Burmeister (Märchenspiele), von Oberlehrer A. Blumenthal (Mysterien), von Oberlehrer G. Casperson (Singspiele).

---

*) Siehe den Aufsatz „Schultheater" im vorigen Heft der „B. M.".

III.

Um eine Übersicht zu ermöglichen, fassen wir alle Aufführungen, wie beim Schultheater, in drei zeitlich gegliederte Gruppen zusammen. Dann ergibt sich für die einzelnen Städte in der Provinz eine Zusammenstellung, aus der eindeutig hervorgeht, daß bis zum Jahre 1900 Lustspiel und Schwank fast ausschließlich den Spielplan der Laienbühne beherrschten. Zwar finden wir in Goldingen auch Singspiele und Schauspiele auf dem Programm, sie bilden aber durchaus eine Ausnahmeerscheinung (8% bezw. 6%). In der Zeit von 1864 bis 1892 sind in Goldingen von 42 Stücken nur 3 Schauspiele vom dortigen Wohltätigkeitsverein aufgeführt worden; alle drei Male bekannte Repertoirestücke der Schauspielerin und sehr produktiven Theaterschriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer (1800 1868), deren Stücke (etwa 100!) um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf allen Bühnen Deutschlands gespielt wurden*). Zwischen 1864 und 1875 wurden gespielt „Dorf und Stadt" mit der dankbaren weiblichen Rolle der Lorle und „Tochter des Südens" 1892 wurde das berühmteste Stück der Birch-Pfeiffer, „Die Grille", aufgeführt. Von Singspielen sind in diesem Zeitabschnitt aufgeführt worden: 1871 „Die Glocke" von Romberg; 1880 „Kaffeeklatsch" von Hübner (zweimal); 1889 Szenen aus Webers „Freischütz".

In dem zweiten Zeitabschnitt zwischen 1900—1918 überwiegt noch im Spielplan sämtlicher Bühnen das Lustspiel, doch ist das Programm nicht mehr so einsönig auf eine Spielgattung zugeschnitten: einerseits wird das Singspiel stärker betont, andererseits werden die ersten Versuche mit neuen Spielen gemacht: Märchen und Hans Sachs werden in das Repertoire aufgenommen. Es ist also die gleiche Erscheinung, die wir beim Schultheater feststellen konnten. Mit der Gründung der Deutschen Vereine nach der Revolution von 1905 erfuhr demnach nicht nur das Schultheater eine Neubelebung, auch die Laienbühne nahm einen neuen, verheißungsvollen Aufschwung. Die zielbewußte schaffensfrohe Kulturarbeit, die in den Deutschen Vereinen in Kurland und Livland geleistet wurde, wies letzten Endes auch der Laienbühne Wege und Richtung, den Spielplan gehaltvoller zu gestalten. Der Weltkrieg unterbrach diese viel versprechende Entwicklung. Erst die Gründung der Ortsgruppen des Deutschen Elternverbandes in Lettland gab der Laienbühne in den Provinzstädten wieder neues Leben.

Betrachten wir den jüngsten Zeitabschnitt nach 1921, so bemerken wir, daß das Lustspiel noch mehr, als es schon vor dem Kriege der Fall war, zurücktritt. An Bedeutung gewinnt das Schauspiel, besonders in den Ortsgruppen Goldingen, Frauenburg und Windau. Auch das Singspiel wird weiter eifrig gepflegt. Ausnahmeerscheinungen bleiben Märchen- und Hans-Sachs-„Spiel".

---

*) „Unter den weniger von dichterischen Absichten geleiteten, mehr für den Tagesbedarf der einnahmehungrigen Theaterdirektoren schreibenden Autoren waren Roderich Benedix und Charlotte Birch-Pfeiffer die meistgespielten dieses Zeitabschnittes. Sie setzten bestenfalls die Tradition der Iffland und Kotzebue fort Die Birch-Pfeiffer konkurrierte mit sentimentalen verlogenen Rührstücken, die sie nach spannenden Familienromanen bearbeitete, grobschlächtig, aber mit sicherem Instinkt für den Geschmack der bürgerlichen Masse." Siegfried Nestriepke. Das Theater im Wandel der Zeiten. Berlin 1928. Deutsche Buch-Gemeinschaft. S. 410 und 411.

Daß eine Neuorientierung des Spielplans eingetreten ist, erkennen wir deutlich, wenn wir alle Aufführungen vor und nach dem Weltkriege nach Spielgattungen und Zeitabschnitten geordnet zusammenstellen. Die Lustspiele gehen von 90% über 78% auf 52% zurück, die Schauspiele steigen von 3,5% über 8% auf 25%, die Singspiele von 6,5% über 4% auf 17%, während das Märchenspiel im zweiten 8%, im dritten Zeitabschnitt 5%, das Hans-Sachs-Spiel im zweiten 2%, im dritten Zeitabschnitt 1% aller Aufführungen ausmacht.

IV

Ich gehe nun zur Betrachtung der einzelnen Spielgattungen über, um festzustellen, was gespielt worden ist. Eine Übersicht über den Inhalt des Spielprogramms muß zeigen, ob sich im Laufe der Jahrzehnte innerhalb der einzelnen Spielgattungen der Geschmack geändert hat, und in welcher Richtung er eine Wandlung erfahren hat.

Das Lustspiel.

Die meistgespielten Autoren bis 1900 waren: Brisbarre und Marc-Michel mit 1 Stück und 6 Aufführungen. Gustav zu Putlitz mit 4 Stücken und 4 Aufführungen. Emil Pohl mit 2 Stücken und 3 Aufführungen.

Die meistgespielten Autoren bis 1918 waren: Roderich Benedix mit 4 Stücken und 4 Aufführungen. Chr. Ney mit 1 Stück und 3 Aufführungen. Hirthe mit 1 Stück und 3 Aufführungen. Kominsky-Weiß mit 2 Stücken und 2 Aufführungen. Schätzler-Parasini mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Läutner mit 1 Stück und 2 Aufführungen.

Die meistgespielten Autoren, deren Stücke bis zum heutigen Tage auf dem Spielplan stehen, sind: Kotzebue mit 7 Stücken und 9 Aufführungen. Karl Görlitz mit 5 Stücken und 6 Aufführungen. Gustav von Moser mit 3 Stücken und 4 Aufführungen. Angely mit 3 Stücken und 6 Aufführungen. Schönthan und Kadelburg mit 3 Stücken und 4 Aufführungen. Blumenthal und Kadelburg mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Laufs mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Belly mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Wichert mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Friedrich mit 2 Stücken und 3 Aufführungen. Körner mit 1 Stück und 3 Aufführungen. Reich mit 1 Stück und 3 Aufführungen. Jakoby und Laufs mit 1 Stück und 2 Aufführungen. Safranski mit 1 Stück und 2 Aufführungen.

Neu erscheinen seit 1921 folgende Stücke auf dem Spielplan: Thomas Brandons „Charlys Tante", Arnold und Bachs „Der wahre Jakob", Matherns „Meisterboxer", Presbers „Herbstzauber", Gutzkows „Zopf und Schwert", Hauptmanns „Biberpelz", Freytags „Die Journalisten", O. Ernsts „Flachsmann als Erzieher"

Fassen wir zusammen:

1. Die Feststellung, die wir beim Lustspielprogramm der Schulbühne machen konnten, daß nämlich das literarisch menig wertvolle Unterhaltungsstück bewußt zurückgedrängt wird, um literarisch wertvollen Stücken Platz zu machen, und daß diese Neubelebung und Veredelung des Lustspielprogramms erst in den Jahren nach 1905 einsetzt, — diese Feststellung können wir bei der Laienbühne

nicht machen. Während das alte Luſtſpiel-Unterhaltungsſtück nach 1905 von der Schulbühne verſchwindet, beherrſcht es bis zum heutigen Tage den Luſtſpielplan der Laienbühne. Die Neubelebung des Theaterſpiels nach 1900 kommt einzig darin zum Ausdruck, daß mehr und häufiger, als es bisher der Fall war, geſpielt wird, und daß auf Koſten des Luſtſpiels dem Singſpiel und Schauſpiel mehr Gewicht beigelegt wird.

2. Das Luſtſpielprogramm zeigt im Wandel der Zeiten eine Abhängigkeit vom Spielplan der Berufsbühne. Dieſe Abhängigkeit iſt aber ganz eigener Art: die berühmten „Zug"ſtücke der Berufstheater in Deutſchland erſcheinen auf unſerer Laienbühne mit einer Verſpätung von etwa 20–30 Jahren; erſt wenn ſie in Deutſchland aus der Mode gekommen ſind, gehen ſie bei uns über die Bretter. Aber auch Stücke wie Hauptmanns „Biberpelz" und Otto Ernſts „Flachsmann als Erzieher" ſind erſt 31 reſp. 25 Jahre nach ihrem Erſcheinen auf der Laienbühne bei uns geſpielt worden.

3. Erſt in den letzten Jahren bemerken wir in einigen Ortsgruppen (Libau und Windau) eine gewiſſe Neuorientierung in der Richtung, gehaltvollere Luſtſpiele an die Stelle der dürftigen Unterhaltungsſtücke aufs Programm zu ſetzen (Gutzkow, Hauptmann, Freitag, Otto Ernſt). Ob dieſe erfreuliche Erſcheinung den Anfang einer bewußten Abkehr vom überkommenen Erbe der Luſtſpiel„macher" bedeutet; ob ſie dahin gedeutet werden kann, daß ein ernſtliches Suchen nach wirklicher Luſtſpiel-„Dichtung" eingeſetzt hat, oder ob ſie nur als eine Zufallserſcheinung gewertet werden muß, — das wird die Zukunft lehren.

4. Das reformierte Luſtſpielprogramm der Laienſpielbewegung in Deutſchland hat auf die Geſtaltung des Spielplans unſerer Laienbühne bisher keinen nachweisbaren Einfluß ausgeübt.

Das Singſpiel.

Im Geſamtrepertoire unſerer Laienbühne hatte das Singſpiel immer eine untergeordnete Rolle. Es ſind nur einige wenige Ortsgruppen, die das Singſpiel pflegen: Goldingen, Kandau, Frauenburg und Schleck vor dem Kriege, Goldingen, Frauenburg nach dem Kriege. Goldingen bevorzugt die Operette. Folgende Operetten kamen in Goldingen zur Aufführung:

Leo Fall: „Brüderchen fein" 1913; Suppé: „Zehn Mädchen und kein Mann" 1917 und 1921, „Flotte Burſche" 1927 und 1928; Humperdinck: „Häuſel und Gretel" (Oper) 1922; Leo Stein: „Prachtmädel" 1922; Zerlett-Beutten: „Meine Frau das Fräulein" 1923; Bodanſki: „Hanni geht tanzen" 1923. Das Singſpiel „Max und Moritz" iſt aufgeführt worden: 1906 in Kandau; 1910 in Schleck; 1922 in Frauenburg. Außerdem in Schleck: „Die klügſten Tiroler Sänger" 1909; Szene aus der Oper „Preciosa" 1907. In Frauenburg die Singſpiele: „Michel und Lieſe" und „Lindenwirtin" 1906; Kominſky-Weiß: „Eheautomat" 1923; aus der Oper „Geiſha" 1925.

Vergleicht man das Singſpielprogramm mit dem Spielplan des Luſtſpiels, ſo kann man ſich nicht enthalten, ſein Bedauern darüber auszuſprechen, daß das Singſpiel bisher ſo ſtiefmütterlich behandelt worden iſt, und man möchte den Wunſch, daß in Zukunft dem Singſpiel ein weit größerer Raum im Geſamtſpielplan der Laienbühne eingeräumt werde, beſonders unterſtreichen. Vielleicht weckt gerade das Schubert-Jahr in weiteren Kreiſen das Intereſſe für das Singſpiel

und veranlaßt die eine oder andere Ortsgruppe, einiges aus dem von Dr. Erich Fischer in Berlin ausgegrabenen Schatz der unbekannten kleinen klassischen Singspiele aufzuführen*). Aber auch von Schubert selbst gibt es eine Reihe von Singspielen, die erst heute, 100 Jahre nach des Meisters Tode, ausgegraben worden sind. Das eine der soeben veröffentlichten Singspiele — „Die Weiberverschwörung" wird von der Berliner Städtischen Oper aufgeführt werden**).

Das Märchenspiel und das Hans-Sachs-„Spiel".

Wir wiesen schon früher darauf hin, daß sowohl das Märchen- wie auch das Hans-Sachs-Spiel erst nach der Jahrhundertwende in das Programm der Laienbühne aufgenommen wurde. Diese Spiele bildeten aber eine Ausnahmeerscheinung und sind es leider bis zum heutigen Tage geblieben. Das ist bedauerlich. Wir müssen aber auch noch eine andere Tatsache feststellen, die gleichfalls bedauerlich ist: das Märchenspiel auf der Laienbühne ist beim Ausstattungsstück stehen geblieben und hat die Entwicklung zum neuen Märchenstil nicht mitgemacht. Sollten wirklich die bahnbrechenden Versuche eines Haas-Berkow, eines Gümbel-Seiling und anderer Theaterreformer, die neben der Jugendbewegung am stärksten die Laienbühne beeinflußten; sie zu einer Neuorientierung veranlaßten; die der neuen Spielbewegung in Deutschland, wie wir sie eingangs charakterisierten, erst Richtung, Inhalt und Ziel gaben, — sollten diese Musterspiele einer neuen Laienbühne, die auch wir in Riga und in einer Reihe von Provinzstädten erleben durften, als die Haas-Berkow-Truppe im Februar 1924 in Lettland gastierte, so gar keinen Einfluß auf die Spielplangestaltung unserer Laienbühnen in der Provinz ausgeübt haben?

Noch weniger hat sich Hans Sachs auf der Laienbühne eingebürgert. 1909 sind in Goldingen vom Deutschen Verein „Die ungleichen Kinder Evä" gespielt worden; zwischen 1906—1914 „Der fahrende Schüler im Paradies" in der Kolonie Hirschenhof. Dortselbst 1922 „Kälberbrüten"

Das Schauspiel.

Nicht nur zahlenmäßig hat das Schauspiel im Laufe der Jahrzehnte einen immer breiteren Raum im Gesamtprogramm der Laienbühne eingenommen, es ist auch gehaltvoller geworden und zeigt im Gegensatz zum Lustspiel eine Entwicklung zum literarisch wertvollen Drama.

In der Zeitspanne von 1900–1918 fanden 3 Schauspielaufführungen statt, und zwar nur in Goldingen im Deutschen Verein. 1912 — E. J. Groth: „Roswitha von Gaudersheim". Ein dramatisches Kulturbild in 2 Aufzügen; 1916 — E. Geibel: „Die Albigenser" 1918 — Munier-Wroblewska: „Die Heimreise des letzten Kettler" Ein historisches Zeitbild.

Vergleichen wir dieses Repertoire mit dem Spielplan, der ein Menschenalter zurückliegt und, wie wir uns erinnern, ausschließlich von den Stücken der Charlotte Birch-Pfeiffer bestritten wurde, dann werden wir erst gewahr, wie sehr sich der Geschmack geändert hat. Man spielt nicht mehr Unterhaltungsstücke à la

*) Die 22 von E. Fischer herausgegebenen Singspiele sind bei Bote und Bock, Berlin, erschienen.

**) Siehe den Aufsatz Rolf Lauckner: „Schuberts vergessene Opern" in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Berlin, vom 21. Oktober 1928.

Birch-Pfeiffer, man wendet sich entschieden dem gehaltvolleren historischen Drama zu. Wieweit Zeiterlebnisse und Zeitstimmungen die Auswahl dieser Stücke beeinflußten, bleibe dahingestellt.

Der Spielplan des Schauspiels nach dem Kriege weist folgende 16 Stücke mit 20 Aufführungen auf, die ein erfreuliches literarisches Niveau zeigen.

Anzengruber: „Das vierte Gebot"; Goethe: „Die Geschwister"; Grillparzer: „Ein Traum ein Leben"; Halbe: „Der Strom"; Hofmannsthal: „Der Tor und der Tod"; Kleist: „Prinz von Homburg"; Meyer-Förster: „Alt-Heidelberg"; Philippi: „Wohltäter der Menschheit"; Schnitzler: „Liebelei"; Schönherr: „Glaube und Heimat"; Skowronnek: „Im Forsthause"; Sudermann: „Die ferne Prinzessin", „Johannisfeuer" „Fritzchen"; Wroblewska: „Fürstin"; eine Pantomime: „Harlekin und Columbine".

Die Laienbühne in Riga*).

In der Einleitung wurde schon darauf hingewiesen, daß die Laienbühne in Riga als solche garnicht behandelt werden kann; daß die Aufführungen der Nachkriegszeit nur insofern berücksichtigt werden, als sie neue Wege weisen und sich bewußt in den Dienst der neuen Laienspielbewegung stellen. Es ist klar, daß sich der Spielplan dieser Rigaer Laienbühnen**) wesentlich von demjenigen der Provinzbühnen unterscheiden muß.

Der Märchenspielplan zeigt folgendes Bild: 3 mal sind Stücke von Gümbel-Seiling aufgeführt worden: 1922 — „Das tapfere Schneiderlein"; 1925 — „Dümmlings Brautfahrt"; beidemal im Gebäude der ehemaligen Börsenkommerzschule. 1927 — „Gevatter Tod" im Frauenbundhause. Von Lina Hilger sind 3 Marchen 14 mal gespielt worden: 1926 — „Vom Wolf und den sieben Geißlein"; „Vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinigel" — je 6 mal in der Kl. Gilde, in Hagensberg, im Frauenbundhause, in der Börsenkommerzschule. 1927 — „Schneewittchen" 2 mal im Frauenbundhause. Von Hedwig Hoepfer: „Der Fuchs und die Gänse" 1926 in der Börsenkommerzschule.

Von Singspielen wurden aufgeführt: „Das alte Lied" mit Musik von Mozart — 1923 in der Börsenkommerzschule, 1924 in Hagensberg und im Schwimmverein. „Der Herr Doktor" mit Musik von Schubert — 1925 in Thorensberg und 3 mal auf der Weihnachtsmesse, 1926 im Saal des Deutschen Schauspiels.

Von Mysterienspielen wurden aufgeführt: Szenen aus Dantes „Göttlicher Komödie" zur Dante-Feier am 25. September 1921 in der Börsenkommerzschule. Das geistliche Spiel von Burkard Waldis: „Die Parabel vom verlorenen Sohn" am 31. Oktober und am 2. November 1922 in der Börsenkommerzschule zur Vierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation in Riga. 1927

*) Siehe die Ausführungen auf S. 675.

**) Es sind dieses keine „stehenden Spielgemeinschaften", sondern „vorübergehende" Spielgruppen, die sich aus einem gelegentlichen Anlaß bilden, um sich nach dem Spiel wieder aufzulösen und ein andermal in neuer Zusammensetzung wider in Erscheinung zu treten. Diese „vorübergehende Gruppe" ist heute in Deutschland die weitaus am häufigsten anzutreffende Laienspielschar.

wurde das Spiel neu „erarbeitet" zur Vierhundertjahrfeier der Erstaufführung des Reformationsspiels in Riga. Zweimal wurde es in der Börsenkommerzschule gespielt, einmal im Frauenbundhause.

Es ist aber nicht nur der gehaltvolle Spielplan, der die Rigaer Laienbühnen auszeichnet, bemerkenswert ist auch der Stil der Aufführungen, aus dem ein ernster künstlerischer Wille spricht, und die Tatsache, daß das Spiel wirklich so erarbeitet wird, daß die Spielschar zu einer Spielgemeinschaft zusammenwächst, die fähig ist, das Spiel gemeinsam innerlich zu erleben, wodurch erst die Möglichkeit geschaffen wird, auch die Zuhörer mit hineinzureißen in dieses starke Spiel-erleben.

Und noch ein anderes. Die Wirkungskraft des Laienspiels steigt in dem Maße, je mehr es den Charakter des einmaligen Erlebnisses trägt. Nur aus einem besonderen Anlaß sollte ein Laienspiel überhaupt aufgeführt werden. Aber auch in denjenigen Ortsgruppen, wo aus einer bestimmten Tradition heraus in gewissen Zeitabständen Aufführungen stattfinden, sollte der Charakter des Einmaligen, Besonderen gewahrt werden, damit in der Zuhörerschaft das Bewußtsein geweckt werde, daß sie an einer Gemeinschaftsfeier teilnehme.

Es wäre wohl der Gedanke zu erwägen, ob wir nicht auch, wie es in Deutschland seit 1926 in 31 Städten und Ortschaften jährlich geschieht, abwechselnd hier und da im Lande „Heimatspiele" aufführen sollten, die für eine Kolonie, eine Stadt oder einen noch weiteren Umkreis die Bedeutung einer Feier erlangen könnten, die in allen Volksgenossen ein gemeinsames Erleben auslöst. Solche Heimatspiele könnten, wenn sie sich einbürgerten, zu einem wichtigen kulturpolitischen Faktor für unsere deutsche Volksgemeinschaft werden.

Die Jugendbühne.

Daß im Spielplan der in der Jugendbewegung stehenden Jugend die Bestrebungen der Laienbühne am deutlichsten zum Ausdruck kommen, ist begreiflich; hat doch die neue Spielbewegung in Deutschland mit den stärksten Antrieb aus der Mitte der Jugendbewegten selbst empfangen; sind doch die Dichter der neuen Laienspiele zum großen Teil aus der Jugendbewegung hervorgegangen, oder sie standen in engster Fühlungnahme mit der Jugend.

Wenn im Spielplan der Schulbühne heute das Märchenspiel mit 59 v. H. aller Aufführungen steht; wenn heute das Lustspiel mit 52 v. H. aller Aufführungen das Repertoire der Laienbühne bestreitet, so überwiegt im Spielplan der Jugendbühne das Mysterienspiel mit 43 v. H. aller Aufführungen.

In den sechs Jahren von 1922 - 1928 sind von der in Bünden organisierten Jugend (es liegen von 7 Rigaer Bünden Daten vor) 41 Stücke 198 mal gespielt worden: Mysterien und Krippenspiele - 43%, Jahreszeitspiele und heitere Spiele -- 25%, Hans-Sachs-„Spiele" — 19%, Märchenspiele -- 13%.

Am meisten sind die Stücke von Gümbel-Seiling gespielt worden: „Das Paradeisspiel" 28 mal, „Totentanz" 16 mal, „Buch Ruth" 13 mal, „Die kluge Bauerntochter" 18 mal. Burkard Waldis' geistliches Spiel: „Die Parabel vom verlorenen Sohn" ist 10 mal gespielt worden. Die meistgespielten Hans-Sachs-Stücke sind: „Der Teufel nahm ein armes Weib" 18 mal, „Der Roßdieb von Fünfing" 16 mal. Häufig sind auch Schattenspiele aufgeführt worden: Schillers „Bürgschaft" 26 mal, Uhlands „Des Sängers

Fluch" 10 mal. Aus den Hallischen Jahreslaufspielen von Prof. Hahne sind gespielt worden: „Das Fastelspiel" und „Das Maispiel". Von Blachetta „Das Marienkind" und „Der Schweinehirt" Von Lienhardt „Der Fremde". Von Shakespeare „Pyramus und Tysbe" aus dem „Sommernachtstraum" 5 Krippenspiele sind 12 mal aufgeführt worden.

Die große Zahl der Aufführungen der einzelnen Stücke findet ihre Erklärung in der Tatsache, daß die Spielgruppen wandern, aufs Land hinaus zu unsern deutschen Bauern, in die kleinen landischen Städte. Diese sogenannten Spielmannsfahrten verschiedener Jugendgruppen sind zur Tradition geworden. Sie haben sich eingebürgert.

An dieser Stelle muß aber auch noch eine andere Art von „Fahrten" erwähnt werden. Es sind dies gelegentliche Fahrten von Laienspielgruppen aus einer größeren Stadt in die benachbarten kleineren. So fuhren 1923 Laienspieler aus Talsen nach Kandau, um dort Mosers Lustspiel „Papa hat's erlaubt" aufzuführen. Selbst nach Wenden sind die Talsener gefahren. Aber auch Schüler einer Schule fuhren in eine andere Stadt, um dort zu spielen. So haben 1923 Schülerinnen der Fachschule in Riga in Kandau, Talsen, Oxeln und Neuhof das Märchen „Schneewittchen" gespielt, und Windauer Mittelschülerinnen fuhren nach Kandau, wo sie 1924 Manfred Kybers Märchen „Das wandernde Seelchen" aufführten und 1925 „Hans Sachs" spielten. Windauer Schüler haben auch in den Kolonien gespielt: zu Ostern 1924 in Annahütte „Gevatter Tod", im Juni 1925 in Stirben. Das Libauer Knabengymnasium wieder spielte in Mitau 1922 Lessings „Minna von Barnhelm"

Das sind gelegentliche Versuche. Sie sind aber so wichtig, daß sie mit allen Mitteln unterstützt werden sollten. Alle die oben erwähnten Fahrten tragen mit dazu bei, Stadt und Land einander näher zu bringen und Verbindungen anzuknüpfen zwischen dem geschlossen siedelnden Deutschtum einer größeren Stadt und den im Lande verstreut lebenden Gruppen unserer Volksgenossen.

* * *

Wir sind am Schluß unserer Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand des Schultheaters und des Laienspiels. Wenn wir rückblickend noch einmal die große Mannigfaltigkeit und Vielstrebigkeit des deutschen nichtberufsmäßigen Theaterspiels im Lande überschauen, so müssen wir zusammenfassend wohl sagen: mehr oder weniger greifbar ist in den verschiedenen Spielbereichen des nichtberufsmäßigen Theaters neues Leben zu spüren.

Ansätze sind vorhanden, die auf eine neue Sinngebung des Theaterspiels überhaupt deuten; der Einfluß der Laienspielbewegung in Deutschland auf unser Theaterspiel ist nicht zu verkennen; hier und dort sind vielsagende Versuche mit der Stilbühne unternommen worden; Spielergebnisse, die einen hohen künstlerischen Maßstab nicht zu scheuen brauchen, liegen vor; wir können schon heute von einer Jugendspielpflege sprechen. Wohl mußten wir feststellen, daß die Spielbewegung nur langsam in die Tiefe greift und nur zögernd in die Breite wächst; daß sie aber trotz allem im Wachsen begriffen ist, — diese Tatsache gibt uns die Gewähr für eine gesunde Entwicklung des Theaterspiels in der Zukunft.

Umschau

November

Wer für den Tag lebt, ist gestern gestorben. Der Blick über epochale Zusammenhänge allein verhütet die von einem Propheten mit Grauen geahnte, mit entsetztem Auge geschaute Möglichkeit, „daß in seichten Gewässern alle Zeit ertränke" Jede Gedächtnisfeier, jeder Erinnerungstag bringt stärker oder schwächer den Zusammenhang mit Vergangenem zum Bewußtsein. Kaum ein Ereignis regt uns dazu mehr an, als die Gründung Lettlands und die Entstehung der baltischen Schutz- und Kampftruppen, kaum ein Monat mehr als der für ganz Mitteleuropa so folgenreiche, für unsere Nation so bittere November 1918.

Es liegt nahe, daß unser Blick, der ein Dezennium zu umspannen sucht, in der Geschichte unseres Landes weiter zurückgeht. Zwei Daten, die ebenfalls in den November fallen, sollten dem Gedächtnis nicht entschwinden. Sie bedeuteten einst baltisches Schicksal.

Vom 28. November 1561, an dem sich die livländischen Stände in Wilna dem König von Polen unterwarfen, an dem die Reichszugehörigkeit des alten Livland erlosch, ist das Privilegium Sigismundi Augusti datiert, das in 27 Artikeln den livländischen Ständen die Grundrechte des Landes zusicherte: Erhaltung evangelischen Glaubens, deutschen Rechts, deutscher Obrigkeit und Verwaltung. Der König von Polen übernahm den äußeren Schutz des Landes, das sich gegen den russischen Erbfeind nicht anders zu helfen gewußt hatte.

Am 28. November 1889, wohl mit Absicht an diesem Datum, eröffnete der russische Justizminister Manassein im Saale des Bezirksgerichts zu Riga die neuen russischen Gerichtsbehörden, die das Werk der Russifizierung der Ostseeprovinzen krönen sollten. Damit trat an die Stelle der bisher üblichen Landessprachen das Russische als alleinige Gerichtssprache; die deutschen Richter wurden durch landfremde Beamte ersetzt, die das einheimische Recht nicht kannten. Am 27. November hatte der alte deutsche Rat der Stadt Riga seine letzte feierliche Sitzung abgehalten, ehe er für immer auseinanderging. Am gleichen Tage hörten auch die deutschen Landesjustizbehörden auf zu bestehen. Einige Worte aus der Abschiedsrede des letzten Wortführenden Bürgermeisters an den Rat sind es wert fortzuleben:

„Man mag es sich immer wieder vorhalten, daß die Dinge, die sich in diesen Tagen in unserer Stadt vollziehen, noch lange keinen Anspruch darauf machen können, eine welthistorische Bedeutung zu haben, aber, wenn Sie in die Geschichte unserer Stadt hineinblicken, so werden Sie finden, daß unsere Vorfahren die Sache des ihnen anvertrauten Gemeinwesens immer mit solcher Würde und solchem Ernste behandelt haben, als hänge das Wohl der ganzen Welt davon ab. Und so muß es auch sein, wenn wirklich Tüchtiges geleistet werden soll."

Verschleierungsversuche

Vor kurzem erschien ein Lettland-Sonderheft der Berliner illustrierten Monatsschrift „Völkermagazin", das, reich illustriert, in einer größeren Anzahl von Artikeln den Werdegang des Staates, namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht, zur Anschauung bringt. Der anonyme Einleitungsartikel „Lettland" (durch seinen Stil als vermutlich von einem Nichtdeutschen stammend charakterisiert) gibt einen historischen Rückblick, der, so schlecht er geschrieben ist, Aufmerksamkeit verdient. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser in einigen wichtigen Punkten, die sonst häufig chauvinistischer Einstellung unterliegen, der Wahrheit die Ehre gibt: er

erkennt an, daß es die Baltische Landeswehr war, die zusammen mit lettischen und reichsdeutschen Truppen 1919 Riga von den Bolschewisten befreite, verschweigt auch nicht, daß den Letten die deutsche Eroberung des Landes im Mittelalter Hilfe in großer Bedrängnis bedeutete.

Anderes dagegen ist falsch und verrät dieselbe tendenziöse Methode, die das Handbuch von Dr. Bihlman über Lettland kennzeichnet. Die Darstellung ist vielfach erstaunlich unklar; es hat den Anschein, als ob dadurch Bezüge und Zusammenhänge angedeutet werden sollen, die das Bild tendenziös entstellen. Das Buch von Bihlman ist von uns seinerzeit sachlich besprochen worden. Es hat kaum einen Zweck, hierbei wieder auf Einzelheiten einzugehen. Ein Darstellungszusammenhang darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Der Verfasser des historischen Rückblicks stellt die livländische Agrargesetzgebung des 19. Jahrhunderts, soweit er sie anerkennend erwähnt, als das Werk der russischen Regierung hin; er unterschlägt die Tatsache, daß sie der Initiative der deutschen Gutsbesitzer entstammte, mißdeutet den Akt der Bauernbefreiung und verschweigt das grundlegende Reformwerk der Fölckersahmschen Bauernverordnung von 1849 vollständig. Hier wird die Verschleierung zur Fälschung. Es ist nicht damit getan, daß man von den Ostseeprovinzen in einem Nebensatz sagt, sie seien zur Zeit der Bauernverordnung von 1804 „westeuropäischen Einflüssen unterworfen" gewesen, und an anderer Stelle, völlig außerhalb des Zusammenhanges, den liberalen deutschen Heimatgenossen „unvergeßliche Verdienste" zuerkennt. Der Forderung geschichtlicher Wahrheit ist damit nicht genügt. Die ganze Darstellung muß ihr entsprechen.

Erwähnt sei noch, daß das Heft in einem Artikel von reichsdeutscher Seite die lettländische „Agrarreform" der Sozialgesetzgebung an die Seite stellt und sie mit keinem anderen Beiwort zu versehen weiß, als dem, sie sei „zeitgemäß" gewesen*).

Nicht gerade gehoben wird das Niveau des Lettland-Hefts auch durch die Schilderung einer Sommerreise nach Lettland, während deren den Verfasser Schwarzhäupterhaus und Rathaus zu Riga „als Wahrzeichen alter Ritterzeit" grüßten.

Wir hätten uns mit diesen Artikeln des Hefts vielleicht garnicht befaßt, wenn sich die Verschleierungsversuche der bezeichneten Art nicht so häufig wiederholten. Man steht immer wieder aufs neue erstaunt vor solchen Artikeln. Es ist schwer verständlich, daß die Verfasser selbst nicht zu merken scheinen, wie sehr sie dadurch ihre Glaubwürdigkeit untergraben. Und mag es auch immer wieder glücken, die kenntnislose Menge zu täuschen — dem Eingeweihten erscheinen diese Versuche plump, und jeder ehrliche Mensch wird den kleinlichen Kampf mit Geschichtslügen als eine peinliche Würdelosigkeit empfinden.

*

Was soll man aber sagen, wenn man in der „Rigaschen Rundschau" vom 7. November eine Besprechung des Hefts findet, die ihm „uneingeschränkte Anerkennung" zollt und die den ersten Artikel mit folgenden Worten lobend hervorhebt: „Die Nummer eröffnet ein historischer Überblick von einem leider

*) Im Gegensatz hierzu haben wir selten eine so lebhafte Freude empfunden, als bei der Lektüre des Jubiläumsleitartikels des „Latvis" (in der auszugsweisen Wiedergabe der „Rigaschen Rundschau" 19. November). Der wahrhaftige Ernst, mit dem hier von der Agrargesetzgebung gesprochen wird, steht hoch über den meisten Kundgebungen zu diesem Tage.

ungenannten Verfasser, der objektiv genug ist, von der sonst vielfach beliebten Geschichtsklitterung abzusehen und unter anderem zu erwähnen, daß im Frühjahr 1919 Riga und Mitau von der Baltischen Landeswehr mit lettischen Formationen und den Baltikumtruppen zurückerobert wurden." Zum Schluß wird noch einmal ausdrücklich die Zuverlässigkeit der durch das Heft gebotenen Informationen über die Verhältnisse in unserem Lande betont.

Hier stehen denn doch nur zwei Möglichkeiten offen: entweder hat der Verfasser dieser Besprechung den ersten und andere Artikel nicht vollständig gelesen, als er über sie urteilte; oder er besitzt von den Dingen, über die er urteilt, nicht die erforderlichen Kenntnisse. In beiden Fällen ist sein Verfahren, namentlich in Anbetracht der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, schwer zu entschuldigen. Sollte freilich die Absicht schonender Verhüllung vorgelegen haben, so würde uns dafür jedes Verständnis fehlen.

R. W.

Gedanken über den Luther-Film

Die Zeit ist vorüber, wo über die Berechtigung des Films gestritten werden konnte. Diskussionen darüber gehören jener noch nicht allzu fernen Vergangenheit an, die ein ästhetisches Verhältnis zur Technik überhaupt noch nicht gewinnen konnte und uns heute noch in manchem Gerät mit der gespreizten Hohlheit ihrer ohnmächtigen Stilversuche langweilt. Gegner des Films sein, bedeutet heute dieselbe vollkommene Unsinnigkeit wie etwa: das Auto bekämpfen. Der Film gehört zu unserer Zeit, zum Klappern der Schreibmaschine, zum Brausen des Maschinensaals, zum großen, gleichzeitig einfachen und unendlich komplizierten Getriebe einer von Massenbewegungen, Massenstimmungen in elementarer Herrscherlaune regierten Welt.

Seit die Lichtspieltheater Abend für Abend Tausende und Abertausende anziehen, um sie für zwei Stunden in einen unheimlich starken Bann von Spannung und Augenlust zu schlagen, sind die verschiedensten Wert- und Interessengemeinschaften bemüht, sich der magischen Lampe im dunklen Raum zu bemächtigen, da sie allein die Wirkung auf die Masse zu verbürgen scheint. So sehen wir denn auch in Riga hintereinander Luther und Tschakste, kanadische Berge, lettische Bauernhäuser und alte Reichsstädte. Zwischen den in einen musikalischen Dunstkreis gehüllten Bildern liegt die kurze, nur als Aufenthalt empfundene, stumme, leere Pause.

*

Eins tritt einem im Kinotheater immer aufs neue mit schlagender Beweiskraft entgegen: seine glänzende Eignung zur Darstellung bewegter Szenen und schöner Hintergründe, — dramatischer Abläufe, lebhaften Marktgewühls, großer Landschaften, stimmungsvoller Milieus. Wie schön ist in dem kürzlich in Riga vorgeführten Lutherfilm manch ein Bild, z. B. aus dem alten Erfurt, wie scharf auf das im großen Stil Wirksame hin erfaßt eine Szenenfolge wie etwa: Luther auf dem Wege zum Reichstag, und manches andere.

Wer den Lutherfilm gesehen hat, wird sich aber auch noch zu einem anderen Urteil gedrängt fühlen. Der Film beweist gerade hier seine vollendete Unfähigkeit, innerliche Dinge der Wahrheit entsprechend vor uns hinzustellen. Jedesmal, wenn er darauf zielt, begibt sich eine Akzentverlegung vom Wesentlichen zum Unwesentlichen, vom Innerlichen zum Äußerlichen, vom Gemüt zur Miene, vom Ernst zum Spiel. Wie soll es auch anders sein? Das liegt in der Natur des Lichtspiels, und die einzig mögliche Folgerung daraus wäre eben nur, auf Versuche dieser Art zu verzichten.

Es wäre viel gewonnen, wenn aus dem voreiligen Glauben an die Unerschöpflichkeit der technischen Möglichkeiten, aus dem ersten Rausch des fieberhaften Zugreifens die Erkenntnis von den Grenzen des Films hervorginge. Dann würde man nicht einen „Lutherfilm" zu spielen versuchen, sondern sich etwa damit begnügen, eine Bilderfolge zur Reformationsgeschichte zu geben, die weder der dramatischen Wirkung, noch der künstlerischen Wahrheit, noch des religionspädagogischen Werts zu entbehren brauchte.

Hier wird jedoch ein Einwand erhoben, der ernst genommen werden muß. Ist es nicht doch erwünscht, wenigstens das an Wahrheitswirkung zur Geltung zu bringen, was der Film zu vermitteln imstande ist? Ist nicht der vom Film widergespiegelte Abglanz des Wesentlichen für viele Tausende der einzige Wegweiser zum Wesentlichen? Zugegeben — wenn er sich nicht als eine Fata Morgana erweist. Mag man sonst beliebige Filmbänder laufen lassen — alle Dinge, deren Wert und Bedeutung lediglich in ihrer Innerlichkeit besteht, sollten von ihnen ausgeschlossen sein. Hier bedeutet die Akzentverlegung eine glatte Fälschung; hier wird der Weg zum Wesentlichen nicht gewiesen, sondern versperrt, hier wird das Bedürfnis des inneren Menschen weder geweckt noch befriedigt, sondern im Wust des Unwesentlichen erstickt. Man mag bei jedem andern Stück alle Schauer der Musik spielen lassen, mit erhabenen und rührenden, gaukelnden und aufreizenden Klängen der Wirkung des Bildes dienstbar sein — die durch Musikbegleitung unterstützte, den Gesetzen des Effekts unterworfene Darstellung dieser tiefsten menschlichen Not führt zu einer Korruption des Gemüts sondergleichen. Das ganze amerikanische Rezept ist falsch. Folgt man ihm — ein Quentchen Wahrheit, untermischt mit recht viel sentimentalem Kitsch, soost als möglich dargeboten —, so zerreibt man die Wahrheit zu Pulver, die sich uns immer noch nur mit der ungeteilten und ungemilderten Wucht des einsamen Erlebnisses offenbart.

*

Gegenüber diesem entscheidenden fallen die vielen ästhetischen Bedenken wenig ins Gewicht. Sie seien nicht verschwiegen. Der Film ist reich an groben Geschmacklosigkeiten (so z. B. die Szenen: Luther singt auf der Wartburg zur Laute „Ein feste Burg", dazu die Nebenumstände; Luthers Kasteiungen u. a. m.); anderes verrät tendenziöse Plakatmanier (die Kontrastierung von Luthers und des alten Schulmeisters pädagogischer Methode); zum Schluß der in Marmor erstarrende Luther auf dem Hintergrunde der Wartburg, über Bibel und Flammenschrift — ödeste Schablone. Als durchaus unvornehm muß man die wiederholte Darstellung Tetzels empfinden. Völlig unerträglich sind die Sentimentalitäten: Luthers Mutter, der Knappe auf der Wartburg u. s. w. Alles verschärfte und vergrößerte Mienenspiel wirkt unvermeidlich eitel und scheint schauspielerische Berechnung zu verraten, auch wo es wirklicher Hingabe entspringt. Luther selbst ist hier bei aller Kunst doch ein nervöser moderner Mensch. Das Volk endlich wird um der dramatischen Wirkung willen in eine falsche Temperamentslage versetzt. Mag man die Berechtigung einer beschleunigenden Verkürzung auch zugestehen — diese jedoch widerspricht der sonst mit so viel Eifer angestrebten Wirklichkeitsnähe. Das deutsche Volk, welcher Landschaft es auch angehöre — Thüringen oder Schwaben, Brandenburg oder Hannover —, es ist immer noch bedächtiger und innerlicher, als eine moderne Filmmethode es der ungeduldigen Neugier der Massen zuliebe darzustellen für erforderlich hält.

R. W.

Züge im Antlitz heutiger Jugend

Wo eine neue Geistesart, eine neue seelische Einstellung im Entstehen ist, wird sie, um sich und ihrem Drang einen Namen zu geben, oft zu einem auch bisher üblichen, vielleicht aber etwas abgegriffenen und eines starken Gefühlsinhaltes entbehrenden Worte greifen, das dann plötzlich mit einem neuen, unmittelbar nur den an der Bewegung beteiligten Individuen faßbaren Gefühlsinhalt erfüllt wird. Hat eine neue Bewegung solch ein Wort gefunden, das dann leicht im Munde der Beteiligten einen fanfarenartigen Klang annimmt, so ist die Bewegung für jedermann sichtbar und greifbar geworden, — das heißt als Bewegung. Den in der sichtbaren Bewegung wirkenden Drang aber zu erfassen, erfordert von dem, der die Jugend dem großen Ganzen einzugliedern und die drohende Gegensätzlichkeit der Generationen zu verhindern bestrebt ist, die oft nicht leichte Mühe des Einfühlens. Es ist wohl für den rein logisch Operierenden meist leicht, den Anspruch einer nachrückenden Jugend, der Welt etwas ganz Neuartiges zu bringen, ad absurdum zu führen und zu beweisen, daß ein Neues gar nicht vorhanden sei; denn jede neue Bewegung setzt sich schließlich aus Elementen zusammen, die schon vorher irgendwie dagewesen sind, und wenn das unter den Jungen als Fanfare wirkende Wort aus dem alten Sprachschatz entlehnt ist, ist der Anspruch auf Neuartigkeit sehr schnell zurückgewiesen. Äußerlich! Innerlich aber wird der Jüngere, der doch mit seinem Heraustreten wenigstens anfangs eine Scheu überwinden mußte und mit dem Versuch, als neu Empfundenes mit alten Worten auszudrücken, ein Wagnis verband, nur zu leicht die Überzeugung gewinnen, der Ältere wolle ihn überhaupt nicht verstehen, ihm die Berechtigung zu neuartigem Empfinden überhaupt absprechen und ihn in den ewigen Zirkel ausgetretener Geleise zurückbannen. Es ist also die wesentliche Aufgabe des Verstehenden, herauszuhören, worauf in den Reden der Jungen der Nachdruck liegt, und welche Untertöne in ihren Worten mitklingen.

Ein Wort, das in rigascher öffentlicher Verhandlung kürzlich das oben skizzierte Schicksal getroffen hat, ist das Wort „Gemeinschaft". Wenn ich als Älterer mich bemühe, nachzufühlen, welche Untertöne im Gemüt der Jugendlichen bei diesem Worte mitklingen, glaube ich eine Hilfe darin zu finden, daß noch ein anderes Wort gleichzeitig mit „Gemeinschaft" einen besonderen Klang gewonnen hat, eine eigene Prägnanz, wenn es mit Nachdruck gesprochen wird; ich meine das Wort „erleben"; so z. B. in der Wortverbindung „das Fronterlebnis". Die beiden Worte, in ihrem neuen Klang, ergänzen und stützen sich gegenseitig und umschreiben einen ganzen Gefühlskreis. Man könnte sagen, die neue Gemeinschaft sei eine Gemeinschaft im Erleben, und das neue Erleben ein Erleben der Gemeinschaft, wobei wesentlich ist, daß die Gemeinschaft nicht als ein willkürlich Gewähltes erlebt wird, sondern als ein verpflichtendes Schicksal. Was aber in Gemeinschaft erlebt wird, ist im Grunde das aus dem Gefühl ins Bewußtsein drängende Werden. Der Gegensatz wird vielleicht die Meinung klären. Auch früher hat es Gemeinschaft gegeben, sie war aber nicht bedingt durch das gemeinsame Werden, sondern durch die Organisation. Die Organisation hat ihre festen, überlieferten Formen; wer ihrer Segnungen teilhaftig werden will, muß sich diese Formen aneignen, möglichst schnell fertig sein oder als fertig erscheinen. Das Werden vollzieht sich in der Stille der Einzelseele, teilt sich höchstens in intimem Freundschaftsverhältnis mit, geht nicht

von der Organisation aus und ist durch sie und ihre Zielsetzungen nur mittelbar bestimmt. Und wiederum wird der Organisation nur Gewordenes dargebracht, nicht das Werden selbst. Das Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Organisation lebt, auch wenn Hingabe des ganzen Menschen verlangt wird, doch nur im Austausch von bestimmten Einzelleistungen. Der Geist der neuen Gemeinschaft nimmt aber zunächst auf feste Formen nicht Bezug. Formen sollen sich erst aus dem gemeinschaftlichen Erleben herausbilden, Einzelleistungen treten zurück gegen das Darbringen des eigenen Werdens vonseiten des einzelnen, der Gewährung der Möglichkeit des Werdens in Gemeinschaft vonseiten der Allgemeinheit. Das Werden selbst ist ein beständiger Austausch; auch Unfertiges wird der Gemeinschaft dargebracht, das dann vielleicht im Kampf zu behaupten ist — das Ethos der Gemeinschaft ist Wagemut und Verantwortung. Die Organisation dagegen verlangt, weil sie fertig dasteht, oft Unterordnung der persönlichen Ansicht unter ein Gesetz — ihr Ethos ist die Pflicht. Die Gegensätze sind zu scharf gezeichnet. Keine lebendige Organisation, insbesondere von Jugendlichen, kann bestehen ohne den Geist der Gemeinschaft, und bei allem Betonen der Freiheit eines zunächst ungebundenen Werdens kann keine auf Erlebensgemeinschaft beruhende Gruppe ganz auf Formen verzichten. Beides ist als tatsächlich vorhanden im einzelnen leicht nachzuweisen. Wohl aber hat eine Verschiebung stattgefunden vom Äußern zum Innern, von Form zu Ungebundenheit, vom Bestimmten zum Unbestimmten, vom Zweckhaft-Rationalen zum Schicksalhaft-Irrationalen. Es ist die Mentalität einer Übergangszeit, die sich der Gemüter bemächtigt. Der revolutionäre Zug ist unverkennbar, und hier erhebt sich für den Beobachter die Frage nach dem Berechtigten der Richtung. Werden zufällige Herkömmlichkeiten verwechselt mit den „Naturformen des Menschenlebens", glaubt die Bewegung an diesen vorbei ein Heil zu erlangen, so ist sie in Irrtum befangen und wird ihn büßen. Richtet sie sich nur gegen zeitlich bedingte Ausprägungen dieser Natur- und Urformen, mit dem Willen, nicht nur die Freiheit des Werdens zu erleben, sondern in eigenem, neuem Erleben dieser Natur- und Urformen Ziel und Ruhe des eigenen Strebens zu finden, so erweist sie damit, daß ihr zunächst revolutionäres Gebaren nur das äußere Gewand eines schöpferischen Dranges ist. Diese Fragen stets zur Gewissensprüfung den Jungen vorzulegen, im übrigen aber Vertrauen zu der Jugend, die eben doch die Jugend unseres Stammes ist, zu zeigen, sollte die vornehmste Pflicht eines ruhigen Alters sein. W. H.

Sachkenntnis und Kritik

In einer Besprechung der „Baltischen Monatsschrift" erwähnt E. Keuchel u. a. einen den „Baltischen Stimmen" entnommenen Artikel W. Baron Wrangells: „Von der baltischen Denkweise", die als historische gekennzeichnet wird. Herr Keuchel ist damit nicht einverstanden. Seiner Meinung nach wäre es richtiger, die von Baron Wrangell charakterisierte Denkweise nicht baltisch, sondern altbaltisch zu nennen. „Sonst müßten so manche Balten — und nicht die schlechtesten — aus ihrem Volkstume ausscheiden, denn viele unter ihnen werden sich auf dem nurhistorischen Prokrustesbett nicht festschnallen lassen. Schließlich sind wir doch ein Splitter des Deutschtums, also eine der schöpferischsten und auch wandlungsfähigsten Kulturseelen der Gegenwart und können uns nur im engsten Anschluß an sie organisch fortentwickeln. Deutsch sein heißt aber, vor allem, den Trieb zum Ganzen, zur vollen

Wahrheit besitzen und verwirklichen, auch wenn man, auf dem Wege dahin, zu Ergebnissen gelangt, die unserer Eitelkeit nicht schmeicheln. Alles Sichbegnügen mit einer Teilwahrheit, alles Festnageln auf einen bestehenden, „historisch gewordenen" Zustand ist unfaustisch, d. h. in einem gewissen Sinne undeutsch. Daß es heutzutage schon viele Balten gibt, die die Welt nicht nur mit „historischen" Augen ansehen und eine „intimere" Beziehung zur Gegenwart haben, ist doch wohl ein Zeichen, daß auch die baltische Seele nicht erstarrt, sondern durchaus wandlungsfähig ist."

Es ist erstaunlich, zu welchen Schlüssen ein Kritiker gelangen kann. Man weiß wirklich nicht, worüber man sich bei diesen Saltomortales mehr wundern soll: über die Unkenntnis der „baltischen Seele" oder über die Unbekümmertheit, mit der man über Dinge schreibt, von denen man offensichtlich nichts weiß. Was heißt geschichtlich denken? Doch nichts anderes, als der Gegenwart im Verhältnis zu Vergangenheit und Zukunft nur eine beschränkte Bedeutung beimessen, nie und nimmer in ihr etwas Abgeschlossenes erblicken. Ein „Festnageln auf einem bestehenden, „historisch gewordenen" Zustand" kennt der geschichtlich gebildete Mensch überhaupt nicht. Ihm ist das Weltgeschehen einem Flusse gleich, der zwischen ewig wechselnden Ufern bald schneller, bald langsamer dahinströmt, dessen Ursprung und Mündung wir nicht einmal ahnen können. Mir will scheinen, daß die „historischen" Augen der Balten vielleicht schärfer sehen, als die „faustischen" ihres strengen Kritikers, der seine „intimere" Beziehung zur Gegenwart der Preisgabe seiner Vergangenheit und damit der Wehrlosigkeit gegenüber der Zukunft verdankt. Wir geschichtlich Gebildeten wissen wenigstens, wie es geworden ist: das gibt uns festen Boden unter den Füßen und läßt uns — von jeher der Balten Aufgabe — überdauern. Pietät gegenüber der Vergangenheit, Hoffnung auf die Zukunft läßt nicht zu Schanden werden. Der Mensch aber, der nur der Gegenwart lebt, vergeht spurlos mit dieser.

Herr Keuchel trägt einen Namen, der in der baltischen Geistesgeschichte einen guten Klang hat. Es sei gestattet, ihn, den Nachfahren eines unserer besten Goethe-Kenner, an ein Goethe-Wort zu erinnern:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunklen unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

W. W.

Die ersten Gefechte

Am Vorabend des 10-jährigen Gedenktages der Gründung des Baltenregiments sind die unspruchslosen Erinnerungsbilder von O. Hartge erschienen: „Wir zogen in das Feld "*), denen wir die Schilderung des Eindrucks von einem der ersten Gefechte (Külwando, 6. Januar 1919) auf die ungeübten baltischen Freiwilligen entnehmen. Was die Skizzen auszeichnet und ihnen einen hohen Wert verleiht, ist ein Doppeltes: sie sind ganz schlicht, verzichten auf alle großen Worte, und sie sind völlig wahrheitsgetreu, retouchieren nichts. So war der Geist jener Zeit; wenn etwas ihn charakterisiert, so war es das Fehlen des Pathos, der Pose und der Phrase. Möchte er so fortleben und wirken: in der Selbstverständlichkeit kameradschaftlicher Pflichterfüllung, im großen, einfachen Sinn der tapfern, an Opfern so reichen Kämpfe.

*

Wir waren aufgesprungen und lauschten. Einzelne verlorene Kugeln summten hoch über unsere Köpfe hinweg. Wohl eine halbe Stunde dauerte das Schießen, eine ganze Skala von Gefühlen des Grauens, der Erwartung, der Ent-

*) F. Wassermann, Reval 1928, 70 S.

täuschung, nicht dabei zu sein, und der Genugtuung, sich in Sicherheit zu befinden, in uns hervorrufend. Dann ebbte der Lärm langsam ab. Nochmals ertönte der dumpfe Schall einer Handgranatenexplosion und alles wurde wieder still. Nach langem Warten hörten wir eilige Schritte im Walde und ein einzelner Mann vom zweiten Zuge kam herangelaufen. Wir traten ihm entgegen: „Was ist los? Wie steht es?" Atemlos vom langen und schnellen Lauf, konnte er nur abgerissen antworten: „Viele Verwundete — wer, konnte ich in der Dunkelheit nicht ausmachen — ein unmäßiges Feuer. Ich soll Schlitten holen." Wir sahen uns stumm an. Eine maßlose Enttäuschung befiel uns. Keiner wagte ein Wort zu sagen. Wenige Minuten später waren vier, fünf Schlitten bespannt und wir erhielten den Befehl, als Unterstützung mitzufahren. In schnellem Trabe ging es in den dunklen Wald hinein. Je weiter wir kamen, desto langsamer ging die Fahrt. Das Schweigen des Waldes, die scheue Furcht vor einem herannahenden Unheil, das ganze Grauen des ungewohnten nächtlichen Waldgefechts mit all seiner Ratlosigkeit und Ungewißheit machte uns wortlos. Der vorderste Schlitten hielt so plötzlich, daß wir fast ineinanderfuhren. Am Wege kauerten zwei dunkle Gestalten: Verwundete, die in Erwartung der Schlitten hierher getragen worden waren, um gleich zurückgeführt werden zu können. Die ersten Verwundeten! Widerstrebend und schaudernd hoben wir ihre schlaffen, durchnäßten und schweren Körper auf den hintersten Schlitten, der kehrt machte und zurückfuhr. Dann ging es zu Fuß weiter. Ein Verwunderter nach dem anderen kam, von Kameraden gestützt oder getragen, an uns vorbei. Nach langem tastendem Vorkriechen und angespanntem Horchen kamen wir in der vordersten Linie an, welche aus einer dünnen Reihe von Kameraden bestand, die mit verstörten Augen und sichtlich bis ins Innerste erschüttert im tiefen Schnee hockten. Unzusammenhängend erzählten sie uns, die Roten hätten sie überraschend aus nächster Nähe mit zwei M.-G. beschossen, die mittlere Gruppe wäre sofort im Feuer zusammengebrochen. Mit Mühe hätte man die meisten Verwundeten retten können, alle Anstrengungen, den letzten auch noch zurückzuschleppen, wären am Feuer der Roten gescheitert. Dann hätten die Roten zur Umgehung ausgeholt, so daß der Kampfplatz geräumt werden mußte.

Da völlige Unklarheit über die Stärke der Roten herrschte und ein Waldgefecht gegen einen unbekannten Feind für unsere ungeübte Truppe sehr gefährlich enden konnte, wurde nach Rettung der Verwundeten der Rückzug auf Nirgo befohlen. Am nächsten Morgen stellten unsere Patrouillen fest, daß die Roten Külwando geräumt hatten.

Der Baltischen Landeswehr zum Gedächtnis

Im Frühjahr 1929, anläßlich der 10. Wiederkehr des Jahrestages der Befreiung Rigas von der Herrschaft der Bolschewisten, soll ein Gedenkbuch der Baltischen Landeswehr erscheinen, in dem u. a. auch die besten Kriegserinnerungen und zeitgenössischen Aufzeichnungen von Landeswehrteilnehmern Aufnahme finden sollen. Der zur Herausgabe des Buches in Riga zusammengetretene Redaktionsausschuß (Wilhelm Baron Fircks, Percy Vockrodt, Rechtsanwalt E. v. Pander, Dr. R. Wittram) bittet alles in Betracht kommende Material (Tagebücher, Briefe, Erinnerungen und sonstige Aufzeichnungen über die Landeswehrzeit, im besonderen die Kampfhandlungen der B. L. W.) dem unterzeichneten Redakteur des geplanten Sammelbandes bis zum 10. Januar 1929 freundlichst einzusenden.

Um ein möglichst reichhaltiges Material zur Auswahl zu haben, bittet der Redaktionsausschuß um zahlreiche Zusendungen. Die Manuskripte werden auf Wunsch zurückgesandt.

Dr. Reinhard Wittram,
Riga, Juris-Alunan- (Georgen-) Str. 3.

Bücherbesprechungen

Irmela Linberg, Ehe. Zweite Auflage. Verlegt bei Erich Matthes in Leipzig, o. J., 72 S.

Die Verfasserin bezeichnet ihr Buch ausdrücklich als Dichtung.

Wesensmerkmal dichterischen Schaffens ist die Fähigkeit, Zustände und Vorgänge der Umwelt individuellem Erleben gemäß neu zu gestalten, zu Gebilden, die möglich, notwendig und sinnvoll erscheinen.

Von dieser Fähigkeit ist in Irmela Linbergs Buch kaum eine Spur zu entdecken. In dilettantenhafter Freude am Außerordentlichen, Entlegenen, Übersteigerten konstruiert sie einen Helden von nicht zu überbietender Seelenkraft und unerhörter Geistesgröße. Marc ist „der große Weckende, der Erwecker, der Schöpfer" (S. 39), ein „Begnadeter von Gott. Ihm dürfte nichts fehlen" (S. 29), der „Beschwerte, Gesegnete, von Gott Geliebte" (S. 45). „Hoch im Blau rauschte Marc, der mächtige Adler, und trug ihre erlöste Seele" (S. 24) ꝛc. ꝛc. Zu diesen inneren Qualitäten gesellen sich entsprechende äußere Vorzüge: er ist „der reine Mann. Dessen Körper Gesundheit, Unverbrauchtheit, Frische, Kraft atmet". Seiner „tiefen grünlichen Augen Mandelform" wird mehrfach gepriesen (S. 42 ꝛc.).

Sein Tätigkeitsfeld findet dieser mandeläugige Adler auf dem Gebiet der Kunst: „Er hatte den Jüngern seine rauschenden Dichtungen gelesen" (S. 17). „Nachher saßen sie nebeneinander und lauschten Marcs tönenden tragenden Dichtungen" (S. 31).

Ausgiebig macht die Verfasserin von dem beliebten Auskunftsmittel dichtender Dilettanten Gebrauch: sie charakterisiert ihren Liebling dadurch, daß sie ohne Unterlaß von ihm redet. Soweit die Art des Geschilderten in seinem eigenen Reden und Tun zutage tritt, beschränkt sie sich auf herzlich banale Äußerungen sowie auf die Tatsachen, daß er in einem Kreise von „Jüngern" Vorträge hält und in seinem Hause abwechselnd drei Schlafzimmer benutzt, das eigene und die seiner beiden Frauen, deren „geschlossene Knospen" er „wach geküßt hat" (S. 24) Nebenbei bemerkt: die beiden Genossinnen seiner Ehe leben in harmonischer Eintracht nebeneinander. Nachdem die eine, die dämonische Lu — sie ist „Rausch und Trieb und Weib" (S. 26) und wohnt in einem „Blutrauschzimmer" (S. 49) mit dunkelroten Mahagonibetten — in einem Anfall von begreiflicher Eifersucht Selbstmord versucht hat, findet sie sich, anfangs widerstrebend, später freudig in die Notwendigkeit der Symbiose mit der stillen, mädchenhaften, milden Gunna, die ein weißes Zimmer, „warme, reinliche Betten" (S. 11) und „Meeraugen" (S. 12) mit „grauen durchsichtigen Pupillen" (S. 29) besitzt. „Da waren Abende", heißt es auf S. 49, „an denen sie beide Marc zur Seite ruhten und er seine beglückenden väterlichen Hände in zitterndem Wunderglauben über den gesegneten Körpern und dem darinnen pulsenden Leben ausbreitete" In dieses überaus anziehende Stilleben trägt Lu, die im Sommer vor einem Kressenbeet, im Winter auf dem Eise zu tanzen pflegt, einige Abwechslung, indem sie sich nachts in das Schlafzimmer Gunnas begibt und den dort ruhenden Liebenden etwas vortanzt — versteht sich: hüllenlos.

So unglaubhaft und unsinnig geht es weiter, bis Marc zufällig unter die Räder einer Lokomotive gerät, worauf die Tänzerin Lu endgültig aus dem Leben scheidet und die tüchtige Gunna die aus der Tripleentente hervorgegangenen Nachkommen betreut.

Ihre mangelhafte Gestaltungskraft sucht die Verfasserin — auch darin Dilettantin — durch reichliche Anwendung von technischen Hilfsmitteln zu ersetzen. Für ihre Ausbünde von Helden und Heldinnen sind nur erlesene Namen geeignet: als Lu noch Kind war, hieß sie einfach Tony, und von Marc wird auf S. 24 berichtet: „Seltsam — daß er keinen Namen hatte! Nur ein putziger Kosename aus seiner Kinderstube haftete ihm an, und alle nannten ihn so. Da tauften sich diese beiden Namenlosen: Marc und Lu." In dekorativen Partizipien, Adjektiven und verbalen Neubildungen wird geschwelgt, und diese stellen sich nicht mit Notwendigkeit ein, sondern sind erdacht und konstruiert: „Aber sein Schmerz, sein stummer, niedergehaltener, nach innen blutender schmerzhafter Wille riß sie ins Leben zurück" (S. 43). „Lu gibt all ihre Armut, all ihre Fülle wieder in seine Hand. Willenloser, unbegrenzter, gebender als zuvor. Ganz blind ist sie und tastend, ganz händesuchend und anklammernd" (S. 45). „Von den gebräunten Wänden lachten, lockten, weinten, schrien, sprangen, dolchten, schmerzten Bilder – Bilder — Bilder. Maßlose Farben und Formen. Wilde chaotische Liniierungen, Licht und Dunkel. Orgien. Grobe Holzschnitte. Helle Verspottungen. Drängende klirrende Visionen" (S. 9) ꝛc. ꝛc. Bisweilen verirrt sich eine hahnebüchene Alltäglichkeit in die Prunkräume dieser Wortkunst: „Eine Zeit, da sich in ihr ein falscher Stolz plusterte und blähte, so von allen begehrt zu sein" (S. 23). „Sie kann kaum gehen. Noch tragen die tanzgewohnten Füße nicht . . Der Schuh schlürrt unwillig, des Schreitens ungewohnt" (S. 46). Erdacht und konstruiert sind auch die Bilder: „Was blieb, war eine tote Körperlichkeit mit hundert unentwickelten Knospen des Tiefsten, was sie besessen. Zwar — eine gleißende Körperlichkeit, eine magnetische, dämonische, um die Männer kämpften und zugrunde gingen" (S. 23). Zur Manier werden gewisse typographische und interpunktionale Kunststücke: der Satz wird durch Punkte und Absätze in Teile zerlegt, die durch ihre Isolierung feierlich und bedeutsam wirken sollen: „Heilige Nächte wurden es. Voll wundersamer dreifacher Träume. Voll wundersamerer wacher Stunden. In denen Tiefstes Worte fand. Und Seelen zueinander drängten .

Nächte, in denen Lu und Gunna sich lieben lernten" (S. 49). Häufig wird die Tiefsinn vortäuschende Punktreihe angewandt, ein Trick, den bekanntlich schriftstellernde Russen über alles lieben.

Das Ergebnis ist ein bald feierlicher, bald ekstatischer, immer verstiegener, überladener, preziöser, unerträglicher Stil, der an die geblümte Redeweise der schlesischen Barockvirtuosen und an die üblen Gewohnheiten gewerbsmäßiger Rezitatorinnen erinnert.

Das Buch ist in zweiter Auflage erschienen. Mg.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Dorpat
1919—1929

Von Heinrich Laakmann

Am 14. Januar 1929 sind zehn Jahre vergangen seit dem Blutbad im Keller des Kreditsystems, wenige Augenblicke bevor die estnischen Truppen Dorpat den Roten entrissen.

In der Erinnerung jedes Dorpatensers bedeutet dieser Tag des Schreckens und der Erlösung einen Markstein. Und die seitdem vergangenen Jahre sind eine genügende Zeitspanne, um einen Überblick über die Richtung zu gewinnen, die das Dorpater Deutschtum seitdem eingeschlagen hat, und andererseits einen Vergleich zwischen der Zeit vor und nach dem Kriege anzustellen.

*

Was ist Dorpat? Eine livländische Kreisstadt, durch die Gunst der Lage und durch den Reichtum des umgebenden Kreises ein wenig aus der Reihe der Städte desselben Ranges hervorgehoben. Viele Jahrhunderte liegt die Zeit zurück, in der Dorpat ein unentbehrlicher, herrschender Binnenlandhafen für den Handel mit Rußland war, — eine historische Erinnerung, die in der Dorpater Geschichte die spießbürgerliche Beschränktheit späterer Jahrhunderte nur grotesker zum Bewußtsein kommen läßt.

Und was ist uns, was ist dem Baltentum Dorpat? Solange die Geschichte der drei Provinzen im 19. Jahrhundert nicht geschrieben ist, solange wird es nicht möglich sein, diese Frage allseitig und erschöpfend zu beantworten.

In der Geschichte der alma mater Dorpatensis — auch der „alten" — haben Zeiten der Blüte mit Zeiten des Niederganges gewechselt, und auch unabhängig von störenden höheren Einflüssen hat sie nicht immer ihre Aufgabe der Vermittlung des deutschen Geisteslebens und deutscher Wissenschaft in dem Maße erfüllt, wie es wünschenswert und möglich gewesen wäre. Geschweige denn, daß sie von dem Jahre 1802 an sofort der geistige Mittelpunkt der Ostseeprovinzen hätte sein können. Schon deshalb nicht, weil das Bedürfnis nach einem solchen garnicht vorhanden war.

Dorpat ist nicht nur eine Hochschule zum Lernen gewesen, und viele ihrer Jünger haben bekanntlich auf ihr sehr wenig gelernt. Von Dorpat sind auch nicht große Revolutionen auf wissenschaftlichem Gebiet ausgegangen, wie sie von Zeit zu Zeit andere Universitäten zum Mittelpunkt des Interesses der gelehrten Welt gemacht haben. Der Universität Dorpat Bedeutung für die drei Provinzen ist vor allem eine politische.

Ohne sie wäre das „Baltentum" überhaupt nicht denkbar. Einmal ist durch die Landesuniversität das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den drei Provinzen erst wieder erweckt worden — man erinnere sich, daß Kurland 1802 erst 7 Jahre unter russischer Herrschaft stand und daß gerade diese Provinz sich zu Dorpat erst ablehnend verhielt. Gelehrte Arbeit in Dorpat hat das Gemeinsame in Recht und Geschichte der lange politisch getrennten Lande geradezu wieder entdeckt. Und andererseits ist dieses Gefühl der Gemeinsamkeit die Voraussetzung für die innere Scheidung vom russischen Reich, dafür, daß man den Gegensatz zu Rußland überhaupt wieder anders als eine rein äußerliche Fremdartigkeit zu fühlen begann. Der Erbfeind des Mittelalters hatte dem Lande einen hundertjährigen Frieden gegeben, und ein glänzender Hof, ein alle Möglichkeiten öffnender Zivildienst, der für den Edelmann selbstverständliche Militärdienst hatten im Laufe des 18. Jahrhunderts die Liv- und Estländer zu begeisterten Untertanen Rußlands gemacht. Schon die Zeit der Philosophin auf dem Throne hatte diesem Verhältnis die höhere Weihe der Weltanschauung gegeben, der vaterländische Krieg des abgöttisch verehrten ersten Alexander konnte die Vollendung der Verschmelzung durch ein gemeinsam erlebtes Stück Geschichte bedeuten. Nie stand der Deutsche in Rußland höher im Ansehen.

Daß sich nach dem Kriege die Jugend der drei Provinzen unter den Ideen der Jenaer Burschenschaft zusammenfand und ihre überstaatliche Zugehörigkeit zu einem anderen geistigen Kreise entdeckte, hätte vielleicht nicht ausgereicht, um dauernd die Verbindungen nach Westen stärker sein zu lassen, als die alten fortbestehenden nach St. Petersburg. Sie wären auch wirkungslos für die Zukunft geblieben, wenn der Gedanke der Burschenschaft nicht nach Dorpat hätte verpflanzt werden können, sondern nur der einzelne Student ihn in Deutschland aufgenommen und nach der Heimat mitgebracht hätte.

Die baltischen Studenten, die vor der Stiftung der Universität Dorpat sich zahlreich auf Deutschlands hohen Schulen finden, haben

gewiß unendlich viel an geistiger Anregung in die Heimat zurückgebracht, aber sie haben ihrem geistigen Leben keine einheitliche Prägung verleihen können. Die Einflüsse, denen sie an den verschiedenen Universitäten ausgesetzt waren, mußten eben zu verschiedenartig sein. Erst als die von Deutschland ausgehenden Einflüsse in Dorpat wie in einem Brennpunkt gesammelt wurden, konnten sie eine einheitliche Wirkung haben und einen Typus des deutschen Gebildeten erzeugen, der sich dann selbst den Namen Balte gegeben hat.

Dorpat ist so der Geburtsort des Baltentums geworden im Zusammenwirken von Lehrkörper und Burschenschaft.

Und diese Schöpfung hat auf die Stadt selbst zurückgewirkt. Dorpat ist Universitätsstadt geworden. Als solche lebt die Stadt nicht nur in der Vorstellung und Erinnerungswelt ihrer ehemaligen akademischen Bürger und der von ihnen beherrschten baltischen Öffentlichkeit, sondern die Stadt lebt auch höchst real und materiell von der Universität. Unabhängig von dem Wert der geistigen Nahrung, die auf der Universität geboten wird, ist die Stadt davon abhängig, wieviel Studenten in ihr ihren Wechsel verzehren. Das Anwachsen der Einwohnerzahl Dorpats im vorigen Jahrhundert hält so ziemlich Schritt mit dem Anwachsen der Studentenschaft. In der Universitäts- — und infolgedessen auch Schulstadt — spielt das selbständige wirtschaftliche Leben eine so gänzlich untergeordnete Rolle, daß die Stadt ruhig jedes Jahr in einen Sommerferienschlaf verfallen kann. So hat die Universität die Stadt Dorpat aus der Reihe der livländischen Kleinstädte herausgehoben.

Etwas darf nicht unerwähnt bleiben — die Dorpater Gesellschaft. Auch sie ist ein Erzeugnis der Universität. Eigentlich stadtfremd und doch nur in Dorpat möglich. Der Professor wie der Student sind in ihr als Individuen vorübergehende Erscheinungen. Das städtische Honoratiorentum tritt zurück hinter dem Philister, dessen Stellung in der Gesellschaft nicht durch seinen bürgerlichen Beruf, sondern durch seine Korporation bestimmt wird. Nur weil Dorpat Universität ist, ist die Stadt der Winteraufenthaltsort des Adels von Nordlivland, dessen Stadthäuser im architektonischen Bilde Dorpats das eigentlich Charakteristische sind. Der Einfluß der von diesen Kreisen gebotenen Geselligkeit, an der teilzunehmen für jeden Studenten, einige besonders widerhaarige Urburschen abgerechnet, selbstverständliche Pflicht war, auf Anschauungen und Lebensformen des baltischen Literaten im weitesten Sinne des Worts ist kaum geringer als der von Landsmannschaft und Universität.

Ganz so, wie hier gezeichnet, war das Dorpat der Jahre vor dem Kriege ja nicht mehr. In der eben geschilderten Gesellschaft fehlte der Professor seit bald einem Menschenalter fast völlig. Aber die dörptsche Gesellschaft war sich ihrer Traditionen bewußt, lebte nach ihnen, und wenn auch immer — und dem jungen Studenten gegenüber sicherlich zu oft und zu nachdrücklich — die gute alte Zeit mit der Gegenwart verglichen wurde, so erfüllte Dorpat doch noch immer seine Aufgabe, und der Student war gewiß der letzte, der die Veränderung der Zeiten allzu tragisch empfunden hätte. Fand er doch in seiner Korporation immer noch dasselbe, was ihm von Vater und Großvater als das eigentliche Wesen dörptschen Lebens eingeimpft worden war.

Auch in anderer Beziehung hatte sich Dorpat weniger verändert als andere Städte. Wohl war das Estentum zielbewußt und planmäßig seit Jahren tätig, Dorpat zu seinem geistigen Mittelpunkt zu machen, wie Reval zum wirtschaftlichen, und mit Erfolg. Aber diesem Bestreben war in Dorpat die politische Auswirkung versagt geblieben. Einen plötzlichen wirtschaftlichen Aufschwung, der durch Handel und Industrie Menschen und Geld an einem Ort vereinigt, hat Dorpat nicht erlebt.

Während in Reval 1904 die Stadtverwaltung in estnische Hände überging, in den kleinen Städten ebenso wirtschaftlicher Aufschwung und Bevölkerungszunahme Zurückdrängung des Deutschtums zur Folge hatte, blieb Dorpat bei stagnierendem Wirtschaftsleben weiter von seinen Studenten abhängig, und das Gewichtsverhältnis zwischen deutsch und nichtdeutsch verschob sich nur langsam. Mit stolzer Sicherheit konnten die Deutschen noch 1914 den Stadtverordnetenwahlen entgegengehen, und der Sieg war eine neue Bestätigung, daß nirgends die baltisch-deutsche Tradition so stark sei, wie in Dorpat.

*

Der Krieg ist für Dorpat eine Episode geblieben. Episode insofern, daß sich die in der Geschichte der Stadt erkennbaren Linien nach kurzer Unterbrechung in derselben Richtung fortgesetzt haben. Dorpat hat als Stadt ohne ein über seinen Kreis hinausgreifendes Wirtschaftsleben es nicht nötig gehabt, sich umzustellen, für seinen Handel neue Wege, für seine Industrie neue Märkte zu suchen, es ist durch die neuen Grenzführungen von keinem lebenswichtigen Hinterland abgeschnitten worden. Es ist eben Universitäts-

stadt und daneben Schulstadt geblieben, dieser Charakter ist sogar noch viel stärker geworden. Nach der letzten Statistik ist mindestens jeder vierte Einwohner Dorpats ein „Lernender"

Es könnte scheinen, daß dank dieser Kontinuität der Entwicklung — wenn man an die schweren Krisen denkt, die in anderen Städten, etwa in Riga mit seinen stillstehenden Fabriken, als Rückwirkung außenpolitischer Verhältnisse das Deutschtum betroffen haben — das dörptsche Deutschtum ungewöhnlich gut gefahren ist und, wie die Stadt Dorpat selbst, heute kaum noch die Folgen der großen Erschütterung aufweisen dürfte.

Gerade das Gegenteil ist der Fall. Das Schicksal der Stadt und das Schicksal des deutschen Teils ihrer Bevölkerung gehen auseinander. Die weiteren Entwicklungslinien der Stadt werden von einem anderen Teil der Bevölkerung bestimmt — als eine Teilerscheinung der Geschichte des ganzen Landes ist das kein schwereres Sonderschicksal für die Deutschen Dorpats. Aber sie haben nicht vermocht, die eigenen Entwicklungslinien ungefähr in derselben Richtung zu führen, wie die der Gesamtheit. Gerade die Kontinuität der Entwicklung hat das dörptsche Deutschtum in eine vollständig andere Stellung zur estnischen Mehrheit der Bevölkerung gebracht, ja den alten Zustand geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Gewiß, in manchen Beziehungen ist nur eine Entwicklung sichtbar geworden, die sich schon in Jurjew vollzogen hat, aber von dem Russischen, das als nicht bodenständig den Charakter der Stadt nicht entscheidend beeinflussen konnte, verdeckt wurde. Die Politik des estnischen Freistaats, die folgerichtig auf das alte Ziel des Jungestentums, Dorpat zum geistigen Mittelpunkt des estnischen Volkes zu machen, losgegangen ist, hat aber diese Entwicklung nahezu vollendet. An die Stelle der Landesuniversität der drei Provinzen mit dem Beruf, einem Riesenreich mit vielfältigem Bevölkerungsgemisch zu dienen — eine Tatsache, die Dorpat allezeit eine übernationale Bedeutung gegeben hat — ist eine Universität getreten, die ganz auf die Bedürfnisse eines einzigen Volkes zugeschnitten ist und darauf ausgeht, das, was ihr notwendigerweise an Wirkung in die Weite und Breite abgehen muß, durch Wirkung in die Tiefe im nationalen Sinn zu ersetzen — eine Aufgabe, die durchaus unabhängig ist von der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Hochschule. Einst wie heute ist Dorpat eine politische Hochschule.

Im Gefolge der Universität ist in Dorpat das Reichsgericht errichtet worden, sind Konservatorium und Kunstschule entstanden,

gelehrte Gesellschaften, Theater, dazu Vereine mit humanitären und volkspolitischen Zwecken, deren Tätigkeitsbereich den ganzen Staat umfaßt. Manche dieser Vereine sind in Fortsetzung oder in Anlehnung an ältere entstanden und setzen deren Arbeit fort; den Rahmen aber füllen nicht mehr Deutsche, sondern Esten. Wo wir früher führend und leitend waren, sind wir jetzt nicht einmal überall als Mitarbeiter gern gesehen. Das an früheren Verhältnissen gemessen unerhörte Anwachsen von Lehrkörper, Studenten- und Schülerschaft, die Ansammlung des estnischen gebildeten Elements haben die entsprechenden deutschen Kreise auf einen geringen Prozentsatz der in Dorpat das Bild der Bevölkerung bestimmenden Schichten herabgedrückt.

Zu diesem relativen Rückgang des Deutschtums tritt der absolute. Zahlen anzuführen erübrigt sich. Jedenfalls ist in keiner Stadt durch die Ereignisse von 1918—1920 das Deutschtum nach Anzahl und Zusammensetzung so stark beeinflußt und verändert worden, wie in Dorpat, und zwar in allen Kreisen und Schichten. Es hat lange Zeit gedauert, bis die „Optanten" sich in die Verhältnisse fanden und mit den Alteingesessenen Fühlung gewannen, und es ist nicht ohne Reibungen abgegangen. Am nachhaltigsten aber sind die Kreise betroffen, die oben als die Träger der deutschen Dorpater Gesellschaft bezeichnet wurden; warum — ergibt sich aus der oben gegebenen Schilderung von ihr von selbst. Den Verlust, den Dorpat durch Auswanderung von Angehörigen dieser Kreise erlitten hat, zahlenmäßig anzugeben, ist — auch wenn es genau möglich wäre — zwecklos. Es genügt die Wirkung zu bestimmen: daß die Dorpater Gesellschaft im Sinne eines Mittelpunkts von mehr als lokaler Bedeutung nicht mehr ist. Damit fällt ein guter Teil der Einwirkung fort, die früher von Dorpat auf die Studenten ausging, ganz abgesehen davon, daß nicht mehr alle Studenten des Baltikums die Möglichkeit haben, in Dorpat zu studieren, und Dorpat so nur für einen Teil der kommenden Generation unseres Literatenstandes etwas bedeuten wird.

Ob die Umstellung unserer Jugend von den akademischen auf praktische Berufe notwendig und erwünscht ist, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört. Der Rückgang der Zahl der deutschen Studenten ist eine Tatsache. Mag man über ihre Beurteilung vom Standpunkt der Allgemeinheit streiten, — Dorpat trägt in diesem Falle offensichtlich die Nachteile für das Ganze: in Dorpat fängt der Bursch an zu fehlen.

Die schwerste Zeit im Leben des Dorpater Deutschtums liegt nun wohl schon einige Jahre zurück, die Zeit, in der das Gespenst des Massenelends alles beherrschte. Man kann aber nicht sagen, daß diese Zeit überwunden worden ist, weder äußerlich noch innerlich. Zur Überwindung gehört Wiederaufstieg. Wenn es heute nicht so schlimm ist, wie vor 5 Jahren, so steckt dahinter nicht mehr, als ein sich Gewöhnen und sich in die Verhältnisse Schicken. Heute zerbröckelt, was damals zusammenbrechen wollte. Es ist viel gearbeitet worden, auf allen Gebieten, immer neue Versuche angestellt worden, dem materiellen Elend zu steuern, das Gesellschaftliche und Geistige zu erwecken und zu beleben. Immer wieder hat man die Erfahrung machen müssen, daß die Kräfte nicht reichen. Es ist kein Wunder, daß eine tiefe Verbitterung den Grundton der Stimmung in Dorpat angibt. Und sie ist verständlich: die Veränderung ist zu augenfällig. Der ausländische Gelehrte und Künstler, der Dorpat besucht, wendet sich in der Regel in erster Linie an ein anderes Publikum. Neben uns spielt sich ein geistiges Leben mit Vorträgen, Theater, Konzerten, Kongressen ab, — alles Dinge, die früher vornehmlich die deutsche Gesellschaft berührten, und wir fühlen uns davon ausgeschlossen. Die geringste Neigung und Gelegenheit, mit derselben Schicht anderer Nationalität in Berührung zu treten, ist immer beim Literaten vorhanden gewesen, und in Dorpat ist dies noch besonders erschwert dadurch, daß Dorpat von jeher die Hochburg der chauvinistischen Richtung des Estentums gewesen ist. So ist es vielen einfach unmöglich, solch eine Veranstaltung zu besuchen. Andererseits fehlt die wirtschaftliche Neubelebung, die in anderen, auch kleineren Städten wenigstens Ablenkung schafft und die Aufmerksamkeit von der Vergangenheit auf Erfolge von heute wendet. Kaum jemand versucht noch, in Dorpat sich ein Arbeitsfeld zu schaffen, die Jugend strebt aus dem toten Winkel fort. Eine gewisse Schuld an dieser Stimmung der Hoffnungslosigkeit trägt natürlich die deutsche Gesellschaft selbst. Eine durch ein Jahrhundert gefestigte Tradition zu erhalten, erscheint ihr heute als Aufgabe, und allzuleicht und allzuscharf wird daher alles an dem Maßstabe der Vergangenheit gemessen — bis in Äußerlichkeiten, denen Traditionswerte beigelegt werden und deren Beseitigung dann als abermaliger Sieg über das gute Alte beklagt wird. Gesuchte Anspruchslosigkeit und Einfachheit schien vielen als die der Zeit angemessene Form der Geselligkeit. Die Berechtigung geselligen Verkehrs in schweren Zeiten wurde geradezu geleugnet, im Glauben,

dadurch die äußerste Anspannung für soziale u. ä. Zwecke erreichen zu können. Die Folge war, daß sich das gesellschaftliche Leben zersplitterte und es auch heute nicht nur nicht gelingen will, für das gesamte Deutschtum etwas zu veranstalten, sondern daß auch alle geselligen Vereine mehr oder weniger mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Lockerung des Zusammenhalts — auch der berühmte dörptsche Philisterienverkehr gehört aus wirtschaftlichen Gründen der Vergangenheit an — ist eine der traurigsten Erscheinungen im heutigen Dorpat: zusammen mit dem zahlenmäßigen Rückgang und der Verarmung macht sie es der deutschen Gesellschaft unmöglich, neue Elemente heranzuziehen, so daß z. B. die zahlreichen ausländischen Lehrkräfte der Universität nur schwer Fühlung mit ihr gewinnen können.

Früher war Dorpat der gegebene Ort, an den sich alte Menschen für ihren Lebensabend zurückzogen; heute sind ihre Angehörigen in alle Winde zerstreut und die Vereinsamten geben der deutschen Gesellschaft das Gepräge des Alters. Sie bedingen ferner, daß in der Vereinstätigkeit die Armenpflege und Fürsorge bei weitem an erster Stelle stehen. Es ist verständlich, daß bei allen sich aufdrängenden Schwierigkeiten die Frage der Organisation nach einheitlichem Gesichtspunkt für Dorpat eine besondere Wichtigkeit hat. Von Fehlschlägen ganz abgesehen, läßt auch diese Aufbauarbeit keine rechte Freude aufkommen, denn ihr Erfolg ist notwendigerweise davon abhängig, daß eine ganze Reihe älterer Verbände geopfert werden müssen. Und mit jedem geht ein Stück vom alten Dorpat dahin.

*

Daß in den schlimmsten Jahren innere Spannungen auftraten, ist verständlich, und Dorpat war damals landauf, landab durch seine inneren Streitereien berüchtigt. Sie sind im wesentlichen abgeebbt. Nicht so ein gewisser Gegensatz zwischen Dorpat und den anderen Städten, vor allem Reval. Dorpat wird der Vorwurf der Rückständigkeit, des planlosen Klebens am Alten, Absterbenden, des negativen, unproduktiven Kritisierens gemacht. Diese Vorwürfe sind berechtigt, in dem Maße, wie die Stimmung in Dorpat von der trostlosen wirtschaftlichen Lage abhängig ist, und ebenso berechtigt die Gegenanklagen, daß in anderen Städten, getragen von leichterem Verdienst und glücklichen Konjunkturen, Traditionswerte zu leicht aufgegeben werden und der über alles gewertete wirtschaftliche Erfolg das Verständnis und Interesse für die Grundfragen baltischen Seins ersticke.

Auf dem Gebiet der hier nur angedeuteten Fragen liegt vielleicht die Aufgabe Dorpats auch für die Zukunft, in Fortsetzung seines Wirkens im vergangenen Jahrhundert für die baltische Öffentlichkeit Richtlinien zu schaffen.. Nur nicht in der Weise, daß das Gestrige als Norm dem Werdenden aufgezwungen wird. Solange die Universität von Deutschen besucht wird, muß es uns Pflicht sein, unserer Jugend ein Mehr zu geben über das hinaus, was sich an ihr erlernen läßt.

*

Die vorstehende Betrachtung ist einseitig. Dorpat ist gesehen nur in seiner Bedeutung fürs ganze Land und vom Standpunkt des dörptschen Philisters. Daß im historischen Bilde Neben- und Unterströmungen nicht verzeichnet worden sind, ist ein geringerer Fehler. Aber der Bursch sieht sein Dorpat so von einer Seite, daß er es garnicht kennenlernt.

Seit den Knotenprügeleien auf der steinichten Brücke und den Heldentaten des Burschen Blau als Bürgermeister von Hasenpoth in der Bürgermusse, die Dr. Bertram beschreibt, hat sich die Bevölkerung Dorpats in ihrer nationalen Zusammensetzung von ihm unbemerkt total verändert. Der Bursch hat sich durch ein Jahrhundert nur in einem Kreise von ganz auf ihn eingestellten Menschen bewegt, wenigstens empfand er sie so. Aber weil sich dies Verhältnis nie änderte, so sah der Bursch die Anderungen, die sich in der Stadt vollzogen, nicht.

Der Eingesessene ist ihm fremd geblieben und umgekehrt auch eigentlich der Bursch dem Bürger. Ein Jahrhundert Nichtbeachtung hat eine latente Spannung auf der anderen Seite hervorgerufen. Nirgends im Baltikum mögen als Ergebnis Literaten und Bürger so fremd nebeneinanderstehen wie in Dorpat. Der Literat hat im öffentlichen Leben die anderen Schichten ganz zurückgedrängt. Im geistigen Mittelpunkt des ganzen Landes, das als solches eigentlich von einer in Dorpat wurzelnden geistigen Gemeinschaft getragen wurde, war es selbstverständlich, daß der Literat überall die Führung beanspruchte. Aber nur in einem solchen. Die Bedeutung von Dorpat in diesem Sinne ist heute für uns Balten stark eingeschränkt, und die estnische Universität kann nicht mehr so im Mittelpunkt des Lebens des Deutschtums Dorpats stehen. Seine Zukunft hängt davon ab, ob es unabhängig von der Universität lebensfähig ist. Der Literat allein versagt hier. Dazu müssen die wirtschaftlichen Grundlagen von Kaufmannschaft und Gewerbe geschaffen werden.

Volksgruppe und Berufsschichtung

Von Erik von Sivers

Seit Jahr und Tag geht in den Reihen unseres baltischen Deutschtums ein Gespenst um, das danach strebt, Blut und Leben im sozialen Aufbau unseres Volkstums zu erlangen: es ist dies die Idee des „normal aufgebauten Volkskörpers" Aufgabe des Folgenden soll es sein, diesem schwebenden Vorstellungsgebilde nachzugehn und es auf seine Lebensfähigkeit hin zu prüfen.

Ihre Geburtsstätte fand jene Idee wohl in der Beobachtung des zahlenmäßig bedeutenden Literatenstandes und seiner häufig unadäquat geldgelohnten Tätigkeit. Bei der Augenfälligkeit der Äußerlichkeiten und dank dem Umstand, daß bei Beachtung neuer Probleme der Blick anfangs vom Augenfälligen in Hast genommen wird, mußte dieser Zustand als unrationell erscheinen. Man fühlte sich geistig hypertrophisch und begann die Frage ökonomisch anzuschauen! Das „Zuviel" an geistigen Arbeitern hatte man dadurch erkennen zu meinen geglaubt, daß man diese Gruppe in Beziehung zu den übrigen Teilen des einheimischen Deutschtums setzte. Es wurde sofort problematisch, zog man auch die Glieder der anderen in demselben staatlichen Verband befindlichen Nationalitäten heran. Wollte man mit der Behauptung der „geistigen Hypertrophie" Ernst machen, so mußte man ein völliges Abgeschlossen- und Aufsich-selbstgestelltsein der eigenen Nationalität voraussetzen. Zu diesem Schritt entschloß man sich um so leichter, da die Beobachtung vorlag, daß auf Grund des erregten Nationalgefühls häufig eine Bevorzugung der Dienste Eigenstämmiger vor denen Fremdnationaler verzeichnet werden konnte. War man aber de facto eine autarke, d. h. auf sich selbst gestellte Einheit, dann konnte man verlangen, daß die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen würden. Die halbentschleierte Forderung, die Berufsschichtung unserer Volksgruppe der Struktur autonomer Staaten nachzuformen, erhob ihr Haupt.

Damit wurde eine Norm proklamiert, welcher man folgen sollte, um zu einer „gesunden" Ordnung zu gelangen. Es zeigt sich nun das Seltsame: je fester wir die Vorlage ins Auge zu fassen suchen, desto zittriger und unbestimmter werden ihre Konturen. Der Aufbau autonomer Sozialkörper ist nämlich selbst nichts Eindeutiges! Ein „geschlossener Handelsstaat" verlangt ebenso kategorisch eine „mikrokosmische" Zusammenstellung, wie ein „Freihandelsstaat" die einseitige Betonung seiner spezifisch günstigen Eigenarten. Ein Agrarstaat

wurzelt in dichter Landbevölkerung, ein Industriestaat stützt sich auf die Massen städtischer werktätiger Arbeiterschaft. Für jeden der angeführten Staatstypen ist ein anderer berufsmäßiger Aufbau „natürlich"

Aber abgesehen von der Vielseitigkeit, welche sich hinter der scheinbar so selbstverständlichen Formel verbirgt — sie taugt auch ganz prinzipiell nicht zur Orientierung, weil Staat und Minorität[1]) manche entgegengesetzte Charakterzüge aufweisen und mithin, was für den ersteren gilt, niemals restlos für die letztere maßgebend sein kann. Das zeigt sich am deutlichsten bei der Beachtung der ökonomischen Seite der Frage, die hier ja auch an erster Stelle kompetent ist, da die verschiedenen Zweige volkswirtschaftlicher Betätigung es sind, welche die Grundlage der Berufsbildung und Berufsschichtung darstellen. Der Staat als Volkswirtschaft ist grundsätzlich ein Ganzes, das sich wohl zum Teil auf die Funktionen anderer Ganzheiten einzustellen und mit ihnen in Austausch zu treten vermag, aber erstens in der Lage ist, sich im Notfall immer stärker auf sich selbst zurückzuziehen, zweitens und vor allem stets mit Notwendigkeit einen entscheidenden Komplex von Leistungen aus sich heraus für sich selbst erstellen muß.

In einer autarken geschlossenen Volkswirtschaft bezieht sich letzteres auf alle Betätigungsarten: will sie bestehen, muß produziert, verteilt und verwaltet werden und zwar, sofern wir es mit einer sozialen Wirtschaft im eminenten Sinne dieses Wortes zu tun haben, auf arbeitsteiliger Basis. Jeder hat nur seine Spezialarbeit und ist hinsichtlich der Bedürfnisbefriedigung in völliger Abhängigkeit von den Leistungen aller anderen. Es herrscht die „ökonomische Verstrickung" In der Produktion sind alle Stufen untereinander und von der Urproduktion abhängig. In ihrer Gesamtheit ermöglichen sie die Tätigkeit der „freien Berufe" und sind ihrerseits auf dieselben angewiesen. Sie alle kommen untereinander nur durch den Verkehr, die Raumüberwindung und Vermögensübertragung zusammen. Ohne die alles umfassende Verwaltungs- und Sicherheitstätigkeit würde das ganze System zum Auseinanderfallen verurteilt sein.

In einer Freihandelswirtschaft kann und wird einiges dieser Funktionen ersterben, anderes zu „Überlebensgröße" anschwellen. Aber große

---

[1]) Der Ausdruck „Minderheit" findet hier nur als Hilfsbegriff Verwendung, ohne daß die Unzulänglichkeit dieser rein formalen und quantitativen Bezeichnung übersehen würde.

Dienstkomplexe müssen auch hier mit Notwendigkeit „selbstversorgend" bleiben. Hierher gehört alle dringliche Nahrungsmittelversorgung, die keinen Transport verträgt, hierher alle Reparatur, aller Ausschank jeglicher Art von Genüssen, hierher die Tätigkeit aller freien Berufe (Arzt, Pastor), die örtlich bestimmten Verkehrsleistungen und vor allem die gesamte große Verwaltungstätigkeit in Krieg und Frieden. Also alles, was räumlich und zeitlich intern gebunden ist, oder sich seinem Wesen nach auf die ganze Gemeinschaft bezieht. Und in allen nicht grenzenlos freihändlerischen Ländern kommt noch die gesamte Wirtschaftstätigkeit hinzu, die sich innerhalb der Grenze der Zollmauern abspielt.

Die Minderheit ist umgekehrt grundsätzlich Glied eines übergeordneten Ganzen. Eine autarke Wirtschaft kann schon nie ihr Vorbild sein. Denn wollte sie einen analogen Aufbau erstreben, müßte sie alle dort gezüchteten Berufsgruppen aus sich und für sich beschaffen. Sie müßte also ihre eigenen nur für und von einander lebenden Bauern und Händler, Fabrikanten aller Stufen, Ärzte und Advokaten, Kranke und Prozeßsüchtige, Hausbesitzer und Mieter, Eisenbahner und Fahrgäste usw., ebenso ihre eigenen Polizisten, Minister, Abgeordnete, Soldaten u. a. m. aufweisen. Denn jeder von dem Gliede einer anderen Nationalität angenommene Dienst — und das ist auch die Leistung des Eisenbahners, Elektrizitätsarbeiters, Departementschefs — würde die absolute Autarkie zersprengen! — Aber auch der „eiserne Bestand" der Eigenleistungen eines *Freihandelsstaates* muß von der Minderheit grundsätzlich aufgegeben werden. Die staatliche Vereinigung mehrerer Nationalitäten schafft die Gemeinsamkeit vieler Belange, die von irgendwelchen Funktionären bearbeitet werden müssen. Welcher Nationalität der entsprechende Beamte auch sei — stets schafft er für die fremdblütige Gemeinschaft mit, die also seine Dienste in Anspruch nimmt. Da Beamtenschaft, Polizei, Militär schon einen nennenswerten Teil aller Berufstätigkeiten ausmachen, ist damit eine feste, zwischen zwei selbständigen Staaten niemals denkbare ökonomische Verkoppelung der Nationalitäten im Staate gegeben. Zieht man noch die Kommunalverwaltungen in Betracht, so verdichtet sich der Komplex der Verschmelzungserscheinungen. Es erwächst aus dem Wesen der Staaten und Gemeinden schon deutlich die notwendige Abhängigkeit einer jeden Nationalität im staatlichem Verbande vom Ganzen. Abgesehen von der Versorgung rein nationaler, für die anderen Gemeinschaften nicht in Frage kommender Bedürfnisse, rechnet aber

weiter ein jedes Glied einer Nationalität aus einer praktischen Notwendigkeit heraus nicht nur mit den Bedürfnissen der eigenen, sondern auch auf denjenigen Gebieten, die nie als Außenhandel angesprochen werden können, wie Kleinhandel, persönliche Dienste materieller und geistiger Art und alle Produktionsgruppen, die im Staat notwendig binnenmarktlich orientiert sind. mit den Bedürfnissen aller im Staatsverband zusammengefaßter oder auf seinem Territorium hausender Personen[1]). Der Städter rechnet mit den Erzeugnissen des Bauern, der Bauer mit denjenigen des Städters, jeder ist dem andern als Warenlieferant und Absatzmarkt notwendig, es ist garnicht die Frage, welcher Nationalität der Käufer zw. Verkäufer ist. Dabei sind die Besitzverhältnisse praktisch nie so gestaltet, daß der eigenstämmige Bauer gerade dem eigenstämmigen Städter die Wage hält und umgekehrt. Man braucht den Fremden schon, um zu leben. Zudem wäre es marktechnisch kaum möglich, nur an Gleichnationale zu verkaufen. Innerhalb der Sphäre der Produktion ist der Besitz praktisch fast nie so verteilt, daß die ganze Stufenleiter innerhalb eines Produktionsprozesses sich in den Händen Gleichnationaler befindet: der Austausch zwischen Fremdnationalen ist so Bedingung der Fertigstellung der Ware. Bei lebensnotwendigen Waren sind diese Bindungen so fest, daß auch der böseste Wille sie nicht zu zerreißen vermag. Aber auch sonst sind die Vorteile, die das Angebot oder die Nachfrage des Andersstämmigen, sei es durch die Lage oder seine Spezialisation oder irgend einen anderen Grund, bietet, häufig so deutlich, daß er dem Eigenstämmigen vorgezogen wird.

Das Angeführte dürfte wohl zu dem Schluß berechtigen, daß der ökonomische Grundriß der Minoritäten weder die hermetische Abgeschlossenheit autarker Staatswirtschaften zuzulassen vermag, noch auch nur die relative Selbstversorgung freihändlerisch orientierter Staatskörper, welch letztere, wie wir sahen, einen notwendig autonomen Kernkomplex von Leistungszusammenhängen besitzen müssen, der bei denMinderheiten ebenso notwendig heteronom konstruiert ist. Man kann das antithetisch so formulieren, indem man sagt: die wirtschaftliche Bewegungsrichtung in einer Staatsgesellschaft ist zentripetal, in einer minderheitlichen Gruppe zentrifugal.

Es schließen sich allerdings die verschiedenen nationalen Gemeinschaften in einem Staat nicht immer reibungslos zu wirtschaft-

---

[1]) Vgl. hierzu auch die treffenden Ausführungen von L. Schmidt in dem Aufsatz „Unterrichtsziele" (Dorpater Zeitung 1928, Nr. 18).

licher Solidarität zusammen: vor allem ist in den Berufszweigen, deren Ausübung starke persönliche Beziehung zwischen den ökonomischen Kontrahenten schafft, nicht selten eine Bevorzugung Eigenstämmiger zu erblicken. Aber diese Erscheinung ist nicht entfernt so allgemein, daß man in ihr eine Unterbindung des Prinzips erblicken könnte. Vielmehr entspringt diesen Umständen nur eine Unglätte im Austauschmechanismus. Wir verstehen von hier aus, wie die bekämpfte Auffassung diskutabel werden konnte — am Resultat unserer Untersuchung vermag diese grundsätzlich gleichgültige Einschränkung nichts zu ändern.

Wir konstatieren zusammenfassend: der „normal aufgebaute Volkskörper" als Inbegriff der Strukturzusammenhänge einer staatlichen Wirtschaftsgemeinschaft kann nie Vorbild für die Berufsschichtung einer Minderheit sein, weil er erstens ein vieldeutiger Unbegriff und zweitens als Ganzheit von der Wesensart der Minoritäten unterschieden ist, da die letzteren keine ökonomische Totalität, sondern nur Splitter einer solchen sind, hier und da in eine größere Einheit hineingesprengt.

Trotz alles Gesagten enthält die Aufstellung der von mir bekämpften Richtidee etwas Positives: es drückt sich nämlich in ihr das Bestreben aus, über willkürliches „Daraufloshandeln" und naives „Wachsenlassen" fortzuschreiten zu rationaler Ausgestaltung mit Hilfe einer theoretischen Richtlinie, eines objektiven Maßstabes. Diese wertvolle Anregung wollen wir übernehmen und etwas weiter auszugestalten trachten.

Aus dem Wesen der Minderheit als einer sozialen Gemeinschaft, eines sozialen „Organismus" ergibt sich nach der bekannten Analogie in Parallelität zu den Strebungen der physischen Organismen das „Festhalten an sich in der Welt" oder, in bekannterer Wendung, die Selbsterhaltung und Selbstentfaltung als fundamentale Leitlinie. Inbezug auf ein soziales Gebilde von der Art der Minorität können diese Begriffe offenbar nichts anderes besagen als das Streben nach einer zunehmenden Zahl gesunder Volksglieder, ökonomischer Ausweitung, kultureller Vertiefung und der Erlangung aller Bestimmungsrechte hinsichtlich seiner Belange. Individuell ausgedrückt würde es heißen: die möglichst ausgiebige Befriedigung der körperlichen und geistigen Bedürfnisse beim Streben, physisch und juristisch zu erstarken. Die soziale Entfaltung geht also auf vier Gebieten vor sich, welche wir als demographische, politische, ökonomische und kulturelle Dimension bezeichnen wollen. Das jeweils erreichte Entwicklungs-

niveau in diesem Sinn möge der „soziale Hochstand" der betreffenden Minderheit heißen. Der Gesichtspunkt, von dem aus das Wunschbild minderheitlicher Berufsschichtung zu konstruieren wäre, ist demnach im Kulminationspunkt der genannten Entfaltungen gelegen. Doch muß gleich weiter gefragt werden, in welcher Weise denn die Beeinflussung der Berufsschichtung durch die ideale Höhenlage vor sich zu gehen hat. Hier ruht das eigentliche Problem. Soll die Tätigkeitsgliederung so eingestellt werden, daß alle Entfaltungsdimensionen die gleiche Berücksichtigung finden? Wenn nicht, welche Reihenfolge soll eingehalten werden? Gibt es so etwas wie ein spezifisches „Bedeutungsgewicht" der einzelnen Gebiete, oder sind sie prinzipiell als gleichwertig anzusehen? Die Beantwortung dieser Frage dürfte so ohne weiteres nicht leicht willkürlos zu geben sein. Doch glücklicherweise hat ein ähnliches Dilemma schon die Nationalökonomie zur Beschäftigung mit einem verwandten Problem gezwungen. Davon ausgehend, das der Wert der Güter, ihre Bedeutung für den Menschen, im Nutzen gelegen ist, den sie zu stiften vermögen, glaubte man die für sie geltenden Wertklassen dadurch zu finden, daß man eine Rangordnung der Bedürfnisse, nach dem Grad ihrer Wichtigkeit, aufstellte, an welche man eine solche der entsprechenden Befriedigungsmittel heften zu können vermeinte. Man setzte etwa das Nahrungsbedürfnis an die oberste Stelle, schloß ihm als nächstdringliches das Kleidungsbedürfnis an und so fort bis zu den ganz unmaßgeblichen Bedürfnisarten, Schmuckbedürfnis und ähnlichem; mußte sich aber dann wundern, daß in der Praxis keineswegs, wie es erwartet wurde, jedes Nahrungsmittel einen höheren Wert besaß als jedes Schmuckstück, ein Edelstein im Gegenteil häufig eine unvergleichlich höhere Schätzung erfuhr, wie ein Stück Brot. Erst der sog. österreichischen Schule[1]) gelang es, diese „Antinomie" zu beseitigen. Sie stellte fest, daß man, um die Bedeutung eines Gegenstandes in der Praxis aufzuzeigen, nicht so sehr auf die Bedürfnisgattung, als vielmehr auf die einzelnen Bedürfnisregungen zu blicken habe. Eine als wichtiger angesprochene Bedürfnisgattung könne bereits soweit gesättigt sein[2]), daß dem Befriedigungsmittel einer tiefer gelegenen, aber weniger gesättigten Bedürfnisart ein höherer Wert zukomme. Da das Nahrungsbedürfnis in der Regel stark gestillt

[1]) Menger, v. Böhm-Bawerk, v. Wieser, Schumpeter und andere.

[2]) Nach dem „Gossenschen Gesetz" nimmt die Intensität der Bedürfnisbefriedigung mit zunehmender Sättigung ab.

wird, das Schmuckbedürfnis aber nicht, so erklärt sich hieraus die Hochschätzung eines schönen Schmuckgegenstandes gegenüber einem einfachen Nahrungsmittel. — Soweit der Grundgedanke, der natürlich, um im einzelnen zu genügen, sowohl für die persönliche Wertschätzung, als auch für den Marktwert weitestgehend ausgefeilt werden mußte. Die Einrangierung der Bedürfnisse in diese oder jene Klasse bedeutet demnach nur deren Ordnung nach der Höchstdringlichkeit, welche sie äußersten Falls entwickeln können. Für die Bedeutung konkreter Einzelbedürfnisse und deren Mittel kommt es aber noch auf den Sättigungsgrad an, der de facto vorliegt, m. a. W. auf den tatsächlichen und endgültigen Nutzen (Grenznutzen), der für ein Wirtschaftssubjekt durch die Bedürfnisstillung erfolgt. Die Höchstdringlichkeit läßt sich nur in geringem Maße objektiv bestimmen. Nur soweit, als man unerläßliche Lebensbedingungen über die Bedingungen bestimmter Lebensmodifikation setzt. Alles weitere ist auf subjektive Wertung gestellt.

Zu unserem Fall scheint eine analoge, nur sozial aufgebaute Struktur vorzuliegen. Wir können ruhig von den kulturellen und ökonomischen, demographischen und politischen Bedürfnissen einer Minderheit sprechen. Auch hier ließe sich eine objektive Rangordnung der Bedürfnisarten konstruieren. Etwa derart, daß man an die Spitze jene Erfordernisse setzt, welche eine Minderheit überhaupt zu denken erlauben: eine Menschenanzahl mit eigenem, von dem der Majorität abweichenden Gesinnungsbekenntnis. Ferner jenes, ohne welches ein dauernder Fortbestand nicht möglich ist: ökonomische Mittel. Ferner jenes, ohne welches mehr eine Vegetation als ein volles Leben vorliegt: die Freiheit. Aber diese Skala sagt uns genau ebensoviel oder so wenig wie die Tafel der Bedürfnisgattung der Nationalökonomie: daß die Berufsschichtung damit zu rechnen hat, daß die Spitzen einiger Bedürfnisarten höher gelegen sind, als die anderer, daß also erstmalige Bedürfnisregungen demographischer und kultureller Art befriedigt sein müssen, bevor die Befriedigung anderer denkbar würde. Die konkrete Ausgestaltung der Berufsschichtung gewinnt hierdurch noch keinen deutlichen Anhaltspunkt. Sie weiß nur, daß einige Bedürfnisregungen der genannten Gattungen vor allem anderen Befriedigung erfahren müssen; wie das Verhältnis der anderen Regungen dieser Arten zu den Regungen der anderen Bedürfnisarten oder deren näheres Verhältnis untereinander ist, bleibt unaufgeklärt. Um weiter zu kommen, müssen wir auch hier von der einzelnen (sozialen) Bedürfnisregung ausgehn. Dann stehen wir vor

einer großen Menge von Einzelbedürfnissen der verschiedenen Arten, die zu befriedigen sind, und es gilt das Berücksichtigungsprinzip der Einzelregungen aufzuzeigen. Auch hier hat die Nationalökonomie vorgedacht. Der Einzelwirtschafter trägt in sich eine subjektive Werttafel der Bedürfnisarten; bei Verwendung der vorhandenen Mittel zieht er so lange die Bedürfnisregungen der wichtigsten Art in Betracht, als nicht die Regung einer andern Art den gleichen Dringlichkeitsgrad besitzt. Da wird erst dieses Bedürfnis gestillt, ehe er zu einer weiteren Beachtung der Regungen der obersten Art vorschreitet, und solange bis eine Regung der anderen Klassen dieselbe Dringlichkeit gewonnen hat, wird er ausschließlich die beiden ersten Arten ins Auge fassen. Dann wird auch diese der Befriedigung entgegengeführt, und so weiter fort. Wären Bedürfnisregungen und Befriedigungsmittel ideal teilbar und kommensurabel, so müßte, nach Aufteilung der vorhandenen Güter auf die Bedürfnisse, in allen Arten die letzte befriedigte Regung dieselbe Wichtigkeit besitzen. Denn man konnte ja in der Berücksichtigung keiner Art weitergehn, solange gleich hohe Bedürfnisse einer anderen Art unerledigt waren. Damit ist der Zustand der Ausbalancierung, der Gleichwichtigkeit erlangt. Übertragen wir die hier gefundenen Richtlinien auf das soziale Gebiet, so ist im Prinzip die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis der Dimensionen zueinander und der Kanon für die Berufsschichtung gefunden: es gibt keine Hegemonie einer Entfaltungsart über die andere, noch sind sie einfach gleichmäßig zu beachten, sondern das vorhandene Menschenmaterial muß derartig in Berufsklassen zusammengefaßt werden, daß die Erfüllung aller wichtigsten Ansprüche dauernd garantiert ist und die Entfaltung in keiner Dimension weitergeführt wird, so lange wichtigere Entfaltungen in andern Dimensionen noch nicht vorgenommen wurden. Der Idee nach muß der soziale Nutzen jeder letzten Entfaltung gleich groß sein. Damit steht das Prinzip fest. Es gilt nur die vorhandenen Daten einzustellen. Die sind natürlich bei den verschiedenen Minoritäten völlig verschieden geartet. Wie die Rangordnung der Bedürfnisse für den Samojeden eine völlig andere sein muß, als für den Neger, so muß auch die Wichtigkeit der Einzelentfaltungen, die nur in Bezug auf die besonderen Verhältnisse Geltung besitzt, bei den einzelnen Minderheiten notwendig divergieren. Dadurch wird das Auslesepprinzip, das wir hinstellten, keineswegs tangiert. Ebensowenig vermag dieses die Frage: „was ist denn wichtig?“ Das Einzelindividuum fühlt in sich selbst die Dringlichkeit seiner Bedürfnisse. Der Politiker muß sie

weltanschaulich erfassen. Daher sind die Daten, die eingestellt werden müssen, nicht nur für die verschiedenen Minoritäten, sondern auch innerhalb derselben für die verschiedenen Weltanschauungsrichtungen verschieden. Aber die Berücksichtigungsordnung ist überall die gleiche, und jeder Standpunkt ergibt seine besondere eindeutige Lösung aus den drei Faktoren: der als Ausgangspunkt gewählten Weltanschauung, der gesamten „Verumständung", in welche die Minorität eingeschmolzen ist, und der allgemeinen Ordnung. So gelangt man in jedem einzelnen Fall zu einer genau bestimmten Berufsschichtung, welche allein dem obersten Ziel — größtmögliche Entfaltung — angepaßt ist. Vorausgesetzt natürlich, daß man Ursache und Wirkung der zu ergreifenden Maßnahmen richtig erfaßt. Es hilft nichts, das Richtige zu wollen, wenn man es falsch zu verwirklichen sucht: etwa um ein hochgespanntes Bildungsniveau zu erreichen, sozialbiologische Krankheitserscheinungen heraufbeschwört, deren Nachteil den Vorteil überdeckt, oder um eine materielle Blüte zu erreichen, ökonomische Maßnahmen ergreift, die in der Folge die gegenteilige Tendenz auslösen. Über die nackten kausalen Tatsachenfragen muß vor jedem Reformversuch soviel Klarheit geschaffen werden, als dies nach dem derzeitigen Stande der Wissenschaft möglich ist. Laienhaftes Experimentieren am „lebendigen Körper" sozialer Gemeinschaften steht auf einer Ebene mit medizinischer Kurpfuscherei.

Die Berufsbildung einer Minderheit nach dem angeführten Prinzip würde sich etwa folgendermaßen zu vollziehen haben. Nach Einnahme einer bestimmten Weltanschauung muß aus ihr heraus das spezifische Bedeutungsgewicht der vier Entfaltungsdimensionen in ihren Einzelregungen entwickelt und dann Mittelaufwand und Berufswahl so angeordnet werden, daß die dringlichsten Bedürfnisse in allen Dimensionen zur Befriedigung gelangen, sich mithin — soweit dies technisch möglich ist — ein Ausgleich der Grenzerträge ergibt. Von der gegebenen historischen Situation aus wäre in Richtung des allgemeinen Gleichgewichts weiterzubauen, d. h. dahin zu gelangen, daß nirgends ein wichtigeres soziales Bedürfnis um eines unwichtigeren willen unberücksichtigt bleibt. Hierzu läßt sich gelangen, denn der Begriff der „sozialen Wichtigkeit" ist uns kein leerer mehr, sondern erhält seinen Inhalt aus der Weltanschauung, und die Richtung der Befriedigung ist uns im Ausgleichgesetz gegeben.

Damit wären wir zu einem Bauplan gelangt, mit dessen Hilfe das Wunschbild unserer Berufsschichtung errichtet werden könnte. Wenn auch lange keine fertige Lösung geboten wurde, so doch eine

Wegrichtung gewiesen. Und wenn es wahr ist, daß es ebenso bedeutsam sei, ein Problem zu stellen, wie es zu lösen, mögen obige Ausführungen ihre Berechtigung in sich tragen.

Mag immerhin am Anfang die Tat gewesen sein, sie mußte blind bleiben, solange sie sich nicht einzustellen und einzuschätzen wußte; nicht umsonst hat Plato an die oberste Stelle seiner Werttafel das Maß gesetzt.

Die St. Jakobi-Kirche in Riga

Von Viktor Grüner

In das Profil des Stadtbildes von Riga fügt sich als charakteristischer Zug auch der schlanke, kühn aufragende Turm der Jakobi-Kirche: eines der Wahrzeichen unserer Stadt neben den Bauten von St. Marien und St. Peter. So ist es stets gewesen, so verhältnismäßig neu auch die momentane Gestalt des Bauwerks sein mag. Der Sturm der Jahrhunderte hat manches verwittern und abbrechen, manches neu aufführen lassen, hat aber nichts ändern können an der ausschlaggebenden Bedeutung dieses Gotteshauses. Es ist vom Wechsel des Geschehens stärker als irgend eine andere Kirche Rigas in Mitleidenschaft gezogen worden; geistiger Kampf hat sie umwittert und ganz ungeistliche Leidenschaft sie umtost, — dennoch ist sie ein ragendes Zeichen christlichen Glaubens und frommer Innerlichkeit geblieben, die, unabhängig von zeitweiligen Verirrungen der Menschen und Geschlechter unter ihrem Schatten, das tote Gestein geschichtet hat zu zeitlosem Symbol für die Lebendigkeit des Glaubens, der die Welt überwindet.

Das Gründungsjahr der Kirche liegt im Dunkel, doch mag es nicht lange nach der Gründung Rigas gewesen sein, daß neben dem Dom und der Petri-Kirche der Grundstein für ein drittes Gotteshaus gelegt worden ist, dessen Bestimmung freilich nicht ganz durchsichtig erscheint. Der Chronist Heinrich erwähnt in seiner Chronik für das Jahr 1213 eine „suburbane", also außerhalb der eigentlichen Ringmauer stehende Jakobi-Kirche. Ob sie dem verheerenden Feuer des Jahres 1215 erlag oder trotzte, ist nicht ersichtlich, doch findet sie sich 1226 wieder erwähnt. Sicher ist, daß dieses Gotteshaus nicht als Kathedralkirche gedacht ist. Der bescheidene Raumgehalt, die geringe Höhe der Gewölbe, sowie die dürftige Ausstattung in baulicher Hinsicht lassen das deutlich werden.

St. Jakobi ist weder als Repräsentationsbau für die Prachtentfaltung der römischen Kirche, noch als Wahrzeichen mächtig aufstrebenden Bürgersinnes, der sich einen geistigen Ausdruck und Mittelpunkt schafft, gedacht, wie das mit den beiden alten Schwesterkirchen Rigas der Fall ist. Der Charakter des Baues läßt eher die Bestimmung als Klosterkirche durchblicken. Dem widerstreitet freilich die Tatsache, daß der Orden seit jeher irgendwie in besonderer Weise eine Patronatspflicht gerade an der Jakobi-Kirche auf sich zu nehmen begehrt, was ja wohl die Beteiligung an der Erbauung des Gotteshauses zur Voraussetzung hat. Der päpstliche Legat Wilhelm von Modena muß jedenfalls bei seiner Anwesenheit in Riga einen Streit zwischen dem Bischof und dem Ordensmeister Volquin schlichten, da letzterer Verfügungsrechte über die Jakobi-Kirche prätendiert. Der Gesandte spricht sie dem Bistum Riga zu, wie zu erwarten war, ohne daß doch in der Folgezeit ein klares Verhältnis der Kirche zum bischöflichen Regiment sichtbar wird. Im Gegenteil: kurz vor Anbruch der Reformation bestätigt der Erzbischof Jasper Linde der Stadt die Nutzung der Jakobi-Kirche für ihre Zwecke, unter Vorbehalt des erzbischöflichen Anteils an gewissen Einkünften dieser Kirche. Damit ist offenbar ein langjähriger Usus sanktioniert, der dem Bürgertum den effektiven Gebrauch, dem Erzbischof nur eine gewisse Oberherrschaft über St. Jakob sichert. Das Verhältnis zu den drei regierenden Gewalten im alten Riga ist also für unser Gotteshaus ein schwebendes und unklares; jede von ihnen beansprucht Verfügungs- und Nutzungsrecht. Dazu tritt die Kirche seit 1237 in engere Beziehung zum Zisterzienserkloster in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, dessen Nonnen ausdrücklich das Recht erhalten, bis zur Aufrichtung einer eigenen Kirche — die übrigens sehr bald unter dem Namen Marien-Magdalenen-Kirche (die heutige rekatholisierte, einstmals orthodoxe Alexei-Kirche) entsteht — die Gottesdienste im St. Jakob zu besuchen. Irgendwie ist auch späterhin diese Beziehung zum Kloster, mit dem die St. Jakobi-Kirche samt ihren Nebengebäuden einen selbständigen, abgegrenzten Stadtbezirk mit eigener Mauer und eigenen Toreingängen bildet, gewahrt geblieben, also der Charakter einer Klosterkirche zum dauernden Merkmal geworden. Die exponierte Lage des Gotteshauses ist ihm übrigens während der im Mittelalter oft und heftig wütenden Kämpfe zwischen dem Orden und der Stadt vielfach zum Verhängnis geworden. Schleuderte der Ordensmeister von seinem Schlosse an der Düna her Brandbomben in die Stadt hinein, die vom Schloß-

gebäude nur durch einen schmalen Graben, der in der Richtung der heutigen Kleinen Schloßstraße zur Düna verlief, getrennt war, so mußte der Gebäudekomplex um die Jakobi-Kirche als erster unter dem Feuer zu leiden haben. So geschah es z. B. kurz nach Herstellung des Turmes im Jahre 1480, wobei auch eine kunstvolle Turmuhr eingebaut worden war. Bereits drei Jahre später wurde der neuerrichtete Jakobiturm während einer heftigen Beschießung der Stadt durch den Orden am 6. Februar 1483 von einer Brandgranate getroffen und brannte nieder — ein drohendes Fanal, weit ins Land leuchtend, ein Menetekel für die verheerende Feindschaft der Gewalten im Lande, die sich und ihre Selbständigkeit, Volk, Land und Zukunft gefährdeten in kurzsichtiger gegenseitiger Vernichtungswut. „Das geschah merkwürdiger Weise in demselben Jahre, als ein Mann geboren ward, der ein anderes Feuer anzünden sollte, ein geistiges Läuterungs- und Auferstehungsfeuer, von welchem alsdann auch Rigas Kirche in aller Schnelle ergriffen ward; leuchtete doch der Geburt Martin Luthers am 6. Februar diese Feuersäule des brennenden Jakobiturmes, d. h. gerade an seinem Todestage, der 63 Jahre später erfolgte, voran." So bemerkt in einer Darstellung der Geschichte Rigascher Kirchen Dr. C. A. Berkholz, Oberpastor zu St. Jakobi in Riga. In der Tat ein symbolisches Ereignis: die Jakobi-Kirche — ein Opfer des Kampfes, aber im Feuer lodernd zugleich ein flammender Hinweis auf die Macht des evangelischen Glaubens und seines künftigen Sieges.

Dieser hat nicht lange auf sich warten lassen. In der Reformationsgeschichte Rigas spielt die Jakobi-Kirche neben der Petri-Kirche von Anfang an eine entscheidende Rolle. Aus der Sakristei des nunmehr katholischen Gotteshauses ist 1923 vor dem Übergang in katholische Hände eine schwarze Erinnerungstafel gerettet worden, die in goldenen Buchstaben folgende Inschrift trägt: „M. S. Tegetmeyer hielt in dieser St. Jakobi-Kirche zu Riga die erste evangelische Predigt am 1. Advent 1522." Die Chronik bemerkt bezeichnend genug dazu: „in Abwesenheit des Herrmeisters" Tegetmeyers Leidenschaft beschwört hier einen Bildersturm herauf, obgleich es im St. Jakob weniger zu vernichten gab, als anderswo. Dann beginnt ab 1524 die Reihe der evangelischen Prediger, die hier das Wort Gottes den „Undeutschen" verkündigen. Nebenbei wird wohl auch deutsch gepredigt worden sein. Stephan Bathory, der Polenkönig, macht nach dem Untergang der Selbständigkeit Rigas, das seit dem Zusammenbruch des Ordensstaates der Sache nach freie Reichsstadt war, der Predigt des Evan-

geliums in der Jakobi-Kirche ein Ende. Wohl hat er bei seinem Einzuge der Stadt freie Ausübung der Religion garantiert, aber trotzdem die Einräumung einer protestantischen Kirche für den katholischen Kultus gefordert und 1582 gewaltsam durchgesetzt. „Es reserviert sich die Königliche polnische Majestät die Jakobi-Kirche mit ihrem ganzen Kirchhof und vielen dazu gehörigen Häusern, nebst der Marien-Magdalenen-Kirche, samt dem ganzen Zisterzienserkloster, Einkünften und Besitzungen innerhalb und außerhalb der Stadt." Das ist der erste Gewaltakt gegen das protestantische Gemeindeprinzip mit seinem freien kirchlichen Selbstbestimmungsrecht. Rat und Bürgerschaft widersetzen sich hart diesem, wie es heißt, „unvernünftigen Anmuten", aber Gewalt geht vor Recht: „Ihre Majestät hat, alles Einwendens ungeachtet, den Sonnabend vor Palmarum die St. Jakobi-Kirche und Klosterkirche einnehmen lassen. Diese Mutation hat groß Schrecken und betrübte Leute in der Stadt gemacht. Man hat aber nicht ändern können bevorab, weil die Stadt mit königl. Kriegsleuten weit übermannt." Als zumal die lachenden Erben dieses absolutistischen Raubes polnisch-katholischer Habgier die Jesuiten wurden, denen die „durch Verräterei und Wortbrüchigkeit" enteignete Kirche von den Polen zugesprochen wird, da steigt die Entrüstung in Riga ins Unermeßliche und entlädt sich in einem protestantischen Handstreich im Jahre 1587. Am 23. August begeben sich der Stadtsuperintendent, zwei Prediger, zwei Ratsherren, die beiden Älterleute der Gilde und mehrere Bürger zur Jakobi-Kirche und veranlassen die Jesuiten zu schleunigem Abzuge mit Sack und Pack. Daraufhin wird der evangelische Gottesdienst „auf undeutsch" alsbald wieder eingeführt. „Dum Lutherus orat, tu, Jesuita, fuge" heißt es in einer alten Inschrift aus jener Zeit. Die Freude währt freilich nicht lange. Von Warschau her kommt ein strenger königlicher Befehl, die Kirche den Jesuiten sofort wieder einzuräumen, dazu eine Summe als jährliches Schmerzensgeld an die katholischen Nutznießer der Kirche zu zahlen. Blutenden Herzens sieht der gut evangelisch gesinnte Rat die Jesuiten sich wieder in St. Jakob einnisten. Die politische Gewalt, die Staatsraison hat gesiegt, das moralische Recht der evangelischen Gemeinde ist mit Füßen getreten. Es gibt kein anderes Kampfmittel gegen diesen Übergriff als das moralische: mit literarischen Mitteln, mit Wort und Schrift macht man Front gegen die Verhöhnung des Evangeliums. Der wackere M. Hermann Samson geht darin in mannhaftem Mut voran: ein Aufrechter in der Polenzeit, die das Kreaturenwesen

züchtete. Anders wird es erst, als für Livland und Riga die Schwedenherrschaft anbricht.

Unter Hermann Samsons Superintendentur fällt die Einnahme der Stadt durch Gustav Adolf. Man schreibt den 8. September des Jahres 1621. Da sprengt der König im Pallasch selbst vor das Portal der Jakobi-Kirche und fordert erneut von den Jesuiten sofortigen, diesmal endgültigen Abzug. Der Retter des Protestantismus auf Deutschlands Boden ist sein Vorkämpfer auch hier. Er ist selbst in der Jakobi-Kirche anwesend, als sein Hof- und Feldprediger evangelischen Gottesdienst in schwedischer Sprache abhält. 300 Jahre später blickt sein Bild, gestiftet vom jetzigen schwedischen Erzbischof Söderblom, von der Altarwand der Jakobi-Kirche mahnend und sinnend auf die dort vollzogene Weihe des lettländischen Bischofs herab. Im nächstfolgenden Jahre muß es entfernt werden, weil der Katholizismus im 20. Jahrhundert mit Gewalt zurückverlangt, was ihm im 16. und 17 Jahrhundert durch den natürlichen Gang der Dinge verloren ging. Und das 20. Jahrhundert bringt es fertig, trotz der warnenden Manen Gustav Adolfs diesem Verlangen zu willfahren!

In gewissem Sinne freilich ist die schwedische Herrschaft selbst für diese ganz seltsame, frappierend wirkende Wiederholung eines historischen Moments in der Geschichte der Jakobi-Kirche verantwortlich zu machen. Ist doch unter ihr jene Benennung für dieses Gotteshaus aufgekommen, die den fadenscheinigen Rechtsgrund seiner Entäußerung im Jahre 1923 abgegeben hat. Seit der schwedischen Zeit findet sich für St. Jakob die Bezeichnung „Kronskirche“. In ihr wird schwedischer Garnisonsgottesdienst gehalten, an ihr sammelt sich die — übrigens nie sehr zahlreiche — schwedische Gemeinde. An einen *Besitz* der Kirche hat freilich Schweden trotz des verführerischen Namens „Kronskirche“ nie gedacht; eine förmliche Besitzergreifung durch die irdische Gewalt wäre für damalige Begriffe eine Verletzung der pia causa gewesen, die die Kirche darstellt. Höchstens ein gewisses Verfügungsrecht, im Gleichgewicht gehalten durch die unzweifelhaft bestehende Patronats*pflicht* der Krone Schwedens an der Jakobi-Kirche, kann in Frage kommen. Niemals freilich hätte auch nur der Gedanke auftauchen können, dieses Verfügungsrecht gäbe der Krone die Möglichkeit, um allerlei politischer Vorteile willen ein protestantisches Gotteshaus seinem eigentlichen Zweck, dem evangelischen Gemeindedienst, zu entfremden. Diese Deutung eines angeblichen „Kronsrechtes“ aufgebracht zu haben, ist das

traurige Vorrecht des 20. Jahrhunderts geworden, in dem versucht wurde über ein Gotteshaus zu verfügen, ohne auch nur die leiseste Spur von Verständnis dafür zu empfinden, was die Patronatspflicht einer Kirche gegenüber erfordert. Man wollte verfügen, um Vorteile herauszuschlagen, und beugte alles innere Recht, indem man Gewalt übte.

Die Schwedenzeit brachte trotz Glaubensfreiheit und Rechtspflege Not genug über Stadt, Land und Kirche. 1656 hält Riga der Belagerung durch den Zaren Alexei Michailowitsch stand, doch fallen während der Beschießung drei Bomben in die Jakobi-Kirche, von denen zwei, an verschiedenen Teilen des Kirchenraumes eingemauert, noch heute zu sehen sind: drohende Zeichen einer an Krieg und Schrecken reichen Zeit. Hungersnot, Pest und Teuerung, vielfaches Massensterben kennzeichnet die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Für das Gotteshaus von St. Jakob freilich bedeutet die Zeit auch wieder einen Aufstieg. Die Persönlichkeit Joh. Fischers, des livländischen Generalsuperintendenten, hat daran besonderen Anteil. Ihm, als einem Günstling Karls XI., gelingt es, das Recht zur Abhaltung deutscher Gottesdienste an der Jakobi-Kirche zu erwirken, und alsbald bildet sich eine deutsche Gemeinde an ihr, die in kurzer Zeit die schwedische an Zahl und Lebendigkeit überflügelt. Die Kollision zwischen verschiedensprachigen Gemeinden und Gottesdiensten hat, genau wie im 20. Jahrhundert, auch damals zu Unzuträglichkeiten in der räumlich beschränkten Kirche geführt: so klagt der schwedische Prediger im Jahre 1683 beim Könige darüber, „daß große Perturbation und daher entstehendes Mißvergnügen bei der schwedischen Versammlung verursacht wird, daß der Generalsuperintendent Fischer seine deutschen Predigten über die ordinaire Zeit des Gottesdienstes extendiere, daß die Schweden so oft nicht eher als Glock 9 in die Kirche kommen könnten" usw. Der König weist diese Klage ab, bestätigt Fischer das Recht fernerer Abhaltung deutscher Gottesdienste, mahnt aber zu zeitigem Beginn und Abschluß der deutschen Predigt, um Störungen zu vermeiden. Auch ein deutsches Lyzeum eröffnet Fischer „auf dem geheiligten Grunde eines Gotteshauses der Kronskirche zu St. Jakob" Es handelt sich dabei um die an der Südwand der Kirche angebaute Kapelle, deren Raum nun durch Jahre hindurch Schulzwecken gedient hat. Nach Fischers Abgang 1699 wird ein deutscher Nachfolger für ihn von der Gemeinde gewählt, so daß nunmehr ständig deutsche und schwedische Prediger nebeneinander an der Kirche wirken.

So kommt die Russenzeit heran. Das Schreckensjahr 1710 bringt neben Pest und Kriegsnot auch der Jakobi-Kirche schweren Schaden, indem wieder mehrere Bomben in ihr Verheerungen anrichten. Dagegen ist der deutsche Pastor Willebrand zu St. Jakobi einer von den zwei Geistlichen, die bei der Einnahme der Stadt durch die Russen am Leben sind, und kann den Dienst an der stark dezimierten Gemeinde fortsetzen, bis er 1711 an den ganz verwaisten Dom berufen wird. Durch zwei Jahre hindurch ist dann die Jakobi-Kirche vikariter bedient worden, bis endlich mit der Wahl Steudings zum deutschen Prediger 1713 die Reihe der ordentlichen Geistlichen beginnt, um bis zur Zeit des Weltkrieges nicht mehr abzureißen.

Im Frieden zu Nystadt 1721 hat Peter der Große Stadt und Land die Ausübung der protestantischen Religion zugesichert, auch inbezug auf die kirchliche Besitzfrage den status quo garantiert. Durch Aufnahme der Friedensbedingungen in die Sammlung der russischen Staatsgesetze erhielt die Kirchenfrage staatsrechtliche Sanktion und hat somit der St. Jakobigemeinde ihr unbestreitbares Anrecht auf ihr Gotteshaus staatsrechtlich sichergestellt. Das zweihundertjährige „Ersitzungsrecht" der Gemeinde — nach baltischem Provinzialrecht ein unanfechtbarer Rechtstitel! — muß hinzugenommen werden, wenn man das Ungeheuerliche des Anspruches verstehen will, mit dem genau 200 Jahre später, im Jahre 1921, die Hand ausgestreckt wurde nach dem staats- und privatrechtlich, sowie moralisch feststehenden Besitz der Jakobigemeinde an ihrer Kirche, um diese einem politischen Handel zum Opfer zu bringen. In der Russenzeit ist der Begriff „Kronskirche" stets nur im Sinne eines Anspruches der K i r c h e an einen unmittelbaren Schutz und eine gelegentliche und genau fixierte Zuweisung von Geldmitteln aus der Staatskasse verstanden worden; nie aber hat die Krone auch nur den leisesten Versuch gemacht, willkürlich über das Gotteshaus zu verfügen. Unangefochten hat die deutsche Gemeinde ihre Kirche durch 200 Jahre hindurch nutzen und in ihr wachsen können. Freiwillig hat sie ihren Raum der estnischen Schwestergemeinde zur Verfügung gestellt, die seit 1825 ihre Gottesdienste in der Jakobi-Kirche abgehalten hat, bis die deutsche Okkupationszeit eine andere Lösung der Frage einer estnischen Kirche fand und die ehemalige orthodoxe Peter-Pauls-Kirche dafür bestimmte.

Für die Krone hat die livländische Ritterschaft im Laufe der Jahre immer deutlicher das Patronatsrecht an der Jakobi-Kirche ausgeübt. Hier fanden die Landtagsgottesdienste statt, hierher war

die Mehrzahl des indigenen Adels eingepfarrt, soweit er in Riga ansässig war, aus ritterschaftlichen Mitteln wurden Remonten und andere Kirchenausgaben — wenigstens teilweise — bestritten. Dennoch befindet in gegebener Veranlassung eine Resolution von 1766, daß dem Landratskollegium zwar das Präsentationsrecht, der Krone aber nach wie vor das eigentliche Patronatsrecht über die Jakobi-Kirche zustehe. Freilich hat diese Entscheidung in der Folgezeit mehr prinzipielle als praktische Bedeutung.

Das innere Leben der Jakobigemeinde nimmt mittlerweile einen ruhigen Fortgang unter intensiver Teilnahme an all den geistigen Bewegungen des deutschen Protestantismus. Unter Steuding und dessen Nachfolger Loder (gest. erst 1775) zieht der pietistische Geist in die Jakobi-Kirche ein. 1736 läßt Loder den Grafen Zinzendorf während dessen Anwesenheit in Riga von der Kanzel Tegetmeyers predigen. Freilich sagt die Chronik, daß unmittelbar nach dieser Predigt in der Jakobi-Kirche der Graf in Gewahrsam genommen und unter militärischer Eskorte über die Landesgrenze geschafft worden sei, mit dem strikten Verbot, jemals wiederzukehren. Auch Loders Nachfolger Dingelstädt und dessen Zeitgenosse, der Generalsuperintendent Lenz haben dem Herrnhutertum gehuldigt. Ein in Livland wirkender Hofmeister berichtet vom Jahre 1782 an „einen ausländischen Gelehrten" über die Vertreter des geistlichen Ministeriums an der Jakobi-Kirche: „Vormittags predigt Herr Dingelstädt, nachmittags der Diakonus Geuder. Herr Dingelstädt hat eine Gehörschwäche und überschreit sich. Der General-Superintendent darf nur an Staatsfesten predigen. Der jetzige General-Superintendent Lenz jedoch predigt auch zu anderen Zeiten, weil er das Predigen liebt. Allein seine Predigten stehen nicht in Beifall. Die Ausführung ist gedehnt, der Ausdruck herrnhutisch. Der genannte Dingelstädt läßt alle Sonntage einen halben Bogen „Unterhaltungen" ausgehen. Hier findet man auf 4 groß gedruckten Blättern weniger Gedanken als gedunsene Redensarten. In einigen Stücken hat er die Wolfenbüttler Fragmente widerlegen wollen, weil sie in Riga und auf dem Lande häufig gelesen werden." Diese Bemerkungen zeigen, daß der Anteil der pietistischen Prediger von St. Jakob am Geistesleben ihrer Zeit nicht zu den glücklichsten Erscheinungen jener Epoche zu rechnen ist. Die Polemik gegen Lessing-Reimarus spiegelt den hartnäckigen Kampf gegen das Eindringen der Aufklärung wider. Diese findet ihrerseits an der Jakobi-Kirche einen so würdigen, für das soziale und humanitäre Leben Rigas so bedeutenden Vertreter, wie es D. Karl Gott-

lob Sonntag ist, der von 1791 –1811 hier gewirkt hat. Unmittelbar darauf folgt der große Kriegszug Napoleons nach Rußland, der auch Riga in Mitleidenschaft zieht. Die Jakobi-Kirche wird Kornspeicher und rettet mit Mühe durch in letzter Stunde angebrachte Schutzvorrichtungen Altar, Orgel und Kanzel vor dem Verderben. Dann verstummt der Kriegslärm, um ruhigeren Zeiten Platz zu machen. Der einzige Historiker der St. Jakobi-Kirche, D. C. A. Berkholz, hat im Laufe des 19. Jahrhunderts sich hohe Verdienste durch die zweimal ausgeführte Kapitalremonte der Kirche erworben, auch die Beheizung derselben angelegt, sowie den Friedhof erweitern und die Kapelle daselbst herrichten lassen. Die Gemeinde ist unter ihm und seinen Nachfolgern ständig gewachsen und galt um die Jahrhundertwende als drittgrößte deutsche Gemeinde der Stadt.

Der Weltkrieg beraubte die Kirche ihres Geläutes und ihres Kupferdaches, hat aber im Unterschied zu den anderen alten Kirchen der Stadt ihr keinen Materialschaden zugefügt. Zu den Opfern der bolschewistischen Schreckenszeit gehörte der Oberpastor zu St. Jakob Erhard Doebler, dessen mannhaftes Auftreten gegen den roten Terror so manchem das Rückgrat gestärkt, ihm selbst aber die Freiheit und das Leben gekostet hat. Eine Ehrentafel, die die Gemeinde ihrem Seelsorger in der Kirche der Kanzel gegenüber gestiftet hatte, mahnte die Andächtigen allsonntäglich an den Märtyrergeist in der evangelischen Kirche, der 1919 lebendig war. Sie hat nach der Auslieferung der Jakobi-Kirche an die Katholiken in der Friedhofskapelle ihren Platz gefunden — als Wahrzeichen für den Geist, der in furchtbarster Zeit hatte zeugen können: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?"

Mit der Gründung des lettländischen Staates begann für die wechselvolle Geschichte der deutsch-evangelischen Jakobi-Kirche der jüngste verhängnisvolle Abschnitt. Erst wurde die Fiktion des staatlichen Verfügungsrechtes über das Gotteshaus durch willkürliche Deutung des Titels „Kronskirche" dazu benutzt, um die Rechte der deutschen Gemeinde auf ihre angestammte Kirche zu beschneiden, indem, ohne sie zu befragen, die lettische Garnisonsgemeinde samt der mit ihr in Personalunion stehenden Friedensgemeinde in die Jakobi-Kirche einzog und damit Schwierigkeiten inbezug auf Kompetenz- und Nutzungsfragen heraufbeschwor, die nur dank dem guten persönlichen Einvernehmen der beiderseitigen Prediger und Kirchenräte einigermaßen behoben werden konnten. Dann aber lief die Entwicklung der Dinge infolge einer unerbittlichen Logik des Geschehens darauf hinaus,

auf der einmal beschrittenen Bahn nach dem unzweifelhaft deutschen Charakter der Jakobi-Kirche auch das Evangelische ihrer jahrhundertealten Wesensart anzutasten. Schon 1921 kam der Plan auf, im Zusammenhang mit dem zwischen Lettland und der Kurie projektierten Konkordat dem künftigen katholischen Erzbischof in Riga eine Kathedralkirche anzuweisen. Das Augenmerk der Regierung richtete sich dabei auf die ihrer Ansicht nach frei verfügbare Jakobi-Kirche. Wohl gelang es in den zahlreichen Kommissionssitzungen des Parlaments, eine Vertagung der Frage durchzusetzen, einen einfachen Verfügungsakt der Regierung zu verhindern und das ganze Problem an den künftigen Landtag zu verweisen. Im Sommer 1922 konnte noch die Weihe des lettländischen Bischofs durch Erzbischof Söderblom aus Upsala in der Jakobi-Kirche stattfinden. Im nächsten Jahr jedoch zogen sich nach der endgültigen Unterzeichnung des Konkordats die Wolken von neuem zusammen. Am 23. März 1923 tagte die verhängnisvolle Sitzung, die außenpolitischen und innerparteilichen Erwägungen zu Gefallen durch ein Gesetz die Jakobi- und Alexei-Kirche den Katholiken, die Domkirche dem lettländischen Bischof „zur Verfügung" stellte. Nun folgten die Ereignisse in kurzen Abständen: Unterzeichnung des Initiativantrages für Kirchenschutz, Besitzergreifung der Jakobi-Kirche durch verkleidete Polizeibeamte, die Versiegelung der Kirche, die Absperrung des Gotteshauses am nächstfolgenden Sonntag und die gewaltsame Vertreibung der Kirchenbesucher, die darauf, zu einem Zuge formiert, unter Choralgesang durch die Hauptstraßen Rigas zum Jakobifriedhofe zogen, um ihren Gottesdienst unter freiem Himmel zu halten. Der Initiativantrag über Schutz unserer Kirchen erhielt infolge einer von den am Kirchenhandel beteiligten Parteien befohlenen Stimmenthaltung wohl eine erdrückende Mehrheit von Proſtimmen, aber keine genügend hohe Prozentzahl von Stimmen überhaupt, so daß der Gewaltakt nicht rückgängig gemacht werden konnte und der katholische Kultus im Frühjahr 1924 seinen Einzug in das seit den ersten Tagen der Reformation evangelische altehrwürdige Gotteshaus hielt. Die deutsche Jakobigemeinde hat erst in Sälen und Gilden ihre Gottesdienste gehalten, um dann von der Schwestergemeinde der St. Petri-Kirche als ständiger Gast aufgenommen zu werden. Seither führt sie ihr Dasein abseits vom angestammten Gotteshause als obdachlose Gemeinde und sucht trotz äußerer Behinderung ihr Gemeindeleben weiter zu pflegen im Bewußtsein dessen, daß gemeinsam durchlebtes Unheil ein festerer Kitt ist, als glückliche Zeiten.

Von den sehr zahlreichen Sympathiekundgebungen, die der Ge-

meinde zugegangen sind, sei zum Schluß noch die Antwort des schwedischen Erzbischofs auf ein an ihn vom Kirchenrat in schwerster Zeit des Kampfes um die Jakobi-Kirche gesandtes Schreiben wörtlich angeführt. Sie lautet folgendermaßen:

„Kirchenrat der St. Jakobi-Kirche — Riga.

Hochgeehrter Kirchenrat!

Seitdem ich die Ihrer Kirche drohende Gefahr erfahren habe, vergeht kaum ein Tag ohne Fürbitte und Gedanken an diese schwierige Angelegenheit. Aber selbstverständlich will ich nichts tun, das die Sache nur schädigen könnte. Ich hoffe in Riga die Angelegenheit mit den betreffenden Herren besprechen zu dürfen. Früher habe ich mich an Amerika, England usw. in dieser Angelegenheit gerichtet. Könnten wir nur den richtigen Weg sehen! Freilich ist es eine Schande, daß eine christliche Konfession etwas derartiges gegen eine andere Konfession unternehmen kann.

Ihr sehr achtungsvoll ergebener

Nathan Söderblom."

Ein knappes Jahr nach diesem Schreiben — die feierliche Bischofsweihe in der Jakobi-Kirche lag dazwischen — war das evangelische Gotteshaus, das einst Gustav Adolf von den Jesuiten befreit hatte, wieder katholisch. Was dem Schwedenkönig im 17. Jahrhundert gelungen war, blieb dem kirchlichen Oberhirten Schwedens im 20. Jahrhundert versagt. Der richtige Weg, von dem er sprach, ist gesehen, aber nicht beschritten worden. Die Schande, die sein Brief andeutet, ist nicht als solche empfunden worden von denen, die Kirchen zum Objekt des Parteihandels und der Machtgier herabwürdigen. Sie besteht fort und der Strom der Zeit ist über sie hinweggegangen. Unser schnell lebendes Geschlecht sieht in der ganzen Sache heute vielfach eine Episode, die ins Meer der Vergessenheit zu versinken droht. Unerschütterlich aber ragt St. Jakobs stolzer Turm über menschliche Gesinnungslosigkeit zum Himmel empor, heute wie ehedem ein Mahner des Gewissens und das Wahrzeichen eines Rechtes, das nimmermehr verjährt. Als ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit kündet er den unerschütterlichen Glauben an den einstigen Sieg der Gerechtigkeit, die Sache der Zukunft ist. Auf die Zukunft gilt es hoffen.

Der deutsche Charakter unserer Zeitwende

Von Paul Krannhals

(Schluß)

In seiner geistig-seelischen Haltung gleichsam zwischen dem wissenschaftlichen und sittlich-religiösen Menschen steht der künstlerische Mensch. Ein Gedanke, dem ja schon Schiller in seiner „Ästhetischen Erziehung des Menschen" unübertroffenen Ausdruck gegeben hat. In den Blütezeiten der einzelnen Künste verbindet der künstlerische Mensch Religion und Wissenschaft zur organischen Einheit, d. h. eben zu einer Einheit, in der sich die Teile als solche nicht mehr ausprägen, sondern in die sie umfassende künstlerische Form eingegangen sind. Zu dieser organischen Einheit des religiösen und wissenschaftlichen Bewußtseins im schöpferischen Erleben des künstlerischen Menschen steht nun unsere zwiespältige Übergangszeit in einem gewissen Gegensatz. Denn hier betont der künstlerische Mensch im allgemeinen entweder die Richtung auf das religiöse oder auf das wissenschaftliche Bewußtsein, beides im weitesten Sinne genommen. Diese ist am herrschenden, aber trotzdem im Untergang befindlichen Zivilisationsgeist, jene aber an dem Kulturwillen orientiert, der über diesen Zivilisationsgeist hinaus auf den Beginn einer neuen Kulturepoche hinweist. Ja, die reflektierte Absichtlichkeit und Konstruiertheit der Zivilisationskunst, die vorwiegend an Sinnlichkeit und Verstand, an die Peripherie unserer Seele appelliert, steht in direktem Gegensatz zu der am religiösen Bewußtsein orientierten, aus dem innersten Kern des schöpferischen Erlebens strömenden Kunst jener Stillen im Lande, die nicht „gemacht" werden, die auch als Kinder ihrer Zeit über sie in die Zukunft hinausweisen.

Werfen wir nun, um die künstlerische Lage unserer Zeit zu verstehen, zunächst einen kurzen Blick auf das künstlerische Gesamtgepräge der ablaufenden Kulturepoche, so finden wir, nach dem Vorgange Pinders, daß sich die Künste Architektur, Plastik, Malerei und Musik in der Reihenfolge in der Führerschaft ablösen. Diese Ablösung in der Führerschaft hat den hier nicht weiter zu erörternden Charakter einer gewissen Gesetzmäßigkeit, der auch das Wort Schopenhauers: „Alle Künste streben nach dem Zustande der Musik" Ausdruck gibt. Die gegenwärtige Lage der Kunst in Deutschland zeigt nun zweifellos, daß die Führerschaft der

Musik schon im Abklingen ist und daß — wie zu Beginn der ablaufenden Kulturepoche — wieder die Architektur sich anschickt, die Führerrolle zu übernehmen. Wir sind uns dieser abklingenden Stunde der Musik auch durchaus bewußt. Denn gerade diejenigen, deren musikalisches Erleben tief in der deutschen Wesensart verankert ist, wenden sich auch ganz instinktiv von den meisten Kompositionen der spezifischen Moderne ab und behalten ihre innere Fühlung mit den von unserer musikalischen Tradition getragenen großen Schöpfungen.

Die künstlerische Prägung der ablaufenden Kulturepoche lehrt uns ferner, daß es für ihre Gliederung zweckmäßig ist, innerhalb der Herrschaftsperiode der genannten Künste zwei Hauptphasen, eine mechanische und, ihr folgend, eine organische, zu unterscheiden. Subjektiv vom Künstler aus gesehen, entsprechen diesen mechanischen und organischen Phasen in etwa die von Gundolf geprägten Gegenbegriffe des Bildungserlebnisses und des Urerlebnisses. Die Großarchitektur unserer Zeit, die, im Gegensatz zu den Reminiszenzen der letzten Generationen, zweifellos etwas ganz Neues darstellt, befindet sich nun in einer ausgesprochen mechanischen Phase, die vom Bildungserlebnis der Technik bestimmt ist. Die Ausbildung ihrer organischen Phase, über deren Charakter wir zurzeit nichts aussagen können, setzt — zum Unterschied vom mechanischen Gesellschaftsbewußtsein, das ihre mechanische Phase trägt — ähnlich wie die organischen Phasen des einstigen Sakralbaues die Ausbildung eines religiös gestimmten Gemeinschaftsbewußtseins voraus. Analog wie die karolingische Baukunst — vom Bildungserlebnis der Spätantike angeregt — nicht nur die erste mechanische Phase der Herrschaftsperiode der Architektur verkündete, sondern eben auch die ganze Kulturepoche künstlerisch einleitete, verhält es sich m. E auch mit der mechanischen Phase unserer heutigen Großarchitektur. Auch sie will — an der Technik, zumal der Eisenkonstruktionen und des Betonbaues orientiert — in dieser Technik das Bildungserlebnis als herrschenden Träger der Formen verkünden. Schließlich wird aber dieses Bildungserlebnis durch das schöpferische Urerlebnis überwunden, in ihm organisiert. Der stark dynamische, aber doch veräußerlichte, mechanisierte Lebensrhythmus, der sich jetzt in der Großarchitektnr verkörpert, wird dann in der folgenden organischen Phase von einem verinnerlichten Lebensrhythmus abgelöst werden.

Die Frage der Führerschaft der Künste korrespondiert zwar mit dem Charakter der geistig-seelischen Bereitschaft des Zeitgeistes, hat

aber mit dem Wert der Einzelleistungen an sich nichts zu tun Vielmehr können die Leistungen einer Kunst, die nicht die Führerschaft hat, Leistungen der gerade führenden Kunst weit überragen. Zudem vermag auch die nichtführende Kunstgattung befruchtend auf die führende wie auch auf die künstlerische Zukunft überhaupt zu wirken. Die Plastik der Gegenwart zeigt in ihren besten Vertretern eine gereifte seelische Ausdruckskunst, zwar mit Orientierungen an gotischen und anderen Erinnerungen, ohne aber in dieser Orientierung nachahmend zu wirken. Die Tatsache, daß gerade diese Kunstgattung zurzeit in Deutschland so stark und von so ausgesprochenen Talenten vertreten ist, erscheint uns als ein hoffnungsvolles Zeichen für den ungebrochenen Persönlichkeitswillen, aus dem doch alles Große der Geschichte kommt. Vielleicht, daß die Plastik von ihren frischen Impulsen auch der Malerei mitteilen kann, in der sich heute intellektualistische Elemente, der Hang zum Primitiven und die Flucht in Reminiszenzen ein seltsames Stelldichein geben.

Die Dichtkunst (im weitesten Sinne) nimmt auf Grund der ihr eigentümlichen starken Wirklichkeitsbeziehung — man denke an die Kriegsdichtungen, an die heutige Verklärung der Technik in der Dichtkunst, an die Arbeiterdichtung usw. — eine Sonderstellung ein, die ihr zugleich die innere Möglichkeit gibt, nicht nur auf andere Kunstgattungen befruchtend einzuwirken, sondern auch die für unsere Übergangszeit charakteristische seelische Unentschiedenheit durch die seelische Entscheidung für eine deutsche Kultur abzulösen und so auch eine innere Erneuerung überhaupt anzubahnen. Das instinktive Gefühl für diese verantwortungsvolle Aufgabe der gegenwärtigen Dichtkunst scheint mir auch in einer Reihe von Vertretern zum Ausdruck zu kommen, die abseits von der „Literatur", die vom Zeitgeist als maßgebend abgestempelt wird, ihre in der Heimat wurzelnden einsamen Wege gehn. Ja, gerade hier in der Dichtung scheint sich ein wahrer Heimatstil anzubahnen, der — gleich weit entfernt von einer beschränkten oder gar tendenziösen sog. Heimatkunst und von einem billigen Patriotismus — jenes geistige Wurzelgefühl verlebendigt, das gerade dem „Volk ohne Raum" so über alles nottut.

* * *

Diese seelische Entscheidung für eine deutsche Kultur zeigt heute auch diejenige Richtung in der Staatsauffassung, die bestrebt ist, dem deutschen Volk die ihm gemäße Organisationsform zu geben. Begreifen wir unter Staatspolitik die Gesamtheit der Bestrebungen, welche die körperliche und seelische Selbsterhaltung und -entfaltung eines Volkes zum Zweck haben, so leuchtet es ein, daß es kein Lebensgebiet gibt, das nicht von der Art der Politik in seiner Prägung mitbestimmt wird. Die unbedingte Anerkennung der sich hieraus ergebenden unvergleichlichen persönlichen Verantwortlichkeit des Staatspolitikers gegenüber dem Volksganzen ist eine der wesentlichsten Bedingungen einer fruchtbaren Staatspolitik, die somit auch in der Staatsverfassung ihren unzweideutigen Ausdruck erhalten muß. Zweitens fordert diese organische Staatsauffassung, daß die organisch zu gestaltende Struktur des völkischen Gemeinschaftslebens auch in der Zusammensetzung der Volksvertretung zum Ausdruck kommt. Zum dritten fordert sie, daß Staatsleitung und Volksvertretung, also die Vertretung der Staatseinheit und der Staatsmannigfaltigkeit, in ihren Befugnissen das biologische Gleichgewicht zwischen Haupt und Gliedern zum Ausdruck bringen. Das erwählte Haupt darf als zentrale, letztentscheidende Instanz nicht gezwungen werden, der Willkür der Glieder zu gehorchen, und es darf sich ebensowenig über berechtigte, das Wohl des Ganzen fördernde Ansprüche der Teile willkürlich hinwegsetzen. Der Staat wird hier ganz allgemein als eine Lebensform betrachtet, die sich gemäß ihrer ureigensten Lebensgesetzlichkeit selbst aufbaut, erhält und immer weiter entfaltet. In Richtung dieser Grundforderungen der organischen Staatsauffassung, die zum Teil bewußt wieder an den körperschaftlichen Geist des mittelalterlichen Gemeinschaftslebens, an die Ideen des Freiherrn vom Stein usw. anknüpft, liegen die Bestrebungen, die jenseits der Tagespolitik dem deutschen Charakter der Zeitwende in staatspolitischer Hinsicht Ausdruck geben. Je zielbewußter wir diesen zur Tat drängenden deutschen Lebenswillen pflegen, um so eher wird auch der äußeren Einheit die innere Einheit folgen, die Erziehung des Volkes zur Staatsseele, die sich mit ihrem Körper, dem Heimatboden, organisch verbunden weiß.

* * *

Die Politik, nicht die Wirtschaft ist das Schicksal. Man wird, rein für sich betrachtet, das Streben nach organischer Gestaltung unseres Wirtschaftslebens, wie es z. B. in den theoretischen und praktischen Bestrebungen des Bundes für Nationalwirtschaft Ausdruck findet, durchaus begrüßen und ebenfalls als Zeichen des deutschen Charakters unserer Zeitwende buchen. Allein, bevor nicht wieder eine vom deutschen Lebenswillen getragene zielbewußte Machtpolitik — nicht Gewaltpolitik — die Wirtschaft führt, so lange sich noch, wie in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege, umgekehrt die Politik von dem auf die Weltmarktsolidarität spekulierenden Wirtschaftsgeist ins Schlepptau nehmen läßt, wird den Bemühungen um eine organische Wirtschaftsgestaltung im Geiste eines Adam Müller, Friedrich List usw. leider noch die notwendige breitere Basis fehlen.

Trotzdem sollten die Hauptforderungen organischer Wirtschaftsgestaltung, die sich sowohl auf die Erzeugung wie auf die Verteilung und den Verbrauch beziehen, mit allem Nachdruck propagiert werden. So die Forderungen, daß die Volkswirtschaft Bedarfswirtschaft sein und sich nicht in den Dienst der künstlichen Erregung vermeintlicher Bedürfnisse stellen soll. Ferner, daß der Binnenmarkt die Grundeinstellung bestimmen, während der Weltmarkt wesentlich nur die Produktionsüberschüsse aufnehmen soll. Eng damit zusammen hängt die Forderung nach dem Zusammenwirken von Industrie und Landwirtschaft zu ihrem biologischen Gleichgewicht. Dieses verlangt die Möglichkeit weiterer Intensivierung und Extensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, möglichste Beschränkung der Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse sowie industrieller Halb- und Fertigfabrikate usw. Die Wege zum inneren Wirtschaftsfrieden, zum ideellen Zusammenwirken will der auf dem Dienst- und Leistungsprinzip sich aufbauende Werksgemeinschaftsgedanke bahnen. Den natürlichen materiellen Zusammenhang der Privatwirtschaften im volkswirtschaftlichen Organismus sollen organisatorische Beziehungen zunächst zwischen solchen Einzelwirtschaften zum Ausdruck bringen, welche verschiedene Produktionsstufen ein und desselben Produktionszweiges darstellen. Nicht zuletzt sollte auch hier, in Wirtschaftskreisen, der deutsche Gedanke des Berufsstaates und der Berufsehre mehr und mehr verlebendigt werden, der Gedanke, daß Arbeit keine Ware ist, sondern Ausdruck der Persönlichkeit und zugleich Dienst am Volksganzen.

* * *

Der Kampf zwischen Geld und Blut, zwischen Masse und Persönlichkeit, internationalen und nationalen Tendenzen, der Widerstreit der mechanisierten gesellschaftlichen Zweckverbände untereinander und mit dem Geist wahrer Volkswirtschaft vermag — ganz abgesehen vom äußeren Druck — die Zukunftsfreudigkeit hinsichtlich unserer politischen und wirtschaftlichen Lage, ja überhaupt hinsichtlich der Möglichkeit einer kommenden deutschen Kultur gewiß wenig zu ermuntern. Trotzdem haben wir keinen Anlaß, dem hoffnungslosen Skeptizismus Spenglers beizupflichten, unsere Zeit etwa mit dem Untergang der griechischen Kultur in eine streng gesetzmäßige Analogie zu setzen. Dort hat sich eine verhältnismäßig kleine nordische Herrenschicht, die ihre Eigenkultur erst in der Auseinandersetzung mit der eingeborenen mittelländischen Bevölkerung und deren Landschaft gestaltete, in Unkenntnis der Naturgrundlagen ihrer Kultur allmählich teils selbst vernichtet, teils wurde sie von den Eingeborenen infolge rassischer Vermischung aufgesaugt. Wir aber wurzeln in der Urheimat nordischen Seelentums, das schon Träger einer ganzen Reihe von Kulturen gewesen ist, und uns stehen noch — im Unterschied von den Griechen und Römern — die beiden Hauptbedingungen einer Erneuerung der Kultur in zureichendem Maße zur Verfügung: nämlich das nordisch bestimmte Menschenmaterial und das klare Bewußtsein der Naturgrundlagen der Kultur, der Mittel und Wege, welche uns die heutige Herrschaftsphase des kulturzerstörenden mechanisierten Zivilisationsgeistes überwinden lassen. Unser kritischer Zustand beruht eben nicht darauf — und das ist das Wesentlichste — daß etwa die natürlichen Bedingungen zur Erneuerung der Kultur fehlten, sondern auf der mechanisch-materialistischen Grundhaltung des untergehenden Zeitgeistes, auf der Kurzsichtigkeit und Indolenz, auf dem Partei- und sonstigen Egoismus auch solcher deutschstämmigen Kreise, die befähigt und verpflichtet wären, die noch vorhandenen Bedingungen einer künftigen deutschen Kultur zu festigen und weiter auszugestalten. Der deutsche Charakter unserer Zeitwende ist vielen, die heute Deutschlands Geschichte bestimmen, deshalb nicht zum Erlebnis geworden, weil sie gerade die eifrigsten Diener des untergehenden, entwurzelten Zivilisationsgeistes sind. Um so mehr richtet sich aber unsere Zuversicht auf die deutsche Jugend, auf ihre Erziehung im Sinne des organischen Gedankens, im Sinne einer verinnerlichten Daseinseinstellung, eines wahrhaft deutschen Willens zum Leben, der in der artbewußten völkischen Gemeinschaft zugleich den Nährboden und das Ziel aller

schöpferischen Kräfte der deutschen Persönlichkeit sieht. Gerade der heutigen deutschen Jugend wird es in ihrem auf die Zukunft gerichteten Lebenswillen zum innersten Erlebnis werden können, daß der Niedergang einer Kulturepoche immer zugleich der Nähr- und Keimboden einer neuen Kultur ist. Ja, in der Herrschaft der zersetzenden Kräfte wie in der Reaktion des instinktiven zukunftsträchtigen Lebenswillens gegen diese Herrschaft wirkt im tiefsten Grunde die gleiche ewige Weltvernunft, die sich — wie im Auf- und Niedergang des Sonnentages — im periodischen Auf und Ab der Kulturen immer klarer und klarer als ihr alleinender lebendiger Sinn verkündet.

Aus dem Werdegang einer kurländischen Literatenfamilie

Von Ernst Seraphim

Dieser Abschnitt aus einer für die Familie bestimmten Familiengeschichte kann vielleicht den Anspruch erheben, allgemeines Interesse zu erregen, weil sich hier in einem Einzelschicksal ein Prozeß des sozialen Aufstieges widerspiegelt, der für das alte Kurland und viele seiner Literatenfamilien typisch ist. Wenn es nicht ins Land gekommene „Hofmeister" waren, die dann Prediger und die Stammväter der Literatengeschlechter wurden, so waren es oft deutsche Handwerker, oder kleine Kaufleute, von denen diese ihren Stammbaum ableiten konnten. Die Familie Seraphim gehört diesem zweiten Typus an. Der Begründer der Literatenfamilie ist Jakob Ernst (1796—1850). Die geistige Befruchtung durch das Gymnasium illustre in Mitau, die junge Dorpater Hochschule und die deutschen Universitäten ist bezeichnend für die Atmosphäre, in der der Aufstieg sich vollzog.

Der Verfasser

Als erstes Kind aus erster Ehe war Herrn Johann Christian in Libau am 12. Juni 1796 ein Sohn geboren worden, der den Namen Jakob Ernst erhielt. Die Mutter starb früh, der verwitwete Vater siedelte nach Mitau über, heiratete hier zum zweiten Mal und wurde der Mittelpunkt einer zahlreichen Familie Der junge Jakob Ernst, eine warmempfindende, dichterisch veranlagte, liebenswürdige Persönlichkeit, dem die Gabe, die Herzen zu gewinnen, in hohem Maße eigen war, hat in der zweiten Frau seines Vaters eine treue, mütterliche Freundin gefunden, sich mit den vielen Geschwistern brüderlich verbunden gefühlt und

zu dem Vetter Daniel Schmölling innige Jugendfreundschaft gehegt. Seine erste Schulbildung erhielt er in der ausgezeichneten Schule von Dr. Gottfried Bielenstein, dem Großvater des später so bekannt gewordenen Forschers lettischer Sprache und Geschichte. Am 31. Juli 1811 trat er dann in das Mitausche Gymnasium illustre über, nachdem er vorher mehrere Jahre bei dem Professor der griechischen Sprache und Literatur Dr. Heinrich Christof Liebau lateinischen Privatunterricht genommen hatte. Dieser hat, als Jakob Ernst Mitau verließ, ihm mit Wärme bescheinigt, daß er „alle öffentlichen Vorlesungen, die er über Homers Gesänge, einige Tragödien des Sophokles, den Lucian, Platon, Xenophon und Herodot, über die Metrik, Mythologie der Römer und der Griechen gehalten, gehört und privatim unter seiner Anleitung die lateinische Sprache hindurch mit solchem Eifer studiert habe, daß er sein bester Schüler gewesen sei. Der treffliche Jüngling habe sich aber nicht nur mit den Worten, sondern auch mit dem Geiste der Griechen und Römer genährt" Die fast freundschaftliche Zuneigung seiner Lehrer lohnte so den eisernen Fleiß, die innere Hingabe an die Werke der alten Griechen und Römer, an denen er seinen Charakter zu bilden suchte. Mit dem Gefühlsüberschwang, der jener Zeit eigen war, gab er in feurigen Liedern, die Freundschaft und Natur, nicht zuletzt sein Elternhaus besangen, dem Ausdruck, was seine junge Seele bewegte. Noch besitzen wir von ihm ein schlichtes, graugebundenes Büchlein, dessen Rücken die gedruckten Worte „Jugendträume" trägt. Es sind Poeme, von denen nicht gesagt werden kann, daß sie eigentliche dichterische Ausdrucksform oder besondere Tiefe bekunden, mögen sie auch für den 15- und 16-jährigen ein ganz ansprechendes Talent verraten. Sie sind mehr ein Charakteristikum jener sentimentalen Tage, voll Schwärmerei, Elegien, in denen die Schauer der Vergänglichkeit, jugendlich erfaßt, Worte gewinnen, Lieder, in denen das Glück gepriesen wird, aus der Enge der Stadt an den Busen der Natur entflohen zu sein:

„Nun tönt mir der Vögel heller Gesang,
Nun lausch' ich des rieselnden Bächleins Klang
Und wandle von duftenden Blumen umringt,
Zum schattigen Haus, wo die Nachtigall singt."

Im Kreise der Genossen, mit denen er schwärmte und in der Welt hoher Ideale lebte, war er ein lieber Gefährte. Als er im Januar 1814 vom Gymnasium schied, um in Dorpat Rechtswissenschaft zu studieren, trugen sie sich in sein Stammbuch ein. Allen voran natürlich — so heischte es die Sitte — befreundete Damen und Freunde des Hauses, sowie die Lehrer. Wir finden da die Schmöllingschen und Zoepffelschen Cousinen und die Vettern vollzählig. Unter den Eintragungen fällt unser Blick auf folgende Zeilen: „Hier in wenigen Worten, mein theurer Ernst, nehmen Sie der Freundin innige Wünsche hin. Jedes Glück, das das Leben geben kann, werde Ihnen, und nie trübe Leiden die schöne unbefangene Seele des Freundes. Mögen Ihnen diese Zeilen Bürgen der wahren innigen Freundschaft seyn, die für Sie empfindet Ihre Freundin Doris Zoepffel."

Die Wärme dieser Worte läßt es als keine müßige Kombination erscheinen, daß ihm Doris Zoepffel, die er, freilich erst nach fast 7 Jahren, als Gattin heimführte, schon damals nahegestanden hat. Verstärkt wird diese Annahme da-

durch, daß er auf eines der letzten Blätter seines Liederbuches ein Tiedgesches Gedicht „Dora" eintrug, obwohl es sonst nur eigene Poeme aufweist. Aber freilich:

„Wo Dora naht, wird jeder Mißklang schweigen,
Und selbst die Trän' an ihrem Huldgesicht
Ist Morgentau an jungen Rosenzweigen,
Der einen schönen jungen Tag verspricht."

Die Stammbucheintragungen sind vielfach Schillersche Verse, dessen Verehrung auch bei uns eine uneingeschränkte war, daneben finden wir aber auch so manches Zitat aus der romantisch sentimentalen Dichtung jener Tage,

Für die allgemeinere Kenntnis des alten Kurland sind neben diesen Zeugen des humanistischen Ideals, das sich auch im Gymnasium illustre in Mitau verkörperte, und der Einwirkung der klassischen deutschen Dichtung, die hier so tiefen Widerhall fand, daß auf dem kleinen Eiland Pucht bei Oesel Schiller überhaupt das erste Denkmal gesetzt worden ist, die Namen der Jugendgenossen Jakob Ernsts von Bedeutung, die mit ihm zusammen das Gymnasium verließen und mit ihm nach Dorpat zogen. Es waren zehn junge Leute, die sich in ihrer Wesensart in gewissen Umrissen erkennen lassen und deren spätere Lebensschicksale doch einen bezeichnenden Rückschluß auf die bedeutsamen Einwirkungen gestatten, die die junge Hochschule am Embach schon damals, wenig mehr als ein Jahrzehnt nach ihrer Gründung, ausgeübt hat. Da war zuerst Jakob Ernsts Vetter Friedrich Ernst Wagner, der Sohn seines Onkels, des Grobinschen Stadtsekretärs, und der Katharina Veronika Seraphim, ein sehr fähiger Jüngling von 16½ Jahren. Er ist später Militär geworden und 1872 als russischer Generalleutnant auf seinem Gut im Cherssonschen gestorben. Gleich Jakob Ernsts Vater war auch der des etwas jüngeren Christof Wilhelm Tottien Kammerverwandter in Mitau. Mit dem Vermerk: „Das muß ein guter Jurist beachten!" schreibt er auf der Rückseite des Stammbuches, aber erst in Dorpat, aus dem Jesus Sirach: „Verdamme niemand, ehe du die Sache vorher erkennest. Erkenne sie zuvor und strafe es dann. Du sollst nicht urteilen, ehe du die Sache höreſt, und laß die Leute zuvor ausreden. Menge dich nicht in fremde Sachen und sitze nicht bei ungerechtem Urteil." Auch Tottien hat seinen Weg ins weite Zarenreich genommen, das damals noch wußte, was es an ehrlichen und klugen Balten vorteilen konnte. 1850 ist er in Moskau als höherer Kameralhofsbeamter gestorben. Gegen drei Jahre älter als Jakob Ernst, fast 22-jährig, bezog Karl Konstantin Kraukling, der Sohn des Bauskeschen Bürgermeisters und Kaufmanns Caspar Kraukling, die heimische Hochschule. Dort hat er Medizin studiert, doch ging er in Berlin zum Studium der Philosophie über. Er ist in Deutschland seßhaft geworden und steht in der Reihe der Balten einer früheren Generation, die an ihrem Teil an der Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland bedeutsamen Anteil hatte. In hohem Alter ist er 1873 in Dresden als Direktor des Historischen Museums gestorben. Aber der alten kurischen Heimat hat er immer in Treue gedacht und sich jedesmal gefreut, wenn liebe Mitauer Freunde und deren Angehörige ihn in Dresden besuchten. Jakob Ernst ist mit dem älteren Freunde schon früh in innigste Beziehungen getreten. Bezeichnend ist es, daß er in einem Gedicht seinen ernsten, schwermütigen Sinn aufzuheitern unternimmt. Noch weit

älter war ein weiterer Gymnasialfreund, Johannes Friedrich Hartung, auch ein Bausker, der Sohn des Schlächtermeisters Zacharias Hartung. Er war schon 26 Jahre alt und hatte, offenbar durch die pekuniären Verhältnisse des Vaters, merkwürdige Schicksale erlebt, aber der Eifer für die Wissenschaften, der ihn beseelte, die entschlossene Energie, mit der er dem Studium zustrebte, führten ihn ans Ziel. 1803 - 07 war er Diszipel (Feldscher) beim Mitauer Chirurgen Tschorn gewesen, dann Subchirurg beim Mitauschen Militärhospital auf dem Schloß. Zu gleicher Zeit aber hatte er sich durch Privatunterricht ausgebildet und war 1809 ins Gymnasium illustre eingetreten. Er ist 1850 als Landarzt in Kurland in Groß-Eckau gestorben. In das Stammbuch schrieb er Jakob Ernst:

„Es huldiget die Sympathie dem Schönen,
Wenn uns ein Freund begrüßt und Wissenschaft,
Es lächeln uns die freundlichen Camoenen:
Der Genius verleihet Götterkraft.
Wie oft hat Dich ein Lied emporgeschwungen
Und Deine edle Seele tief durchdrungen!
Vertraue fürder einem wahren Freund,
Der fröhlich mit Dir scherzt — und mit Dir weint!"

Jünger als Jakob Ernst war dagegen Christian Friedrich Lindemann, der Sohn des Mitauschen Sattlers David Lindemann. In Dorpat hat er als Theologe innerhalb der Fakultätsgenossenschaften, von denen später zu sprechen sein wird, als Senior der Theologen eine Rolle gespielt. Aber dann ist er jung, schon 1824, als Pastoradjunkt in Nieder-Bartau in Kurland gestorben.

Wenn wir diese jungen Söhne von deutschen Handwerkern und kleinen Kaufleuten hier mit Namen anführen, so geschieht das, um an ihnen jenen Prozeß des Aufstieges in den Beamten- und Literatenstand zu verdeutlichen, den Jakob Ernsts Familie bereits eine Generation früher begonnen hatte der aber für Zusammensetzung und Bildung gerade dieses für das geistige Leben Alt-Kurlands bis zu seinem Ende so bedeutsamen und charakteristischen Standes wesentlich geblieben ist. Es war ein Prozeß sozialer Entwickelung, der dauernd im Fluß geblieben ist.

Unter den Mulen des Gymnasiums nennt das Stammbuch ferner Carl Ernst Maczewski, der 1863 als Translateur des Mitauschen Kameralhofs starb. Jakob Ernsts späteren Schwager Johann Ernst Staehr, der seine Schwester Caroline heiratete, aber auch in jungen Jahren 1832 als Oberhofgerichtsadvokat in Hasenpoth aus dem Leben schied, ferner den Sohn des Kandauschen Pastors Peter Philipp Ernst Becker, der die theologischen Traditionen seiner Familie fortsetzte, die sich in dem noch heute blühenden Geschlecht erhalten haben. Ein anderer kurländischer Predigersohn, Otto Carl Rosenberger aus Luttringen, starb 1848 bei der Choleraseuche in Mitau. Auch Carl Brandt war Sohn eines Geistlichen, des Pastors in Angern. Zu diesen Söhnen von Amtsgenossen des Vaters und von anderen Literaten, insonderheit von Predigern, zu denen die von angesehenen Handwerkern treten, gesellten sich einige andere, so der Edelmann Friedrich Ernst Baron Kleist, Sohn des Majoratsherrn von Leegen und Apsen der nach der damals üblichen Landeskarriere als Oberamtmann in Goldingen 1846 gestorben ist, und die Söhne des Mitauschen Professors Magnus Georg Paucker Heinrich Wilhelm und Carl Julius Paucker. Der Vater war in Estland

geboren und nach Lehrerjahren in Wiborg und kurzer außerordentlicher Professur in Dorpat erst 1813 als Oberlehrer ans Gymnasium nach Mitau berufen worden. An diesem hat er bis 1846 gewirkt. Sein Leben, das der Geschichtswissenschaft und den Künsten geweiht war, hat sich in Mitau in reicher Weise auswirken können. Er ist Mitbegründer des Kurländischen Provinzialmuseums und der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau geworden und stand zu vielen wissenschaftlichen Vereinen in enger Beziehung. 1855 ist er gestorben. Beide Söhne sind dann wieder nach Estland zurückgegangen. Bei der Abgeschlossenheit des damaligen provinziellen Lebens der drei Schwesterprovinzen auch untereinander wirkt das Auftreten und Wurzelfassen dieses Eständers in Kurland fast wie ein Unikum.

*

Alle diese jungen angehenden Studenten bezogen die 1802 gegründete Universität Dorpat. Keiner von ihnen ging auf die hohe Schule nach Deutschland, nach Königsberg, Jena, Rostock, Göttingen oder Heidelberg, wohin sich früher der Strom der jungen Balten ergossen hatte. Auch Johann Christian bestimmte für den Sohn die heimische Universität. Er sollte dort wenigstens einige Jahre Jura studieren, ehe er die Studien im Reich fortsetzte. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß das den Absichten des Sohnes voll entsprach.

Welche grundsätzliche Bedeutung hatte das doch! Wie tritt uns bei diesem Wandel die innere Umstellung, die damit in den Kreisen der Literaten verbunden war, geradezu elementar entgegen!

*

Die Dorpater Zeit Jakob Ernsts nahm ein plötzliches Ende. Die Veranlassung war eine blutige Schlägerei zwischen Studenten und Russen auf der Steinbrücke über den Embach. Hierbei wurde ein Russe erschlagen. Dieses „letzte Aufflackern der Burschikosität Dorpats“, wie eine Stammbuchaufzeichnung grotesk den traurigen Vorfall zu schildern liebt, muß auf die Eltern der Studenten wie auf diese selbst, mochten sie nun direkt beteiligt sein oder nicht, tief eingewirkt haben, jedenfalls haben die meisten Curonen im Sommersemester 1815 Dorpat quittiert und ihre Studien im Reich, zuerst in Berlin, dann Göttingen und Heidelberg, fortgesetzt.

Meine Flucht vor den Bolschewisten

Eine Erinnerung von Landrat a. D. Richard von Sivers

Mitte September 1917 begann es in Nordlivland unsicher zu werden. Das russische Militär vollführte fortwährend Haussuchungen, und die Disziplin bei den Landarbeitern lockerte sich zusehends. Die Polizei war vollkommen machtlos. Im Dezember gaben uns wohlgesinnte Hausleute den Rat, für einige Zeit zu verschwinden. Wir fanden in Dorpat bald ein Quartier. Weil die Nachforschungen und das Suchen nach mir nicht nachließen, wurde mir von allen Seiten geraten zu fliehen. Schweren Herzens entschloß ich mich zur Flucht. Mit einem falschen Paß bewaffnet, machte ich mich am 17. Januar 1918 auf, um über Wenden nach Riga zu fliehen.

Als Bolschewik verkleidet, im grauen Mantel, fuhr ich auf den Bahnhof. Meine Verkleidung muß aber schlecht gewesen sein, denn schon auf dem Bahnhof war ich von einigen Personen erkannt worden. Unbeanstandet erhielt ich eine Fahrkarte nach Wenden. Der Zug war in der Hauptsache von lettischem Militär besetzt, welches, wie ich auf der Fahrt feststellen konnte, sich nach Wenden begab, um dort Verhaftungen vorzunehmen. Ich fuhr also direkt in des Teufels Rachen. Schon nach zehn Minuten fragte mich ein Offizier, was ich eigentlich vorstelle. Ich sei Verwalter auf dem Gute X, antwortete ich. Darauf wurde ein zufällig anwesender Bauer aus jener Gegend beauftragt, mich zu examinieren. Ich konnte das Examen bestehen, da ich früher zwei Jahre lang das Gut bewirtschaftet hatte. Hinter der Station Bockenhof erschien plötzlich ein Kontrollbeamter und verlangte Ausweise über die Erlaubnis zur Reise. Ich hatte keinen Ausweis. Langsam näherte sich der Beamte. Da sprang plötzlich ein Offizier auf und fuhr ihn an: „Siehst Du nicht, Du Hundesohn, daß sich hier im Wagen fast nur Militär befindet! Mach, daß Du hinauskommst " Der Beamte verschwand eiligst. Zum zweiten Male war ich gerettet. Als ich in Wenden ankam, wurde wiederum nach einem Reiseausweise gefragt. Kurz entschlossen kletterte ich mit meinen Sachen über den Bahnhofszaun und begab mich zu guten Bekannten, wo ich erfuhr, daß ich unmöglich die Nacht in Wenden bleiben könne, da sie selber jeden Augenblick ihrer Verhaftung entgegensehen müßten, und weitergewiesen wurde. In der Nähe von Wenden traf ich mit einer deutschen Familie zusammen, die auch nach Riga strebte. Wir verschafften uns Pferde und Schlitten und fuhren am Abend des zweiten Tages nach meiner Ankunft ab, genau als die Verhaftungen in Wenden begannen. Unser Weg sollte über Spahrenhof und Jürgensburg durch Moore und Wälder nach dem Villenort Oger führen. Obgleich eine Reihe von Flüchtlingen auf dieser Strecke überfallen und beraubt worden waren, sollte dieser Weg augenblicklich die sicherste Reiseroute sein. Die Kutscher erhielten die Hälfte des ausgemachten Reiselohnes vorausbezahlt. Etwa 6 Kilometer von Wenden entfernt begegneten uns die aus den russischen Stellungen zurückgehenden Geschütze. „Wohin fahrt Ihr, Deutsche!" riefen uns die Soldaten zu. Ich antwortete: „Nach Riga!" „Gut, fahrt mit Gott!" erwiderten sie. In endloser Reihe rollten die schweren Feldgeschütze an uns vorüber, alle bemannt, in guter Ordnung und ausgezeichnet bespannt. Nach langem Warten verhallte endlich das Rollen der Räder auf der hartgefrorenen Chaussee. Nachdem wir von der Chaussee abgebogen waren und uns etwa eine halbe Stunde in der Richtung auf Spahrenhof bewegt hatten, mußten wir einen jungen, ungemein dichten Wald passieren. Ich hoffte schon, es würde uns glücken, ungefährdet hindurchzukommen, da wurde plötzlich mein Schlitten von russisch und lettisch sprechenden Männern umringt und ich fühlte mich am Pelzkragen gefaßt und halb aus dem Schlitten gezogen. Eine Gestalt beugte sich über mich und sagte: „Nein, er ist es nicht! Laßt ihn!" In demselben Moment schlug ich mit der Peitsche auf das Pferd ein. Das Tier erschrak heftig und machte einen Satz über den Graben in das Dickicht. Sei es nun, daß den Räubern an uns nichts gelegen war, sei es, daß der dichte junge Wald und die Dunkelheit uns schützten, kurz, nach etwa 5 Minuten aufregender Fahrt gewannen wir wiederum den Weg und fuhren unbehelligt weiter. Gegen Morgen begannen unsere Pferde zu ermüden. Als ich an eine tiefe Schlucht kam, stieg ich aus, um es dem Pferde zu

erleichtern. Unsere drei Schlitten fuhren langsam ins Tal hinab. Als sie die Anhöhe auf der anderen Seite der Schlucht erklommen hatten, peitschten die Kutscher auf die Gäule ein und jagten davon. Mühsam folgend, — der großen Kälte wegen hatte ich zwei Pelze an — erreichte ich endlich die Stelle, an der die Schlitten verschwunden waren. Im selben Augenblick ging der Mond auf und ich sah eine große Anzahl bewaffneter Menschen, welche sich mir näherten. Der Mondschein blitzte auf den Bajonetten. In dieser Not kam mir ein rettender Gedanke. Ich lief so schnell als ich vermochte und rief auf russisch, lettisch und estnisch: „Haltet die Pferdediebe! Haltet die Pferdediebe!" Meine beiden Pelze, meinen grauen Bolschewikenmantel und meine sibirische Fellmütze habe ich in diesem Augenblicke verflucht, da sie mich stark am Laufen hinderten. Immer näher und näher kamen die Räuber und ich lief und lief um mein Leben und lief hindurch. Offenbar hatte mein Rufen oder die Verkleidung doch etwas genützt. Hinter einer Wegbiegung warteten die Schlitten. Abermals war ich gerettet.

Todmüde langten wir am dämmernden Morgen in einer Försterei an. Die Bewohner kamen uns jammernd entgegen und erzählten, sie seien eben ausgeraubt worden. Nicht einmal Brot besäßen sie mehr. Hungrig legten wir uns mit unseren Pelzen auf der Diele zur Ruhe. Kaum eingeschlafen, wurde ich wieder geweckt und eilig in einen großen Wandschrank geschoben. Die Räuber waren zurückgekehrt, deutlich hörte ich sie im Zimmer sprechen und hantieren. Zu meinem großen Erstaunen befand sich im Wandschrank noch ein Mensch, ein reichsdeutscher Kriegsgefangener. Wir wollten beide unser Leben nicht leicht verkaufen. Daher machten wir ab, daß ich, im Falle der Schrank geöffnet werden würde, den ersten, mir Zunächststehenden umarmen und der Flüchtling ihn mit seinem Messer erstechen sollte. Der Schrank aber, der schon beim ersten Überfalle gründlich geleert worden war, wurde nicht geöffnet. Auch meine Reisegefährten waren nicht entdeckt worden. Als es am nächsten Tage zu dunkeln begann, fuhren wir auf Schleichwegen weiter. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir eine große Straße und fuhren über die Schienen einer Bahn, welche während des Krieges erbaut worden war. Auf diesem Wege sahen wir mehrmals große Wagen stehen, deren Kutscher, während wir passierten, immer auf die uns unsichtbare Seite gingen. Es waren deutsche Trainwagen. Der Vormarsch hatte begonnen, ohne daß wir eine Ahnung von der nahenden Hilfe hatten. Etwa gegen zwei Uhr nachts bemerkten wir mehrere Personen, die bei unserem Herannahen zur Seite sprangen. Ich rief sie an, es war eine deutsche Patrouille. In meinem Leben werde ich die Freude unserer Kutscher nicht vergessen. Sie tanzten um die Schlitten herum und riefen: „Die Deutschen! Bei Gott, die Deutschen! Nun sind wir gerettet!"

Wie die folgende Zeit gelehrt hat, galt ihre Freude hauptsächlich dem ihnen nun sicheren Fuhrlohne, von welchem sie ja erst die Hälfte in Wenden erhalten hatten. Noch eine Schwierigkeit war für mich zu überwinden. Eine Offizierspatrouille ließ die beiden ersten Schlitten passieren. Ich aber kam ihnen verdächtig vor. Es begann ein scharfes Verhör. Die Offiziere wollten nicht glauben, daß ich keine Papiere besäße, und ließen mich erst passieren, nachdem ich ihnen versichert hatte: ich sei nicht gewohnt, mit falschen Papieren zu reisen; darum hätte ich den falschen Paß, den ich besessen, so bald wie möglich fortgeworfen.

Um zwölf Uhr mittags kamen wir in Oger an und wurden am nächsten Tage unter Bewachung per Bahn nach Riga befördert. Nachdem ich im Nachrichtenbüro über die gefährliche Lage in Dorpat Meldung gemacht hatte, erhielt ich die Freiheit.

Was geschah im Baltikum?

Nachwort zum Zeltin-Goldfeld-Prozeß

Von Heinrich Liebau

Aus der Berliner Wochenschrift „Ring". Eine eigene Darstellung der politischen Ereignisse und Verhältnisse behalten wir uns vor.
Die Schriftleitung

Führende Linkspolitiker pflegen heute noch das, was sich vor zehn Jahren oben im Baltikum abspielte, als „Baltikum-Abenteuer" abzutun. Aber selbst von ihrem Parteistandpunkt aus tun sie damit den Soldaten, die in jener Zeit einen Schutzwall aufrichteten gegen die eindringenden Bolschewiken und die Ostseeprovinzen von den radikalen Elementen befreiten, großes Unrecht. Waren doch gerade die Sozialdemokraten, die als Volksbeauftragte und Minister die Regierung des Deutschen Reiches nach der Revolution bildeten, sehr froh, daß die bolschewistische Welle von Deutschlands Ostgrenze zurückgeworfen wurde. Wenn auch damals die Regierung mit geteiltem Herzen zu den Vorgängen im Baltikum stand, so dürfte man doch von einem Mann wie Noske, dem Reichswehrminister aus jener Zeit, erwarten, daß er heute die damaligen Verhältnisse nicht völlig einseitig so hinstellt, als hätte es sich um ein unvernünftiges Abenteuer „wilder Männer" gehandelt, das Deutschland in den Augen der Entente und damit der Welt lediglich geschadet hätte.

Demgegenüber muß die Tatsache festgehalten werden, daß die Entente noch im Jahre 1919 durchaus die Pflichten Deutschlands als Okkupationsmacht im Baltikum aufrechterhalten und verlangt hat, daß die deutschen Truppen als Grenzmacht gegen die Bolschewiken dort bleiben sollten. Erst um die Mitte des Jahres hat die Entente ihre Einstellung geändert. Als sie aber im Mai 1919 die Abberufung des kommandierenden Generals von der Goltz forderte, hat die Reichsregierung dieses Ersuchen abgelehnt. Erst Monate später hat die deutsche Regierung unter dem verstärkten Druck der Entente am 1. Oktober 1919 offiziell die Hand von den Soldaten im Baltikum zurückgezogen, während sie ihnen unter der Hand noch weiter Mittel zur Verfügung stellte, obgleich sich die Deutschen unter den Oberbefehl Bermondts gestellt hatten.

Es ist schwer verständlich, daß Noske dieselben Truppen, die die damalige deutsche Regierung so weitgehend unterstützt hat, heute als die „ärgsten Schädlinge Deutschlands" bezeichnet, die von Rechts wegen hätten „an die Wand gestellt und totgeschossen" werden müssen. Das Bermondt-Unternehmen habe er nicht „gebilligt", sondern „aus rein menschlichen Gründen, 10,000 Deutsche nicht zugrunde gehen zu lassen", aus „Gutmütigkeit" habe er noch immer Geld „hinterhergeworfen" — man bedenke: trotz dem Druck der Entente und trotz der

Demütigungen, die sie uns auch wegen dieser Soldaten auferlegte, hielt er die „Schädlinge Deutschlands", die „wilden Männer" im Baltikum am Leben! Im Grunde seines Herzens wird wohl auch Noske sich den Baltikumern verpflichtet gefühlt haben, so daß er sie nicht völlig versacken lassen konnte.

Es ist nicht möglich, ein gerechtes Urteil über die deutschen Soldaten im Baltenland zu fällen, wenn man sich nicht über den parteipolitischen Horizont erhebt. Außerdem darf man nie vergessen, welche unsicheren politischen Verhältnisse wir in den Monaten von 1918 und 1919 in Deutschland selbst hatten. Was waren überhaupt zu jener Zeit „deutsche Interessen" oder „Interessen Deutschlands", die von den deutschen Truppen im Baltikum nach Noskes Aussage „geschädigt" sein sollen? Die deutsche Regierung hatte darüber jedenfalls eine sehr sozialistisch gefärbte Ansicht, die durchaus nicht vom ganzen Volk geteilt wurde, nicht einmal von einer Mehrheit. Über das Wollen und die Auswirkungen der Kämpfe um das wirkliche Wohl Deutschlands wird sich erst in einem größeren geschichtlichen Zusammenhang ein gerechteres Urteil ergeben. Wie dieses Urteil auch ausfallen möge: keinesfalls darf man den deutschen Kämpfern im Baltikum, die nach vier Kriegsjahren noch weiter freiwillig gegen den Bolschewismus ihr Leben für das Vaterland einsetzten, die Überzeugung absprechen, daß sie ernstlich gewillt und in gutem Glauben waren, dem Wohle Deutschlands zu dienen. Hätte die Regierung etwas mehr von der Haltung dieser Soldaten gehabt, dann hätten wir schwerlich einen solchen Friedensvertrag zu unterzeichnen brauchen, der das Wohl unseres Volkes so schwer belastet. Spätere Generationen werden wohl anders und gerechter darüber urteilen, wer vor einem Jahrzehnt besser „deutsche Interessen" vertreten hat.

Um wieviel verworrener waren aber die Verhältnisse im Baltenland selbst! Nach einem Jahrzehnt ist es uns eher möglich, die Ereignisse klarer zu durchschauen. Einen so objektiven Überblick konnte man aber nicht von den Soldaten erwarten, die wohl mitten in den Dingen drin standen, jedoch nicht die größeren Zusammenhänge in jedem Augenblick überschauen konnten. Der Zeltin-Goldfeld-Prozeß, der jetzt diese Vorgänge wieder aufgerollt hat, stellte dem Gericht die Aufgabe, auch in diese geschichtlichen Vorgänge einige Klarheit zu bringen. Die Gerichtsverhandlung erinnerte zeitweise sehr an die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse, die wir in den letzten Jahren erlebten. Die leitenden Männer traten selbst als Kronzeugen für die Ereignisse vor zehn Jahren auf. Eben dadurch wurde dieser Prozeß bedeutungsvoll, weil aus Anlaß der kleinen Episodenrolle, die der Rittmeister Goldfeld gespielt hat und die es in seinem Beleidigungsprozeß zu klären galt, das größere geschichtliche Drama untergehender und entstehender Staaten in seinen einzelnen Akten dargestellt werden mußte. Die Hauptpersonen traten in den Rollen auf, die sie damals spielten: Generalmajor von der Goltz als Kommandeur des A. O. K. 8 und des 6. Reservekorps, Major Fletcher als Kommandeur der Baltischen Landeswehr, daneben Oberpräsident Winnig als Zivilgouverneur der besetzten Ostseeprovinzen, Oberpräsident Noske als Reichswehrminister und Pfarrer Needra, Ministerpräsident der lettischen Republik und Nachfolger Ulmanis'. Sie trugen im Verein mit den andern Zeugen wichtiges Material herbei für die noch

zu schreibende Geschichte des Baltikums, die einer der Zeugen in Angriff genommen hat.

Was wissen oder erfuhren wir über die Vorgänge? Die Balten, d. h. die deutschstämmigen früheren russischen Untertanen der Ostseeprovinzen (zum Teil auch Reichsdeutsche), traten im Sommer 1918 an das A. O. K. 8 heran mit dem Ersuchen, eine Baltische Landeswehr gründen zu dürfen. Das A. O. K. wies dies mit Rücksicht darauf, daß ja noch die deutschen Truppen im Lande seien, als unnötig zurück. Die Balten gaben aber ihre Absicht nicht auf, da ja die Deutschen nicht immer im Lande bleiben würden und man eine eigene Macht haben wollte, um den Bolschewiken entgegenzutreten. Im Oktober wurden die Widerstände des A. O. K. geringer. Inzwischen war ein wichtiges Ereignis eingetreten: im Friedensvertrag von Brest-Litowsk hatten sich die Mittelmächte gegenüber Rußland verpflichtet, im Baltenland eine Selbstverwaltung einzuführen. Hier mag daran erinnert werden, daß zeitweise im deutschen Reichstag Pläne erörtert wurden, ob man den deutschen Kaiser oder einen anderen Fürsten zum Herrscher eines baltischen Staates im Anschluß an das Deutsche Reich machen sollte. Nach dem Vertrag wurde von deutscher Seite eine Selbstverwaltung ins Leben gerufen. Im Einvernehmen mit der deutschen Okkupationsmacht wurden in den einzelnen Provinzen „Landesräte" gebildet. In diesen Organen der Bevölkerung saßen neben Deutschstämmigen auch Letten und Esten. Die Landesräte bildeten aus sich heraus den „Baltischen Regentschaftsrat", der dann mit der Bildung des „Baltischen Staates" betraut wurde. Der deutsche Kaiser und der Reichskanzler bestätigten darauf die Gründung eines baltischen Staates.

Anfang November 1918 konstituierte sich der Baltische Regentschaftsrat und erklärte die baltischen Lande zum selbständigen Staat. Ferner setzte er eine „Landeswehrkommission" ein, die beauftragt wurde, beim A. O. K. die Genehmigung zur Bildung einer „Baltischen Landeswehr" zu erwirken. Infolge der Nachricht von der Revolution in Deutschland vertagte sich der Regentschaftsrat, während die Landeswehrkommission in Tätigkeit blieb. Am 11. November verfügte das A. O. K., daß die Bildung einer Baltischen Landeswehr zu genehmigen sei, und am folgenden Tage erfolgte die Kasernierung der ersten Kompagnie in Riga.

Mit der Bildung eines gemeinsamen baltischen Staates war ein Teil der nationallettischen Bevölkerung nicht einverstanden. Diese riefen am 18. November eine „Lettische Republik" aus. Dagegen protestierte der Regentschaftsrat. So kam es, daß im Rahmen der Baltischen Landeswehr, die bestehen blieb, auch rein lettische Formationen aufgestellt wurden. Zwischen diesen beiden Lagern innerhalb der Landeswehr verständigte man sich über das gemeinsame Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind: die Bolschewiken.

Gewissermaßen das dritte Lager verkörperte der Geschäftsträger und Bevollmächtigte Winnig, der mit der lettischen Regierung einen Vertrag schloß, der aber nie von der Landeswehrkommission oder der Landeswehr unterzeichnet wurde und lediglich auf dem Papier stehen blieb.

Obwohl die lettischen Truppenteile auch Befehle vom lettischen Kriegsminister Sahlit empfingen, unterstanden sie, ebenso wie die russischen Abteilungen, taktisch vollkommen der Baltischen Landeswehr unter Major Fletcher

und diese wiederum dem oberkommandierenden General von der Goltz. Der lettische Kriegsminister hat sich auch nie Kommandogewalt über die gesamte Landeswehr angemaßt, wie er es lediglich gegenüber einzelnen lettischen Kompagnien tat. Die Baltische Landeswehr war zweifellos keine lettische Truppe. Wenn man sie nicht als reichsdeutsche Truppe betrachten will, obgleich sie unter deutschem Kommando stand und von eutschem Gelde lebte, so war sie mindestens — und das hat das hamburgische Gericht angenommen -- ein autonomes Gebilde; man darf vielleicht hinzufügen: unter deutscher Oberhoheit. Erst in einem späteren Zeitpunkt, der für den Prozeß nicht mehr ausschlaggebend ist, wurde sie der lettischen Regierung Needra (der deutschfreundlich war) unterstellt, da man sie im lettischen Staat aufgehen lassen wollte.

Die Regierung Ulmanis-Sahlit, die erste Regierung der „Lettischen Republik", hatte eigentlich wenig, worauf sie sich staatsrechtlich berufen konnte. Sie beruhte weder auf einer Volksvertretung noch auf einer wirklichen Macht. Sie hatte zudem, wie Winnig bekundete, „einen geradezu perversen Haß gegen alles Deutsche". Auch baltisch und lettisch war ein starker Gegensatz. Der Baltische Regentschaftsrat (3 Deutschbalten, 3 Letten und 3 Esten) erkannte die lettische Regierung ja nicht an. Die Nationalletten standen den deutschen Truppen sehr zwiespältig gegenüber. Nur insoweit sie ihnen die Bolschewiken vom Halse hielten, waren die Deutschen willkommen; darüber hinaus aber arbeitete man, wo es nur ging, gegen sie. Diese Zustände spitzten sich vollends zu, als Lettland auch noch erklärte, es befinde sich mit Deutschland im Kriegszustand, eine Tatsache, die Zeltin-Goldfeld nicht gewußt haben will, obgleich sie in den lettischen Zeitungen groß bekanntgemacht worden ist. (In lettischen Schulbüchern soll stehen, daß Lettland in diesem Kriege gegen Deutschland „gesiegt" habe!)

Wenn ein Landgerichtsdirektor, der Ende 1918 in Mitau stand, sagt: „Restlos wird sich die Sache nie aufklären lassen", dann gewinnt man einen Eindruck davon, wie verworren die Zustände gewesen sein müssen. Dieser Sachverständige beleuchtete die Lage bemerkenswert, wenn er sie auf die Formel brachte: „Fortsetzung des Krieges zwischen Deutschland und England". Die Regierung Ulmanis stand tatsächlich unter dem Schutz der Engländer, deren Schiffe vor Libau lagen Das war auch wohl der einzige Rückhalt, den die ausgerufene lettische Republik hatte.

Nun zum Fall Goldfeld selbst. Anlaß zum Prozeß gab bekanntlich ein Brief, in dem Carlos Schmidt dem ehemaligen lettischen Oberstleutnant Zeltin-Goldfeld Anständigkeit absprach, weil er übergelaufen sei, als Deutscher gegen Deutsche gekämpft und ausländische Orden angenommen habe. Darauf erhob Goldfeld Beleidigungsklage, in erster Instanz wurde der Beklagte zu 5000 M. Geldstrafe verurteilt. In der Berufungsinstanz neigte sich aber die Wage des Gerichts sehr zu ungunsten Goldfelds, da der Wahrheitsbeweis Schmidts weitgehend gelang. Nicht mehr ganz makellos trat Goldfeld im Dezember 1918 bei der Baltischen Landeswehr ein, beging noch verschiedene Disziplinwidrigkeiten mit seiner darüber nicht aufgeklärten Abteilung, ging zu den Nationalletten und später zu den Esten über, beeinflußte den Ausgang der Schlacht bei Wenden gegen die Deutschen und kämpfte gegen das Badische Sturmbataillon, für dessen

Zersprengung er einen lettischen Orden annahm. Mit einem später erworbenen französischen Orden erschien er wieder in Hamburg und erregte Anstoß. Er selbst legte Wert darauf, die deutsche Staatsangehörigkeit nie verloren zu haben, und erreichte die Zuerkennung vom Oberverwaltungsgericht Inzwischen hat er wieder für Lettland optiert.

Bei den so verwickelten Zuständen im Baltikum wird man von den Offizieren nicht erwarten dürfen, daß sie sich damals über die staatsrechtliche Bedeutung der Verhältnisse ein klares Bild machen konnten. General von der Goltz sagte mit Recht, als Soldat sei er nicht gewöhnt, Doktorfragen zu lösen. Und auch das Gericht hat erst nach langen Vernehmungen versucht, eine Theorie aufzustellen in dem Bemühen, für die Beurteilung der mancherlei Vergehen, die der Privatbeklagte dem damaligen Rittmeister Goldfeld in dem als Beleidigung aufgenommenen Brief vorwarf, eine einwandfreie rechtliche Grundlage zu haben. Wenn nun dieses Urteil formaljuristisch den Wahrheitsbeweis des Beklagten Carlos Schmidt nicht in allen Punkten als vollkommen gelungen angesehen hat, hat es doch immerhin auch in den formalen Fragen gegenüber der ersten Instanz — wie sich aus dem geminderten Strafmaß ergibt — ein zu drei Vierteln ungünstigeres Urteil für Goldfeld ergeben.

Die Meuterei des Rittmeisters Goldfeld gegenüber dem Kommandeur Major Fletcher am 7. März 1919 ist einwandfrei festgestellt. Das allein dürfte schon für das Werturteil, daß der Privatkläger „nicht in einen Kreis anständig denkender Menschen gehöre", genügen. Dem nicht formaljuristisch Geschulten – und das sind doch alle Baltikumer, der Beklagte wie jeder gewöhnliche Deutsche — wird es nicht verständlich sein, daß juristische Kniffligkeiten nicht die volle Berechtigung zulassen, von diesem Mann zu sagen, er habe „als Deutscher gegen Deutsche gekämpft", wofür er anstandslos den lettischen Bärentöter-Orden annahm mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß er das „Badische Sturmbataillon zersprengte", wie es in der Verleihungsurkunde heißt. Wenn ihm das Gericht trotzdem zugute gehalten hat, er habe nicht wissen können, ob im einzelnen Fall bei den Bermondt-Truppen Deutsche oder Russen ihm gegenüberstanden, so müßte man doch eher umgekehrt sagen, er habe damit rechnen müssen, daß sich ihm gegenüber Deutsche befanden, seine früheren Kameraden. Immerhin hat ihm das Gericht in dieser Sache ausdrücklich, trotzdem er rein rechtlich Leute geworden war, vom Standpunkt der Anständigkeit ein vernichtendes Urteil ausgestellt.

Man wird es ebenfalls nicht ganz verstehen können, daß man nicht von „Kriegsverrat" sprechen darf, weil der Tatbestand unter den verwickelten formalen Rechtsverhältnissen nicht eindeutig zutrifft. Auch hätte das Gericht in seinem sonst von weitgehendem Verständnis getragenen Urteil die sonstigen Verfehlungen, mehrmaliger Bezug des Gehalts, unberechtigte Führung des Oberleutnant- und des Doktor-Titels und die französische Ordensgeschichte, die es als „für sich allein nicht ausreichend" für die Vorwürfe des inkriminierten Briefes ansah, doch im Zusammenhang mit dem ganzen Bild dieses halb politischen, halb militärischen Abenteurers Zeltin-Goldfeld erschwerend mitbewerten müssen. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Revisionsinstanz in der Minderung des erstinstanzlichen Urteils noch weitergeht.

Das Hauptinteresse an diesem sechstägigen Prozeß, der aus kleinen Ursachen einen großen Umfang angenommen hat, richtete sich weniger auf die Person

Goldfelds als auf die Vorgänge im Baltikum. Das mag aber noch gesagt werden: Wer nur eine Stunde im Gerichtssaal die ehemaligen Baltikumoffiziere gesehen und gehört hat, die durch Worte und Haltung alles andere als den Eindruck „wilder Männer" machten, dem wird es klar geworden sein, warum ein Mann von der Haltlosigkeit und Zügellosigkeit des Rittmeisters Goldfeld in so schwankenden Verhältnissen die Treue nicht zu halten vermochte.

Umschau

Zehn Jahre Abstand

Am 27. November jährte sich zum zehntenmal der Tag, an dem zur Abwehr des drohenden bolschewistischen Einfalls gleichzeitig in Estland und in Nordlivland deutschbaltische militärische Formationen entstanden, die später zum Baltenregiment vereinigt wurden. Aus diesem Anlaß fanden sich am 1. und 2. Dezember in Reval mehrere Hunderte ehemaliger Kameraden zu einer Feier zusammen. Zu Stunden weihevollen Gedenkens, stolzer Erinnerung, freudigen Sichwiederfindens. Die abendliche Kirchhofsfeier an den Gräbern der gefallenen Kameraden; der Festgottesdienst in der ehrwürdigen, im Kerzenglanz schimmernden St. Nikolaikirche; die Enthüllung des Gedenksteins, der in seiner schlichten Selbstverständlichkeit der Gesinnung entspricht, in der damals die Opfer gebracht wurden; das „Nun danket alle Gott", in das die Festvorstellung ausklang; und an den Abenden das Beisammensein im Schwarzhäupterhause, ernste Rede und übermütiger Scherz, — das alles klang für die Teilnehmer zusammen zu einem starken und tiefen Erleben. Noch einmal erlebten wir das, was in der Frontzeit unser Tun und Sein zutiefst formte, die Zusammengehörigkeit und schlechthinnige Gebundenheit an die Heimat. Erlebten es in derselben Weise, nicht als jubelnden Enthusiasmus, der uns ja auch damals fremd war, sondern als selbstverständliche Tatbereitschaft. Sahen beim Abstand von zehn Jahren über die einzelnen Begebenheiten hinweg das Grunderlebnis jener Zeit: daß die Tat im Dienst des Ganzen Erlösung bringt aus der Enge des Ich. Sahen, daß „die großen gemeinsamen Erlebnisse noch den Wert lebendiger und verbindender Kräfte besitzen"

*

Als hochwillkommene Gabe ist zur Zehnjahrfeier die „Geschichte des Baltenregiments" von Baron Wilhelm Wrangell erschienen*). Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die Darstellung der militärischen Ereignisse, sondern schildert „das Deutschtum Estlands im Kampfe gegen den Bolschewismus" Das Erscheinen des Buches werden vor allem die „an den geschilderten Ereignissen unmittelbar Beteiligten" freudig begrüßen, denen die Möglichkeit geboten wird, „ihre persönlichen Erlebnisse im Rahmen größerer Zusammenhänge zu sehen". Der Verfasser ist sich dessen bewußt, daß „noch manche Frage ungeklärt und manche Episode dunkel ist .. Alles in allem kann dieses Buch daher nicht den Anspruch erheben, als reine Geschichtsschreibung zu gelten; für eine solche Arbeit fehlen eben noch die Voraussetzungen; wann aber die Zeit reif für eine vorurteilsfreie und leidenschaftslose Darstellung der Zeit von 1918–1920 sein wird, läßt sich nicht voraussehen. Dadurch rechtfertigt sich der

*) Verlag von F. Wassermann in Reval. XI + 160 Seiten (dazu 4 Karten).

Entschluß, schon jetzt den Versuch einer solchen Darstellung zu wagen, denn einerseits konnte eben noch die persönliche Erinnerung von Augenzeugen ausgenutzt werden und andererseits dürfen die handelnden Personen des hier geschilderten dramatischen Geschehens wohl den Anspruch erheben, daß ihre großen gemeinsamen Erlebnisse niedergelegt werden, solange sie noch den Wert lebendiger und verbindender Kräfte besitzen."

Aber darüber hinaus wendet sich das Buch „auch an zeitlich wie räumlich Fernerstehende; vor allem sollen kommende Generationen baltischer Menschen sich ein Bild darüber machen können, wie ihre Vorgänger sich zu den großen Umwälzungen ihrer Zeit gestellt haben; dem Nicht-Balten endlich, der sich für die Vorgänge im Nordosten Europas interessiert, soll dieses Buch eine bisher noch wenig beleuchtete Episode europäischer Geschichte näher bringen, die nicht ohne Bedeutung gewesen ist".

„Die Bedeutung der Feldzüge, an denen das Baltenregiment teilgenommen hat, liegt auf zwei verschiedenen Gebieten. Einesteils waren sie ein Teil jenes Kampfes, den die verschiedensten Völker Europas unmittelbar oder mittelbar gegen den Bolschewismus geführt haben." Die Rolle Estlands im allgemeinen Kampfe gegen den Bolschewismus ist dank seiner geographischen Lage „nicht ganz gering gewesen".

„Zum anderen Teil aber bilden die hier geschilderten Ereignisse einen Ausschnitt aus dem Kampfe der von Rußland im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte unterworfenen westlichen Nachbarvölker um ihre politische Selbständigkeit Auch in dieser Beziehung hat Estland eine Bedeutung gehabt, die über den Rahmen seines eigenen Schicksals hinausgeht."

„Es mußte von vornherein klar sein, daß diese beiden zeitlich und räumlich zusammenfallenden großen Bewegungen nicht in allem gleich gerichtet sein konnten. Es entstanden die verschiedensten Komplikationen und Konflikte Mitten in diese Umwälzungen, Kämpfe und Wirrsale finden wir die kleine Gruppe der Deutschen Estlands verstrickt, ganz auf sich selbst gestellt. Ihre Schicksale und Taten sollen nachstehend geschildert werden."

Soweit der Verfasser. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, wird im Buch in glücklichster Weise gelöst. Im Vordergrunde steht die militärische Leistung des Baltenregiments: wesentlicher, in einzelnen Phasen entscheidender Anteil an der Abwehr des bolschewistischen Angriffs auf Estland und an den Vorstößen auf Petersburg. Bei sorgfältiger Schilderung einzelner Kampfhandlungen und Strapazen, die besonders für den aktiven Mitkämpfer von Wert ist, verliert sich der Verfasser doch nie ins Detail, sondern weiß das einzelne immer in den Rahmen größerer Zusammenhänge zu stellen. Neben der Leistung des Baltenregiments finden die Kämpfe des estnischen Heeres und des später zur Nordwestarmee erweiterten russischen Nordkorps eine knappe und zuverlässige Darstellung.

Und hinter den militärischen Ereignissen werden die politischen Kräfte und Gegenkräfte sichtbar. Wir sehen, wie sich das Deutschtum Estlands in einer Zeit schwerer Prüfung hält und bewährt. Auf die Staatswerdung Estlands, seine Beziehungen zum „weißen Rußland", seinen Zusammenstoß mit der Landeswehr fällt neues Licht. Und wir sehen das „weiße Rußland" in seinem Kampfe gegen den Bolschewismus und verstehen, warum die Nordwestarmee trotz anfänglicher Erfolge und einzelner heldenhafter Leistungen zusammenbrechen mußte infolge ihrer inneren Schwäche, der unklaren und schwankenden Politik ihrer Führer, der mangelnden Unterstützung

durch die Entente. So erscheint das Endurteil des Verfassers berechtigt, „daß Europa nicht die moralichse Kraft besaß, den Kampf gegen den Bolschewismus durchzuführen"

Es konnte nicht Zweck dieser Zeilen sein, die Darstellung des Verfassers im einzelnen zu würdigen; es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß sein Buch nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Zeitgeschichte, sondern auch eine bedeutende historisch-literarische Leistung ist.

Alfred Schönfeldt

Um den objektiven Standpunkt

Seit einiger Zeit scheint sich bei uns die Vorstellung einbürgern zu sollen, daß die Beurteilung bestimmter Ereignisse der Vergangenheit von zwei bei aller Verschiedenheit gleichberechtigten Standpunkten aus möglich sei: daß sich neben einer „deutschbaltischen" eine „lettische" bezw. „estnische" Geschichtsauffassung als berechtigt auszuweisen wisse, daß namentlich bei der Beurteilung der lettischen und estnischen Agrarreform neben einer „deutschen" auch eine „lettische" bezw. „estnische" Einschätzung des rechtlichen Tatbestandes Geltung beanspruchen dürfe. Sähen die Deutschen in der Agrarreform eine speziell gegen die Minderheiten gerichtete Maßnahme, so vertrete man lettischer- bezw. estnischerseits meist die Auffassung, daß es sich dabei um eine lediglich soziale Maßnahme gehandelt habe. Dies die beiden Standpunkte — wer von uns darf sich zum Richter aufwerfen, ohne Gefahr zu laufen, parteiisch zu sein?

Uns will es scheinen, daß diese Auffassung nicht nur angesichts der wissenschaftlichen Situation völlig abwegig, sondern in ihren Konsequenzen verhängnisvoll ist.

Es soll nicht bestritten werden, daß die baltische Geschichtsdarstellung der letzten Jahrzehnte vor dem Weltkriege meist einer weitgehenden Ergänzung in der Richtung der Entwicklung des lettischen und estnischen nationalen Lebens bedarf. In dieser Hinsicht hat uns der umfassende Blickpunkt bis vor kurzem gefehlt — verständlich genug; die nationale Entwicklung der Esten und Letten war im großen und ganzen eine latente Kraftspeicherung, der die Entfaltung zunächst versagt, deren Beurteilung infolgedessen erschwert war. In der Beurteilung der Grundlinien der baltischen Landespolitik im 19. Jahrhundert aber haben wir es wohl mit gesicherten Ergebnissen zu tun, mag auch im einzelnen vieles noch umstritten sein. Das letzte wird vielleicht auch noch vom Kampf um die Erweiterung der Landesverfassung zu gelten haben. Außerhalb wissenschaftlicher Auseinandersetzungen steht jedoch die Geschichte der Agrarverfassung, und hier ist unbestreitbar, daß die baltische Politik allen Forderungen, die Billigkeit und Landesinteresse stellen konnten, genügt hat.

Von einer „lettischen" Geschichtsauffassung in diesen Fragen kann nicht die Rede sein. Was davon an die Öffentlichkeit getreten ist, kennzeichnet sich so sehr als tendenziöse Mache, daß es garnicht ernst genommen werden kann*).

*) Das gilt auch von den historischen Rückblicken der jüngsten Broschüre Dr. Bihlmans: „Latvijas Werdegang 1918 bis 1928" (Riga 1928, B. Lamey-Verlag, Sonderabdruck der „Baltischen Presse", Danzig), die sich u. a. durch die merkwürdige Feststellung auszeichnet, daß die Deutschen „um die Mitte des 15. Jahrhunderts am Ufer des Baltischen Meeres die aus Lettland und Estland bestehende föderative Republik Livonien, auch Terra Mariana genannt," gründeten. Immerhin enthält die Broschüre auf S. 16 einige anerkennende Bemerkungen über das Deutschbaltentum, wandelt aber im übrigen nur zu oft die Pfade historischer Verschleierung und Entstellung.

Ebensowenig wie der mittelalterliche Chronist Heinrich als Lette bezeichnet werden kann, seit einwandfrei feststeht, daß er bestimmt kein Lette war — Dr. Bihlman tut es, der geschichtlichen Wahrheit zum Trotz, konsequent — ebensowenig könnte man sich auf eine angeblich nationallettische Geschichtsauffassung berufen, um es zu rechtfertigen, daß man die deutsche Agrarreform aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Fölkersahms Werk, unterschlägt*). Ein anderes Beispiel: Garlieb Merkel kann man mancherlei Gutes nachsagen — nur das eine nicht, daß seine Schreibweise sich durch „schonungslose Objektivität" ausgezeichnet habe**). Und es ist eine der vielen Entstellungen, wenn angedeutet wird, die baltischen journalistischen Kämpfer der 60-er Jahre hätten ihre Positionen verlassen, u. a. weil sie im Kampf gegen die junge lettische Presse die Unhaltbarkeit ihres eigenen Standpunktes erkannt hätten***).

Man wird mit dem Hinweis auf einen der historischen Darstellungsgegensätze kommen, etwa den österreichisch-preußischen, der längere Zeit unausgeglichen bestand, — heute freilich überwunden ist. Ähnliches wäre gewiß auch bei uns theoretisch denkbar. Bisher sind aber die lettischen und estnischen Versuche zu einem eigenen historischen Ansatz nicht mit wissenschaftlichen, sondern nur mit politischen Argumenten zu stützen. Solange u. a. die Idee von der „siebenhundertjährigen Herrschaft des Schwarzen Ritters*)", die Kampfparole einer national überhitzten Zeit, nicht nüchtern als ein unwahres Schlagwort erkannt ist, wird die historische Wissenschaft über die „lettische Geschichtsauffassung" zur Tagesordnung übergehen.

Je näher zum Geschehen des Tages, desto zurückhaltender wird der historisch Urteilende sein. Über sehr vieles in unserer jüngsten Vergangenheit muß er noch schweigen — hier ist Geduld eine Forderung der Objektivität. Anderes dagegen steht schon heute der historischen Erkenntnis offen. Hierher gehört die Tatsache, daß die lettische und estnische Agrarreform — mag man über die Bedeutung des sozialpolitischen Motivs auch streiten — vor allem die deutsche Führerstellung in der Wurzel treffen sollte, also gegen eine Minderheit gerichtet war. Hier die Möglichkeit einer verschiedenen Beurteilung zulassen**), bedeutet die objektive Position nicht stärken, sondern schwächen — die objektive Position, die nicht nur dem Historiker, sondern uns Deutschen in den baltischen Staaten überhaupt die einzig angemessene ist. Der Relativismus gerade in der Stellung zur Agrarreform hat in der letzten Zeit in der deutschen Presse und Publizistik in Lettland leider in bedenklichem Maße zugenommen. Er muß die Wirkung haben, daß nicht nur jene in weiten deutschen

*) Bihlman a. a. O. S. 20. Auch in der Jubiläumsbroschüre des Innenministeriums („Latvija 1918—1928") S. 50/51 fehlt diese Tatsache; auch hier herrscht peinlicherweise die oft genug gekennzeichnete Tendenz.

**) „Die Presse Lettlands", Riga 1928, herausg. vom Professionellen Verband der Schriftsteller und Journalisten Lettlands, S. 13.

***) a. a. O. S. 14.

*) Wieder in der zum Staatsjubiläum in den Schulen verteilten Broschüre des Bildungsministeriums „1918—1928. Latvijas brīvības cīņas un sasniegumi" (Lettlands Freiheitskämpfe und Erfolge), S. 20. — Von dieser Literatur unterscheidet sich vorteilhaft das Buch der staatlichen Jubiläumskommission, auf das gesondert einzugehn wir uns vorbehalten.

**) Wie P. Schiemann es in seinem Aufsatz „Die Deutschbalten und der lettländische Staat" (in Joncks Baltischem Kalender 1929, Riga) S. 69/70 tut.

Kreisen zu beobachtende erschreckende Indifferenz gegenüber dem schwersten Schicksalsschlage, der das baltische Deutschtum hat treffen können, noch weiter um sich greift, sondern daß auch die Erkenntnis des objektiven Sachverhaltes allmählich abstumpft, daß viele an der Wahrheit irrewerden. Das ist die sehr ernste Seite der deutschen publizistischen Neutralität.

Was aber die tendenziöse lettische Broschürenliteratur betrifft, den trüben Niederschlag böser und kleinlicher Instinkte oder irregeleiteten Glaubens, so lassen wir die Hoffnung nicht fahren, daß sie von den Ernsteren des Volkes abgeschüttelt werden möge und daß der Geist historischer Wahrheit auch für die politische Propaganda, die man für nötig erachtet, Geltung gewinne. R. W.

„Friedensmäßig"?

Es war selbstverständlich, daß nach den Entbehrungen vieler Kriegsjahre unser Leben wieder breitere Formen annahm, daß manches halbvergessene Bedürfnis sich wieder meldete und Dinge für unser Behagen wesentlich wurden, die man vermissen gelernt hatte. Es war nicht nur verständlich, — es war ein Glück. Wenn wir zurückblicken, erschrecken wir über den Umfang der Verkümmerung und Verarmung, der unser Leben damals kennzeichnete, und niemand von uns kann heute über die Bedeutung des Wohlstands als des Nährbodens der Kultur im Zweifel sein. Es ist erfreulich, nicht nur im persönlichen, sondern auch im nationalen Sinn, daß unter uns doch wieder hier eine bescheidene, dort eine reichere kulturelle Entfaltung, Befriedigung des ästhetischen Formtriebs, geselliger und repräsentativer Bedürfnisse möglich geworden ist; und wem sie nicht möglich wurde, der hat das Recht, sie zu erstreben. Wir sind im ganzen immer noch bitter arm — darüber kann niemand sich täuschen. Man braucht dazu nicht einmal aufs Land hinauszufahren, wo freilich die Entbehrung gerade in der angedeuteten Richtung die Häuser völlig beherrscht, wo ein schwerer, mühsamer Kampf um die Existenz gerade die Besten in den Bann der täglichen Sorgen zwingt. Auch in der Stadt haben wohl die meisten Deutschen nicht aufgehört, von der Hand in den Mund zu leben, und auch großes Elend gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Den ausländischen, auch den reichsdeutschen Gast täuscht bisweilen eine reichbesetzte Tafel über diese Tatsache; er muß darüber aufgeklärt werden, daß die Verteilung der Verbrauchsgüter bei uns eine andere ist, als anderswo, daß er auf manchem Gebiet eine Primitivität und Bedürfnislosigkeit feststellen könnte, die ihn gerade an der Stelle vielleicht sogar befremden würde, die ihm unter allen Umständen zeigen müßte, wie wenig die tägliche Nahrung als der Ausdruck unseres Vermögensstandes gelten kann.

Nicht die vereinzelten und immer noch geringen Möglichkeiten der Entfaltung materieller Kultur sind gemeint, wenn wir hier von der Tatsache einer Materialisierung unseres Lebens glauben reden zu dürfen. Es ist vielmehr der naive Anspruch auf das breite Behagen des Bürgers einer entfaltungssicheren Epoche, der manchen Kreisen unserer Volksgemeinschaft ein Gepräge verleiht, das zu unserer Gesamtlage in grellem Mißverhältnis steht. Dabei berührt peinlich weniger der Aufwand selbst, als vielmehr die Einstellung zu ihm, die ein Verhältnis zu den Bedürfnissen des Ganzen nicht kennt und nicht anstrebt. Und was einer Zeit vielleicht entsprach, die im Zeichen wirtschaftlichen Aufschwungs stand, wirkt heute, angesichts der Enge unserer baltischen Existenz, unangemessen mindestens stillos. Es wird kaum geleugnet werden können, daß manche Veranstaltung in deutschen

Kreisen dem Gesamtzuschnitt unseres Lebens widerspricht, daß die Geselligkeit vielfach von Ansprüchen beherrscht wird, die auch mit Kultur wenig zu tun haben.

Es ist gewiß aussichtslos, einer jüngeren Generation dieselben Eindrücke zu vermitteln, die uns bei Bewußtsein trafen: sie kann unmöglich im Bann der Kriegsnot gehalten werden; sie soll es auch garnicht. Für ihre Art wird aber doch die Einstellung der Älteren von Einfluß sein — wie hoch oder gering man diesen Einfluß auch einschätzen mag. Daß wir keineswegs ein Geschlecht von zufriedenen Bürgern sein können, sondern ein zersplittertes Häuflein sind, dessen kulturelle Fortexistenz gefährdet ist, sollte doch auch Jüngeren Beriff und Anschauung werden können. Weder zum allgemeinen Stande der baltischen kulturellen Arbeit, noch zur allgemeinen Lage unserer Heimatländer paßt die Skala von Vorstellungen, die mit dem Begriff „friedensmäßig" für uns verbunden ist, — wie sie für Westeuropa in den Nachkriegsjahren wieder Geltung erlangt hat. Die Phase der baltischen Krisis dauert noch an.

Hier gerade merkt man, wie wenig wir noch das sind, was der Name, den wir uns gegeben haben, besagt: eine Gemeinschaft. Wie sehr fehlt auch nur der Überblick über die Familien und Häuser, in denen deutsch die Sprache des Umgangs und des seelischen Anschlusses ist — von Zusammenhang ganz zu schweigen. So kann denn, bei der Atomisierung, in der sich unser Deutschtum trotz völlig richtiger organisatorischer Prinzipien heute befindet, ein eizelnes Haus kaum beispielgebend wirken, durch Sitte, Haltung und Geist.

Der Zusammenschluß unserer Volksgenossenschaft kann unter keinen Umständen von einem Monat zum andern geschaffen werden. Er kann sich gewiß einmal unter dem Druck großen Geschehens plötzlich herstellen; er wird aber heute nur langsam wachsen. Und dazu bedarf es stärkerer Kräfte, als der kulturellen von Sprache und Wissenschaft, Schule und Verein, Musik und Theater, stärkerer, als der organisatorischen; dazu müssen Quellen wieder aufbrechen, an denen wir in der Zeit der Schreckensherrschaft vor zehn Jahren reich waren, die seitdem verschüttet sind. Vielleicht gibt die Erinnerung an diese Zeit, die uns in Riga in diesem Jahr mehr denn je zu sagen hat, den Kanzeln wieder eine größere Bedeutung. R. W.

Die Wirtschaftspolitik Lettlands im Jahre 1928

Für die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Lettlands hat das Jahr 1928 entscheidende Bedeutung gehabt. In diesem Jahre hat sich die Wirtschaft erstmalig praktisch mit der Bewältigung zweier Aufgaben befassen müssen, die als Endergebnis einer nunmehr zehnjährigen Entwicklung auf sie entfallen waren. Es ist dies die praktische Durchführung des Handelsvertrages mit Rußland und die Festsetzung praktischer Richtlinien für die wirtschaftliche Annäherung mit Estland und Litauen.

In diesen beiden für die Orientierung der lettländischen Wirtschaft entscheidenden Fragen sind bis 1928 feste Ergebnisse geschaffen worden. Durch den Handelsvertrag mit der Sowjetrepublik sind die Beziehungen auf vorläufig fünf Jahre geregelt, und in der Frage der Zollunion mit Estland hat dieses Jahr das endgültige Scheitern aller bisherigen Bestrebungen klar erwiesen. Das Schwergewicht dieser beiden Fragen ruht nunmehr auf den Schultern der Wirtschaft, wie in der Frage der Durchführung des Handelsvertrages, so auch in den Annäherungsbestrebungen mit den Nachbar-

staaten, und beide sind zu neuen Aufgaben geworden, an deren Lösung Industrie und Handel heute maßgeblich beteiligt sind.

Nach Abschluß des Handelsvertrages konnte es garkeine Frage sein, daß Rußland den Vertrag erfüllen würde. Die wenigen Prozente der russischen Ein- und Ausfuhr, die auf Lettland auch nach Abschluß des Vertrages entfallen, spielen eine untergeordnete Rolle. Mit dem Handelsvertrage mit Lettland hat Rußland jedoch für sich eine relativ billige wirtschaftliche Propagandamöglichkeit erhalten, indem am Beispiel der Durchführung des Handelsvertrages aller Welt dokumentiert werden kann, daß Rußland doch vertragsfähig sei. Und die Zufriedenheit der lettländischen Wirtschaft soll sich für Rußland mit der Zeit mit internationalem Golde bezahlt machen. Der Ablauf des ersten Handelsvertragsjahres hat bewiesen, daß die Wirtschaft Lettlands den gestellten Anforderungen gewachsen war und – man möchte fast sagen – diese künstliche Fütterung gut vertragen hat. Weder die Rohstoffbeschaffung noch die Gewährung der erforderlichen Kredite haben unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht, wobei der Kredit der Bank von Lettland nur zu etwa 10% der Summe der empfangenen Bestellungen hat herangezogen werden müssen. Zur Bewältigung dieser Aufgabe hat im übrigen keine Ausdehnung der vorhandenen Anlagen stattgefunden, sondern sie konnte im Rahmen der bisherigen Leistungsfähigkeit durchgeführt werden, – gewiß eine Leistung, die als erfreuliches Ergebnis einer zehnjährigen Entwicklung bewertet werden muß.

Der Handelsvertrag ist nicht ohne Widerstand wesentlicher Teile der lettländischen Wirtschaft abgeschlossen und ratifiziert worden. Nach Ablauf dieses ersten Jahres seines Bestehens sind die Gegenstimmen im wesentlichen verstummt, nicht so sehr, weil Rußland bestellt und zahlt, sondern weil sich die Wirtschaft als so kräftig erwiesen hat, daß die gewiß bestehenden Gefahren eines engen vertraglichen Verhältnisses mit dem bolschewistischen Rußland nicht in Erscheinung treten konnten. Wenn somit dieser Vertrag sich bisher als im ganzen vorteilhaft erwiesen hat, so ist heute ein abschließendes Urteil über ihn noch nicht möglich. Dieses Urteil wird im wesentlichen von der Einfügung dieses Vertrages in die gesamte übrige Wirtschaftspolitik Lettlands abhängig sein, die vorläufig leider erfolglos auf die Erweiterung der wirtschaftlichen Basis, auf das Niederreißen der Zollschranken mit den Nachbarstaaten gerichtet ist. In diesen Zollschranken ist der historischen Entwicklung wirtschaftlich Gewalt angetan worden, und jedes dieser Länder ist heute darauf angewiesen, in höherem oder geringerem Maße sich in die wirtschaftliche Abhängigkeit fremder Staaten zu begeben, da die eigene Basis zu eng ist. Alle Bestrebungen, diese Abhängigkeit in gesunden Grenzen zu halten, müssen solange erfolglos bleiben, als der natürliche Weg des Zusammenschlusses der Nachbarstaaten nicht beschritten ist. Auf diesem Wege ist jedoch bisher noch nichts erreicht worden.

Mit der Wirtschaftskonferenz der baltischen Staaten im Mai 1928 kann der bisherige Versuch einer Zollunion mit Estland, wie sie vom lettländischen Außenminister Meierowicz eingeleitet war und noch im Jahre 1926 vom Außenminister Zeelen durch den Abschluß eines über die anfänglichen Absichten sogar hinausgehenden Vertrages scheinbar zu neuem Leben erweckt wurde, als endgültig begraben gelten. So fruchtbar der von Meierowicz aufgegriffene und mit seltener Energie und viel Geschick geförderte Gedanke war, als so wenig gangbar hat sich der beschrittene Weg erwiesen. Im Ergebnis muß heute festgestellt werden, daß

durch das Einschlagen des falschen Weges die Wirtschaft der beiden Länder, statt zu einander geführt zu werden, sich von einander entfernt hat. Wenn auch noch in diesem Jahre im Rahmen der alten Verträge Verhandlungen gepflogen wurden, um die Zollunion zu fördern, so hat das Ergebnis dieser Verhandlungen deutlich gezeigt, daß man auf dem toten Punkt angelangt ist und eine Verständigung sich kaum wird erzielen lassen.

Auch in dieser Frage hat die Wirtschaft nunmehr selbst die Führung übernommen und auf der Wirtschaftskonferenz erneut auf die unbedingte Notwendigkeit der wirtschaftlichen Annäherung der drei Nachbarstaaten hingewiesen. Hierbei wurde gleichzeitig zum Ausdruck gebracht, daß der Weg hierzu in der Koordinierung der Tätigkeit der beteiligten Regierungen namentlich auf dem Gebiete des Rechts bestehe und erst nach Stellung der Wirtschaft der Staaten unter die gleichen rechtlichen Voraussetzungen der Gedanke einer Zollunion verwirklicht werden könne.

Ein weiterer Schritt in dieser Richtung und wiederum von nichtamtlicher Seite ist auf der Dorpater Zusammenkunft baltischer Juristen getan worden, wo gleichfalls die Forderung nach der Rechtsangleichung erhoben wurde. Diese Arbeit soll mit der Schaffung eines auf gemeinsamer Grundlage beruhenden Handelsgesetzbuches begonnen werden. Wie bei der Wirtschaftskonferenz, so auch hier: zehn Jahre mußten vergehen, bis die Enttäuschung über die Erfolglosigkeit der berufenen Stellen in der Verfolgung des gemeinsamen Zieles einer wirtschaftlichen Annäherung zur lauten Forderung nach dem Beschreiten des gangbaren Weges der gesetzgeberischen Zusammenarbeit geführt hat.

Diese Forderung ist allerdings in letzter Stunde erhoben worden, denn mit jedem weiteren Jahre konsolidiert sich die Wirtschaft mehr und mehr und paßt sich dem geschaffenen Rahmen an. Im Berichtsjahre hat diese Konsolidierung weitere Fortschritte gemacht. Hierher gehört die Schaffung des neuen Zolltarifes, der nach Aufgabe der Zusammenarbeit mit Estland endlich in Kraft gesetzt werden konnte, die Schaffung von gesetzlichen Bestimmungen, die dem ausländischen Kapital eine Weiterarbeit in Lettland ermöglichen, die angebahnten und abgeschlossenen Handelsverträge u. a. m. Überhaupt läßt sich erfreulicherweise feststellen, daß die Zeit der wirtschaftlichen Experimente vorüber ist und mit einer gewissen Stetigkeit sachliche Aufbauarbeit geleistet wird. Allerdings wird allein auf der Grundlage des Bestehenden aufgebaut, aber gerade in der Zusammensetzung dieser wirtschaftlichen Grundlagen sind Fehlerquellen enthalten, die die geleistete Aufbauarbeit nur zu oft illusorisch machen. In keinem Falle ist dadurch eine ausreichende Sicherung der zukünftigen Entwicklung gewährleistet.

Die Mißernte des verflossenen Jahres hat erneut bewiesen, auf wie schwachen Grundlagen unsere Landwirtschaft organisiert ist, wie sie vorkommenden Rückschlägen so garnicht gewachsen ist. So haben auch die Preise für Wirtschaftseinheiten einen Tiefstand erreicht, der ein trübes Bild von der Rentabilität unserer Landwirtschaft entwirft. Und doch wird im wesentlichen nichts getan, um der Landwirtschaft den Ansporn zu geben, sich aus eigenen Kräften zu entwickeln, es werden die Voraussetzungen für eine angemessene Rentabilität der Landwirtschaft nicht geschaffen. Der dadurch eingetretene Ausfall an Kaufkraft macht sich indirekt stark bemerkbar, indem die sowieso kleinen Umsätze völlig unzulänglich für die Aufrechterhaltung eines rentablen Betriebes werden. Ist auch der wachsende Export an Industrieprodukten und Holz im vergangenen Jahre bei vielen Betrieben als vollwertiger Ersatz

in die Lücke getreten, ist auch dieser Kreis von Produzenten mit der Wirtschaftslage relativ zufrieden, so kann doch die Gesamtlage nicht als gesund bezeichnet werden, solange alle auf den Inlandabsatz angewiesenen Betriebe nur unzulänglich beschäftigt sind. Auch hierin zeigt sich die zu schmale Basis, auf der unsere Wirtschaft aufgebaut ist, was sich nur durch den von der Wirtschaft gewiesenen Weg der Annäherung der baltischen Staaten bessern läßt.

Die bisher betriebene Wirtschaftspolitik hat sich im ganzen somit als unzulänglich erwiesen und muß als ungenügend für eine ruhige Fortentwicklung erkannt werden. Lediglich von rein fiskalischen Gesichtspunkten aus hat sie sich vollkommen bewährt, indem der Staat mit jedem Jahre reicher geworden ist und übermäßige Überschüsse erwirtschaftet hat. Der Staat ist im Laufe der Jahre zu einem großkapitalistischen Unternehmen geworden, von dem mehr oder weniger alle abhängig sind. Statt einer gesunden Kapitalbildung innerhalb der privaten Wirtschaft findet eine solche mit Hilfe der allzu stark angezogenen Steuerschraube nur beim Staate statt, wo der Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben 10% des Budgets ausmacht, die freien Mittel des Staates im ersten Halbjahre um 21 Millionen Lat anwachsen konnten und aus den laufenden Einnahmen nicht nur die laufenden Ausgaben, sondern auch langfristige Investierungen bestritten werden können. Dieses hat die Bevölkerung Lettlands aufbringen müssen, sie hat dem Staate weit über Recht und Billigkeit opfern müssen und ist selber dabei zu kurz gekommen: statt aus eigenen Kräften ist der Wiederaufbau mit staatlichen und in hohem Maße mit ausländischen Mitteln ermöglicht worden, der Staat und das Ausland sind zu einem keinesfalls als natürlich anzusehenden Grade Mitbesitzer in Landwirtschaft und Industrie geworden, und diese hohe Verschuldung verhindert auch für die Zukunft die erforderliche private Kapitalbildung.

Aber auch hierin kann das abgelaufene Jahr als Wendepunkt bezeichnet werden. Die wirtschaftliche Eigenbetätigung des Staates ist auch unter der bürgerlichen Regierung keinesfalls abgebaut worden, aber es liegt doch bereits ein bindender Beschluß vor, diese Tätigkeit in Zukunft einzuschränken und beim Flachsmonopol den Anfang zu machen. Daneben wird an der Reform der Steuergesetzgebung gearbeitet, nachdem bereits für die Landwirtschaft eine Ermäßigung der steuerlichen Belastung in Kraft getreten ist. Der Anfang ist jedenfalls gemacht, und die Wirtschaft hat entschlossen die Führung zu einer Gesundung der staatlichen Wirtschaftspolitik auf wesentlichen Gebieten ergriffen. Es wird gewiß noch eine Weile dauern, bis auch amtlich die Einsicht zum Durchbruch gelangt, daß die Allgemeinheit darunter zu leiden hat, wenn der Wirtschaft nicht die Möglichkeit einer Entwicklung gegeben wird, die sie für notwendig erachtet und sachlich zu fordern berechtigt ist, daß wahre Sozialpolitik nicht in der Einführung des Achtstundentags und der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zum Ausdruck kommt, sondern in der Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für alle, die arbeitswillig sind. Und diese können nur durch die Wirtschaft im Staate geschaffen werden und nie vom Staate ohne die Wirtschaft.

Syndikus Eduard Knappe

Lettgallisches

In Ergänzung unserer Ausführungen über den lettgallischen Bevölkerungsüberschuß*) folgen nachstehend einige statistische Daten, die den Umfang der lettgallischen Wanderung skizzieren**).

*) S. 552, Heft 9.

**) In der „Germania" vom 21. November 1928 wird uns in ungebührlicher

Nach einer Schätzung des Leiters des staatlichen statistischen Amtes (Skujenek: „Latwija" 1927, S. 324) sind in den Jahren 1920—1925 ca. 50,000 Lettgaller nach dem übrigen Lettland eingewandert. Den Daten über den Bevölkerungszuwachs nach Nationalitäten und Konfessionen kann man entnehmen, daß zirka 20,000 von ihnen Katholiken waren. Ein großes Kontingent stellen die Russen. Unter den Wandernden sind auch Juden. Die Zahl von 50,000 ist so erheblich, daß diese Wanderung in nicht ferner Zeit eine merkliche Verschiebung des kulturellen Niveaus herbeiführen muß.

Die lettgallische ist eine kulturelle Gefahr. Vergleichen wir die Zahl der des Lesens Kundigen für Livland und Lettgallen in % nach dem Alter:

Altersgruppe	Livland	Lettgallen
Bis 5 Jahre	0,39	0,12
5— 10.	48,58	23,31
10— 15.	97,32	74,94
15— 20.	98,38	80,09
20— 30.	98,08	78,07
30— 40.	97,97	64,79
40— 50.	97,42	53,64
50— 60.	96,48	46,51
60— 70.	91,50	40,22
70— 80.	81,78	34,05
80— 90.	75,12	26,82
90—100.	63,97	20,76
über 100.	82,35	13,41
unbek. Alters	64,84	42,49
Durchschnitt	86,35%	52,61%

Die seit 1925 erschienenen statistischen Jahrbücher konnten nur ein Bild des natürlichen Zuwachses erbringen. Das Ausmaß der stattgehabten Wanderung wird erst zur Volkszählung im Januar 1930 erneut festgestellt werden können.

Ernst Kiwull.

Form zum Vorwurf gemacht, die lettgallische Gefahr von „ausschließlich konfessionellen Gesichtspunkten" betrachtet zu haben. Das entspricht nicht den Tatsachen. Die „Germania" begeht den Fehler, die Lettgaller einfach mit den Katholiken zu identifizieren. Lettgallen ist zu 60% katholisch, sonst rechtgläubig, altgläubig und lutherisch. Was über Lettgallen gesagt wird, muß also nicht nur auf die Katholiken bezogen werden. Der Vorwurf, wir hätten übertrieben, ist angesichts der unwiderleglichen Zahlen hinfällig.

Bücherbesprechungen

Reformationsgeschichte Livlands. Ein Überblick von Lic. Otto Pohrt, Professor der Theologie am Herderinstitut zu Riga. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Jahrgang 46 Heft 2 (Nr. 145). Mit einem Geleitwort von Prof. H. v. Schubert. 137 Seiten mit 1 Abbildung.

Ein sehr anregendes Buch, das aber in seiner Eigenartigkeit auch manche Einwände hervorruft. Der Verfasser bezweckt eine religionsgeschichtliche, genauer: religiösgesinnungsgeschichtliche Darstellung; deren Abschnitte sind von mehr oder weniger schmalen Rahmen eingefaßt, die in beschränktester Auswahl die sogen. realhistorischen Dinge und Ereignisse aus jener Zeit enthalten. Eine organische Verbindung zwischen diesen beiden Bestandteilen ließ sich offenbar bei der Neuartigkeit solcher Betrachtungsweise in einem so kleinen Buch nicht überall herstellen, die Stoffauswahl aber in den Rahmenpartien ruft (um gleich mit den Einwänden zu beginnen) manches Bedenken hervor. Wenn auf S. 1 programmatisch gesagt ist, daß Verlauf und Ertrag der livländischen Reformations-

geschichte bedingt sind durch die geographische Lage des Landes und verstanden werden können nur aus den Zeitverhältnissen des Spätmittelalters heraus, so wird doch in den entsprechenden Abschnitten die innerpolitische Struktur des Landes übergangen, von der Verlauf und Ertrag der livländischen Reformationsgeschichte doch mindestens ebenso abgehangen hat. Unvermittelt stehen in dem Buch nebeneinander: S. 7 f. „Der Deutsche Orden", S. 8 f. „Die Bischöfe", S. 8–10 „Die Städte"; S. 10–19, wo man „Die Ritterschaften" und endlich „Den livländischen Staatenbund" erwartet, steht „Die Frömmigkeit". Kurz, die verfassungsgeschichtlichen Dinge sind überall, auf weltlichem und besonders auch auf dem kirchlichen Gebiet, so gut wie ganz übergangen, und wenn der Verfasser dazu noch, offensichtlich den eminent städtischen Charakter der Reformation überspitzend, die Ritterschaften, d. h. den eigentlich tragenden Stand des alten Livland, im Grunde genommen ausschaltet, so hat das zu einer konstruktiven Schwäche der Darstellung geführt, die immer wieder sich auswirkt.

Es ist ganz richtig, daß die Ritterschaften nicht das eigentliche Wesen der Reformation in Livland bedingt haben — aber wenn z. B. S. 7 steht, daß „Herrschaft, Schutz und Pflege des Landes geübt wurden von den großen Organisationen des Deutschen Ordens, der Bistümer und der Städte", so ist diese Skizze ohne Zweifel falsch, da die hier ausgelassenen Ritterschaften in Herrschaft und Schutz doch weitaus mehr geleistet haben, als die Städte.

Auf S. 20 f. und erst recht S. 27 f. bleibt infolge der Nichtberücksichtigung der Rolle der Ritterschaften unverständlich, warum die Stände oppositionell waren, noch geht dort hervor, daß das Kernstück des berühmten Landtagsgutachtens zur Lutherfrage 1522 ritterschaftliches Eigentum ist; endlich wurde das Eindringen der Reformation in Kurland (vergl. S. 46), wo es kaum städtisches Wesen gab, überwiegend von der dortigen Ritterschaft bewirkt. Aus S. 45 ersieht man nicht, daß der Revaler Ständetag 1524 ein allgemein ständisches Bündnis, mit Einschluß der Ritterschaften, zeitigte, während andererseits S. 52 und 60 f. nicht gesagt ist, daß der Einherrschaftsgedanke schon am Widerstande der stiftischen Ritterschaften scheitern mußte und scheiterte (S. 60 heißt es statt dessen: „Die Partei Blankenfelds war immer noch zu stark"). Auf S. 49 sind aus dem Ausschuß, der 1525 die Verwaltung des Dorpater Domschlosses übernahm, die Ritterschaftsvertreter, die darin doch die Majorität besaßen, fortgelassen worden, und S. 83 wird die Berufung des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg zum Coadjutor des Erzbischofs von Riga dem Stadtschreiber Lohmüller und dem Herzog von Preußen allein zugeschrieben, während die Verantwortung dafür in Wahrheit die evangelische Partei in der erzstiftischen Ritterschaft trägt. Endlich wird in dem Abschnitt „Die Reformation bei den Letten und Esten" (S. 102—106) nicht berücksichtigt, daß der Übergang der Landbevölkerung zur lutherischen Lehre überhaupt nur durch den Anschluß der Ritterschaften an dieselbe ermöglicht worden ist, und der Begründung des für die Zukunft so wichtigen Patronatsrechts durch die Privilegien von 1524 wird nicht gedacht, auf S. 103 Anm. 2 aber das diesbezügliche Privileg für die erzstiftische Ritterschaft dahin verstanden, als ob es die katholische Kirche in Livland retten sollte. Beiläufig sei zurechtgestellt, daß der Ausdruck „undeutscher Prediger" nicht einen Prediger lettischer Nationalität (S. 104), sondern a. a. O. einen deutschen Prediger der lettischen Gemeinde bedeutete.

Ist somit, wie gesagt, vielerorts die Nennung der Ritterschaften unterblieben, so mutet es etwas unerwartet an, wenn S. 113 schließlich doch die Ritterschaften und die Städte nach dem Jahre 1561 als Wahrer des Glaubens und Hüter der evangelischen Kirche bezeichnet werden. Nur die vom Verfasser doch übergangene bisherige Rolle der Ritterschaften hatte sie aber zu solcher Hüteraufgabe befähigt.

Um noch die Kleinigkeiten zu erledigen: seit dem 15. Jahrhundert gehörten sämtliche (nicht nur die meisten) livländischen Bettelklöster zur Reform (Observanz). Russows Chronik kann nicht als Beleg für Sittenverderbnis (vgl. S. 19) angeführt werden: es hadert dort bloß der Kanzelmoralist mit seiner Zeit. Ein eignes Versehen habe ich S. 21 zu korrigieren: das dort genannte „Chrysopolis" kann nicht Ingolstadt sein, da die betreffende Universitätsmatrikel nichts von Knopke und dessen Genossen weiß. Auf S. 42 scheint die Mitteilung, daß der Rigasche Franziskaner Bomhower den Papst Clemens VII. von früher her persönlich kannte, auf einer Verwechslung mit Blankenfeld zu beruhen. S. 45 ist „Liebe und Güte" ein Druckfehler statt Leib und Gut. S. 61 wird verkannt, daß der Wolmarer Vertrag von 1526 vor allem die Fortexistenz der geistlichen Fürstentümer, der Bistümer (nicht bloß die Herrschaft des Ordens) für die Zukunft garantierte. Zu S. 101 Anm 1, zur Geschichte der Reformation unter den Esten, kann jetzt nachgetragen werden: P. Johansen, „Der älteste estnische Katechismus" (ca. 1537, 1539), in der Zeitschrift „Eesti Keel" 1927 Nr. 5/6 (leider nur in estnischer Sprache, außer dem Urkundentext); aus der letzten katholischen Zeit: Derselbe, „Estnische Gebete aus Goldenbeck", 1923 (Übersetzungen des Paternoster und Credo, ca. 1520—1528 1532). Die S. 110 Anm. 6 erwähnte Ansicht von Riga in Sebastian Münsters „Cosmographey" entstand zwischen 1544 und 1550, erschien a. a. O. erstmalig 1550 und geht auf Johann Hasentöter, einen wandernden Literaten und Musikanten aus Hessen, zurück, der den Kosmographen mit Nachrichten über Livland versah.

Solche Dinge sind schließlich nebensächlich Bedauern wird man aber, daß, infolge der streng religionsgeschichtlichen Einstellung des Verfassers, im 4. Kapitel, das den Zeitraum von 1528—1562 umspannt und den Rahmen der „äußeren Geschichte" auf S. 83—86 unterbringt, Paul Karges, vom Verfasser übrigens erwähnte Arbeit: „Religiöse, politische, wirtschaftliche und soziale Strömungen in Riga 1530 1535" (Mitteilungen aus der livländischen Geschichte 23, 1926, S. 296—371) garnicht in die Darstellung hineingearbeitet ist, mag es sich im vorliegenden Fall auch nur um einen „Rahmen" handeln. Jedenfalls sind alle bisherigen Darstellungen inbezug auf den genannten Zeitraum durchaus lückenhaft, und Pohrts Buch ändert daran also auch nichts. Das erklärt sich, wie gesagt, durch den eigentlichen Hauptzweck des Verfassers: die livländische Reformationsgeschichte vom frömmigkeitsgeschichtlichen Gesichtspunkt darzustellen, das Wesen der livländischen „Christlichkeit" am Ausgang des Mittelalters und im sechzehnten Jahrhundert auseinanderzusetzen. Als Mittel dazu dient die Interpretation gewisser aus jener Zeit erhaltener Überreste, angefangen mit der hergebrachten Auslegung von Schriftdenkmälern bis zur intuitiven Ausdeutung von Kunst- und Kunsthandwerksprodukten. Mag der Historiker älterer Richtung auch Bedenken haben gegen das letztere Vornehmen, das, anscheinend ohne genügende Sicherungen gegen Willkür, gleichsam ohne Brücken, ohne Medien, von einigen ausgewählten Kunstdenkmälern her zu ganz

unmittelbaren Erkenntnissen über den geistigen Inhalt der betreffenden Zeit gelangen will: es ist das gute Recht des Verfassers, neue Wege zu versuchen. Jedenfalls sind also Untersuchungen über livländische Frömmigkeit der Hauptzweck und -inhalt des Buches. S. 15–19 entwirft der Verfasser ein Bild der „katholischen Christlichkeit" im spätmittelalterlichen Livland, als deren Wesen er eine „gesteigerte und vergeistigte Christlichkeit", und auf der anderen Seite: Entartung und Verweltlichung feststellt. Er illustriert dieses durch Beschreibung eines Meßbuches aus dem Rigaschen Dom, durch das Triumphkreuz, die Wandlungslehre im Abendmahl, das Rigasche Brevier von 1513, die Heiligen- (besonders Marien-) Verehrung, das Mönchtum mit besonderer Betonung der mönchisch-theologischen Studien. Der kirchlichen Pflege der Frömmigkeit stellt der Verfasser dann S. 18 f. die Herrschaftsansprüche derselben Kirche gegenüber und konstatiert im Resultat „eine merkwürdige Mischung verschiedenartigster und verschiedenwertigster Elemente": „eine zarte, fast frauenhafte Vergeistigung in Demut und Ergebenheit in den Willen Gottes", andererseits: rücksichtslose Ansprüche auf die Herrschaft in Stadt und Land.

S. 31–33 legt der Verfasser die Art des „frühevangelischen Glaubens" dar — auf Grund von Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche von 1520, die Knopken gekannt haben kann, weiter eines Briefes von Bugenhagen an Knopken von 1521 und der Disputationsthesen des letzteren von 1522.

S. 68–75 sucht der Verfasser hinter den Sinn der livländischen Bilderstürme zu kommen, indem er aus den schriftlichen Zeugnissen darüber ein Niederschlagen von Teufelslarven, eine mutige Tat gegen verführerische Verkleidungen des Teufels und der Dämonen, einen Sieg über den Teufel, kurz, eine Überwindung der Teufels- und Geisterfurcht herausinterpretiert. Aber schon die vom Verfasser gesuchten Prämissen waren meist garnicht vorhanden. Die Frage: „Sollten wirklich überall die äußeren Formen des römischen Kultus so provozierend gewirkt haben?" beantwortet sich durch die Feststellung, daß verschiedene Ursachen an verschiedenen Orten wirksam waren (man denke z. B. an die Vorfälle in Dorpat, Fellin, Reval usw.). Die Hauptfrage des Verfassers: „Wie kommt es, daß es fast überall bei einem einzigen Bildersturm sein Bewenden hatte? Hörten wirklich danach alle weiteren „Provokationen" auf?" beantwortet sich dahin, daß es stellenweise nach dem ersten Bildersturm eben nichts mehr zu zerstören gab, viele Bildwerke auch von ihren Patronen und Besitzern rasch aus den Kirchen entfernt wurden, und daß an anderen Stellen (z. B. in Reval, Dorpat) der betreffende Stadtmagistrat die Ordnung so energisch und rasch wiederherstellte, daß Wiederholungen der Tumulte unterblieben. Und die dritte vom Verfasser gefundene Schwierigkeit, nämlich: warum die Bilderstürmer in Dorpat nach dem Einbruch in den Dom nicht zugleich auch die umliegenden Domherrenhäuser plünderten? hebt sich ebenfalls von selbst, da ja gerade die Domherrenhäuser in Dorpat derartig geplündert wurden, daß dieses zu einer Klage auf Landfriedensbruch beim Reichskammergericht führte (vgl. R. Hausmann, Mitteilungen 17 S. 190—194, meine „Einführung der Reformation" S. 384). Ein weiteres Moment, die vom Verfasser gesuchte ursächliche Verbindung zwischen dem Datum zweier Rigascher Bilderstürme und dem Tage des heiligen Cyriacus, des „Nothelfers gegen schwere Versuchungen (böse Geister)", erledigt sich dadurch, daß die betreffende Quelle beide Male eben gerade nicht nach dem Cy-

riacustage datiert! Und endlich widerspricht dieselbe Quelle der vom Verfasser in ihr gesuchten Erklärung des Rigaschen Bilderssturmes als einer Überwindung der Teufels- und Geisterfurcht auf das strikteste, indem sie selbst das Motiv der Bilderzerstörung angibt: „auf daß die Abgötterei unterbleibe"! Überhaupt würde doch, wenn es sich bei den Bilderstürmen wirklich um vermeintliche Siege über Teufel und Dämonen gehandelt hätte, in den vorhandenen zeitgenössischen Zeugnissen irgend etwas von einer solchen Anschauung durchschimmern. Aber keine einzige Quelle erwähnt derartiges. Es bleibt nur übrig, die oben angeführte, m. M. n. künstliche und gesuchte Deutung abzulehnen, da sie in den Quellen nicht steht, ihnen vielmehr widerspricht. S. 86 bis 93 folgt dann eine Analyse des evangelischen Rigaschen Gottesdienstes. Hier hat der Verfasser einige uns bisher unbekannte Parallelen festgestellt: zwischen der Rigaschen Gottesdienstordnung von 1530 und Luthers „Deutscher Messe" von 1526, zwischen dem der ersteren angehängten Gesangbuche und der Zweiteilung des Breviers, und zwischen den Rigaschen Kollekten und 4 Kollekten Luthers. Dies alles ist sachlicher Gewinn.

Hierauf wird S. 93—101 der Inhalt des erst ganz neuerdings von P. Karge veröffentlichten Reformationsentwurfes des Rigaschen Erzbischofs Wilhelm von 1546 beschrieben (der selbstverständlich nur für das Erzstift bestimmt war).

S. 109—113 zeichnet der Verfasser die Weiterentwicklung der livländischen Frömmigkeit, die nach ihm von der herben und ausgesprochen theozentrischen Betrachtungs- und Denkweise den allmählichen Übergang zu einer entgegengesetzten, d. h. anthropozentrischen hin zeigt. U. a. dienen zur Veranschaulichung jener Wandelung mehrere livländische Grabsteine, wozu aber der Verfasser selbst hinzufügt, daß „auch in Gesangbuch und Agende Stücke verschiedener Herkunft friedlich nebeneinander hergehen" und daß auch noch durchs ganze halbe 16. und 17. Jahrhundert sich Grabmäler finden, in denen die Heilstatsachen zum Teil sogar nach wie vor im Mittelpunkt dargestellt werden (und die somit nicht anthropozentrisch gedacht waren).

Von S. 118 an folgen „Beilagen", die ein Fünftel des Buches bilden. Die erste sind Knopkens Disputationsthesen von 1522 (nebst deutscher Übersetzung), für deren Wiederabdruck aus einem wenig verbreiteten Buche des 18. Jahrhunderts man dem Verfasser nur danken kann.

Die zweite Beilage bilden Bemerkungen zu Burchard Waldis' Spiel vom verlorenen Sohn (1527). Hierin findet S. 136 der Verfasser als Endresultat: „Man kann kaum stärker, als es in diesem Spiel geschieht, den ganzen Nachdruck auf den Vater legen. Das bedeutet aber die entscheidende und entschlossene Wendung zum theozentrischen Glauben " Demgegenüber fällt aber doch die Tatsache auf, daß schon die biblische Parabel selbst dem Vater die entscheidende Rolle im Mittelpunkt zuweist, die Waldis' Spiel eben unverändert gelassen hat. Fruchtbar ist der ganz neue und sehr interessante Nachweis des Verfassers, daß Waldis in der allegorischen Auslegung einiger Teile der Parabel (natürlich nur, soweit das nicht den Gedanken von der Rettung allein aus Gnaden berührt) mit einigen spätmittelalterlichen Bibelkommentaren aus der Bibliothek des Rigaschen Franziskanerklosters übereinstimmt, während er an andren Stellen, nämlich sobald es sich um seinen Grundgedanken, Erlösung aus lauter Gnaden allein, handelt, von jenen abweicht. Im übrigen versteht Waldis schon laut dem Textzusammenhang seiner auf S. 129 zitierten Einleitung unter „Vätern" die von im selbst genannten „Origenes, Augustinus" usw. Das schließt natürlich nicht aus, daß er in praxi jenen

spätmittelalterlichen Büchern folgte, die ihrerseits wieder auf die genannten Väter zurückgehen dürften. Auch sieht es so aus, als ob an zwei der von Pohrt zitierten Stellen dieser Zusammenhang fortfällt: denn die „Gerechten und die Sündervölker" des Kommentars sind doch offensichtlich nicht gleichbedeutend mit den „Alten und Jungen", oder dem werkgerechten und dem werklosen Sohne des Spieles von Waldis, und dieser legt doch die in der Parabel erwähnten Schuhe garnicht als „Geduld im Ertragen von Widerwärtigkeiten" aus, wie es der mittelalterliche Kommentator tut. Aber im übrigen ist Pohrts neuer Fund ein Gewinn.

Sehr willkommen ist endlich die treffliche Widergabe des Holzschnittes aus dem einzigen erhaltenen Exemplar von Waldis' Spiel in der Wolffenbütteler Bibliothek.

Alles in allem haben wir in Pohrts Buch eine livländische Reformationsgeschichte erhalten, wie sie noch niemals dargestellt worden ist. Daß, neben den religionsgeschichtlichen Untersuchungen, auch die dennoch notwendige sog. „äußere" Geschichte ihr Recht fordert, das hat auf dem verfügbaren engen Raum den Autor allerdings in Schwierigkeiten versetzt, die augenscheinlich nicht ganz überwunden sind; insbesondere ist m. M. n. die Periode nach 1528 zu kurz gekommen. Im großen ganzen ist es aber verständlich, daß der Verfasser sich nach Möglichkeit der Nötigung entzieht, von andren Darstellern schon Behandeltes nochmals, im Auszuge, zu berichten, und statt dessen sich so viel als möglich seiner selbständigen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise hingibt, zumal diese von uns bisher ganz vernachlässigt war. Wird man auch hier manche Einwände machen, so bleibt als Gesamtgewinn doch dies: daß der Verfasser in der livländischen Reformationsgeschichte Fragen und Probleme gefunden hat, die vor ihm von keinem der andren Darsteller, den Referenten nicht ausgenommen, gesehen worden sind.

L. Arbusow

Julius Forßman, Rationalismus und Intuition in H. von Kleists Seelenhaltung und Dichtung. Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga, Bd. III, Nr. 3, Riga, Verlag der Buchhandlung G. Löffler, 1928. 63 Seiten.

In der vorliegenden Arbeit, die aus einer Festrede, gehalten am 21. Oktober 1927 zu der von der Herder-Gesellschaft veranstalteten Kleist-Feier, hervorgegangen ist, sucht der Verfasser, wie es auch der Untertitel der Abhandlung andeutet, eine Einführung in das Kleist-Problem zu geben, das in der von ähnlichen Spannungen angefüllten Gegenwart das Interesse weiterer Kreise wie der Forschung auf sich lenkt.

Hierbei wird der Bezirk der neueren Kleist-Literatur, deren überquellender Reichtum in dem „Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft" (Verlag Weidemann, Berlin) eine sammelnde und sichtende Zusammenfassung erfährt, durchmessen und der Versuch gemacht, ihn unter den im Titel gegebenen Gesichtspunkt zu stellen. Indem der Verfasser dem Faden des verschlungenen Lebensweges, den der an heißem Streben und Irrungen Reiche wanderte, folgt, ist er zugleich bestrebt, Kleists rationalistischen Wesenszug aufzuweisen, diesem dessen Drang zum „romantisch Irrationalen" gegenüberzustellen, und weiter zu zeigen, wie der tief innerliche Kampf gegensätzlicher Tendenzen zu einer Spannung unerhörter Schärfe führte, die die Unruhe seines Geistes in gärendem Aufruhr wandelte und die sterbliche Hülle des todesmutigen Ringers unter der Wucht des Durchlebten erbeben ließ. Zeitweilig, nur vorübergehend gelang dem Dichter die Synthese. So stellt sich im Lichte dieser Abhandlung die geistes-

geschichtliche Leistung Kleists zu einem großen Teile dar als ein Ringen um Ausgleich von Rationalismus und Romantik. Zwei Zeittendenzen kämpften in ihm.

Nachdem der Verfasser ein anschauliches Bild von der rationalistischen Struktur des Dichters entworfen, im Zusammenhang damit die Bedeutung Kants, Fichtes für das geistige Leben Kleists beleuchtet, die Stellung zu Goethe umrissen, den Gegensatz: Individualismus—Gemeinschaftsgefühl erörtert und weiter die Seelenhaltung des Dichters gegenüber den hohen Gütern der Menschen, wie Sittlichkeit, Gott, Vaterland zu klären gesucht, indem der Verfasser die Behandlung der genannten Fragen jeweils in den Fluß seiner biographischen Darstellung einbettet, wendet er sich darauf dem Todesproblem zu. In diesem Zusammenhang weist Forßman auf die tiefschürfende Arbeit Ungers: Herder, Novalis und Kleist. Studien über die Entwicklung des Todesproblems, 1922 hin, desgleichen u. a. auf das packende Gemälde St. Zweigs: Der Kampf mit dem Dämon: Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Inselverlag, Leipzig 1925.

Zu der Frage des Einflusses, den Adam Müller, der Verfasser der „Lehre vom Gegensatz" (1804), auf Kleist geübt, äußert sich Forßman im Sinne J. Nadlers, der u. a. in seinem Festvortrag vom 20. November 1927, gehalten im Deutschen Theater zu Riga, diesen Einfluß unterstreichend, hervorhob, daß Adam Müller dem Dichter einen entscheidenden Anstoß gab in der Entwicklung vom Individualismus zum Gemeinschaftsgefühl.

Der Ansicht Nadlers aber, daß Kleist, von Fichtes Lehre entwurzelt, „in immer engeren Kreisen auf die römische Kirche" zutrieb, glaubt Forßman nicht beipflichten zu können. Der Ausruf: „. Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden" (Forßman 13) scheint dem Verfasser weniger ein Ausdruck religiöser Überzeugung, als entsprungen aus der „Sehnsucht nach Frieden und Vergessenheit eines Menschen, der das seelische Gleichgewicht eingebüßt hat".

Parallel den bezeichneten Fragen laufen stilistische Erörterungen. Eine Verwandtschaft mit Stil und Geistesrichtung des Barock wird hervorgehoben, u. a. darauf hingewiesen, daß J. Petersen an Kleist Eigentümlichkeiten des dramatischen Stils erkennt, die bis in das frühgermanische Reckentum hineinreichen und Analogien in der frühgermanischen Tierornamentik aufweisen. Verschlingungen und Wiederholungen der Personen- und Sachnamen, ein Merkmal des Stabreims wie auch Kleist eigen, geben dem Stil einen leidenschaftlichen Atem der Unruhe.

Hier stehe der vom Verfasser (nach H. Naumann, Frühgermanentum, 1926, S. 77) angeführte Hymnus auf Gott aus Bedas „Historia ecclesiastica" in neuhochdeutscher Übertragung:

1. Nun sollen wir den Hüter / des Himmelreichs preisen,
   Gottes Macht / und seines Mutes Gedanken,
   Ruhmvaters Werk, / wie er der Wunder jedes,
   Der ewige König, / von Anfang bestellte.

2. Er schuf zuerst / den Erdenkindern
   Den Himmel zum Dach, / der heilige Schöpfer.

3. Dann hat Mittelgart / der Menschheit Hüter,
   Der ewige König, / eingerichtet
   Den Völkern der Erde, / der Fürst, der allmächtige.

Als Vergleich — eine Stelle aus dem bekannten Monolog des Prinzen von Homburg:

Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,
Du, der der Windeshauch den Schleier heut,
Gleich einem Segel, lüftet, roll' heran!
Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift;
Ein Pfand schon warfst du, im Vorüberschweben,
Aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab:
Heut, Kind der Götter, such' ich, Flüchtiges,
Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um.

(Forßman. 35.)

Welche bewegte Unruhe und leidenschaftliche Wucht im Stil, der seine Wurzeln in grauer Vergangenheit zu haben scheint!

Aus dem Gesagten erhellt, in welche Fülle aktueller Kleist-Probleme die vorliegende Arbeit einführt. Otto von Petersen

D. Traugott Hahn †. Professor an der Universität Dorpat. Ein Lebensbild aus der Leidenszeit der baltischen Kirche von Anny Hahn. Herausgegeben von Pastor Wilhelm Ingelstein, Düsseldorf. Eugen Salzer, Heilbronn 1928.

Dieses von der Frau des ermordeten Dorpater Professors und Universitätspredigers gezeichnete Lebensbild läßt den Leser einen tiefen Blick in die letzten, geheimsten Beweggründe dieser Persönlichkeit und in die entscheidendsten Stunden dieses Lebens tun. Dürfen Außenstehende davon überhaupt etwas wissen; erfahren wir da nicht zuviel von Hahns Leben und Sterben? Die Frage wäre berechtigt, wenn, wie das bei Biographien zu erwarten ist, die geschilderte Persönlichkeit alles Interesse des Lesers nur für sich beanspruchen würde. Dies aber ist das Entscheidende bei dem vorliegenden Lebensbilde: der Blick des Lesers gleitet von der Person Hahns immer wieder ab, um bei der metaphysischen Wirklichkeit, als deren Werkzeug Hahn sich selbst verstand, festgehalten zu werden. Ein Jahr vor seinem Tode spricht Hahn in einer Predigt den Gedanken aus, das Martyrium werde von den Christen je und je gefordert, damit die Welt von der Wahrheit und Wirklichkeit des Christentums eine Tatpredigt vernehme. Das Buch vermittelt uns die Tatpredigt Hahns. Ist es Hahns Tat gewesen? Vor diese Frage wird der Leser gestellt und wird gezwungen, von der Beurteilung der Person Hahns abzusehen und Stellung zu nehmen zur Wirklichkeit Christi. Für Hahn selbst war diese Wirklichkeit der tragende Grund seines Lebens und Sterbens Dieser Glaube ist auch der Schlüssel für das Verständnis der einzelnen im Buche gezeichneten Lebensabschnitte und Arbeitskreise dieses Mannes. Ob es sich um Hahns Einstellung zum Beruf des Predigers, des Seelsorgers oder des akademischen Lehrers handelt, oder ob wir von Hahns Auffassung der Ehe hören, oder ob wir Hahn bei seiner Arbeit, im Familienkreise, oder bei den schweren und schwersten Entscheidungen seines Lebens, etwa der über „Bleiben oder Fliehen" im Dezember 1918, beobachten, überall steht das Bekenntnis zu der Wirklichkeit Christi im Vordergrunde.

Wir können für dieses Buch heute ganz besonders dankbar sein. Allem Anschein nach vermag heute religiöse Problematik das Interesse weiter Kreise

zu wecken. Hier ist nichts von Problematik, nichts von mehr oder weniger scharfsinnigen dialektischen Paradoxien zu finden. Das Buch verschont den Leser mit „Fragen" und führt ihn statt dessen in seiner schlichten, großen Art zur oben genannten Frage nach der Wirklichkeit Christi. Dem Buche wäre die weiteste Verbreitung in unseren religiös indifferenten und auch in unseren religiös interessierten Kreisen zu wünschen.

Arnold Schabert

M. A. Aldanoff: Das Rätsel Tolstoi. Aus dem Russischen übertragen von R. Frhr. v. Campenhausen. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1928.

Dieses Buch ist bedeutsam durch sein Thema, seine Ausführung und durch die Person seines Verfassers. Wir erfahren aus einer verdienstvollen Vorbemerkung des Übersetzers, daß dieses Buch über den Prediger des Nicht-Widerstehen-Sollens ein Mann schrieb, der entschieden und in vorderster Front in den schonungslosen politischen und militärischen Kämpfen um Rußland stand; ein Republikaner und anscheinend ein Liberaler wenn auch nicht dem Typus, so doch der Doktrin nach.

Aldanoff löst das Rätsel Tolstoi nicht. „Wer vermag zu sagen, er hätte Leo Tolstoi begriffen?" Liegt die Erklärung dieses nicht verschleierten Verzichtes vielleicht trotz aller Schärfe der Sichtung Tolstoischen Gedankengutes in liberalistisch angelegtem Denken? In der Taktik, Probleme konsequent und scharfsinnig bis zur Entscheidung heranzuführen, aber eben nur *bis* zu ihr?

Was wir aus der Darstellung Tolstois durch Aldanoff an Tatsächlichem erfahren, ist kaum neu. Aber wahr und lebensnah ist die Erfassung dieser unerhörten Erscheinung Leo Tolstoi eben als Rätsel, als etwas Inkommensurables, im letzten Grunde nicht zu Deutendes. Diese Auffassung des Menschen Tolstoi mit seinem Widerspruch ist tiefer und ernster, als die oft beliebte, etwas bequeme Bagatellisierung des Denkers und Moralisten in seiner immerhin imposanten Unzulänglichkeit auf Kosten des Künstlers.

In abgerundeten, knappen, scharf pointierten Abschnitten zeigt Aldanoff das Denken Tolstois über Wissenschaft, Gott und Mensch, Leben, Liebe und Tod Macht und Besitz.

Wo Aldanoff wertet und richtet, können Einwände nicht immer zurückgestellt werden, so bei seiner Auseinandersetzung mit der moralischen Tendenz in „Anna Karenina" die ausgedrückt ist in der berühmten Überschrift: „Die Rache ist mein, ich will vergelten" „Eine rätselhafte Überschrift!" ruft Aldanoff. „Das Gericht über die Helden in „Anna Karenina" ermangelt der elementarsten Gerechtigkeit, ohne die sich jenes endgültig in eine Lotterie verwandelt" „Die Gleichheit aller Menschen vor der Macht des gemeinsamen Gesetzes ist die elementarste Bedingung auch des schablonenhaftesten Begriffs der Gerechtigkeit; es ist das ABC des Liberalismus Und diese Bedingung ist in „Anna Karenina" auf das Gröblichste verletzt worden" Eine merkwürdige Deduktion! Sollte Tolstoi das Walten der göttlichen Gerechtigkeit mit dem ABC des Liberalismus haben gleichsetzen wollen?!

Und wenn auch: Aldanoff vergißt, daß er selber die unübertreffliche Charakteristik der Werke Tolstois gegeben hat: „Diese wunderbaren Bücher leben ein selbständiges Leben, das unabhängig ist von dem, was der Autor in sie hineingelegt hat, hineinlegen wollte; sie weigern sich, sich seinem Willen mit dem sonst in solchen Fällen üblichen Gehorsam unterzuordnen."

Aldanoff resumiert die Grundidee des Romans „Anna Karenina": „Wir sehen wahrhaftiges Leiden, brennendes, unverfälschtes Leiden, aber Schuldige sind keine da."

Über diesem Leiden — wie über allem Schicksal — steht jenes Motto. Es schließt ein Richten nach dem ABC des Liberalismus, das doch auch ein ABC des Allzu-Menschlichen ist, eben ein ABC ist, aus. Offenbart sich nicht Verständnislosigkeit, wenn Aldanoff schreibt: „Sind wir nicht berechtigt anzunehmen, daß der in dem Epigraph des Romans zum Ausdruck gebrachte Gedanke mehr einem boshaften Spott ähnelt als einem gerechten göttlichen Urteil?"? Jenes feierliche Wort der Schrift scheidet doch gerade menschliche Gerechtigkeit (das ABC des Liberalismus) und göttliche Gerechtigkeit, „die da höher ist als alle Vernunft".

*

Die Übersetzung ist mit bewährter Einfühlung, Liebe und Kunst von R. Freiherrn v. Campenhausen besorgt worden. Einige Druckfehler (z. B. „éternal" statt „éternel" S. 22 Zeile 23; im englischen Zitat S. 25 „remonte" statt „remote"; „murra" statt „mourra" S. 71 Zeile 6. S. 76, Zeile 3 von unten, ist das Wort „je" ausgelassen) und Unebenheiten (S. 85, Zeile 10 von oben, „augenscheinlich" statt „durch den Augenschein") wären bei einer Neuauflage auszumerzen.

A. v. St.

Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1929. Herausgegeben von der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbande deutscher Vereine in Estland. Verlag der Buchhandlung G. Loeffler, Riga. 200 S.

Das Jahrbuch, die alljährliche Publikation des baltischen Deutschtums, enthält die gewohnten Kapitel: Berichte aus deutschbaltischer Kulturarbeit in Lettland und Estland, aus der deutschen Arbeit in Litauen, aus der baltischen Arbeit in Deutschland; das Kapitel „Aus baltischer Geistesarbeit"; die Totenliste; die Chronik (1. Okt. 1927 bis 1. Oktober 1928); die Verzeichnisse der deutschbaltischen Organisationen in Lettland, Estland und Deutschland, der baltischen periodischen Druckschriften und baltischer Neuerscheinungen. Es ist auf diese Weise zugleich Handbuch, Nachschlagewerk und Arbeitsbericht; um es mit dem täglichen Leben noch fester zu verbinden und in den praktischen Gebrauch einzuführen, ist ihm, wie immer, ein Kalendarium beigegeben.

Besonders hervorgehoben seien folgende Aufsätze:

Wilhelm von Ruediger schreibt den Einleitungsaufsatz über Grundlagen und Entwicklung der deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland. Der Aufsatz enthält einen ernsten Hinweis auf die Unvermeidlichkeit des Abbaus in unserem deutschen Schulwesen — falls nicht in letzter Stunde noch die fehlenden Anschlüsse an die Selbstbesteuerung erfolgen.

Werner Hasselblatt widmet den „Zehn Jahren deutschbaltischer Politik in Estland" eine schöpferische Betrachtung, die das Wesen der baltischen politischen Einstellung untersucht, auf die Erneuerung unseres heimatlichen Sendungsgedankens hinweist und mit einem Bekenntnis zu aufbauendem Aktivismus schließt.

Andreas von Antropoff, Professor an der Universität Bonn, schildert das Leben der Balten im Rheinland und in Westfalen und ihre bewußte Eingliederung in die allgemeindeutsche Erneuerungsbewegung, die es ihnen ermöglicht, in der neuen Heimat der alten zu dienen.

Bernhard Hollander zeichnet ein schönes, lebendiges Bild von der Wirksamkeit Bischof Alberts, dessen Lebenswerk die Grundlage baltischen Daseins geworden ist. Am 17. Januar 1929 vollenden sich seit seinem Todestage 700 Jahre. Auch die „Baltische Monatsschrift" bringt im Januar einen Aufsatz zu diesem Tage.

Wolfgang Wachtsmuth stellt in einem kurzen, inhaltsreichen Aufsatz die Bolschewistenzeit in Riga dar, deren zehnjähriges Gedächtnis sich im Januar in allen, die sie erlebten, erneuern wird. Der zweite Teil dieser Aufzeichnungen erscheint im Januar- und Februar-Heft der „Baltischen Monatsschrift"

Zum Schluß sei auf die Zeittafeln der Baltischen Landeswehr und des Baltenregiments hingewiesen, deren Zweck es ist, die äußeren Daten dieser großen Zeit zu bleibendem Gedächtnis festzuhalten.

Aus deutschen Zeitschriften

Auslese von Aufsätzen Oktober—Dezember 1928

„Wider das Geschlecht der Melanchthoniden", von Dr. Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum, Dezember)

„Karl Barths Entwicklung", von Paul Haarmann (Deutsches Volkstum, Dezember)

„Nachklänge zum Dürer-Jahr", von (Dr.) R. v. E(ngelhardt) (Aus deutscher Geistesarbeit, Reval, Nr. 23)

„Ludwig Richter", von Kurt Matthies (Deutsches Volkstum, Dezember)

„Selma Lagerlöf zum 70. Geburtstage", von Theophile von Bodisco (Deutsche Rundschau, November)

„Neue Romane", von Werner Bergengruen (Deutsche Rundschau, November)

„Frank Wedekind", von Dr. Joseph. Papesch (Deutsches Volkstum, November)

„Berlins kulturelle Funktionen", von Dr. Rudolf Fischer (Deutsches Volkstum, November)

„Die Stadt", von Adalbert Erler (Der Ring, Heft 48, 25. November)

„Literatur zum Thema, Das Proletariat", von Erich Brock (Der Ring, Heft 50, 9. Dezember)

„Fratzen und Larven", von Dr. Eugen Schmahl (Der Ring, Heft 46, 11. November)

„Vor zehn Jahren", von Harald von Rautenfeld (Baltische Blätter, Nr. 23, 1. Dezember)

Aus Büchern

Große Gesinnungen und Gedanken sind uns eigentlich immerfort nötig, wenn das graue Netz des täglichen Lebens sich nicht über uns zusammenziehen und seine Farbe auf uns übertragen soll. Goethe

* * *

Der geistige Wiederaufbau kann nicht mit einem überdrüssigen Abrücken von dem, was war, oder mit einem blinden Verherrlichen des verlorenen Glückes beginnen. Wir müssen dem Gestern entschlossen und unerbittlich gegen uns selbst ins Auge blicken, denn dieses Gestern ist – wir mögen es wollen oder nicht – doch immer der Ausgangspunkt für das Heute und das Morgen. Wenn wir vorwärts streben wollen, bedürfen wir der Klarheit über das, was hinter uns liegt. Friedrich Stieve

Bei der Schriftleitung eingegangene Bücher

Besprechung vorbehalten

Akademisches Jahrbuch der deutschbaltischen Studentenschaft. 2. Jahrgang. 1928.

Otto von Gruenewaldt: Kindheitsparadies und Domschule. F. Wassermann, Reval 1928.

Monika Hunnius: Aus Heimat und Fremde. 1928. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn.

P. N. Krasnow: Eroica. Roman aus der Zeit der Napoleonischen Kriege. Einzige berechtigte Übersetzung von R. Frhr. v. Campenhausen. 2 Bde. München bei Georg Müller.

Emil Rathlef: Blütenstaub. Gedichte. Verlag von J. G. Krüger Ant. Ges. Dorpat.

Ludwig Scholz, Dr. h. c.: Deutsche Kolonialgegner. 1928, Verlag A. Dressel, Akadem. Buchhandlung, Dresden — A. 24.

A. Winkler: Aus der Frühzeit des Estländischen Zeitungswesens. Reval 1929. Estländische Druckerei A.-G. (vorm. J. H. Gressel).

Baron Wilhelm Wrangell: Geschichte des Baltenregiments. F. Wassermann, Reval 1928.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Reinhard Wittram

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 1 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Bärentöterstr. 13, W. 9, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

W. Wulffius: Entstehung und Gefährdung des baltischen Gemeinbewußtseins . . . 3

Dr. R. Wittram: Die Generation von 1919 . . . 9

Abgeordneter W. Hasselblatt: Gedanken über Sicherung des baltischen Raumes . . . 12

Dr. M. H. Boehm: Baltentum und Außendeutschtum . . . 23

W. Baron Wrangell: Die Verschleppung nach Sibirien im Jahre 1918 . . . 31

Ed. von Stackelberg: Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik . . . 40

Politischer Brief: Das Ende der Opposition in der Kommunistischen Partei (Axel de Vries). . . . 46

Umschau: Protestantischer Kultus und musikalische Erneuerungsbewegung — Alt- oder Jungbaltisch? — Russische Orientierung — Monaco, Wikingertum und baltisches Allerlei — Deutsche Theaterkritik — Herdflammen . . . 53

Bücherbesprechungen: M. Hausenberg: Matthias Grünewald (Loeffler). K. Haushofer: Grenzen (Boehm). B. Hollander: Geschichte der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung. Jahrbuch des baltischen Deutschtums. Akademisches Jahrbuch der deutsch-baltischen Studentenschaft . . . 59

DAS MEMELGEBIET ALS RANDSTAATENPROBLEM

von **R. Schierenberg**

190 Seiten
9 Karten
Leinen RM. 10.–

SCHIERENBERG, Schüler von Prof. Haushofer, gibt in diesem Buch das deutsche Standwerk über die Memelfrage, das bedauerlicherweise vorher vollständig fehlte. Neben wissenschaftlicher Sorgfalt, die das Werk auszeichnet, aber nirgends so hervortritt, dass sie den nicht fachwissenschaftlich Eingestellten stört, gibt Schierenberg auf Grund langjährigen Quellenstudiums und ausgezeichneter Informationen die erste intime Darstellung der Ereignisse, die zum Überfall der Litauer und zum Verlust des Memelgebietes führten. Das Buch enthält die wichtigsten Dokumente im Wortlaut.

DIE SOWJETUNION NACH DEM TODE LENINS

von **Axel de Vries**

Broschiert RM. 4.50
Leinen RM. 6.–

Die Darstellung des neuen Russland, wie sie Axel de Vries hier gibt, ist das Beste, was in deutscher Sprache über dieses Thema geschrieben wurde. Klar und übersichtlich entrollt der Verfasser, ein vorzüglicher Kenner der russischen Verhältnisse, ein Bild des kommunistischen Russland, wie es anschaulicher garnicht denkbar ist. Wer sich über die Zustände im heutigen Russland unterrichten will, der braucht nur zu diesem vorzüglichen Buch zu greifen.

Politische Wochenschrift.

RUSSISCHE SKIZZEN

von **ERICH OBST**

252 Seiten, 174 Abbildungen, 1 Karte. Leinen RM. 8.50

Wenn irgend ein Buch über Sowjetrussland existiert, das sine ira et studio geschrieben ist, so ist es dieses. Nicht für — nicht gegen, sondern wissenschaftlich gerecht; so hat Obst geforscht, und so hat er geschrieben und geurteilt. *Düsseldorfer Zeitung.*

Professor Obst erscheint völlig vorurteilsfrei und ist dabei erfüllt von jenem notwendigen und warmen Interesse und jener inneren Sympathie für Russland und seine Bewohner, ohne welche es nun einmal nicht möglich ist, alle Primitivitäten und eigenartigen, oftmals drückenden Schwierigkeiten des russischen Lebens hinzunehmen. *Weltwirtschaftliches Archiv.*

Immer fesselnd geschrieben, manchmal zu wirklichen Kabinettstücken der geographischen, ökonomischen und sozialen Betrachtung aufsteigend, bietet bereits der Text eine grosse Fülle des unmittelbar Geschauten und innerlich Verarbeiteten: die aussergewöhnlich grosse Zahl der Bilder ergänzt ihn in jeder wünschenswerten Weise. *Deutsche Allg. Zeitung.*

KURT VOWINCKEL VERLAG G. M. B. H. BERLIN

Balt. Cellulose - Fabrik

Akt. - Ges.

Schlock bei Riga

Cellulose-  Papier

Kontor: Riga, Gr. Sandstr. 27

Fernspr. 22298, 20609. Telegr.: Cellulose — Riga

Fabrik - Fernspr. 22208

Wir empfehlen

unsere Cigarren:

Cabriola

Regente

Ingenia

Victoria Regia

Gut im Brand, mild im Geschmack, vorzügliches Aroma.

Moderne Formate — elegante Verpackung.

Cigarrenfabrik Mündel & Co., A.-G., Riga.

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 2/3 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Bärentöterstr. 13, W. 9, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50. für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

W. Baron Wrangell-Reval: Die Politik der Esten 1917—1918 65

Dr. R. von Engelhardt: Was lehrt uns die Geschichte? 68

Pastor Dr. H. Girgensohn: Ehe, Haus und Familie 78

Dr. E. Kroeger: Zur Mentalität des baltischen Studenten 95

W. Wachtsmuth: Adel und Literatentum 101

A. von Oettingen: August von Oettingen 114

Ed. von Stackelberg: Von deutscher Landflucht und englischer Agrarromantik 150

Umschau: Gotische Renaissance / Versöhnungswille und Rechtsüberzeugung / Der Domkirchenprozeß in der Rigaschen Zeitschrift für Rechtswissenschaft / Neue Hebung baltischer Geistesschätze / „Abendland" und Nationalitätenfrage / Aus der „guten alten Zeit" 158

Professor D. K. Graß-Dorpat † 170

Bücherbesprechungen: Studien über Sowjetrußland / H. Blüher: Die deutsche Position / J. N. Daniloff: Dem Zusammenbruch entgegen / W. Eckert: Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus / Winkler: Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum 172

Aus deutschen Zeitschriften: Auslese von Aufsätzen Januar—März 1928 184

Veröffentlichungen des „Ausschusses für Minderheitenrecht"

Herausgegeben von Dr. Max Hildebert Boehm

Dr. **Joseph L. Kunz**, Die völkerrechtliche Option (2 Bände)

Gerhard Fenner und Dr. **v. Loesch**, Die neuen Agrargesetze der ost- und südosteuropäischen Staaten (erster Band erschienen, zweiter Band in Vorbereitung)

Prof. Dr. **Paul Rühlmann**, Das Schulrecht der deutschen Minderheiten in Europa

Landgerichtsrat a. D. **Albrecht Rogge**, Die Verfassung des Memelgebietes

Pater Dr. **Theodor Grentrup**, Nationale Minderheiten und katholische Kirche

Demnächst erscheint:

Pater Dr. **Theodor Grentrup**, Katholisches Kirchenrecht bei den deutschen Minderheiten Europas

Geschäftsstelle: Berlin W 30, Motzstraße Nr. 22 I

„Baltische Stimmen"

Die Baltische Wochenzeitung für Stadt und Land

Mit Bilderbeilage

Schriftleitung: **H. von Berg - Dorpat**; Vertreter der Schriftleitung in Riga: Dr. **E. von Sivers**

Inhalt: Auslandrundschau, Rigaer und Revaler Wochenschau, Deutschlandbericht, wirtschaftliche Beiträge, Feuilleton usw.

Annahme von Anzeigen und Abonnements: Geschäftsstelle Dorpat, Wallgraben 4, Postfach 46. In Riga: Buchhandlung A. Kadner, gr. Pferdestraße 21, und Buchhandlung G. Löffler, Kaufstraße 1.

Bezugspreis (monatlich): in Estland EKr. —.35, in Lettland Ls —.90, in Deutschland RMk. 1.—

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

11. Jahrgang

Die Baltischen Blätter sind das Vermittlungsorgan zwischen den baltischen Provinzen und den Balten in Deutschland. Aus dieser Stellung ergibt sich Kreis und Umfang ihres Inhalts. In erster Linie sollen sie die baltischen und reichsdeutschen Leser in Deutschland über die Zustände und Lage im Baltikum orientieren, dann aber auch im Rahmen der gesamtbaltischen Interessen der Stimme der Balten im Reich Ausdruck verleihen.

Die Baltischen Blätter erscheinen **zweimal monatlich. Bezugspreis** pro Quartal **Ls 2 —**. Einzelnummer **Ls —.40.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch die **Schriftleitung Baltische Blätter**, Berlin W 62, Kurfürstenstrasse 101 I, und den **Baltischen Verlag und Ostbuchhandlung G. m. b. H.**, Berlin W 30, Motzstrasse 22.

Probenummer kostenlos

Balt. Cellulose-Fabrik

Akt.-Ges.

Schlock bei Riga

Cellulose- **Papier**

Kontor: Riga, Gr. Sandstr. 27

Fernspr. 22298, 20609. Telegr.: Cellulose — Riga

Fabrik-Fernspr. 22208



Freude machen

Sie andern und sich selbst mit einem guten Buch. Sie finden bei uns das Richtige für den Mann, die Frau, das Kind. Ein Buch als Konfirmationsgeschenk hat bleibenden Wert.

Buchhandlung **G. Löffler,**
Kaufstrasse 1.

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche
kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); **in Lettland:** Ed. Petzholz; **im übrigen Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Pirmā Rigas Savstarpigā Kreditbiedriba
(Erste Rigaer Gesellschaft gegens. Kredits)

Riga, Grosse Sandstrasse Nr. 8/10
im eigenen Hause.

Mitglieds-Anteile	Ls	185.000.—
Garantie-Kapital der Mitglieder	„	1.850.000.—
Reserve-Kapitalien	„	1.486.000.—

Ausführung sämtl. bankgeschäftl. Transaktionen.

Annahme von Depôts zur Aufbewahrung und Verwaltung.

Vermietung eiserner Schrankfächer (Safes).

Aufbewahrung von Wertgegenständen, Gold- und Silbersachen in verschlossenen Koffern und Kisten in den Stahlkammern der Bank.

Telephone: 22100, 22426, 22483.

Direktion: Präses **J. Eberhardt**, Vice-Präses **Ed. Krause**, **Fr. v. Samson, V. Kerkovius, E. Lehmann, C. G. Mast.**
Geschäftsführer: **W. Gramtz, N. Levy.**

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 4 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Antonienstr. 10, W. 12, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

Oberpastor B. Grüner: Die Kirche als Kulturfaktor und als Glaubensobjekt 185

E. Knorr: Die neue deutsche Front 194

W. Baron Wrangell-Reval: Die Politik der Esten 1917—1918 202

A. Baron Vietinghoff-Marienburg: Zum Gedächtnis an die Errettung vor zehn Jahren 223

W. Wulffius: Ein Glaubensbekenntnis Edithas von Rahden 230

* * *: Rußland und wir (Aus dem „Ring") 235

Umschau: Jargondeutsch als nationales Problem / Brückendienst? (H. v. Rosen) / Gegenwartsgenügen / Von der baltischen Denkweise (W. Baron Wrangell) 240

Bücherbesprechungen: E. Frobenius: Mit uns zieht die neue Zeit (R. Walter) / Bischof Meyer: Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche / (W. Stieda) H. v. Rimscha: Rußland jenseits der Grenzen, und K. A. Prinz Rohan, Moskau (H. Frisch) / E. Siewert: Der Sumbuddawald 244



Gegr. 1861

Konditorei und Café

G. Th. Reiner

Riga, gr. Sünderstr. 4

Kuchen, Torten
Kaffeegebäck
Teegebäck, Makaronen
Marzipan
Dessert-Konfekt
Schokolade
Marmelade 2c. 2c.
Bester Qualität

Filiale: Wallstraße Nr. 11

Künstler-Trio
Billard Schachecke

Lest die

„Baltischen Stimmen"

Bezugspreis (monatl.) in Estland E.Kr. —.35;
in Lettland Lat —.90; in Deutschland R.Mk. 1.—

Gemüse-, Blumen- und Viehfutter- **Samen** gut keimende, echte Sorten

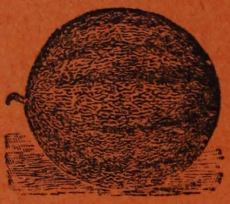
sowie auch **Obstbäume** und alle anderen Pflanzen für Ihren Garten offeriert

C. W. Schoch, Riga

Inhaber: P. Balodis

Riga, gr. Sandstr. 8/10 Postfach Nr. 43. Tel. 23521.

Baumschulen in Kurtenhof Station Salaspils.
Preisverzeichnisse auf Verlangen gratis.



Wie die Saat — so die Ernte!

Erstklassige **Gemüse-, Blumen-,** und diverse

Landwirtschaftliche Samen

Ia Garteninstrumente und Pulverisatore von Ls 1.20 bis Ls 120.—

empfiehlt die

Samenhandlung

Fr. Laßmann

Brihwibas bulw. 1, Riga.

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60,** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga.

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 5 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Antonienstr. 10, W. 12, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

Syndikus E. Knappe: Die erste baltische Wirtschaftskonferenz 249

N. Berdjajew: Die Pseudoreligion des Sozialismus 253

Dr. H. Laeuen: Der Kampf zwischen Volk und Staat um den Boden der preußischen Ostmarken 261

Dr. H. von Rimscha: Väter und Söhne. Ein Beitrag zum Problem der Generationen bei uns Balten 271

R. Mettig: Gedanken zu einer morphologischen Auffassung der Natur 284

A. Katterfeld: Ein kurländischer Kulturpionier. Kulturhistorische Skizze 293

H. Stegman: Notizblätter 300

Umschau: Zum 22. Mai / Erwiderung (H. Baron Foelkersam) 303

Bücherbesprechungen: W. Bergengruen: Das Brauthemd. Das Buch Rodenstein. Das Kaiserreich in Trümmern (O. von Petersen) / A. Spekke: Alt-Riga im Lichte eines humanistischen Lobgedichtes vom Jahre 1595 (A. Bauer) / Zur Entgegnung 306

Deutsche Zentral-Genossenschafts-Kasse

Riga, gr. Pferdestraße 19/21

Garantie-Kapital ca. 6 3/4 Millionen Lat

Günstigste Verzinsung von Spareinlagen
Erteilung von Darlehen gegen gute Sicherheiten

H. A. Brieger, K/G.

Seifen- und Parfümeriefabrik

Gegr. 1849 **Riga, Säulenstr. 10** Tel. 27350

Lavendel-Seife
Lavendel-Eau de Cologne

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60**, ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents**, für Lettland **10 Sant.**, für Deutschland **13 Goldpfennig**, für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

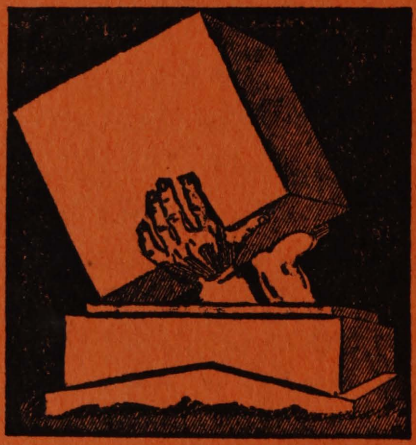
Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Berliner Monatshefte

für internationale Aufklärung

„Die Kriegsschuldfrage"

6. Jahrgang



Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Die bulgarischen Dokumente zum Kriegsausbruch / Englands Kampf gegen die Freiheit der Meere / Die Schuld der serbischen Regierung am Mord von Sarajewo / Holländische Generale zur Kriegsschuldfrage

Die Zeitschrift ist zu beziehen durch die

Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen

Berlin NW 6

Preis des Einzelheftes Mk. 1.50

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga.

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 6 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Antonienstr. 10, W. 12, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

Architekt H. Pirang: Groß-Riga 313

Dr. O. von Petersen: Merkel und Kotzebue 318

R. Mettig: Gedanken zu einer morphologischen Auffassung der Natur 341

B. Hollander: Alter und Jugend 352

Kritik der Fiktionen 357

Noch einiges zur estnischen Politik 1917/18 (Baron Wilhelm Wrangell) 364

Umschau: Der Umschwung in Elsaß-Lothringen und der Osten / Misdroy 1928 / Die Generation der „Älteren Brüder" / Wirtschaftselend 369

Bücherbesprechungen: Graf A. Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter / W. Behling: Aus der Vergangenheit des Stadt-Waisenhauses zu Riga 375

Aus deutschen Zeitschriften: Auslese von Aufsätzen April—Juni 1928 . . 376

Das nächste Heft
erscheint als Doppelheft 7/8 Mitte August

Ost-Europa

Politik

Wirtschaft

Geistesleben

Auslanddeutschtum

Herausgegeben von

Prof. Dr. OTTO HOETSCH
(M. d. R.)

„OST-EUROPA"

Zeitschrift für die gesamten Fragen des europäischen Ostens

im Auftrage der

Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas

in Verbindung mit Otto Anhagen, Berlin; Otto Goebel, Hannover; Arthur Luther, Leipzig; Fritz Karl Mann, Institut für ostdeutsche Wirtschaft, Königsberg; Richard Salomon, Hamburg; Friedrich Schöndorf, Ost-Europa-Institut, Breslau; Hermann Schumacher, Berlin; Max Sering, Berlin; Kurt Wiedenfeld, Leipzig

Das ausgezeichnete Organ zur Erschliessung der Probleme des Ostens

Erscheint monatlich

Vierteljahrspreis 9.— RM.

Verlangen Sie ein unberechnetes Probeheft!

OST-EUROPA-VERLAG
Berlin W 35d und Königsberg i. Pr.

Balt. Cellulose-Fabrik

Akt.-Ges.

Schlock bei Riga

Cellulose-  Papier

Kontor: Riga, Gr. Sandstr. 27

Fernspr. 22298, 20609. Telegr.: Cellulose — Riga

Fabrik-Fernspr. 22208

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung“**)

Das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60**, ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents**, für Lettland **10 Sant.**, für Deutschland **13 Goldpfennig**, für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten“ (Reval Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Lest Bücher: Wissen gibt Macht!

Schenkt Bücher zu jedem Fest!

Buchhandlung G. Löffler

Riga, Kaufstrasse Nr. 1 Tel. 21154

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga.

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 7/8 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Juris Allunan-Str. (Georgenstr.) 3, W. 10, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

Dr. H. Schroeder: Ostlocarno-Gefahr 377

Freiherr E. von Born: Der „Neue Kurs" in Finnland und seine Träger 384

Dr W. Rosenberger-Berlin: Neue Wege politischer Schulung und Disziplin 392

Architekt H. Pirang: Groß-Riga 398

Oberpastor B. Grüner: Kant und der baltische Geist 407

M. von Grewingk: Eine baltische Chopin-Schülerin. 418

Dr. med. E. Kiwull †: Aus dem gesellschaftlichen Leben einer livländischen Kleinstadt um 1800 432

Dr. phil. G. Baron Manteuffel: Paneuropa? (Aus dem „Ring") 437

Oberförster A. Guleke: Hochmoor 441

Umschau: Der Handelsvertrag mit der Sowjetrepublik und die Wirtschaftslage Lettlands (Syndikus E. Knappe) / Vorschläge des Vereins lettländischer Landwirte / Wenn einer eine Reise tut / Aus dem Hotelfenster gesehen / Eindrücke in Lettland / Die Religiosität der Kinder in Rußland 447—456

Bücherbesprechungen: A. Wegener: Herder und das lettische Volkslied (Dr. O. von Petersen) / Acta Wrangeliana 1928 № 1 / Altes und Neues von Carl Hunnius (Dr. B. von Schrenck) / Erwiderung 457—462

„Baltische Stimmen“

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich
Walter Baron Maydell

Bezugspreis (monatlich): mit Zustellung in Lettland Ls —.90, in Estland Kr. — .65, in Litauen Lit 1.80, in Deutschland RMk. 1.—, sonst im Auslande ebenso wie in Deutschland oder Gegenwert von Ls 1.25.

Bezugsbedingung: Das Abonnement gilt bei Ablauf als von Monat zu Monat verlängert, sofern nicht ausdrücklich abbestellt wird.

Anzeigenpreis: Im Anzeigenteil — in Lettland Ls —.20 (zuzügl. Steuer) für die 42 m/m breite Petitzeile oder deren Raum. In Estland: 5 Cent für 1 mm der 42 mm breiten Anzeigenspalte. Für Anzeigen aus Deutschland: 6 Gpf. für 1 mm der 42 mm breiten Anzeigenspalte.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Riga, Herderplatz 1 (im Hause der „Müllerschen Buchdruckerei“).

Sprechzeit der Schriftleitung: werktäglich von 12—1 Uhr.

Balt. Cellulose-Fabrik

Akt.-Ges.

Schlock bei Riga

Cellulose · Papier

Kontor: Riga, Gr. Sandstr. 27

Fernspr. 22298, 20609. Telegr.: Cellulose — Riga

Fabrik-Fernspr. 22208

Wichtige Neuerscheinung

Soeben erschienen:

Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga

III. Band Nr. 1

Erik Svenson

Molekular-statistische Thermodynamik

vom klassischen Standpunkt aus

Preis Ls 5.80 RMk. 4.65

III. Band Nr. 3

Julius Forssman

Rationalismus und Intuition in H. v. Kleists Seelenhaltung und Dichtung

Preis Ls 4.— RMk. 3.20

Verlag der Buchhandlung G. Löffler,

Riga, Kaufstr. 1

Früher erschienene Abhandlungen des Herder-Instituts siehe nächste Seite.

Abhandlungen des Herder-Instituts

I. BAND.

Heft Nr. 1. K. STAVENHAGEN. Herder in Riga.
K. R. KUPFFER. Materialismus, Vitalismus und Relativitätstheorie. Ls. 2.20. Mk. 1.85.

Heft Nr. 2. P. SOKOLOWSKI. Staat und Wille.
Ls. 1.60. Mk. 1.35.

Heft Nr. 3. K. HENTRICH. Experimentalphonetische Studien zum baltischen Deutsch.
Ls. —.90. Mk. —.80.

Heft Nr. 4. O. POHRT. Zur Frömmigkeitsgeschichte Livlands zu Beginn der Reformationszeit. Mit 4 Tafeln. Ls. 3.20. Mk. 1.85.

Heft Nr. 5. R. MEYER. Haloerscheinungen. Theoretische Beiträge zur meteorologischen Optik.
Ls. 5.70. Mk. 4.50.

Heft Nr. 6. K. R. KUPFFER. Grundzüge der Pflanzengeographie des Ostbaltischen Gebiets. Mit 1 Karte. Ls. 15.—. Mk. 12.50.

II. BAND.

Heft Nr. 1. C. A. EMGE. Vernunft und Wirklichkeit bei Hegel. C. von SCHILLING. Studien zur Römischen Agrargeschichte. Ls. 5.80. Mk. 4.65.

Heft Nr. 2. V GRÜNER. Theologische Problematik und prophetische Theologie. Ls. 3.— Mk. 2.40.

Heft Nr. 3. W KLUMBERG. Die Kontinentalsperre in ihrer Auswirkung auf Riga. Ls. 3—. Mk. 2.40.

Heft Nr. 4. O. MASING. Niederdeutsche Elemente in der Umgangssprache der baltischen Deutschen.
Ls. 5.80. Mk. 4.65.

Heft Nr. 5. R. WITTRAM. Die französische Politik auf dem Baseler Konzil. Ls. 5.80. Mk. 4.65.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG G. LÖFFLER
RIGA, KAUFSTR. 1

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung“**)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60,** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); **in Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Wer guten Büchern
Freundschaft hält,
erbaut sich
eine neue Welt.

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga.

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 9 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Juris Allunan-Str. (Georgenstr.) 3, W. 10, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

Abgeordneter W. Hasselblatt: Die Notwendigkeit baltischer Rechtsangleichung 463

A. Unverhau: Die kulturellen Aufgaben des deutschen Theaters in Riga 473

Landrat a. D. Dr. H. Baron Rosen: Ein Friedensfühler 1918 486

Mag. phil. P. Bokowneff: Das Wesen des Russentums . 490

Dr. H. Weiß: Die Domkirche zu Reval im Wandel der Zeiten 510

Prof. Dr. jur. C. von Schilling: Kultur, Recht und Gerechtigkeit . 518

Zur Frage der baltischen Generationenfolge 545

Umschau: Die lettgallische Gefahr / Tolstois Weltanschauung / Leitsätze der ersten baltischen Juristenberatung 552—557

Aus deutschen Zeitschriften: Auslese von Aufsätzen Juli—September 1928 558

Dieses Heft erscheint
in um die Hälfte vermehrtem Umfang

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60,** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); **in Lettland:** Ed. Petzholz; **im** übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Balt. Cellulose-Fabrik

Akt.-Ges.

Schlock bei Riga

Cellulose- **Papier**

Kontor: Riga, Gr. Sandstr. 27

Fernspr. 22298, 20609. Telegr.: Cellulose — Riga

Fabrik-Fernspr. 22208

Berliner Monatshefte
für internationale Aufklärung

„Die Kriegsschuldfrage"

6. Jahrgang



Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Die amerikanischen Dokumente zum Kriegsausbruch / Die Verfasser des „Rapport" zur Kriegsschuldfrage / Unterredungen russischer Botschafter Orlow und Saburow mit Bismarck

Preis des Einzelheftes Mk. 1.50

Vierteljahresabonnement: Inland Mk. 4.—
Ausland „ 4.20

Die Zeitschrift ist zu beziehen durch die

Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen
Berlin NW 6
Postscheckkonto: Berlin 25558

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 10 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Juris Allunan-Str. (Georgenstr.) 3, W. 10, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

A. de Vries-Reval: Estland und Lettland 559

Mag. phil. P. Bokowneff: Das Wesen des Russentums 566

Viktor Hehn: Über den Charakter der Liv-, Est-, Kurländer (1848) 587

G. Casperson: Vom Schultheater und von der Laienbühne in Kurland und Livland . 597

Umschau: Die lettische politische Tagespresse / Ein Museum / Preisausschreiben der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung 620—624

Für die nächsten Hefte

sind u. a. folgende Aufsätze in Aussicht genommen:

W. Wulffius: Zehn Jahre / Prof. D. Dr. J. Haller-Tübingen: Die deutsche Reichsreform / Oberpastor V. Grüner-Riga: Die Jakobikirche in Riga / W. Baron Wrangell-Reval: Der Vormarsch auf Petersburg / Dr. v. Klocke-Münster: Die Abstammung Plettenbergs / Dr. P. Krannhals-München: Der deutsche Charakter unserer Zeitwende / Dr. H. Frisch-Riga: Die humanistische Schule und das Deutschbaltentum / Baltische politische Revue.

Das

Jahrbuch

d. baltischen Deutschtums in Lettland u. Estland

1929.

Herausgegeben von der Zentrale deutsch-baltischer Arbeit in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbande deutscher Vereine in Estland

Erscheint Ende November

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstraße 1

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60**, ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents**, für Lettland **10 Sant.**, für Deutschland **13 Goldpfennig**, für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 11 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Juris Allunan-Str. (Georgenstr.) 3, W. 10, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

W. Wulffius: Zehn Jahre 625

P. Krannhals-München: Der deutsche Charakter unserer Zeitwende 631

Dr. H. Frisch: Humanistische Bildung und Deutschbaltentum 639

Baron W. Wrangell: Der Vormarsch auf St. Petersburg im Oktober 1919 649

G. Casperson: Die Laienbühne 673

Umschau: November / Verschleierungsversuche / Gedanken über den Lutherfilm / Züge im Antlitz heutiger Jugend / Sachkenntnis und Kritik 683

Die ersten Gefechte / Der Baltischen Landeswehr zum Gedächtnis 689

Bücherbesprechungen: Irmela Linberg: Ehe 691

Bücher

sind's Beste bei jedem Feste!

Reichhaltiges Lager an

Geschenkliteratur zu Weihnachten

Buchhandlung G. Löffler

Kaufstraße 1 — Riga — Tel. 21154

„Revaler Bote"

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. **„Revalschen Zeitung"**)

Das deutsche

kulturell, politisch und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60,** ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents,** für Lettland **10 Sant.,** für Deutschland **13 Goldpfennig,** für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten" (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); in **Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

In den nächsten Tagen erscheint:

Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1929



Verlag von G. Loeffler, Riga, Kaufstraße 1

Preis: Lat 2.70
EKr. 2.—
R. Mk. 2.20

Erhältlich in allen Buchhandlungen

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga

Baltische Monatsschrift

Herausgegeben
von
Woldemar Wulffius
Werner Hasselblatt
Max Hildebert Boehm

59. Jahrgang · Heft 12 · 1928

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Zusendungen sind an den Schriftleiter, Riga, Juris Allunan-Str. (Georgenstr.) 3, W. 10, oder an den Herausgeber W. Wulffius, Riga, Schulenstr. 11, W. 14, zu richten. Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60.

Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga, Kaufstr. 1

Giro-Konto: Zentralgenossenschaftskasse, Riga. Postscheckkonto: Riga 1498; Berlin 122784.

Inhalt:

Seite

H. Laakmann: Dorpat 1919—1929 693

Dr. E. von Sivers: Volksgruppe und Berufsschichtung 702

Oberpastor V. Grüner: Die St. Jakobikirche in Riga 711

P. Krannhals-München: Der deutsche Charakter unserer Zeitwende 722

Dr. E. Seraphim: Aus dem Werdegang einer kurländischen Literatenfamilie 728

Landrat a. D. R. von Sivers: Meine Flucht vor den Bolschewisten 732

H. Liebau: Was geschah im Baltikum? Ein Nachwort zum Seltin-Goldfeld-Prozeß. (Aus dem „Ring") 735

Umschau: Zehn Jahre Abstand (Alfred Schönfeldt) / Um den objektiven Standpunkt / „Friedensmäßig"? / Die Wirtschaftspolitik Lettlands 1928 (Syndikus E. Knappe) / Lettgallisches (Ernst Kiwull). 740

Bücherbesprechungen: Prof. Lic. O. Pohrt: Reformationsgeschichte Livlands (Prof. Dr. L. Arbusow) / J. Forßman: Rationalismus und Intuition in H. von Kleists Seelenhaltung und Dichtung (Dr. O. von Petersen) / D. Traugott Hahn. Ein Lebensbild aus der Notzeit der baltischen Kirche (A. Schabert) / M. A. Aldanoff: Das Rätsel Tolstoi / Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland. 749

Aus deutschen Zeitschriften: Auslese von Aufsätzen Oktober—Dezember 1928. 759

„Revaler Bote“

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründ. „Revalschen Zeitung“)

Das deutsche

kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten.

Regelmässige Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen **Ls 3,60**, ohne Beilagen **Ls 2,80.** Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland **6 Cents**, für Lettland **10 Sant.**, für Deutschland **13 Goldpfennig**, für das übrige Ausland **4 amer. Cents.**

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12, Postfach 51); **in Lettland:** Ed. Petzholz; im übrigen **Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Bücher

sind's Beste bei jedem Feste!

Reichhaltiges Lager an

Geschenkliteratur zu Weihnachten

Buchhandlung G. Löffler

Kaufstraße 1 — Riga — Tel. 21154

Soeben erschien:

Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland 1929



Verlag von B. Loeffler. Riga, Kaufstraße 1

Preis: Lat 2.70
EKr. 2.—
R. Mk. 2.20

Erhältlich in allen Buchhandlungen

Papier von der Akt.-Ges. Rigaer Papierfabriken
Umschlagkarton der Baltischen Cellulose-Fabrik, Schlock
Gedruckt in der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga